Digitized by Google

Paed. Pr. 1700

Jugendblätter

Digitized by Google

Digitized by Google

Paed. Pr 1700

Jugendblätter

Herausgegeben

von

Isabella Braun.

Jahrgang 1870.

Erstes Heft.

München, Verlag von Braun & Schneider.

Redaction unter Verantwortlichkeit der Verleger.

New-York bei Fr. Pustet.

Inhalt.

	Seite.
Mutter und Kind. Von Isabella Braun	1
Die Stiefmutter. Von Isabella Braun	3
Die geheimnißvolle Pastete. Von Franz Pocci	26
Memoiren des Kukuks. Von Ch. Rey	37
Charade. Von Friedrich Beck	47

Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Jugendblätter.

Zur Unterhaltung und Belehrung

herausgegeben

von

Isabella Braun.

Mit Beiträgen von: Alfred. Dr. Friedrich Beck. E. Betkowska. M. Becker. Franz Binder. Franz Bonn. Katharina Diez. Auguste von Gäßler. Elisabeth Grube. F. von Hoffnaaß. El. Heinze. Franz von Kobell. P. Utto Kornmüller. Hermann Kurz. Th. Meſſerer. Ch. Rey. Franz Pocci. Karl Rheineck. Heinrich Roßmann. E. Saint-Marie. C. Salesius. Guſtav Tobler. Ottilie Wildermuth. Fritz Zieglwallner. Georg Zirlsperger u. A.

Mit ſechs fein colorirten Lithographien und ſechs Holzſchnitten nach Originalzeichnungen von W. Diez, E. Fröhlich und J. Watter.

Jahrgang 1870.

(16. Jahrgang.)

München.

Braun & Schneider.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Kgl. Hofbuchdruckerei von Dr. C. Wolf & Sohn.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

I.

Gedichte.

	Seite
Mutter und Kind. Von Isabella Braun	1
Das neue Haus. Von Katharina Diez	47
Die Zitherspat'n. Von Franz von Kobell	96
Der armen Kinder Weihnachtsfest. Von Isabella Braun	97
Beim Jahreswechsel. Von Franz Pocci	123
Erinnerung an Tegernsee. Von Georg Zizlsperger	139
Horch' auf den Sturm! Aus dem Englischen nach Anna Proter. Von F. v. Hoffnaaß	174
Nach dem Regen. Von Elise Ris	318
Des Engels Schutz. Von Pia	324
Der Wassermann. Von Hoppichler	335
An die Mutter des Erlösers. Von Augusta von Gäßler	337
Mit Thomas von Kempis. Von Dr. Friedrich Beck	381
Im Garten. Von Augusta von Gäßler	385
'S ist Faschingszeit! Von Isabella Braun	426
Erinnerung. Von Franz Bonn	432
Hohenschwangau. Von Ottilie Wildermuth	433
Schussern. Von Heinrich Roßmann	456
Das unheimliche Licht. Von Augusta von Gäßler	466
Zum Geburtstage der alten Großmutter. Von Isabella Braun	542
Abendhymne. Aus Thomas Moore's „Sacred Songs“ übertragen von Franz Binder	470

Digitized by Google

II.

Erzählungen.

	Seite
Die Stiefmutter. Von Isabella Braun . . . 3. 64. 110. 148. 218.	241
In der Sklaverei. Von Th. Ney . . . . . 49.	124
Die Erzählungen der Großmutter. I Von Elisabeth Grube . . .	91
Die Erzählungen der Großmutter. II. Von Elisabeth Grube . . .	104
Die Oach vo' Guttenzell. Von Franz von Kobell	145
Der Geißbub. Von Th. Messerer.	205
Die Erzählungen der Großmutter. III. Von Elisabeth Grube . . .	262
Selbstbeherrschung	277
Wie das Hansjörgle ein Student wurde. Von Hermann Koneberg 299. 339.	385
In Feuersgefahr. Von Elisabeth Heinze	428
Dem Schulhause gegenüber. Von Th. Messerer	434
Der Erste des Monats. Von Bouilly. Aus dem Französischen übertragen von Alexandra, k. Prinzessin von Bayern	458
Die Erzählungen der Großmutter. IV. Von Elisabeth Grube . . .	513
Die Erzählungen der Großmutter. V. Von Elisabeth Grube . . .	544
Gott weiß, was Dir zum Besten dient. Von C. Salesius . . .	558

III.

Biographien.

Friedrich Overbeck. Von Karl Rheineck	267
Friedrich Händel. Von J. St. I. II. . . . . 289.	354
Sebastian Bach. Von J. St. I. II. . . . . 517.	529

IV.

Reisebeschreibung.

Die Verbannung. Von E. Betkowska . . . . 319. 375. 419.	468

Digitized by Google

V.

Naturgeschichtliches und verschiedene Aufsätze.

Seite

Memoiren des Kukuks. Von Rey 37

Im grünen Wald. Von Alfred.

I. Die Buche 141

II. Die Birke 176

III. Die Tanne 238

IV. Die Esche und Linde 274

V. Die Zitterpappel 275

Kinder und Blumen. Von Michael Becker 216

I. Der März und das Veilchen 281

II. Der April, die Schlüsselblumen und das Sinngrün 312

III. Der Mai, das Maiglöckchen und der Waldmeister 370

IV. Der Juni, die Rose und das Vergißmeinnicht 415

V. Der Juli, die Lilie und das Alpenröschen 508

VI. Der August und Abschied von den Blumen 511

Symbolik der Thiere. Von P. Utto Kornmüller.

I. Der Adler 252

II. Das Lamm 326

III. Der Bock 329

IV. Der Wolf 366

V. Der Schmetterling 400

Die höchste Quelle der Alpen. Von Franz Binder 285

Der Hanichl. Von Franz Pocci 337

Zwei Kornähren. Von Alfred 382

Der Diamant. Von Franz von Kobell 405

Der Hund. Von Gustav Tobler 548

VI.

Dramatisches.

Die geheimnißvolle Pastete. Von Franz Pocci 26

Jung Rubens. Singspiel in zwei Aufzügen. Von Elise von Saint-Marie. Componirt von Karl Greith. I. Akt 179

II. Akt 193

Der verdächtige Kuchen. Lustspiel in zwei Aufzügen. Von Th. Messerer . 481

Digitized by Google

VII.

Charaden. Räthsel. Sinnsprüche.

	Seite
Charade. Von Friedrich Beck	47
Sinnsprüche. Von Seuffert	95. 144
Räthsel aus dem Munde des Volkes	144. 404
Räthsel. Von Friedrich Beck	148. 287. 336. 480
Logogryph. Von Fritz Zieglwallner	178
Versus memoriales. (Neue Maße.) Von Fritz Zieglwallner . .	235
Sprüche der Weisheit. Von Johannes Frank	479. 528

Digitized by Google

Mutter und Kind.

Von Isabella Braun.

(Mit Bild.)

I.

Ich lag am Waldesrand im kühlen Schatten
Und blickte sinnend auf die Sommer-Au —
Die gold'nen Felder und die grünen Matten
Voll bunter Blumen, glänzend noch im Thau.
Ich sah der Sonne mütterliches Walten
Und überall des Segens reiche Spur;
Da drängte mich's, die Hände fromm zu falten
In Lob und Preis der göttlichen Natur.

Und als ich betend nun mein Haupt verneige,
Verkörpert mein Gedanke sich zum Bild:
Es raschelt und es knistert im Gezweige,
Ein Menschenpaar durchschreitet das Gefild;
Die Mutter schiebt den Karren schwer beladen
Von dürrem Reisig für das arme Haus;
Das Mägdlein aber hüpft auf seinen Pfaden
Und pflückt die Blumen sich zum vollen Strauß.

Nun hält in ihrem Gang die Mutter inne,
Sie trocknet ab den Schweiß und athmet schwer;
Da springt mit jubelreichem Kindessinne
Die Kleine mit dem bunten Strauß einher.
In beiden Händen streckt sie ihn entgegen
Dem freundlich lieben Mutterangesicht;
Dann eilt sie wieder fort auf ihren Wegen
Und neue Blumen sich der Finger bricht.

Digitized by Google

Die Mutter lächelt, neigt gestärkt sich nieder
Zur schweren Last nach dieser kurzen Ruh
Und schiebt mit starkem Arm den Karren wieder,
Es geht ja nun der trauten Heimath zu!
Voran der Strauß in ihres Mägdleins Händen —
Erleichtert solcher Blick den schweren Gang;
Doch mich verlangt's den Beiden nachzusenden
Ein Wörtlein noch in meines Liedes Klang.

II.

O Mutterlieb! Du gleichst fürwahr der Sonne!
Vom Morgen bis zum Abend walteſt Du:
Für Dich die Sorge, für Dein Kind die Wonne,
Für Dich die Plage, für das Kind die Ruh,
Für Dich der Reifig, für das Kind die Blüthe,
Für Dich der Schweiß, und für Dein Kind der Thau!
O treue Mutter! wahrlich, Dein Gemüthe
Durchwärmt der Kindheit reines Aetherblau.

Du liebes Kind! (sei's Mädchen oder Knabe),
Nimm dieſes ſchöne Bild zu Herzen Dir.
Dein Strauß verwandle ſich zur Liebesgabe,
Zu Deines Elternhauſes Luſt und Zier.
Dein Freudenſtrauß, gepflückt im Jugendgange,
Verbreitet einen hellen Widerſchein
Auf jeder bleichen, furchenreichen Wange
Und macht vergeſſen manche Sorg und Pein.

In dieſem Freudenſtraußе ſei zu ſchauen
Maßliebchen, Augentroſt, Vergißmeinnicht —
Der Liebe Blümlein aus des Herzens Auen,

Digitized by Google

Die Wonne für das Mutterangesicht.
Ein jedes Lächeln sei der Unschuld Zeichen,
Ein jeder Scherz der Reinheit Unterpfand!
Die Freuden müssen all den Blüthen gleichen,
Hervor gegangen aus des Schöpfers Hand.

So wandelt froh vereinigt nun Ihr Beiden
Der irdischen und ew'gen Heimath zu!
Wer möchte Eines von dem Andern scheiden?
Der Liebe Sorge — und der Liebe Ruh!
Im süßen Tausch von Nehmen und von Geben
Empfange jeder Tag sein Angebind!
Die Weihe Gottes aber möge weben
Daraus ein Band für Mutter und für Kind!

Die Stiefmutter.

Aus Margarethens Tagebuch.

Erzählung von **Isabella Braun.**

Unser Berg erhebt sich hoch über das Thal und von seiner Spitze aus überschaut man die ganze Gegend. Gerade so unverdeckt überblicke ich auch vom Berge meiner nunmehrigen Lebensjahre die Kindheit. Es reihen sich Bilder an Bilder voll heiterer Farbenpracht vor meinen Augen; aber diese kehren immer wieder zu dem Einen zurück, welches von einem schwarzen Rahmen umfaßt wird. Viel wahrheitsgetreuer, als des Malers Pinsel vermöchte, soll meine Feder es entwerfen, und ich will es meinem Tagebuche gleichsam als Titelblatt voransetzen.

Digitized by Google

I.

Verödung.

Etwas geräuschvoll öffnete ich die Thüre zum Schlafgemach der Mutter, denn ich hatte nur die eine Hand frei, weil ich in der andern die Obertasse mit Fleischbrühe trug. „Bst!“ flüsterte mein Vater, welcher neben der Mutter auf dem Bette saß, um sie mit seinen Armen in halb aufrechter Haltung zu stützen. „Bst!“ wiederholte er und erhob zugleich abwehrend die Hand. Ich wollte eben leise zurücktreten, die Mutter war jedoch bereits aus ihrem Halbschlummer erwacht, hatte mich bemerkt, wendete das marmorbleiche Antlitz gegen mich und lächelte. Es war ein beredtes Lächeln voll unendlicher Liebe und Zärtlichkeit. Ich hatte seine Sprache in der letzten Zeit, wo der Mund meiner Mutter nur leise Worte zu hauchen vermochte, verstehen gelernt. Es sagte mir auch jetzt: „Komm her zu mir, mein liebes theueres Kind! meine arme kleine Margarethe!“ — So leise wie man in der Kirche während des Gottesdienstes zum Altare tritt, schlich ich durch's Zimmer, stellte meine Tasse nieder und kniete auf das Schemelchen neben ihrem Bette, so daß mein Haupt mit der Lage ihrer Hand in gleiche Richtung kam. Nun erhob sie dieselbe und legte sie segnend auf meinen Scheitel. Da durchbebte mich die volle Ahnung des Abschiedes. Ich vergrub mein Gesicht in ihrem Bette und schluchzte heftig. Mein armer Vater seufzte tief aus seiner gepreßten Brust. Nach einer Weile fühlte ich meine Hand ergriffen und sie in Papa's Hand gelegt. Wieder verstand ich die ungesprochenen Worte: „Lebt wohl! — ich scheide von Euch! — aber Ihr bleibt beisammen, Ihr gehört einander, tröstet Euch gegenseitig und liebt mich.“

Ja, es war der Abschied. — Schon am nächsten Tage ruhte die Mutter im Sarge von Blumen und Lichtern umgeben. Das Lächeln lag noch auf ihren bleichen Lippen, doch es sprach keine irdischen Liebesworte mehr; es war das Lächeln des himmlischen Friedens; es zog mich auch nicht mehr herbei, o nein, es erfüllte mich mit Grausen, es scheuchte mich von dannen. Verzeih, verzeih, Mama! Ich war ja damals noch ein Kind von acht Jahren.

Und nun folgten Tage voll Unruhe rings um das stille, schwarzbehängte Zimmer. Menschen der verschiedensten Art kamen und gingen.

Man brachte meinem Bruder Richard seinen Traueranzug und mir das erste schwarze Kleidchen mit der Florkrause. Die Nachbarn strömten herbei

Digitized by Google

und begrüßten uns mit theilnehmenden Blicken oder Worten; das ganze Dorf folgte dem Leichenbegängnisse, die Kirche war beim Gottesdienste gefüllt und in den feierlichen Posaunenklang mischte sich mancher Ton des unverhaltenen Schmerzes. Alles, Alles war so neu für uns Kinder, welche an die Stille und Einförmigkeit des Landlebens gewöhnt, sich plötzlich zu Gegenständen der Beachtung erhoben sahen. Der uns betroffene Verlust konnte nicht in vollem Umfange die Kinderseele erfassen; aber nur zu bald sollte uns fühlbar werden, daß wir mutterlose Waisen seien, daß Freude und Gemüthlichkeit keine Stätte mehr in unserem ehemals so glücklichen Familienkreise fanden.

Ja, so lange ich nur denken konnte, die letzten Wochen ausgenommen, hatte unsere große Wohnstube einen glücklichen, frohen Familienkreis umschlossen, besonders an den langen Winterabenden nach vollbrachter Pflichterfüllung, welche unter Tags den Vater in seiner Kanzlei, die Mutter im großen Haushalte und uns Beide in der Schule vollauf beschäftigte. Ich will es versuchen, einen solchen Abend zu beschreiben.

Kaum hatte es zu dunkeln begonnen, als ich in freudiger Eile den blauen, gelb aufgedruckten Tuchteppich vom Tische zog, sorfältig zusammenlegte, währenddem die angezündete Lampe auf die blankgefegte Platte gestellt wurde. Dann schleppte ich Mutters Lehnstuhl auf ihr Plätzchen — Jedes hatte sein eigenes — holte ihren Arbeitskorb, aber auch das Schreibzeug. Richard ließ niemals auf sich warten, er stürmte mit seiner Schultasche herein, denn wir hatten gute Ursache, ungesäumt zu beginnen, um mit unseren Hausaufgaben rechtzeitig fertig zu werden, sonst war's um den frohen Abend geschehen.

Während wir nun schrieben, rechneten oder auswendig lernten, strickte die Mutter, zwischen uns sitzend; aber sie überwachte zugleich sorgfältig unsere Arbeiten, erklärte uns dieses und jenes, überhörte unsere Gedächtnißübungen und nahm es mit Allem so gründlich, daß es zugleich Eigenthum unseres Verständnisses wurde und wir nach Vollendung sicher sein konnten, andern Tages in der Schule zu bestehen, ja, das Gelernte für alle Zeiten, wie ich heute bestätigen kann, zu wissen. Ich saß auch die Erste auf der Mädchenreihe und Richard nahm diesen Ehrenplatz auf der Knabenseite ein. Keine Klage des Lehrers störte den Frieden zwischen Eltern und Kindern und das verdankten wir ganz allein der guten Mutter.

Zum Glücke hatten die Aufgaben stets ein richtiges Maaß; wir konnten, wenn der Zeiger der Uhr gegen die sechste Stunde voranrückte, schon mit dem

Digitized by Google

einen Ohre auf des Vaters hallende Schritte lauschen. Sehr pünktlich trat er ein, den großen Messingleuchter in seiner Hand, dessen brennendes Licht er niemals löschte; ich aber sprang vom Sitze und lief zum Seitentischlein, wo dieser Leuchter abgesetzt worden war, und verdunkelte ihn mit der Lichtscheere. „Verbrannte Kinder fürchten das Feuer", heißt es im Sprichworte. Wir kannten es aus Erfahrung. Einige Male hatten wir unsere Aufgaben noch nicht vollendet. Der Vater wartete eine kurze Weile hinter unseren Stühlen, dann kehrte er zu seinem brennenden Lichte zurück, nahm den Leuchter und begab sich in sein Arbeitszimmer. Jetzt war es aber auch vorbei mit der Abendunterhaltung; er stand nicht mehr vom Schreibtische auf, bis man ihn zum Abendessen rief. Seit diesen Vorkommnissen waren wir rechtzeitig fertig. Schnell ward ein- und abgeräumt, des Vaters Stuhl der Mutter gegenüber gerückt und so saßen wir zwischen den Eltern am runden Familientische.

Eine Weile plauderten wir und erzählten einander unsere Erlebnisse. Nicht die mindeste Scheu fesselte die Kinderzungen, es sprudelten die Worte gleich Wassertropfen aus der Quelle. Wenn es aber nicht so klar und rein war, fing der Vater oder die Mutter das Wort auf und das gab die schönste Gelegenheit zu guter Lehre und Zurechtweisung.

Nachdem wir uns gehörig ausgeplaudert hatten, brachte der Vater ein Buch zum Vorschein. Sogleich stand Richard an seiner Seite, denn er hatte die Gewohnheit, stets in die Blätter zu sehen und jene zwölf Bände, deren ich mich noch so deutlich erinnere, waren auch mit colorirten Bildern geschmückt; sie enthielten das Leben und Treiben der ausländischen Volksstämme. Ich aber strickte für meine große Puppe und lauschte aufmerksam auf das Vorlesen. Und wie schön konnte es der Vater! Seine klare, weiche Stimme klang so deutlich, er las so ausdrucksvoll, mit Absätzen, daß wir alles erfaßten und verstanden. Wo er das Bedürfniß einer Erklärung ahnte, hielt er für die Frage inne. Selbst die Mutter stellte bisweilen solche Fragen, sei es, daß sie wirklich eines Aufschlusses bedurfte, oder daß sie keine für uns undeutliche Stelle durchschlüpfen lassen wollte. Zur Abwechslung kamen auch Geschichten an die Reihe, besonders jedesmal, wenn ein neues Werk von unserem lieben Christoph Schmid erschienen war. Dabei waltete viel Rührung, ja ich bemerkte, wie der Vater sich einmal verstohlen die Augen wischte.

Dieses Vergnügen dauerte bis acht Uhr. Schon eine Viertelstunde zuvor zog der Vater öfters zwischen dem Lesen seine Taschenuhr, blätterte forschend nach

Digitized by Google

einem Absatze und war dieser erreicht, dann legte er ein Buchzeichen dazwischen und klappte die Deckel zu.

Eine im Hausgange angebrachte Glocke gab das Zeichen, die Suppe stehe auf dem Tische des Eßzimmers. In regelmäßiger Abwechslung hüpften und gingen wir an der Hand unserer Eltern dahin und eben so regelmäßig wechselten wir mit dem Vorbeten ab.

Nach dem äußerst einfachen Abendessen, für uns nur aus Suppe oder Mehlbrei bestehend, begann die Unterhaltung auf und neben Vaters Knieen von neuem. Während er seine Cigarre rauchte, besorgte die Mutter einige Anordnungen im Haushalte. Wenn sie dann wiederkehrte, vertauschten wir des Vaters Knie mit ihrem Schooße. Unsere beliebteste Unterhaltung war ein Liedchen der Mutter und das liebste von allen jenes rührende Klagelied des Vogelweibchens um ihr erschossenes Männchen. Es begann also:

„Der schönste Abend lachte
Herab auf die Natur,
Kein Lüftchen ging, nur Zephyr
Durchsäuselte die Flur.

Ich lag im Nest verborgen
Und hielt in treuer Hut
Mit meinen beiden Flügeln
Die federlose Brut.

Mein Männchen saß daneben
Auf einem Zweig und sang
Sein Abendlied, das reizend
Durch alle Wipfel klang."

Auch jetzt noch treten mir heiße, dicke Thränen in die Augen, indem ich des Liedchens gedenke. War diese Schilderung nicht zugleich ein getreues Bild unseres Familienlebens und sollte es nicht ebenfalls plötzlich enden? —

Es war bereits Spätherbst, als die Mutter in eine schwere Krankheit verfiel. Anfangs durfte ich ihr Zimmer nicht betreten; später aber saß ich

Digitized by Google

in jeder freien Minute auf dem Schemelchen vor ihrem Bette, eine kleine liebende Wärterin bis zur letzten Stunde.

So war es gewesen, und wie kam es dann?

Zur Zeit vor Mamas Erkrankung trat die „Sabine“ in unser Haus. Ich beachtete dieselbe Anfangs sehr wenig. Meine ganze Aufmerksamkeit gehörte der Mutter; es zog mich beständig zu jener verschlossenen Thüre, zu jenem verbotenen Eingange. Stundenlang konnte ich im Vorzimmer mit heftig pochendem Herzen auf den Arzt warten. Später, als ich endlich hineingelassen wurde, war mir Alles außerhalb dieses Zimmers eine gleichgiltige Welt; ich hatte in derselben nichts mehr zu thun, höchstens etwas zu holen, was immer mit Eile geschah. Aber Richard kannte sich darin um so besser aus und bei unsern kurzen Zusammenkünften überflossen seine Lippen von Sabinens Lobe. Natürlich! sie strich ihm stets Marmelade auf das Vesperbrod, ohne selbst das Geringste davon zu verkosten, wie er bewundernd beifügte. Alles, was er brauchte, lag bereit; kein Verweis bestrafte einen Kleiderriß; geduldig wurde er sogleich von Sabinens geschickter Hand gebessert; der gezuckerte Mehlbrei brandelte kein einziges Mal. Ich mußte bestätigen, daß auch für den Gebrauch der Mutter Alles bereit stand und die große Maschine des Haushaltes niemals in die geringste Stockung gerieth. Weiter aber beachtete ich die Neuangekommene sehr wenig, bis endlich jenes theure Zimmer verschlossen war und ich zum gewöhnlichen Leben zurückkehrte. Aber ach! es war eben nicht „das gewöhnliche Leben!“ es war ein fremdes! Ich maß mit prüfendem Blicke die fremde Gestalt darin und will sie nun beschreiben.

Sabine mochte etwa dreißig Jahre zählen. Sie hatte ein schmales Gesicht mit rothen Wangen und einem spitzen Kinne. Das hervorstechendste in diesem Antlitze waren große, runde, starrblickende Augen, denen jeder wechselnde Ausdruck fehlte. Ihre schwarzen Haare legten sich glatt an die Schläfen; überhaupt war Alles glatt an ihr, kein Fältchen umgab die Taille. Ihre große, hagere Gestalt kam mir immer wie aus Holz gedrechselt und furchtbar kalt vor. Aber es konnte keine pünktlichere, reinlichere Erscheinung geben, als jene der Sabine.

Nachdem das Leben in unserm Familienkreise wieder in die Alltäglichkeit zurückkehrte, fühlte mein Kinderherz erst den Unterschied und die Verödung. Am deutlichsten trat dieses am ersten stillen Abende an mich heran.

Wie schon erwähnt, war es zur Spätherbstzeit. Die Lampe wurde um

Digitized by Google

fünf Uhr in der Küche angezündet. Sabine brachte sie eigenhändig in's Wohnzimmer, wo ich müßig neben dem Tische stand und in einem Bilderbuche blätterte. Ich hatte nicht daran gedacht, den Teppich wegzunehmen; erst als Sabine mit der einen, freien Hand daran zog, versah ich das langgewohnte Geschäft. Richard kam höchst gemüthlich mit seiner Schultasche herein und aß dabei noch einen Apfel. Sabine und er waren augenscheinlich bereits gute Freunde, denn sogleich brachte sie das Schreibzeug, zog für den Knaben einen Sessel zum Tische und rückte einen zweiten dicht daneben. Als die Beiden neben einander saßen, Richard schreibend und Sabine strickend, rückte auch ich meinen Stuhl an das gewöhnliche Plätzchen und begann gleichfalls meine Hausaufgabe zu schreiben. Aber ich vermochte derselben unmöglich meine ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden. Neugierig blickte ich von Minute zu Minute auf Sabine und überwachte mit Luchsaugen Mamas leeren Platz; Sabinens Stuhl kam ihm bei jeder Bewegung bedenklich nahe, und das sagte mir eine wahre Seelenangst ein. Plötzlich faßte ich den Entschluß, mich des andern Tages selbst auf diesen geheiligten Platz zu setzen, um ihn vor jeder Entweihung der Fremden zu schützen.

Meine Aufmerksamkeit wurde aber auch noch durch einen andern Umstand von der Hausaufgabe abgelenkt. Richard schrieb nicht, wie ehedem, fleißig und mit Ernst. Offenbar dachte er gar nicht daran, bis sechs Uhr fertig zu werden und als ich ihn mahnte, erwiderte er: „Papa kommt ja nicht!“ Wie gleichgiltig er dies sagte, während mir seine Worte einen Stich durch's Herz gaben. Ganz verwirrt und mit gespannter Erwartung lauschte ich auf jedes Geräusch im Corridor, auf den Pendelschlag der Uhr und als deren Glocke sechsmal schlug, ohne daß sich die Thüre öffnete, erfaßte mich eine namenlose Traurigkeit, eine heiße Sehnsucht nach Vater und Mutter. Richard aber unterbrach seine Arbeit nicht selten, indem er Sabine um Rath frug. Doch ihre Antworten forderten nur seine Disputirlust heraus. Bisweilen kamen sie mir auch als höchst anfechtbar vor; doch ich war nicht in der geistigen Verfassung, darüber richtig entscheiden zu können, oder auch nur zu wollen.

Endlich, als es sieben Uhr schlug, vernahm ich die ersehnten Schritte. Der Vater trat wie gewöhnlich mit seinem Leuchter ein, setzte ihn auf dem Seitentische nieder und übersah die schweigende Gruppe. Ich hatte nicht den Muth, das Licht zu löschen, denn wir waren mit unsern Aufgaben noch weit

Digitized by Google

vom Ziele. Nach einer Weile kehrte er zum Leuchter zurück und trat mit ihm durch die Seitenthüre zu seinem Kabinete. Dasselbe wurde durch den Ofen unsers Wohnzimmers geheizt und dieser stand in einem ausgemauerten Bogen; man konnte zwischen durch genau den Schreibtisch überblicken.

Der Vater hatte die Thüre offen gelassen; mein lauschendes Ohr folgte jeder seiner Bewegungen. Ich vernahm das Stuhlrücken zum Schreibtische, das Aufschließen einer Schublade, das Rascheln von Papieren, und zwar nicht von grobem Aktenpapier, das Umblättern — und ich grübelte, was er wohl lesen möge?

Meine Aufgabe war gegen sieben ein halb Uhr vollendet, fehlerhaft genug, wie sich später herausstellte; doch der gute Lehrer trug den Umständen Rechnung und übte Geduld. Richard schrieb immer noch und zwar an Stelle der früheren Unterhaltung; denn er würzte seine Beschäftigung fortwährend mit Fragen, Disputationen und Neckereien. Ich räumte meine Schultasche ein und schlich dann zur Ofennische, um den Vater zu beobachten, that jedoch, als ob ich meine Hände wärmte; sie waren auch kalt genug durch meine unnatürliche, nervöse Aufregung.

Des Vaters Angesicht war über einen Stoß von Briefen gebeugt; ja, ich vermochte mit meinem scharfblickenden Auge zu unterscheiden, es seien vergilbte Blätter. Mit richtigem Instinkte ahnte ich, daß sie von meiner seligen Mutter stammten; ich hatte den Vater auch einmal von diesen sorgsam aufbewahrten Briefen sprechen gehört.

Plötzlich lebte die Abschiedsscene vor mir auf; ich fühlte Papas und meine Hand vereinigt; ich hörte wieder die stummen, nur durch den Gesichtsausdruck gesprochenen Worte meiner Mutter: „Lebt wohl, ich scheide, aber Ihr bleibt beisammen, Ihr gehört einander; tröstet Euch gegenseitig und liebt mich!“

Ja — „tröstet einander!“ — so klopfte und hämmerte es in meiner kleinen Brust. Diese zwei Worte trieben mich von meinem Beobachtungsplatze fort, an die Seite des Vaters. Eine Weile stand ich regungslos neben seinem Stuhle und betrachtete ein gemaltes Miniaturbild, das vor ihm lag — das jugendliche Bild meiner Mutter; ich erkannte es auf den ersten Blick, denn einmal hatten es die Beiden mit meinem eigenen Gesichte, das ihm überraschend ähnlich zu werden versprach, verglichen. Der Vater war so vollkommen in's Lesen vertieft, daß er meine Annäherung von rückwärts nicht

Digitized by Google

eher bemerkte, als bis ich seine Hand erfaßte. Da fuhr er wie aus einem Traume empor, meine Hand und meine schwarze Gestalt führten ihn zu der traurigen Gegenwart zurück. Ich vernahm ein Stöhnen, ich sah seine Brust sich heben und senken; da schlang ich meine Arme um seinen Nacken und flüsterte: „Papa! Du hast ja mich!"

Aber ich war damals viel zu jung, um zu wissen, daß es Wunden gebe, welchen jede Berührung geradezu unerträglich sei, die nur allein unter der Hand Gottes, seiner Gnade und der Zeit zu heilen vermögen, und der Vater hingegen war zu tief in den eigenen Schmerz versenkt, um den Balsam seiner Liebe auf meinen kindlichen Schmerz legen zu können. Er schob meinen Arm weg und sprach leise: „Laß mich allein, Margareth! geh zu Deinem Bruder."

Zu meinem Bruder, der sich weder um die Mama, noch um mich etwas kümmerte, sondern mit der „Fremden" seinen Spaß trieb! — Ich schlich entmuthigt fort. Von diesem Augenblicke wagte ich keine unaufgeforderte Annäherung mehr; aber ich beobachtete den Vater unabläßig mit sehnender, ängstlicher Kindesliebe.

Nun läutete die Glocke zum Abendimbiß. Richard plauderte dabei zwar unaufhörlich, aber er bekam nur ganz kurze Antworten. Bald lag nach Abräumung des Tisches sein Kopf schlafend auf der Platte und der Unterlage seiner Arme.

Der Vater erhob sich zum Weggehen. Da faßte mein gepreßtes Herz Muth. Ich trat vor ihn, faltete und erhob die Hände und sprach mit flehender Stimme: „Papa, ich bitte um das Kreuzzeichen." Ein feuchtglänzender, inniger Blick traf mein Auge. Nicht wie die Mutter mit den Fingern, sondern dem Priester gleich mit der Hand, machte er über mein Angesicht das heilige Zeichen und dann küßte er meine Stirne. Ich aber verbarg, überwältigt von dieser Scene, einen Augenblick lang meinen Kopf an seiner Brust, dann erhob ich mein tief geröthetes, vor Freude strahlendes Gesicht: „Gute Nacht, Papa!" — „Gute Nacht, Margarethe!" und der Vater war durch die offene Thüre getreten. Dieser „Gute-Nacht-Segen" machte mich so glücklich, daß ich mir vornahm, ihn für alle Zeiten einzuführen.

Damals war ich ein außerordentlich gefühlvolles, der Liebe und Zärtlichkeit bedürftiges Kind. Papa's Traurigkeit ging mir tief zu Gemüthe, doch bezweifle ich, ob nicht der Egoismus größer war, als mein Mitgefühl, ob mir nicht ganz besonders daran lag, seine Aufmerksamkeit vom Kummer ab und

Digitized by Google

auf mich zuzulenken. Während ich bereits im Bette lag, beschäftigte ich mich noch mit Gedanken und Plänen, wie ich ihm die Mama ersetzen könnte und wollte. — Ich besann mich auf jede ihrer Gewohnheiten, Bewegungen, auf ihre dem Vater erwiesenen Dienste und beschloß, Alles treulich nachzuahmen. Gleich am nächsten Morgen begann ich damit und überwachte Alles um mich her mit forschendem, hausmütterlichem Blicke. Das Strümpfchen für meine Puppe wurde von mir verächtlich zur Seite gelegt; ich forschte dagegen nach dem unvollendeten Socken für Papa, an welchem die Mutter vor ihrer Erkrankung gestrickt hatte und dieser fand sich auch in ihrem Korbe. Ich nahm von ihm, sowie vom ganzen Arbeitstische Besitz, indem ich das Schlüsselchen zu mir steckte. Wer wollte mir auch das Recht daran bestreiten?

Beim Mittagessen begann ich meine Rolle zu spielen. Ja, es war eine Rolle, einstudirt, widernatürlich, altklug; sie stand im scharfen Contrast mit meinen acht Jahren. Wie stets die Mutter gethan, goß ich aus dem Kruge das Bier in Vaters Glas. Er schien es nicht zu bemerken; als ich aber nach dem Gemüse die Weinflasche entkorkte und ihm das Gläschen füllte, sah er mir verwundert zu und beobachtete mein ferneres Gebahren. Am auffallendsten mochte ihm wohl meine stumme Augensprache, Kopf- und Handbewegung sein, womit ich das servirende Dienstmädchen beim Wechseln der Teller, beim Auf- und Abtragen der Speisen leitete.

Als ich des Nachmittags mit Richard in die Schule ging, machte ich ihm ernste Vorstellungen über seine Zeitverschwendung und bat ihn, rechtzeitig mit den Aufgaben fertig zu werden. Ich hatte ja den Vater nach Tische schüchtern gefragt, ob er um sechs Uhr kommen und uns vorlesen würde? Nach kurzem Besinnen war mir die Zusage für sieben Uhr zu Theil geworden.

Nach meiner Heimkehr ordnete ich mit hausmütterlicher Autorität an, daß Punkt fünf Uhr die angezündete Lampe in's Wohnzimmer gebracht werden solle. Ich bemerkte Sabinens große, verwunderte Augen; doch ihre schmalen Lippen öffneten sich zu keinem Widerspruche. Dann eilte ich, die Tischplatte ihres Teppichs zu entkleiden, stellte vier Stühle in gewohnter Ordnung vor den Tisch, legte auf Vaters Platz das Lesebuch, holte das Schreibzeug und setzte mich auf Mama's Platz. Ja, ich hatte Eile mit diesen Vorbereitungen, um beim Eintritt der Andern schon zu sitzen. Richard kam und lief nach alter

Digitized by Google

Gewohnheit gleich zu seinem Stuhle und für Sabine blieb keine andere Wahl, als mein ehemaliger Platz, Richard gegenüber.

Auch heute ergab sich genug Gelegenheit, den Knaben in Zaum zu halten, zugleich aber auch, in Sabinens Gelehrsamkeit gerechte Zweifel zu setzen. Als Richard sie frug: „Wie schreibt man „schmerzlich“ ?“ und meine Augen lauernd auf ihr ruhten, entdeckte ich eine höhere, eben aufsteigende Röthe auf ihren Wangen, indem sie gewohnter Weise lautirte: „Großes S, ch, m, e, r, tz, l, i, ch.“ Richard begann sogleich gedankenlos zu schreiben. Aber ich konnte nicht an mich halten und rief: „Weißt Du denn nicht, daß die Wörter, welche auf „lich“ endigen, Eigenschaftswörter sind, also mit kleinem Anfangsbuchstaben geschrieben werden? auch folgt auf den Consonanten niemals ein „tz.“

In diesem Augenblicke verstärkten Mißtrauens nahm ich mir vor, in aller Heimlichkeit Sabinens Aufschreibbuch zu untersuchen und ihre Orthographie mit jener von Mama zu vergleichen. Diese Untersuchung sollte meinen Verdacht nur zu sehr bestätigen.

Durch meine fortgesetzten Ermahnungen verhütete ich übergroße Versäumnisse und war froh, daß der Vater erst um sieben Uhr kommen wollte. Eine gute Weile vor dieser Zeit saß ich bereits gravitätisch vor dem Arbeitskorbe und gabelte mit den dicken Stricknadeln am Socken herum. Zu meiner großen Beruhigung packte Richard auch seine „sieben Sachen“ zusammen. Als nun des Vaters Tritte vernehmbar wurden, als er hereintrat, ging ich ihm entgegen und löschte das Licht. Ich gewahrte, daß Sabine langsam, mit einigem Widerstreben ihr Arbeitszeug ordnete und als keine Aufforderung zum Bleiben an sie erging, das Wohnzimmer verließ.

Vater und ich saßen uns gegenüber, Richard hatte seinen gewohnten Posten eingenommen. Mechanisch legte der Vater das Buch auseinander, da, wo das Merkzeichen lag. Ach, wie so ganz, ganz anders war es geworden, seitdem er es hineingelegt hatte! Gewiß durchzuckte ihn dieser Gedanke, denn seine Blicke schweiften zu der Stätte, wo ich saß. Aber wie erschrack ich, als der Vater plötzlich seine Augen mit den Händen bedeckte, als dicke Tropfen zwischen den Fingern auf die Blätter fielen, und er dann lange lautlos in sein Buch blickte. Endlich drängte Richard: „Papa, bitte, fang doch an zu lesen! sieh! da sind wir stehen geblieben. O, ich weiß es noch ganz genau.“

Sagte vielleicht des Vaters tiefer Seufzer, daß er es ebenfalls nur zu genau wisse, daß er nicht nur diese schwarzen Zeilen, auch die dunkeln Augen,

Digitized by Google

welche sich auf immer geschlossen hatten, vor sich sähe? — Doch er raffte sich empor und las. Er las — aber wie ganz anders, als ehedem. Keine Betonung lag auf den Worten, kaum daß er rechtmäßig bei den Unterscheidungszeichen absetzte. Einmal bat Richard um Aufschluß der unverständlichen Stelle. Ganz betroffen und verwirrt sah der Vater in dessen Gesicht, Richard mußte die Frage wiederholen; dann suchte der Vater nach dem Worte im Buche und erst hierauf gab er die Antwort. Damals konnten wir ihn gar nicht begreifen; jetzt weiß ich, daß seine Gedanken während des Lesens gänzlich abwesend waren und seine Lippen nur mechanisch die Worte gesprochen hatten.

Wieder begann er zu lesen, anfangs in fast alter, lieber Weise; bald aber verlor die Betonung an Nachdruck; fast verstohlen erhoben sich seine Blicke von den Blättern und ruhten einen Moment auf meinem Platze. O, er konnte sicher darauf rechnen, meinen Augen zu begegnen. Das wiederholte sich drei, vier Mal. Immer ausdrucksloser wurde seine Stimme, immer häufiger wanderten die Blicke zu mir, der ernsten, kleinen Strickerin, dem altklugen, nachahmenden Ebenbilde seiner verstorbenen Gattin. Ach, wie wenig ahnte ich damals, daß diese Nachäffung ihm Schmerz bereitete, daß es ihm war, als habe er mit der Gattin zugleich auch sein heiteres Mädchen verloren, daß ihm beständig der Befehl auf den Lippen schwebte: „Verlaß diesen Platz; er muß leer bleiben! kehre zu dem Deinigen zurück!“ — und wie sein verwundetes Herz seufzte und flehte: „Sei wieder mein achtjähriges Kind! hilf mir durch Deine Fröhlichkeit über die schwarze, gähnende Kluft hinweg!“ —

Nun hielt der Vater im Lesen inne. Vergebliche Mühe! er konnte nicht in's alte Geleise der Abendunterhaltung gelangen. Rasch erhob er sich, ging lautlos in sein Kabinet und schloß hinter sich die Thüre. Ganz betroffen sahen wir einander an; dann schlichen wir auf den Zehen zum Ofen und lauschten in der Nische. Es war dunkel in des Vaters Zimmer, obwohl er daselbst eine Kerze und Zündhölzchen hatte. Nichts regte sich. Wir horchten mit angehaltenem Athem. Jetzt vernahmen wir etwas: der Vater weinte.

Wir schlichen fort in unser Kinderzimmer und saßen sprachlos, furchtsam, Hand in Hand. Bald ertönte die Eßglocke. „Ob wohl der Vater kommen würde?“ frugen sich unsere Blicke. Voller Herzensbeklemmung gingen wir in's Eßzimmer und harrten. Der Vater kam; aber außer dem Gebete wurde kein Wort gesprochen. Nach dem Essen wollte er sich wortlos entfernen, ich

Digitized by Google

aber vertrat ihm den Weg, erhob die Hände und flehte mit den Augen: „Papa, Dein Kreuz und Deinen Kuß!“ — Er willfahrte mir und auch Richard empfing seine Segnung und seinen Kuß.

Des andern Tages ließ der Vater Sabine zu sich bescheiden. Hierauf theilte sie uns mit, er wünsche einige Aenderungen zu treffen. Das Wohnzimmer sei für die wenigen Personen zu groß; wir sollten künftig die Abende in der ehemaligen Kinderstube und zwar in ihrer Gesellschaft verbringen; er habe viel zu arbeiten und zu ordnen.

So war denn unser Zusammensein mit dem Vater auf die Mahlzeiten beschränkt, anfangs auf zwei, bald aber nur auf eine — das Mittagessen. Monatelang schloß er sich des Abends in das Zimmer ein; als der Frühling kam, fuhr er jedoch öfters über's Land zu den Nachbarn, welche ihn einluden und zu zerstreuen suchten; doch kehrte er stets um neun Uhr zurück. Aber wäre er auch die halbe Nacht ausgeblieben, so hätte mich Niemand überreden können, vorher in's Bett zu gehen. Ich wartete auf Papa, denn Eines hatte ich mir zu bewahren gewußt: seinen Abendsegen und seinen Kuß.

Doch ich bin dem Laufe der Zeit vorangeeilt und will nun wieder einen Blick auf diesen kalten Winter zurückwerfen.

II.

„Es muß anders werden.“

Ja, es war ein bitter-kalter Winter; erst damals habe ich die Kälte kennen gelernt. Obwohl ich früher stundenlang mit dem Schnee spielte, die glitzernden Sternchen auf meinen Händen zerrinnen ließ; obwohl diese nach Aufbau des Schneemanns und dem Kneten und Werfen der Schneeballen abgeflottnen Krebsen glichen; obwohl nach ländlicher Sitte, oder vielmehr Unsitte, ich mich der gestreckten Länge nach in den Schnee legte, um meine kleine Gestalt darin abzudrücken; obwohl ich auf dem gefrornen Teiche stundenlang, unermüdlich schleifend, oder schlittenfahrend dahinsauste und mich wenig um Handschuhe, Muff, oder warme Haube kümmerte: — niemals war mir der Winter als

Digitized by Google

ein strenger, alter Mann erschienen; seine Eisblumen und Zapfen wurden von mir so freudig und jubelnd begrüßt, wie des jungen Frühlings bunte Blumen und Knospen! —

Und jetzt — während die Leute sagten, es sei ein milder Winter, fror es mich beständig von Innen heraus. Es war grimmig kalt in den langen Gängen, in welchen ich herumschlich und lauerte, ob auch Alles in rechter Ordnung sei; es war kalt, ungemüthlich, unheimlich im ehemaligen Wohnzimmer; die Vorhänge waren an die Fensterscheiben gefroren und die Eisblumen thauten gar nicht auf; — kalt war es darin sogar zur Weihnachtszeit! Sabine hatte vielleicht zu spät heizen lassen, — nicht später als sonst — behauptete zwar die Köchin; aber damals waren darin eine Menge Menschen aus dem Orte auf Mama's Einladung versammelt gewesen, während wir nun zu Zweien um den Baum standen und sich die Dienstboten in der Gesindestube des heiligen Abends erfreuten. Später war es viel zu kalt in unserm Zimmer, um bis zwölf Uhr aufzubleiben und in die mitternächtliche Weihnachtsfeier zu gehen.

Wie schon gesagt, von Innen heraus kam die Kälte der äußeren entgegen. Meine warme Kindesseele erkältete sich mehr und mehr von Tag zu Tag. Sabinens Kälte steckte mich an. Sie murrte beständig über das lästige Bettelvolk und die herumziehenden Handwerksburschen, welche es für bequemer fänden, vor den Thüren zu schnattern und zu winseln, als in den Werkstätten zu arbeiten. Dann pflegte sie zu sagen: „Helf Gott!“ und schickte sie ohne Almosen fort. „Die Welt wird immer schlechter,“ behauptete sie und ich dachte mir: „Ja, als die Mama noch lebte, waren die Menschen freilich besser! Darum gab sie auch den Armen willig und schickte Keinen von der Thüre.“ So sprach mein kalter, kleiner Mund der Sabine die kalten Worte nach: „Helf Gott!“

Ich glaubte auch, täglich Beweise zu empfangen, daß die Menschen schlechter würden, denn seit Mutters Tode hatte Sabine schon fünfmal das Hausmädchen gewechselt und ich selbst war es gewesen, welche da und dort Ungebührlichkeiten, Plaudereien, Näschereien, Lügnereien, Verheimlichungen ans Licht brachte, sie höchlich entrüstet Sabinen entdeckte und damit die Entlassung verursachte.

Schlechter wurden die Menschen von Tag zu Tag! Das empfand ich auch bei meinen Spaziergängen an Sabinens Seite. Wie gut, freundlich, barmherzig war doch die selige Mama gewesen! in jedes Haus war sie getreten zur

Digitized by Google

Zeit der Freude, der Sorge und des Kummers. Ja, da konnten die Leute schon schmeicheln, knixen und sich an uns herandrängen, wenn wir durch die Gassen gingen. Und nun schien Alles, Alles vergessen! Sie grüßten uns kaum mehr, sahen auf die Seite, oder spöttelten wohl auch, indem sie uns nachblickten. Und wenn dann Sabine entrüstet über die groben, ungebildeten Leute sich äußerte, glaubte ich ihr in meinem Unverstande und fühlte mein Herz fast liebeleer erstarren.

Trotz all dieser Kälte gab es in unserm Hause auch „heiße Scenen."

Nach einer geraumen Zeit der Nachsicht begann der Lehrer über Richards Aufgaben den Kopf zu schütteln und ernste Ermahnungen zu spenden. Dann hielt er ihm seine Blätter voll rother Striche vor die Augen. Als auch dies nichts fruchtete, als die Fehler, die krummen Buchstaben, die ausgestrichenen Worte und die Tintenkleksе sich mehrten, zerriß er die Blätter und Richard mußte in der Schulstube verbleiben, um dort die Strafarbeit zu machen. Alles vergebens! Hierauf folgte eine Rutschpartie in der Schulbank von Oben nach Unten. Als sich auch diese Zurücksetzung erfolglos zeigte, sammelte der Lehrer die fehlerhaften, unsaubern Blätter und trug sie in des Vaters Kanzlei als „Anklage-Akt." Es folgte ein strenges Verhör; ich wurde als Zeugin herbeigerufen und hielt keineswegs mit den Anklagen zurück, ja, ich blieb kalt und dachte: „Es geschieht ihm nur sein Recht! warum hat er meinen Ermahnungen kein Gehör geschenkt und sich stets fragend an Sabine gewendet, welche nichts davon versteht; warum hat er nicht auf mich, seine leibliche, einzige Schwester geachtet! Warum? — ja warum? weil nicht ich, sondern Sabine den Speisekammerschlüssel besitzt! weil sie alle seine Fehler und Unarten vertuscht!" —

So dachte ich in meiner Selbstgerechtigkeit und Herzenskälte. Ich war in der kurzen Zeit gar übergescheidt geworden, während mein Gefühl in tiefem Schlummer lag.

Der Vater wurde bei des Lehrers Anklagen sehr traurig und sparte weder Vorwürfe, noch Ermahnung. Eine Zeit lang gab sich Richard alle Mühe, die Hausaufgaben ordentlich zu schreiben. Bald fiel er jedoch in den alten Schlendrian und vertrödelte die Zeit mit Neckereien. Endlich kam es zwischen mir und Richard zu heftigem Streite. Ich konnte nicht mehr mit ansehen, wie er Sabinen schmeichelte, um seinen Willen durchzusetzen. Als er zu solchem Zwecke auf ihren Schooß stieg und sie auf die fast ziegelrothe Wange küßte,

Digitized by Google

überlief es mich kalt vor Entrüstung; denn ich erkannte darin nichts als Eigennutz und Falschheit. Kaum besaß er das Gewünschte, gab er Sabinen von rückwärts einen Klapps, setzte die ausgespreizten zehn Finger an einander und drehte ihr „eine Nase.“ Da vermochte ich nicht mehr zu schweigen. Er sollte die Sabine nicht küssen, das hatte nur unserer Mama gebührt; aber er sollte auch nicht hinter ihrem Rücken Muthwillen treiben und sie verspotten.

Eilig lief ich zum Vater und verklagte meinen Bruder. Aber wie erschrack ich, als der Vater mit eisiger Ruhe erklärte: „Das muß anders werden! Ich habe schon Vorkehrungen getroffen. Richard wandert zu Ostern in ein Institut.“ — Dann sah er mich finster an, als ob ich gleichfalls etwas verbrochen hätte und sagte: „Du kannst ihm die Botschaft bringen, kleine Anklägerin!“ und wendete mir den Rücken.

Das hatte ich nun von meinem so unfehlbaren Betragen! Mit heftigen Vorwürfen trat ich vor Richard und erwartete dessen Bestürzung. Aber er machte sich gar nichts daraus, sondern rief: „Juhe! ich bin froh, aus dem langweiligen alten Haus und dem langweiligen Ort zu kommen! Vivat, das Institut!“ —

Zur festgesetzten Zeit verließ uns Richard leichten Herzens in Vaters Begleitung. Mir aber schnitt der Abschied in die Seele. Ich hatte nun Niemand mehr, als Papa, denn während ich Sabinen alle meine Entdeckungen zutrug, mochte ich sie eigentlich doch nicht leiden, und konnte mich niemals entschließen, sie gleich Richard mit „Du“ anzureden.

Während Vaters Abwesenheit nahm ich mir vor, noch gesetzter, verständiger, achtsamer auf seine geringsten Bedürfnisse zu werden und als wir wieder beisammen waren, lauerte ich förmlich auf jeden seiner Blicke. Nach Tische, während er seine Cigarre rauchte und ich an seinen Socken strickte, suchte ich ihn mit ganz ernsten Gesprächen zu unterhalten. Trotz der kurzen Antworten ließ ich mich nicht abschrecken; ich theilte ihm alle meine Entdeckungen im Hause und Orte mit.

Eines Nachmittags trat ich mit sechs Paar eigenhändig gestrickten Socken vor ihn und überreichte sie mit höchstem Stolze. Da sagte er: „Was? — für mich? — und Deine Puppe? die soll gewiß frieren?“

Das Blut stieg mir in's Gesicht, als ich antwortete: „O Papa, ich spiele längst nicht mehr mit der alten Puppe!“

Seine lächelnde Erwiderung lautete: „So? dann will ich Dir eine neue kaufen!“

Digitized by Google

Nun brach ich in eine wahre Entrüstung aus und rief: „Ich will aber keine Puppe mehr, Papa! Das ist etwas für kleine Kinder! ich habe Anderes zu thun!“

„Du hast Anderes zu thun?“ entgegnete er fast höhnisch. Dann fügte er mit strengem Ernste bei: „Hör einmal, Margareth! Deine Altklugheit ist mir längst ein Dorn im Auge. Kinder sollen Kinder sein und nicht kleine, spionirende Madamen. Ich rathe Dir, spiele mit Deiner Puppe, stricke für sie kleine Strümpfe; kümmere Dich um Deine Puppenstube und Küche, aber nicht um mein Haus! Es muß anders werden! gründlich anders werden! das sehe ich nur zu gut ein!“ und er wendete sich mit einem tiefen Seufzer von mir.

„Es muß anders werden!“ Diese schon zweimal vernommenen Worte jagten mir Schrecken ein und verfolgten mich unablässig. Was meinte der Papa wohl damit? Wollte er mich auch von sich weg in ein Institut schicken? — O nein, das gewiß nicht! Papa hielt jedes Wort der seligen Mama heilig und ich erinnerte mich ganz genau, von ihr gehört zu haben: „Vor ihrem zwölften Jahre darf Margareth in kein Institut; dann erst wird sie Nutzen davon haben und reif genug sein für höhere Unterrichtsgegenstände und fremde Sprachen. Bis dahin versteht es unser trefflicher Lehrer, sie zu unterrichten. So lange sehe ich sie gerne in der Volksschule.“ —

Was mochte also der Vater mit den Worten: „Es muß anders werden!“ beabsichtigen? Ich grübelte und grübelte; ich zerbrach mir den Kopf mit ihrer Deutung und immer klang es vor meinem Geiste: „Es muß anders werden!“ bis sie mir als drohende Schreckgespenster erschienen. —

Es war mit Richards Abreise bereits „anders geworden“ — freilich nicht besser, viel, viel einsamer! und nun sollte es noch schlimmer werden! Aber die liebe Sonne lächelte vom Himmel herab in diese düsteren Gedanken gar holdselig hinein. Der Frühling kam in aller Pracht mit lauen Lüftchen, mit schwellenden Knospen, mit Blüthen und Blumen, mit langen, milden Abenden, mit Vogelsang und Vogelgezwitscher, mit den wiederkehrenden Schwalben in's Nestlein am Thorbogen, mit dem Ringeltanz der Bauernkinder auf dem Dorfanger, mit ihren Schusserspielen in jeder Gasse, mit tausenderlei Freuden des neu erwachten Naturlebens.

Mein Herz spürte unbewußt des Frühlings Zauber und auch aus Papa's Miene schwand mehr und mehr der trübe Schatten tiefer Schwermuth. Eine

Digitized by Google

gemeinsame Beschäftigung brachte uns nun häufiger zusammen: er liebte nämlich zu „gärteln.“ So lange die Mutter noch lebte, hatten ihre Hände die Pflege des Blumengartens besorgt und der Papa sich nur auf Rathschläge, Herbeischaffung des Samens und der kleinen Pflanzen, sowie auf die Bewunderung beschränkt. Aber der liebe Vater vernachlässigte kein Erbstück unserer seligen Mutter und so übernahm er auch ihre Blumenbeete. Früh Morgens und spät Abends, vor und nach unsern Berufsarbeiten, kamen wir dort zusammen. Ich durfte ihm kleine Handreichungen leisten und bald hieß es: „Gretchen, bring mir Bast, hole mir die neuen Stäbe, fülle die Gießkanne.“ Ich durfte Unkraut jäten, die Pflänzchen halten und war dabei so glücklich, daß ein Anflug der Kindheit mein altkluges Wesen wieder verjüngt haben mußte, denn des Vaters Blicke ruhten mit Wohlgefallen auf mir.

Während wir Beide uns über diese Vereinigung erfreuten, murrte Sabine zum erstenmale über etwas: nämlich über beschmutzte Kleider und Hände, auch über den Mangel an Bewegung, wie sie es nannte. Sie hatte wohl dabei nur sich selbst im Auge, mir fehlte diese nicht bei meiner helfenden Geschäftigkeit. Dagegen unterblieben unsere Abendspaziergänge und Sabine liebte es, mit mir durch den Ort zu stolziren. Ja — zu stolziren! denn seit Beginn des Frühlings hatte sie sich dazu eigens einen runden Hut machen lassen, ihren ersten Hut! Er sollte ihr Ansehen bei den schlichten Landleuten bestärken, den Titel „Jungfer Sabine“ — in „Mamsell“ — wohl auch „Fräulein Sabine“, welcher mit einem Hute verbunden ist, umändern. Ihre sämmtliche Frühlings- und Sommer-Garderobe erhielt eine „mamsellenartige“ Umwandlung, wie es sich für die Verweserin eines Beamtenhaushaltes, die Begleiterin eines jungen Fräuleins geziemte. Und während sie sich nun so gerne mit mir vor den Leuten gezeigt hätte, fesselte mich der kleine Garten an's Haus! kein Wunder, daß ihr Sabine mit scheelen Blicken betrachtete.

Wie wunderlieblich prangte unser Garten! Immer bunter und reicher erschlossen sich die Knospen. Besonders war ein Rondell lieblich anzusehen. Große Pensée's in ihren sammtartigen Kleidchen nach allen Sorten und Farben umfaßten dasselbe. Es war Mama's Lieblingsblümchen gewesen und darum pflanzten wir es auch in ein anderes, kleineres Gärtchen, nahe, ganz nahe der Mutter, auf ihrem Grabe. — Der kleine Hügel prangte im reichsten Blumenschmucke, und besonders waren es Mama's Lieblinge, welche da blühten. In der Mitte erhob sich ein Bäumchen mit weißen Centifolien; ich dachte bei

Digitized by Google

seinem Anblicke stets an die bleiche Mutter und wenn der Sonnenstrahl die Rosen vergoldete, war mir's, als lächle ihr verklärtes Antlitz daraus.

Das war eine gesegnete, glückliche Zeit! eine köstliche Vereinigung von Vater und Kind. Wieder schlang ich kosend meine Arme um seinen Nacken, wieder gab er mir die alten Namen „Schmeichelkätzchen! Grethel, Liebchen" — und was ihm gerade einfiel. In einer solchen traulichen Plauderstunde frug ich auch, ob Richard in der Vakanz nach Hause kommen werde? und der Vater antwortete ohne langes Besinnen: „Ich denke schon, und hoffe, wir werden zusammen eine heitere Vakanz erleben. Du bist ja nun wieder mein gutes, liebes Mädchen." —

O, wie beglückten mich diese Worte! und als nun der Vater noch das Versprechen beifügte, mich am Sonntage nach Schloß Eisenburg mitzunehmen, kannte meine Freude keine Grenze. Ich sollte nun eine ganz neue Bekanntschaft machen; deßhalb quälte ich den Vater förmlich mit Fragen nach jedem Einzelnen und erfuhr nun, daß die Schloßkinder, drei an der Zahl, Emanuel, Adele und Veronika hießen, im Alter zu mir und Richard paßten, daß sie liebe, freundliche Eltern und eine Tante, Namens Hedwig besäßen und daß ich nicht schüchtern zu sein brauchte, sondern mich wie zu Hause fühlen dürfe, es seien seine guten, werthen Freunde. —

Endlich war es Sonntag! endlich schlug es drei Uhr! endlich saß ich neben Papa in unserer blauen Kutsche und fuhr nach Eisenburg und endlich stand ich mitten im neuen Freundeskreise, saß wieder bei Kindern meines Alters und Standes, bei Kaffee und Kuchen. Tante Hedwig, eine freundliche Tante, neigte ihre hohe schlanke Gestalt, ihr blühendes Antlitz mit den lieben rehbraunen Augen und dem lächelnden Munde oftmals zu uns, denn sie versorgte den kleinen „Katzentisch". Schmeichelnde „Kätzchen" saßen an ihm; die Pfoten streckten sich beständig aus, um Tante Hedwigs Hand, oder ein Stückchen ihres Kleides zu erfassen, und alle miauten im Chore: „Tante Hedwig, Tante Hedwig, Tante Hedwig!" sie aber wurde niemals ungeduldig, den vielen Bitten Gehör zu schenken. Ich fühlte mich unter meinen neuen Bekannten so heimisch, daß ich auch in den Ruf einstimmte und Tante Hedwig nickte mir lächelnd zu.

Unser Besuch dauerte nur allzu kurz. Schon nach drei Stunden befanden wir uns wieder auf dem Heimwege, weil der Vater an Erkältung litt und die Abendluft vermeiden wollte. Ich plauderte in Einem fort,

Digitized by Google

füllte seine Ohren mit dem Entzücken des kindlichen Herzens und zu Hause angekommen, mußte Sabine mich anhören, obwohl sie nicht so bereitwillig, wie Tante Hedwig, sich am Kleide halten ließ. Ich hatte gar zu viel Neues gesehen, Teppiche und Vorhänge, Büsten, Kronleuchter, Spiegel, bunte Meubelbezüge, tapezirte Wände — o, welch ein Contrast mit unsern weißen, kahlen Mauern, mit unsern kalten, langen Gängen!

Und erst die Menschen, die fröhlich spielenden Geschwister, mitten in ihrem Kreise Tante Hedwig, und die freundlichen Eltern. Auch Papa war dort so heiter. Ich hatte ihn einige Male sogar lachen hören. Es war mir dieses so ungewohnt, daß ich mitten im Auslöffeln meines Kaffee's inne hielt und vom Katzentischlein unverwandt zu ihm hinüber blickte.

Sabine hatte endlich übergenug an meiner kindlichen Begeisterung. Sie schob mich ziemlich unsanft von sich; ihre Miene wurde noch ein wenig kälter wie gewöhnlich, indem sie in geringschätzendem Tone sagte: „Es ist auch nicht Alles Gold, was glänzt." —

Anfangs dachte ich: „Wie dumm! ich habe ja nicht gesagt, daß die glänzenden Kronleuchter von Gold seien." Dann grübelte ich in meiner alten Weise nach dem Sinn dieser Worte und machte wieder ein recht altkluges Gesicht, denn der Vater rief: „Margareth! was ist doch wieder mit Dir?" —

Um diese Zeit mußte der Vater eine Badereise antreten. Beim Abschied empfahl er mir noch unsern Blumengarten und sprach die Hoffnung aus, daß unsere kleinen „Tricolore", wie er bisweilen auch die Pensée's zu nennen pflegte, bei seiner Wiederkehr ihn begrüßen möchten. Er werde mir zum Lohne gewiß etwas Schönes von der Reise heimbringen.

Natürlich ließ ich mir die Pflege des Gartens eifrig angelegen sein und erregte dadurch Sabinens höchstes Mißfallen. Als ich eines Tages dreimal ihren Ruf zum Spaziergange überhört und wohl auch zu gehorchen versäumt hatte, kam sie in den Garten und ihr rothes Gesicht glühte in erhöhter Farbe, indem sie mit lauter, kreischender Stimme rief:

„Einfältiges Mädchen! ich dachte, Du könntest etwas Besseres thun, als diese „Stiefmütterchen" zu pflegen! Dies Glück wird Dir noch früh genug zu Theil werden."

Ich blickte ganz überrascht empor. Mein Gesicht mochte eine neugierige Frage ausdrücken, und neugierig sagte ich auch:

„Was ist das: „Stiefmütterchen?"

Digitized by Google

Sabine antwortete: „Nun, was anders als diese Blumen da — und —"

Ich unterbrach sie und erklärte: „Das verstehen Sie nicht, Sabine; eben so wenig wie die Rechtschreiblehre. Diese Blumen heißen „Pensée", zu deutsch: Gedanken; auf lateinisch aber heißen sie „Viola tricolor, das ist: dreifarbig."

Sabine lachte höhnisch und erwiderte: „Kann schon sein, daß Dein Vater „Gedanken" dabei hat. Aber ihr echter Name ist „Stiefmütterchen," frag nur den Gärtner. Darum hat Dein Vater auch so große Vorliebe für diese Blumen. Ja, ja, ich fürchte, es wird bald anders werden."

O unseliges Wort, das mich armes Kind ganz verwirrte!

Ich gehörte nicht zu Jenen, welche Alles ausplaudern, sondern hatte mich in diesem einsamen Jahre an das stille Nachdenken gewöhnt. So grübelte ich auch jetzt über Sabinens Worte, über „Gedanken des Vaters," das verächtlich betonte „Stiefmütterchen" und endlich auf's Neue über den Satz „anders werden."

Auf dem Spaziergange, welcher jener Erklärung folgte, gab ich der plaudernden Sabine nur kurze Antworten und entzog ihr widerwillig meine Hand. Es war mir nach dem kurzen Glücke so weh im Herzen geworden. Warum mußte sie es zerstören! —

Als ich wieder meine Blumenbeete begoß und Sabine neben mir stand, rief ich plötzlich: „Warum heißt man sie Stiefmütterchen?"

Sabine mochte diese Frage erwartet haben, denn sie antwortete sogleich: „Ich denke, weil sie so argen Staat machen! Weißt Du nicht, wie aufgeputzt die Bräumeisterin stets einhergeht, während die Kinder in den alten Fetzen herumlaufen? Nun, sie ist eben eine Stiefmutter!"

„Was ist eine Stiefmutter?" forschte ich weiter.

„Die zweite Frau Deines Papa's," erklärte Sabine mit einem schielenden Seitenblicke auf mich.

„Meines Papa's?!" rief ich mit bebender Stimme, während das Herz laut hämmerte.

„Nun freilich" — sagte Sabine mit Achselzucken. „Ich fürchte, es wird bald anders werden! Vielleicht bringt er Dir eine Stiefmutter von der Reise mit; er versprach Dir ja, etwas heimzubringen, wenn Du die Stiefmütterchen inzwischen sorgfältig pflegst."

Ja, so hatte der Vater gesagt; nun war mir Alles klar und an die Stelle

Digitized by Google

des heitern Kindes von neun Jahren trat wieder die kleine, altkluge, mißtrauiſche Perſon.

Ich vernachläſſigte von dieſem Tage an das Gärtchen; ſtatt die Blumen zu pflegen, überwucherte das Unkraut meine Seele. Sabine hatte mich in ihre Gewalt bekommen; ich lauſchte auf ihre Geſchichten von böſen Stiefmüttern; bald ſpielten dieſe ihre Rolle in den Märchen, bald zeigte ſie mir ſolche in der Wirklichkeit und die Träumeiſterin in meiner Nähe bot in der That Stoff genug zu wahren Geſchichten.

Mein Vater kam von der Reiſe zurück. Bevor er noch den Garten beſuchte, denn er langte ſpät Abends an, überreichte er mir ein zierliches Schächtelchen. Ich öffnete es. Da lag eine ganz allerliebſte Broche, ein emaillirtes Penſée in den prächtigſten Farben. Statt laut aufzujubeln, ſchoß glühende Röthe in mein Geſicht; ohne Dank legte ich das Geſchenk bei Seite und verließ das Zimmer.

Von dieſem Tage an mied ich den Garten und geſellte mich zu Sabinen, obwohl ich ſie weniger als je liebte. „Was iſt mit dem Mädchen?“ frug oftmals mein Vater. Alles ſchwieg und ich ſchwieg am hartnäckigſten. „Komm her, Margareth!“ ſagte er wohl auch. Ich kam gehorſam, blickte aber nicht empor in ſein gutes, liebes Geſicht, denn ich fürchtete, mich zu verrathen. O, wie kann man ſo verſtockt ſein, wie ich damals war! Hätte ich mich doch an das liebe, zärtliche Vaterherz geworfen, ihm Alles geſagt, anſtatt auf Sabinens Einflüſterungen zu lauſchen. Gewiß, gewiß, der böſe Same wäre erſtickt worden!

So vergingen Wochen, die Vakanz nahte heran. Ich erwartete mit Sehnſucht meinen Bruder Richard, aber er kam nicht. Nun faßte ich Muth und frug den Vater, ob mein Bruder denn nicht komme? Die Antwort lautete in barſchem Tone:

„Was ſoll er hier thun? Beſſer, er bleibt, wo er iſt und erfreut ſich mit ſeinen Kameraden.“

So verſtrichen Wochen in ſchleppendem Gange. Wieder waren Kind und Vater getrennt, getrennt ſogar am Todestage der Mutter. Papa ging allein zu deren Grabe und nach ſeiner Zurückkehr ſchloß er die Thüre des Kabinets. Wohl eine Stunde harrte ich davor; endlich klopfte ich ſchüchtern und ſagte: „Schließ auf Papa und mach mir das Kreuz zur guten Nacht!“ Er ließ mich ein und ſegnete mich; aber ich ſah, daß er geweint hatte.

Digitized by Google

Der darauf folgende Winter ist ein leeres Blatt in meiner Erinnerung. Ich kann es nicht einmal mit den beschneiten Feldern vergleichen; denn darauf glitzerten Millionen Sonnensternchen; in meiner Seele aber blinkten keine hellen Himmelsgedanken, keine Regungen der Freude und Liebe. Sabine warf den dunklen Schatten stets auf's Neue darüber. Kein Weihnachtsbaum erhellte unser Wohnzimmer; es blieb verschlossen, wie der Mutter Grab. Ich erhielt meine Geschenke beim Lampenschein; an Richard gingen sie in einer Kiste ab.

Ich sah den Vater weniger, als im vorigen Winter. Er fuhr oder ritt in jeder freien Zeit über's Land, niemals aber nahm er mich mit. Es ist unerquicklich, bei diesem Lebensabschnitte zu verweilen. Als der Schnee schmolz, und der Frühling wieder auf weichen Lüftchen nahte, sah des Vaters Gesicht heiterer als gewöhnlich aus und eines Abends, Ende Februars, zog er mich auf sein Knie. Zuerst legte er mein Haupt an seine Brust, dann richtete er mein Kinn empor, daß unsere Augen sich begegneten. Hierauf sagte er in mildem, weichem Tone:

„Gretchen! in unserm Hause muß es anders werden! es ist keine traute Heimath weder für Dich, noch für mich. Die selige Mama kann, wenn sie auf uns herniederschaut, keine Freude haben. — Gretchen — sie hat uns Allen, Dir, Richard und mir, vom Himmel herab den Segen gespendet: sie ist zufrieden mit dem, was ich Dir nun verkünde: eine neue, eine zweite Mutter. Gretchen, morgen bringe ich sie Dir. Willst Du ein liebes, zärtliches, gehorsames Kind gegen sie sein, wie gegen Deine erste Mama?"

Ich hatte mit laut pochendem Herzen zugehorcht. Nun wand ich mich los aus den Armen des Vaters, glitt von seinem Knie herab und rief:

„O Papa, eine Stiefmutter?!"

„Wer hat Dir dieses Wort in den Kopf gesetzt?" frug er, indem seine Augenbraunen sich finster zusammenzogen.

Ich schwieg trotzig, und als er seine Frage wiederholte, rief ich unter Schluchzen: „Ich will keine Stiefmutter! Es gibt nur Eine Mama und diese ist im Himmel."

„Margaretha, mein Kind! was ist Dir?" sagte in beschwichtigendem Tone der Vater. Aber ich wiederholte nur um so heftiger die Worte: „Ich will keine Stiefmutter! meine Mama ist im Himmel!"

Als jedes Zureden vergebens war, vernahm ich einen tiefen Seufzer des Vaters. Wieder sagte er mild und zärtlich: „Gretchen!" —

Digitized by Google

Bei meinem stürmischen Abwenden brach der Geduldsfaden; er stand auf und rief in sehr strengem Tone:

„Morgen werde ich Dir Deine neue Mama bringen und ich befehle Dir, sie ehrfurchtsvoll zu empfangen."

Mein Vater verließ mich heute ohne seinen Segen; ich aber eilte in mein Schlafzimmer, warf mich vor dem Bett auf die Knie und weinte, bis Sabine mich zur Ruhe brachte und der Schlaf mir die Augen schloß.

(Fortsetzung folgt).

Die geheimnißvolle Pastete.

Von **Franz Pocci.**

Personen:

Anselmus Katzenberger, Professor und Magier.
Jakob, ein alter Taglöhner.
Margareth, dessen Weib.
Casperl Larifari, Privatier.

Waldgegend.

Katzenberger in schwarzem Ueberrock und Hut, als Spazierstock einen Zauberstab in der Hand, tritt pathetisch ein.

Arie.

Ich bin ein weiser Magier
Und nebenbei auch Zauberer,
Gelehrt in allen Schriften
Und will nur Gutes stiften.

Drum geh' ich oft umher im Land
In schlichtem Rock und unerkannt,

Digitized by Google

Bin stets beinah auf Reisen,
Wohlthaten zu erweisen.

Die Zauberkunst ist angenehm,
Man lebt zufrieden und bequem
Und kann leicht Alles haben —
So will ich jetzt mich laben.

Ja, von meiner Morgenwanderung bin ich in der That etwas hungerig und durstig geworden. Ein kleines Frühstück wäre wohl am Platze. (zaubert).

Stäblein reck' Dich,
Tischlein deck' Dich,
Hocuspocus
Melibocus!

(Es erscheint vor einer Rasenbank ein gedecktes Tischchen.)

Gut bedient! (setzt sich) Cotteletten. Was für ein Weinchen? Ah! Bordeaux Lafitte. Ganz zufrieden. (trinkt)

Auf das Wohl meiner Ahnen! Heil euch, die ihr in der Tiefe der ägyptischen Pyramide Mandschelmusa bis zur nächsten Seelenwanderungsperiode im Mumienschlummer ruhet, Heil euch heiligen Katzen von Bubastos! — Damit aber ein hochgeehrtes Publicum im Klaren sei, bemerke ich, daß meine Familie aus Aegypten stammt, wo Magie und Zauberkunst ihre Wiege haben. Meine Vorfahren, von besagten Katzen stammend, fanden sich veranlaßt, bei der großen ägyptischen Finsterniß, weil sie nichts mehr sahen, nach Europa unter dem Namen Katzenberger und Compagnie auszuwandern. Mein Vater war Apotheker und hinterließ mir in einer versiegelten Opodeldocblechbüchse die Geheimnisse der Magie. Ich hatte Naturwissenschaften studirt, ward Professor extraordinarius, Mitglied mehrerer wissenschaftlichen Gesellschaften und lebe als Privatgelehrter und Magier, mich ganz den Interessen der Humanität widmend. Nun bin ich satt. Appage! (Das Tischchen verschwindet.) Da kommen Leute. Ich will mich zur Beobachtung etwas zurückziehen. (seitwärts ab.)

Jacob mit einer Holzaxt. Margareth, einen Bündel Reisig auf dem Rücken.

Margareth.

Ich muß ein wenig rasten, denn ich bin müd'.

Digitized by Google

Jacob.

So raste.

Margareth.

Es ist kein Spaß, eine Stunde her das Holz auf dem Buckel schleppen.

Jacob.

Ich setz' mich auch ein Bißl. Es ist kein Spaß, den halben Tag Holz hauen im Wald draußen.

Margareth.

Ueber Mangel an Arbeit kann sich Keines von uns beschweren.

Jacob.

Muß sein; denn „im Schweiße Deines Angesichtes sollst Du Dein Brod essen", hat unser Herrgott im Paradies gesagt.

Margareth.

Ja, das weiß ich auch; aber zu wem hat er es gesagt? Zum Adam, nicht zur Eva. Weil der Adam ungehorsam war und in den Apfel gebissen hat — —

Jacob.

Den ihm die Eva gereicht hat, verstanden? — Und was hat er zur Eva gesprochen? — „Daß der Mann ihr Herr sein soll."

Margareth.

Das war ein sauberer „Herr" — der Adam! der seinen Fürwitz und seine Neugier nicht bezähmt hat.

Jacob.

An der ganzen Geschicht' war doch nur die Eva schuld. Sie war die Neugierige; sie war die Fürwitzige.

Margareth.

Wenn die Schlang nicht gewesen wär', die die Eva verführt hat, so wär' auch weiter Nichts geschehen, und Du brauchtest kein Holz zu hacken und ich brauchte das Reisig nicht zu tragen, das uns der Förster immer überläßt.

Jacob.

Euch Weibern fehlt's nie an Ausreden; wenn aber wieder so ein Goldapfelbaum aufwüchs — Du und Alle Anderen würden's doch wieder wie die Stammmutter der Menschheit machen.

Digitized by Google

Margareth.

Und ihr Mannsbilder wäret auch nicht gescheuter als der Altvater Adam. Laß uns nicht weiter streiten; geh'n wir lieber heim, damit wir zu unserer Supp' kommen. Ich verlang' mir keine Paradiesäpfel.

Jacob.

Ich auch nicht. Mir sind unsere Schmalznudeln lieber. Komm, Alte!

(Im Abgehen tritt ihnen Katzenberger entgegen.)

Katzenberger.

Grüß Euch der Himmel, gute Leute!

Jacob.

Ebenfalls, aufzuwarten.

Katzenberger.

Ihr habt ja ein wenig gestritten miteinander, wie ich im Hergehen vernahm.

Margareth.

So was kommt bisweilen bei uns vor, aber das hat weiter nichts zu bedeuten.

Jacob.

Das geschieht nur im Spaß, so zu sagen, und wir kommen ganz gut aus.

Katzenberger.

Ihr spracht ja von Adam und Eva, wenn ich recht hörte, und dem Fürwitz des ersten Menschenpaares.

Margareth.

Ja freilich, und mein Jacob da, der schiebt immer alle Schuld auf die Eva — —

Jacob.

Und mein Weib behauptet immer, daß Adam eigentlich das Unheil angestellt habe.

Katzenberger.

Ei, ich meine, es haben wohl beide so ziemlich gleichen Theil am Vergehen; beide waren ungehorsam aus Fürwitz und Neugier.

Jacob.

So was wär' doch unser Einem nicht passirt.

Digitized by Google

Margareth.

Da hat mein Jacob recht; die Schlange dürfte mir den schönsten Apfel anbieten in einem solchen Garten, wo mir Alles Andere zu Gebot stünd' — ich blieb fest und standhaft.

Katzenberger.

Seid Ihr Eurer Sache so gewiß? So Etwas ist leichter gesagt, als gehalten. Das käme doch noch auf eine Probe an.

Jacob.

(lacht) Ha, ha — bei uns Zwei'n eine Probe!? wir sind zufrieden mit unserm sauer erworbenen schlechten Bissen. Das ist Probe genug.

Katzenberger.

Hört, liebe Leute: ich mein' es gut mit Euch; Ihr scheint mir brav und fleißig und darum möchte ich Euch ein sorgenfreies Alter bereiten. Ich habe die Mittel für so Etwas. Allein eh' es geschieht, müßt Ihr Euch einer Probe unterziehen, die ich Euch auferlegen werde. Wollt Ihr?

Jacob.

Das versteht sich; nicht wahr, Alte?

Margareth.

Wenn der gnädige Herr es so gut mit uns vor hat, müssen wir's ja dankbar annehmen.

Katzenberger.

Gut also. Geht nun langsam nach Hause. Ihr werdet sehen, was ich Euch bestimmt habe, und wenn es an der Zeit ist, werde ich mich bei Euch einfinden. Wo wohnt Ihr denn?

Jacob.

In Haderndorf, eine halbe Stunde von da. Das erste Dörfl mit dem grünen Kirchthurmdach; unser Häusl ist das zweite rechts, wenn man hinein geht. Man heißt's beim „Holzjackl."

Katzenberger.

Wohl. Aber, aber — seid standhaft und vergeßt nicht Adam und Eva! (geht ab.)

Digitized by Google

Jacob.

Gehorsamster Diener, Excellenz. — Du, Margareth, das muß ein verkleideter Prinz sein; meinst Du nicht?

Margareth.

Ja freilich. Der ist gewiß ein Prinz; er hat auch so hochdeutsch und vornehm gesprochen. Hätten wir ihn nur gleich per Excellenz titulirt, da hätt' er uns vielleicht ein paar Gulden geschenkt.

Jacob.

Komm, Weib! geh'n wir heim. Vielleicht finden wir zu Haus schon einen Beutel voll Dukaten. (Beide ab.)

Verwandlung.

Aermliche Stube. Von der Seite wird ein mit Speisen und Getränken besetzter Tisch hereingeschoben. In der Mitte darauf steht eine große verdeckte Pastete.

Casperl (schaut zur Thüre herein.)

Wünsch' guten Morgen. — — Wie? Niemand da? — Monsieur Jacob! Madame Margreth! (tritt ein) Niemand zu Haus. Es ist doch schon Mittagszeit und ich hätt' aus Zufall so von Ungefähr mit Fleiß im Vorbeigehen ein paar warme Schmalznudeln aus purer Gefälligkeit gern mitgenommen. Denn besagte Schmalznudeln werden hier besonders gut gemacht, weil diese armen, aber guten Leute eigentlich nichts Anderes haben, als den einen Tag Kartoffel oder Erdäpfel und den andern Schmalznudeln. Nun finde ich mich als guter Nachbar bisweilen gewöhnlich an dem andern, nämlich dem Nudeltage ein, um den armen, aber guten Leuten etwas Gesellschaft zu leisten. (sieht den gedeckten Tisch). Aber wie? was erblick' ich? — seh' ich recht? — ein gedeckter Tisch! — welch' ein angenehmer Bratenduft! — Eine Schüssel mit Kalbsbraten, Kartoffelsalat mit Häring und harte Eier d'rauf. Bohnengemüs mit — mit — mit — mit Bratwürsteln! Meine Leibspeis! Und drei Weinflaschen! Und — da mitten drinnen eine große Pastete!! Ha! woher kommt diese in diesen schlichten Räumlichkeiten nie dagewesene brillante Erscheinung? Sollte nicht eine Verwechslung stattgefunden haben und sollten diese Gaben nicht ur- oder repetiruhrsprünglich mir bestimmt gewesen sein? Hat sich das unsichtbare großmüthige Schicksal nicht in der Localität geirrt? Ha! ich werde ganz confus. Aber was liegt denn da für ein beschriebener Zettel auf der Pastete? (liest.)

Digitized by Google

„Von Allem eßt und trinket, wie's Euch ſchmeckt,
„Doch die Paſtete bleibe ſtets bedeckt!“

(lacht ungeheuer) Ha, ha, ha! Das iſt aber curios! Wer wird ſich um die Paſtete kümmern unter ſolchen umſtehenden Umſtänden?

(Jacob und Margareth treten ein.)

Margareth.

A, der Herr Casperl iſt heut' auch ſchon da!

Casperl.

Er iſt da und wünſcht guten Mittag.

Jacob (ſieht gleich den Tiſch.)

Weib, Weib! Da ſchau her!...

Margareth.

Ei, der Tauſend! Was ſeh' ich? — Das hat Alles der Prinz geſchickt.

Casperl.

(für ſich) Was? Der Prinz? — Da muß ich gleich profitiren. (laut in vornehmem Tone) Ja, gute Leute; der unbekannte Prinz. Und dieſer Prinz hat mich hieher geſchickt, damit ich mich als guter Freund und Nachbar mit Euch ſeiner großmüthigen Gaben erfreue. Ich bin Euer Gaſt, Euer Nachbar, Euer Freund, wie immer, auch in dieſer bedeutungsvollen Stunde. Ja, gute Leute, ſo will es der edle, unbekannte Prinz gehalten haben. Kommt nur gleich; laßt uns anfangen, um nur aufzuhören, wenn Nichts mehr da iſt.

Jacob.

Ja, Herr Casperl, Sie haben recht. Setzen wir uns. — Alſo Sie kennen den unbekannten Prinzen?

Casperl.

Ich kenne ihn zwar nicht ganz genau, allein er kennt mich gewiſſermaßen ſo halb und halb auch gar nicht, ſo daß die Bekanntſchaft ſchon ſehr lange in dieſer Art auf ein nicht bekanntſchaftliches aber eben ſo vertrauliches Verhältniß ſchließen läßt.

Jacob.

So, ſo? aha, jetzt verſteh' ich's. Sie ſind alſo eine Art unbekannter Freund des unbekannten Prinzen.

Digitized by Google

Casperl.

Ja, allerdings, so ist es.

Margareth.

Nein, aber die guten Sachen! So was ist noch gar nicht da gewesen bei uns. Das schmeckt!

Casperl.

Aber betrachtet einmal diese geheimnißvolle Pastete. Diese verdeckelte Speise, welche nicht entdeckelt werden soll.

Jacob.

Das steht wohl auf dem Zettel geschrieben, der drauf liegt?

Casperl.

Da steht's drauf.

Jacob.

Aha! Das ist die Probe, von der uns der Herr Prinz gesagt hat. Da machen wir uns aber nichts daraus. Nicht wahr, Margareth?

Margareth.

Ja freilich. Die Pastete geht uns gar nichts an. Wir halten uns an die andern guten Speisen.

Casperl.

Laßt uns einmal den Wein probiren. (schenkt ein und trinkt) Vivat Deidesheimer, Ausstich!

Jacob.

Der Prinz soll leben! Hoch!

Alle Drei.

Hoch, hoch!

Casperl.

Reichen Sie mir einmal von diesen Bratwürsteln her; sie duften so angenehm. Ah! Meisterhaft gebraten!

Jacob.

Die schöne braune Haut! — Jetzt möcht' ich aber wissen, wie's möglich wär', daß Einer noch an die Pastete denken könnte?

Digitized by Google

Casperl.

Das möcht' ich auch wissen. Aber sonderbar ist es doch jedenfalls, daß man auf den Einfall kommen kann, eine Speise auf den Tisch zu setzen, von der man nichts essen soll. Denn eigentlich sind doch die Speisen zum Essen da und nicht bloß zum Anschau'n. Warum nicht lieber gleich so Etwas weglassen?

Jacob.

Der Prinz will sich halt einen kleinen Spaß mit uns machen.

Casperl.

Das ist jedenfalls ein schlechter Spaß; eine Art Crudelität. Natürlich, Ihr Beide wißt überhaupt nichts von Pasteten. (vornehm) Aber ich, ich kenn' mich aus in solchen Bissen. Ich kann Euch nur sagen, daß Pasteten die köstlichsten Speisen sind, die es auf den Tafeln der Vornehmen gibt.

Jacob und Margareth. (erstaunt.)

Ah, Ah!

Casperl.

Nämlich: in solche Pasteten thut man das Allerbeste hinein: Rebhühnlein, Fasanen, Spanferkeln, Knödl mit Sauerkraut, Hasen, ganze Rehböck und oft die besten Süßigkeiten mit allerhand Obst und geschnittene Nudel dazu mit chinesischem Pfeffer.

Jacob und Margareth. (höchst gespannt.)

Aber nein! ist's möglich? —

Casperl.

Ich meinerseits, will nichts von der Pastete haben; denn mir ist so was nichts Neues; aber ich möcht' nur wissen, was in der Pasteten da drinnen ist.

Jacob.

Nein, nein! Nur keine fürwitzigen Anspielungen. Verboten bleibt verboten.

Casperl.

Verboten! was ist denn verboten? Es ist nur ein Scherz, eine Vexirerei. Ich bin auch gar nicht neugierig, denn ich habe ja solche Pasteten schon nach dem Dutzend gegessen; aber grad deßwegen wär' es mir interessant, zu erfahren, was in dieser Pastete drin ist.

Digitized by Google

Margareth.

Da hat eigentlich der Herr Casperl seinerseits nicht Unrecht. Wir essen ja auch nichts davon und wenn der Herr Casperl nur hinein schauen will, so ist das seine Sach'.

Jacob.

Wer aber einmal hineingeschaut hat, dem kommt gewiß auch gleich die Lust zum Schnabuliren, besonders wenn so gute Sachen drin sind, wie der Herr Casperl gesagt hat.

Terzett.

Casperl.

Was kann in der Pastete stecken?
Ein wenig möcht' ich nur dran lecken.

Jacob.

Was stecket wohl in der Pastete?
Wie meinst Du, liebe Margarethe?

Margareth.

Den Deckel etwas aufzuheben,
Das kostet uns wohl nicht das Leben.

Casperl.

Warum sollt' ich es nicht probiren,
Den Deckel etwas zu berühren?

Jacob.

Probi — bi — bi — bi — biren?

Margareth.

Rüh — ri — ri — ri — ri — rühren?

Caspar.

Probi — bi — bi,

Jacob.

Probi — bi — bi

Margareth.

Probi — bi — bi

Digitized by Google

Alle Drei.

Probiren, Probiren, Probiren!

Casperl nähert sich der Pastete, an ihn hängt sich Jacob, an diesen Margarethe.

Casperl.

Ich will nur den Deckel seitwärts ein wenig lüften. (riecht daran.) Ah! das stinkt ein Bißchen. Allein das ist vermuthlich der sogenannte „Hautgout," der dem Wildpret eigen ist. Wir wollen noch genauer daran schnuffeln (hebt etwas mehr auf). So etwas Schwefelgeruch. Das kommt von der Sauce. (Hebt den Deckel ganz auf. Knall und Pulverexplosion. Alle drei fallen hin. Ein kleiner Teufel springt aus der Pastete auf Casperl und zaust ihn. Casperl, den Teufel auf dem Rücken, läuft wie närrisch schreiend, auf und ab.)

Jacob. Margareth.

Auweh! Auweh! Wir sind verloren! Uns holt der Teufel.

Donnerschlag. Der Teufel springt hinaus und es erscheint in vollem Zauberornate

Katzenberger. (Alle fallen auf die Kniee.)

So habt Ihr also die Prüfung bestanden? Kaum habe ich Euch die erste Wohlthat erzeigt, seid Ihr schon gefallen?!

Alle.

Auweh! Auweh!

Katzenberger.

Ja! Auweh, auweh heißt es jetzt. Was könnt Ihr zu Eurer Entschuldigung sagen?

Jacob und Margareth.

Der Herr Casperl! Der Herr Casperl!

Katzenberger.

Ja, der Herr Casperl! Der war die Schlange. Ich weiß Alles. Und deßhalb will ich Gnade vor Recht ergehen lassen.

Casperl.

Erhabener Zauberer! Sie wissen, daß Neugierde eine meiner vorzüglichsten Tugenden ist. O verzeih'n Sie mir allergnädigst.

Katzenberger.

Du warst immer der Hanswurst und wirst immer der Hanswurst bleiben. Euch andern Beiden will ich meine Protection nicht entziehen, weil Ihr brave,

Digitized by Google

arbeitsame Leute seid. Ich werde Euch eine monatliche Unterstützung anweisen und Ihr sollt nicht in Sorgen und Noth leben. Allein in Zukunft glaubt nicht, daß Ihr es besser gemacht hättet, als Eure Stammeseltern Adam und Eva. Menschen sind und bleiben Menschen. Lebt wohl! (verschwindet.)

Jacob. Margareth.

Heil unserm Wohlthäter! Tausend Dank! Wir lassen gewiß alle Pasteten stehen.

Casperl.

Ihr kriegt ohnedieß keine mehr zu sehen. Aber eigentlich habt Ihr die künftigen Wohlthaten des Herrn Zauberers doch nur mir zu verdanken; denn wenn nicht ich den Pastetendeckel aufgehoben hätt', so hätt' es doch Eines von Euch gethan. (Er umarmt Jacob und Margarethe.)

Der Vorhang fällt.

Memoiren des Kukuks.

Naturhistorische Schilderung von **Ch. Rey.**

Wenn ich, der Kukuk, es wage, Dir, lieber Leser, hier meine Memoiren zur Lectüre anzubieten, so rechne mir dieses nicht als einen Act des Hochmuthes an, denn ich weiß gar wohl, daß eigentlich nur berühmte Persönlichkeiten das Recht besitzen, dem Publikum die bisher der Welt verborgenen Wege ihres Lebens zu enthüllen, ich aber, als Vogel, noch tief unter der Stufe eines unberühmten, geschweige denn eines berühmten Menschen stehe; dennoch habe ich eine biographische Skizze meines Lebens entworfen, einfach nur darum, weil ich weiß, daß Du, Karl oder Peter, Marie oder Anna, Dich für mich, den armen Kukuk, gar sehr interessirst und ihn darum, sobald Du im schattenkühlen Walde Beeren oder Blumen suchest, durch den hellen Ruf: „Kukuk! Kukuk!“ gar freudig begrüßest und dann nicht müde wirst, mich zu rufen, wenn ich Dir aus fernem Waldgehege bereitwilligst antworte. Doch obgleich wir so

Digitized by Google

gute Bekannte ſind, bin ich Dir und überhaupt wohl den meiſten Menſchen wieder ein Unbekannter. Oder haſt Du mich einmal ſchon von Angeſicht zu Angeſicht geſehen? Gewiß nicht, denn nur ſelten zeige ich mich den Blicken des Menſchen und wenn nicht zufällig ein Jäger oder Holzhauer oder Schäfer mich in meiner Einſamkeit überraſcht hätte, ſo würde mein Conterfei, trotzdem ich zu den größeren Vögeln zähle, wohl ſchwerlich in irgend einem naturhiſtoriſchen Bilderatlas zu finden ſein. Aber eben deßwegen, weil Du mich, lieber Leſer, auch ohne mich näher zu kennen, ſtets ſo freundlich im Walde willkommen heißeſt, fühle ich mich veranlaßt, Dir ein Bild meines Lebens zu entwerfen, treu und ehrlich, wie es ſich einem gewiſſenhaften Memoirenſchreiber gebührt, mit ſeinen Licht- und Schattenſeiten, ſeinen Freuden und Leiden, damit Du künftig nicht mehr einem Unbekannten, ſondern in Wahrheit einem guten Bekannten Dein fröhliches: „Kukuk! Kukuk!“ zurufen kannſt.

Zuerſt alſo: aus welcher Familie? denn bei Euch gilt ja dieſes gewöhnlich zuerſt als Werthmeſſer eines Weſens. Ich gehöre zu der Familie der Leichtſchnäbler, und da ich meine äußere Zehe ebenſo gut nach rückwärts, als nach vorwärts drehen kann, insbeſondere zur Gruppe der Wendezeher. Gehöre ich nun auch in Bezug auf meine äußere Erſcheinung nach Euerm Sprichworte: „Kleider machen Leute!“ nicht zur Noblesſe meines Geſchlechtes, wie z. B. der rothe Arras, der behelmte Cacadu, der Buntſpecht, der Eisvogel ꝛc., die ſich durch ihr prächtiges Gefieder als die haute-volée unſerer Familie geriren, ſo ſtehe ich doch wiederum nicht ſo tief, als mancher meiner Sippe, wie z. B. der Schwarzſpecht, welcher ſich, wie bekannt, nur in Schwarz kleidet, ſo daß ich die Bourgeoiſie repräſentire. Ich bin ein ziemlich ſchlanker Burſche, 14—15 Zoll — deſſen Körperlänge aber durch den 7—8 Zoll langen Schwanz, die langen Flügel, ſowie die dichte Befiederung ſcheinbar vermehrt wird, ſo daß ich, obgleich kaum die Größe einer Amſel übertreffend, doch zu den größern Waldvögeln unſerer Gegend zähle. Während meine Freunde, die Spechte, Dir wohl mit ihrem vierkantigen, keilförmigen Schnabel bekannt ſein werden, trage ich meinen ſchwachen Schnabel nach der Spitze hin ſanft gebogen und mein Unterkiefer erſcheint wegen meiner ſehr dehnbaren Mundwinkelhaut, wodurch ich meinen Schnabel ſehr weit zu öffnen vermag, nach oben bogig zuſammengelegt. Auf einem großen Fuße zu leben, iſt mir leider nicht geſtattet, da mein Unterpedal nur kurz iſt, ja wegen der Befiederung bis unter das Fersengelenk ſogar noch kürzer erſcheint, als es wirklich iſt. Was nun meine Garderobe

Digitized by Google

anbelangt, so herrscht auch in meiner engern Familie, wie bei Euch Menschenkindern, eine Art Mode, nur mit dem Unterschiede, daß wir nie den Schnitt unseres Kleides, sondern nur die Farbe desselben, aber nicht mit der rapiden Geschwindigkeit, wie Ihr, sondern hübsch langsam, nach und nach mit der Zahl der Jahre ändern. Unsere Kinder, die Nestvögel, zeigen sich zwar schon im Gewande ihrer Eltern, indem sie, gleich diesen, gesperbert und mit Wellenzeichnung erscheinen; jedoch tragen sie auf Kopf und Rücken überall bräunliche Federränder und am Hinterkopfe zwei weiße, erbsengroße Flecken, während wieder andere statt des braunen ein mehr schwarzgraues Federkleid zeigen. Daß nun die Herren- und Damengarderobe auch bei uns, so wie bei Euch verschieden ist, brauche ich Dir wohl, lieber Leser, nicht erst noch zu versichern. Unsere Herrenwelt trägt auf dem Rücken einen dunkelaschgraublauen Feder-Ueberwurf. Die Beinkleider sind zwar weiß, aber mit braungelben oder auch wohl schwärzlichbraunen Wellenlinien gesperbert. Das Chemisett, welches Kehle, Hals und Unterbrust bedeckt, besteht ebenfalls aus aschgrauen Federn, aber von hellerer und reinerer Farbe, als das Rückengefieder. Während nun ferner die größeren Flügelfedern in einem matten Schwarzgrün glänzen und an der innern Fläche weiß gefleckt erscheinen und die Flügeldeckfedern ein Gemisch von Weiß und Schwarzbraun bilden, zeigen sich die größern Schwanzfedern dunkelgrau gefärbt mit weißen Rändern und weißen Bindeflecken, so daß wir dadurch, natürlich zu unserm Nachtheile, von den Unkundigern in der Vogelwelt wohl leicht für einen Sperber gehalten werden können. Wenn Du Dir, lieber Leser, noch meinen Rachen orangefarben, den Augenring feuergelb und den Schuh gelb gefärbt denkst, so stehe ich vor Dir, als hättest Du meine colorirte Photographie in der Hand. Wenn sich nun auch auf den ersten Blick die Frau Kukuk nicht so leicht von ihrem Herrn Gemahle unterscheiden läßt, so trägt sie dennoch in mancher Hinsicht ein verschiedenes Kostüm. Abgesehen davon, daß sie kleiner ist, hüllt sie ihren Hals entweder in röthliches oder rostgelbes Gefieder mit Wellenfärbung ein, trägt auf dem Schwanz und Unterrücken, auf den Oberflügeln und Schwungfedern einen bräunlichen Anflug und zeigt auch auf dem bräunlich gewellten Hinter- und Unterleib mehr eine gelbliche Grundfärbung und läßt dann diese Unterschiede in der Garderobe, besonders wenn sie jung ist, noch schärfer hervortreten. Aber so wie bei Euch alte Leute weniger auf Schmuck und Putz halten, so auch bei uns. Je älter ein Kukuk wird, desto mehr verliert sich seine sperberartige Färbung und das

Digitized by Google

bunte Gefieder geht in ein mehr oder weniger einfaches Braun über, so daß vielleicht gar Mancher versucht wird, diese rothbraunen Alten für eine besondere Species in unserer Familie zu halten. So sieht also Dein Freund aus, den Du im Frühlinge mit lautem Rufe begrüßest, wenn er von seiner großen Reise über das Meer wieder nach dem Walde bei Deinem Dorfe oder Deiner Stadt zurückgekehrt ist. Nicht wahr, lieber Leser, Du hast geglaubt, nur die Schwalbe, die Störche und Kraniche gehörten zu den Voyageurs der Vogelwelt und wunderst Dich nun, daß auch ich von Reisen über das Meer spreche. Aber ist es vielleicht nicht so? Ein Drang, dem wir Vögel nicht widerstehen können, treibt uns, sobald der Herbst mit seinen rauhern Tagen naht, aus unserer bisherigen Heimath und führt uns nicht nur auf der weiten Reise nach den fernen Ländern des Südens, sondern auch, wenn die Maiblumen und Primeln blühen, wieder nach der verlassenen Wohnstätte zurück. O, wie groß ist doch die Zahl dieser Landstreicher, die überall zu Hause sind und wenn das Glück im Norden eine Pause macht, im Süden ein Vaterland finden: „ubi bene, ibi patria!" Noch grünen die Bäume, noch blühen die Blumen, noch sind warme, sonnenhelle Tage, da beginnt schon der Mauersegler sich zur Reise zu rüsten. Ihm folgen dann die Uferschilfsänger, die Mandelkrähen, Pirole und wir, während noch die Nachtigallen, Grasmücken, Schnepfen und noch viele andere unserer Collegen, mit denen wir so manche fröhliche Stunde im grünen Walde durchlebt haben, zurückbleiben, um uns erst später im Süden aufzusuchen, so daß wir schon im August mit großer Hast, denn wir sind etwas ungestüme Gesellen, in den Urwaldungen der Tropen umherziehen und hier unser gewohntes Gewerbe treiben, ohne uns jedoch bleibend anzusiedeln. Aber wenn bei Euch die traurigen Tage des Winters vor dem siegreichen Lenze die Flucht ergriffen haben, dann sagen wir unserer Winterherberge in dem heißen Innern Afrika's Valet und ziehen unsere Straße im Ocean der Luft ohne Kompaß und Wegweiser zur alten, lieben Heimath zurück. Dann lassen wir unsern weit tönenden Ruf durch den grünen Laubwald, oder das düstere Nadelholz frisch, frei und fröhlich von den Baumwipfeln erklingen; dann kommst auch Du und rufst uns ein herzliches Willkommen zu. Und wir durchstreifen nun wieder Hain und Gebüsch und suchen uns unsere alten Lieblingsplätzchen auf, besonders wenn sich durch dieselben ein schilfbewachsener Fluß hinschlängelt, oder ein schilfumrankter Teich sein Spiegelauge unter dem grünen Laube hervor erglänzen läßt. Ja Frühling! Frühling! Frühling in den Herzen der Menschen

Digitized by Google

in der weiten Natur, Frühling bei Dir — Frühling auch bei mir! Dann vergesse ich den Morgenschlummer und rufe oft schon nach Mitternacht die Sänger des Waldes zum Morgengebete, dann schmettere ich mein leider nur einförmiges Lied in die Orgeltöne des Pirol, in die melancholischen Weisen des Fliegenfängers, in das melodienreiche Allegro des gelbbrüstigen Sängers, in die schmelzenden Harmonien der Frau Nachtigall, begleitet von dem wirbelnden Triller der Lerchen. O Morgenlicht, o Morgenjubel! Im tiefen Blättergrün, durchleuchtet vom goldenen Sonnenlichte, da werde ich vor Freude und Lust nimmer müde, meinen Namen oft bis zum späten Abende dem lauschig stillen Walde zuzurufen, gar oft wohl hundert Mal hintereinander, ohne meinen Platz zu verändern, ja ich schreie oft so viel und so laut, daß ich heiser werde, denn ich bin, wie gesagt, ein wilder, stürmischer Geselle, der Alles mit Hast, mit regellosem Eifer treibt, aber dabei auch wieder so scheu — ach, so scheu ist, daß mich jedes blumensuchende Kind in die Flucht jagen kann. Und wie leicht wird es mir, mich den Blicken der Menschen zu entziehen. Während ich ein tölpelhafter Fußgänger bin, der schwerfällig und ungeschickt eine kurze Strecke auf dem Boden fortzuhüpfen vermag, ist die Höhe, die Luft mein Element. Daher sitze ich hoch in den Wipfeln der Bäume, auf einem starken Aste, von dem aus ich eine weite Umschau halten kann, denn ich traue keinem Menschen, selbst keinem Thiere; Vorsicht ist mir zur zweiten Natur geworden. Daher lebe ich auch mit keinem Bewohner des Waldes in intimern Freundschafts-Verhältnissen; ich muß es leider gestehen, ich bin ein ungeselliger Bursche, ein poltriger, gehässiger Patron, der selbst die nächsten Verwandten nicht in seinem Reviere duldet, sondern sie mit leidenschaftlicher Erregung verfolgt und verjagt. O, wie vergesse ich mich da! Wie sträuben sich meine Kopffedern, wie richtet sich mein Schwanz empor — vor Aerger, vor toller Wuth! Wie gesagt, ist die Luft mein Element. Pfeilschnell schwenke ich mich durch die Zweige der Bäume, selbst durch dichtes Gebüsch, mich auf den Wellen des Aethers leicht wiegend. Ja, hier fühle ich mich sicher, darum betrete ich auch nur höchst selten die Erde. Hast Du, lieber Leser, schon einen Sperber, einen Thurmfalken in hoher Luft fliegen sehen? Siehe, dann hast Du ein Bild von mir, wenn ich durch die Wipfel der Bäume dahinsegle und wer weiß, ob Du mich dann nicht schon gesehen hast, während Du meinest, ein Sperber ziehe über Dir auf seiner luftigen Straße dahin.

Habe ich Dir jetzt meine Wohnung, das stille Waldthal, gezeigt, so will

Digitized by Google

ich Dich nun auch in meine Küche führen. O, die iſt ſo groß, ſo weit, wie mein Wohn- und Schlafcabinet, denn ſie iſt der Wald, die tauſend Bäume und Gebüſche mit ihren abertauſend Aeſten, Zweigen, Rinden und Blättern, ſie iſt der grüne, grasbedeckte Boden, auf dem die Sonnenlichter ſo lieblich ſpielen. Da bereitet mir die Natur mein Mahl, da finde ich ſtets offene Tafel, denn da lebt und webt es von Kerbthieren und Kerbthierlarven, da fliegen die Nachtſchmetterlinge, die Waſſerjungfern, da kriechen die Borſtkäfer, da findet ſich auch mein Leibgericht: die Raupen, welchen Namen ſie auch tragen mögen. Wie munden ſie mir, trotz ihrer Haare, wenn ich bei warmem Wetter, ſchief an den Stämmen und Aeſten hängend, ſie von den Bäumen ableſe oder bei kühler und regneriſcher Witterung am Boden hinflattere und die herabhängenden Baumäſte und das Gebüſch durchſuche, dabei als Deſſert vielleicht einige Wachholderbeeren naſche, oder im Nachſommer oft halbe Tage lang auf der Wieſe auf Bärenraupen und Heuſchrecken Jagd mache. Dazu nun mein vortreffliches Auge, das mich ſchon in weiter Ferne mein Opfer erkennen läßt, und mein gewandter Flug, durch den ich dasſelbe mit bequemer Leichtigkeit mir einfange. So finde ich bei meinem ewigen Umherſtreifen ſtets ſo viel, als mein Magen verlangt und das will gewiß viel ſagen, da derſelbe ſehr groß iſt. Hu! welch ein Bild muß aber auch mein Magen gewähren! Wie müſſen die Raupenhaare mit ihren Widerhaken ſich in die Magenwandung gebohrt und dieſelbe mit einem dicken Haarfilz überzogen haben. Ja — Raupen, Raupen! Süßes Labſal! Wo die Menſchen jammern, da juble ich. Wenn der Raupenfraß ſich zeigt, der Wald von Millionen dieſer gefräßigen Larven wimmelt, dann ſind die Feſttage meines Lebens erſchienen. Wenn dann die klugen Menſchen rathlos daſtehen, dann kommen wir — die Kukuke — dann halten wir offene Tafel, dann werden, was die andern Vögel verſchmähen, die haarigen Waldverheerer zum Mittag- und Abendeſſen, zum Frühſtück und Veſperbrod vertilgt und — dann iſt der Wald gerettet. Denn berechne es ſelbſt, lieber Leſer, d. h. wenn Du rechnen kannſt: Ein Kukuk verzehrt oft in einer Minute mehr als 10 Raupen. Wir wollen aber auf die Perſon nur 2 Raupen per Minute rechnen, ſo gibt dieſes bei 16 Stunden täglicher Arbeit, denn ſo lange ſind wir thätig, uns den Magen zu füllen, auf 100 Vögel, die ſich trotz ihrer ſonſtigen Ungeſelligkeit doch zum Raupenfraße gewöhnlich in brüderlicher Harmonie zuſammenfinden, täglich 192,000 Stück Raupen, alſo in einem Monate circa 6 Millionen. Verſtehſt Du dieſes Exempel? Siehſt Du nun ein,

Digitized by Google

daß wir in der großen Haushaltung der Natur sehr, sehr nützliche Glieder sind? Und zwar nicht allein in Deiner Heimath, lieber Leser, sondern auch in dem fernen Süden, der uns, während die Winterstürme um Dein Haus brausen, ein freundliches Obdach und eine reichbesetzte Tafel gewährt. Wenn nun hier die „Entlaubenden," die gefürchtete Wanderheuschrecke, Felder und Wälder verheert, dann tragen wir und die andern Genossen aus der Vogelwelt, die geschäftigen Falken, die fleißigen Raben, die Racken und Glanzdrosseln, unsern Dank für gewährte Gastfreundschaft ab, dann eröffnen wir den Vertilgungskrieg und hunderttausende von Heuschrecken fallen täglich als Opfer unserer Schnabelhiebe.

Hiemit sollte ich nun meine Memoiren schließen, denn ich habe Dir, lieber Leser, alles Liebe und Gute, was ich von mir und meiner Familie ohne Selbstüberhebung erzählen konnte, der Wahrheit getreu mitgetheilt; aber ich würde mich eines Betruges schuldig machen, wollte ich blos die Lichtseiten meines Lebens darstellen und Dir die Schattenseiten verschweigen. O, wie tiefe, tiefe Schatten werde ich Dir da malen müssen! Aber der Wahrheit die Ehre! ich darf Dir nicht verschweigen, daß ich gleich einem Räuber in fremde Wohnungen eindringe, von fremdem Schweiße mich nähre und gar oft die Kinder des Hauses dem Untergange preisgebe, nur um mir eine wohlhäbige Existenz zu verschaffen. Weißt Du, was ein Findelkind ist? Ein armes Wesen, das die Eltern fremder Liebe, fremder Wartung und Pflege übergeben und siehe! ein solch armes Findelkind bin auch ich. Wie Du wissen wirst, entstehen wir Vögel aus Eiern. Unsere Eier, die uns das Dasein geben, sind sehr dünnschalig und daher leicht zerbrechlich und dabei verhältnißmäßig klein, denn sie übertreffen selten das Ei des Haussperlings an Größe. Dabei sind sie jedoch in Form und Zeichnung oft sehr verschieden. Die ersten Eier legt das Kukuksweibchen im Mai, die letzten gar oft erst im Juli. Aber nicht in ihrem eigenen Neste, nein, in fremden Wohnungen, in dem Neste der kleinen Singvögel bereitet uns die Mutter eine Wiegenstätte. Wie emsig streicht sie daher durch den Wald, wie späht sie in jedes Gebüsch nach einem Neste, um in dasselbe ein „Kukuksei" zu legen, dessen Ausbrütung sie der Barmherzigkeit Fremder überlassen will. O, die armen Sänger mögen es uns verzeihen, daß wir ihren Hausfrieden stören; aber dankbar werden wir stets ihrer Liebe gedenken, mit der sie uns Nimmersatte mit Aufbietung aller ihrer Kräfte, unter Müh und Sorgen, groß ziehen, während unsere eigenen Eltern uns vergessen und ihrem Vergnügen

Digitized by Google

im Walde nachjagen. Wie sträuben aber auch die guten, lieben Sänger, als Bachstelze, Rothkehlchen, Grasmücke, Zaunkönig, Baumpieper, Heckenbrunnelle, Fitislaubsänger, Wiesenschmätzer u. s. w., vor Angst ihr Gefieder, wenn sie das große Kukuksweibchen in der Nähe ihrer Nester erblicken! Wie fliegen sie angsterfüllt um den Fremdling herum, der auf dem Rasen des Waldes unruhig umhertrippelt, mit dem Kopfe nickt, dem Schwanze und den Flügeln schlägt, bis er sich endlich mit ausgebreiteten Flügeln auf die Erde niederdrückt. Das Ei, das verhängnißvolle Ei ist gelegt. Mit weitgeöffnetem Schnabel faßt nun das Weibchen das Ei, ein kurzer Flug und es sitzt neben dem Neste, noch einen Augenblick und neben den Eiern der genannten Singvögel liegt das dunkelrothe mit grauen Punkten und Strichen gezeichnete Kukuksei, denn nie wählt Madame Kukuk ein unbelegtes Nest, weil sie gar wohl weiß, daß jeder Sänger der Wildniß nur aus Liebe zu seinen Eiern den Fremdling, solange er unter jenen liegt, mitbebrütet, sonst aber wegen des Kukukseies das Nest sicher verlassen würde. Dabei achtet die Kukuksmutter weniger auf die Sippschaft der Pflegeltern und wählt nicht selten so kleine Vögel, daß dieselben oft nicht im Stande sind, dem jungen Kukuk, der sich sehr gefräßig zeigt, das gehörige Quantum Nahrung zu reichen. O, mit welchem Haße, mit welcher Wuth verfolgen daher auch die Sänger des Waldes das Kukuksweibchen, das seine Kinder auf so hinterlistige Weise in's Haus der Pflegeeltern einschmuggelt. Wenn ich Dir nun, lieber Leser, die Hartherzigkeit unserer Eltern, mit der sie ihre Kinder zu Findelkindern machen, nicht verschwiegen habe, so würde ich mich auf der andern Seite einer großen Undankbarkeit schuldig machen, wenn ich in diesen meinen Memoiren nicht der Großmuth und des Edelsinns unserer Pflegeeltern gedenken wollte. Sie kennen keinen Unterschied zwischen ihrem eigenen und dem fremden Kinde; mit einer Liebe umfassen sie alle im Neste gebrüteten Vögel und ziehen das Findelkind oft mit unsäglicher Mühe und bewundernswerther Aufopferung groß. Wie fliegen sie unermüdet hin und her, um den niemals satten Fresser zu ätzen und ihm seinen gewaltigen Hunger zu stillen. Ja, das ist die wahre Mutterliebe, die selbst hungert und darbt, um nur ihre Kinder zu befriedigen, die dabei keine Gefahr achtet, selbst die Scheu vor dem sonst so gefürchteten Menschen verliert, wenn es gilt, ihre Brut und darunter auch den großmäuligen Kukuk zu vertheidigen. Aber noch ist hier ein Act der Liebe zu registriren, der gewiß Deine Zuneigung zu den kleinen Waldsängern, lieber Leser, noch mehr steigern wird. Der

Digitized by Google

arme Kukuk wächst nämlich schneller als die rechten Kinder des Hauses. Nicht allein nur, daß der Stiefbruder alle Nahrung verschlingt, nein, er wird sogar bald so groß, daß das kleine Elternhaus für ihn und seine Geschwister nicht Raum genug hat und er bei seinem Dehnen und Recken leider — o, ich muß es zu unserer Schande gestehen! — eines oder das andere Vögelchen dabei über den Rand des Nestes hinausschleudert, so daß er nicht selten zuletzt die fremde Wiege nur noch allein bewohnt — und dennoch hören die Pflegeeltern nicht auf, für den, wenn auch unfreiwilligen Mörder ihrer Kleinen zu sorgen und ihn, selbst wenn er schon ziemlich flügge ist, noch mit unermüdlicher Liebe zu pflegen, bis sich endlich der dreiwöchentliche Nesthocker bequemt, auf eigene Hand seinen unverwüstlichen Hunger zu befriedigen und das Nest zu verlassen, in dessen Nähe er jedoch dann gewöhnlich noch einige Tage sitzen bleibt, ehe er sich eine eigene Existenz gründet. Wenn Dir, lieber Leser, leider das Ebenerzählte kein besonders liebenswürdiges Bild von einem jungen Kukuk gibt, so kann ich Dir aber die Versicherung geben, daß ein solcher kein boshaftes Geschöpf ist, sondern friedlich und verträglich mit seinen Stiefgeschwistern lebt, ja das Nest und seine Bewohner durch Picken und Schnellen mit seinem Schnabel gegen jeden feindlichen Angriff energisch zu vertheidigen sucht. Habe ich doch auch eine ähnliche Pflegezeit, wie die oben beschriebene, in einem Rothschwänzchensneste erlebt. Ich war, als ich aus dem Ei kroch, ein unbeholfenes, schwarzgraues Ding, das nur eine Thätigkeit kannte, seinen Rachen beständig so weit als möglich aufzusperren. Beide Pflegeeltern waren gerade abwesend, als ich die Schale des Eies zerbrach. Die Mutter kehrte zuerst mit Futter nach dem Neste zurück. Aber wie erschrack sie, als sie mich kleines Ungeheuer im Neste erblickte. Augenblicklich ließ sie das Futter fallen, flog ängstlich um die kleine Wohnung hin und her, bis sie endlich im Waldesdunkel verschwand. Es dauerte jedoch nicht lange, als sie in Begleitung ihres Männchens, das sie wahrscheinlich zu Hilfe gerufen hatte, zum Neste zurückkehrte. O, wie sehnte ich mich nach Futter, ich war so hungrig, so entsetzlich hungrig, aber noch war für mich kein Tisch gedeckt. Die lieben Pflegeeltern umschwirrten nun pfeifend das Nest, bis sie sich endlich an der Wand desselben anklammerten. Meine fremde Persönlichkeit mußte jedoch mit der Zeit ihnen nicht mehr so abschreckend wie vorher erscheinen, denn bald darauf trugen sie Futter herbei und ließen es zu meiner großen Freude in meinen weitgeöffneten Schnabel fallen. Neben mir krabbelten die kleinen Rothschwänzchenskinder auf und nieder, bis es ihnen

Digitized by Google

gelang, sich zwischen mir und dem Neste emporzuarbeiten und so von den Eltern nun ebenfalls gefüttert werden konnten. So verging Tag um Tag; ich wurde größer und stämmiger, während die kleinen Stiefbrüderchen und Schwesterchen sich von mir, zu meinem Bedauern, mehr an den Boden, als an den Rand des Nestes gedrängt sahen; aber im Hause herrschte dennoch Friede und Einigkeit, und die guten Pflegeeltern sorgten mit gleicher Liebe für mich und ihre Kleinen, wobei ich ihnen mit meinem Hunger viel Sorge und Arbeit machte. Als endlich die Federn bei mir hervorbrachen, da mußte ich freilich sehr nach vorn drängen, um die guten Geschwister nicht aus dem Neste zu schleudern; aber es gelang ihrer Anstrengung, sich neben mich und sogar auf meinen Rücken zu placiren; so brauchte ich nicht zu fürchten, sie in die Tiefe des Nestes hinab drücken zu müssen und sie dadurch dem Hungertode preisgegeben zu sehen, oder sie über den Rand hinauszudrängen und ihnen ein Grab unter unserm Niststrauche zu bereiten. Endlich fingen die kleinen Bürschchen an, sehr mobil zu werden und eines Tages, es war ein sonnenheller Sommermorgen, verließen sie unter lautem Geschrei das Nest, flatterten ungeschickt auf die nächsten Zweige, bis sie sich endlich mehr und mehr von ihrer Wohnung entfernten und ich sie nicht wieder sah. Aber ich — ich konnte das Nest noch nicht verlassen. So sehr ich auch mein „Zi! zi!“ schrie und meine Flügel in Bewegung setzte, ich fühlte mich noch zu schwerfällig, um mich über den Rand des sichern Nestes hinauszuwagen. Doch endlich schlug auch mir die Freiheitsstunde; ich faßte mir ein Herz und vertraute mich meinen Schwingen an, aber o wehe! dieselben waren noch nicht fluggewohnt und ich flatterte ziemlich unsanft zur Erde. Je mehr ich mich jedoch anstrengte, desto gewandter und sicherer wurde ich im Fliegen und so gelangte ich auf einen niedrigen Zweig, von da auf einen höhern, dann auf einen Baum und durchsegele jetzt als fröhlicher Gauch die Lüfte.

So, lieber Leser, nun habe ich Dir mein Versprechen gelöst und in diesen Memoiren eine wahrheitsgetreue Darstellung der Lebensweise des Kukuks gegeben. Gar Manches wird Dir zwar an uns nicht recht gefallen; aber bedenke, der liebe Gott hat uns so und nicht anders erschaffen, und seine Weisheit, die dem Universum Gesetze vorschrieb, hat auch unsere Lebensverhältnisse so geordnet, daß wir nicht nur in der großen Haushaltung der Natur ein nothwendiges Glied, sondern auch ein lebendes Zeugniß von der wunderbaren Fürsorge Gottes für alle seine Geschöpfe sind. Wenn Du nun, lieber Leser,

Digitized by Google

hinauseilſt in den ſchattigen Wald und ich in weiter Ferne Deine fröhlichen Lieder höre, mit denen Du über Berg und Thal, durch Buſch und Wieſengrund in friſchem Jugendmuthe dahinſtreifſt, dann werde ich Dich mit meinem Rufe: „Kukuk! Kukuk!“ und zugleich mit dem Wunſche, daß Du denſelben noch viele, viele Jahre hören möchteſt, in meinem grünen Blätterpalaſte herzlich willkommen heißen, in der Hoffnung, daß auch Du nie ungegrüßt laſſen wirſt

Deinen alten Bekannten
Cuculus canorus.

Charade.

Von **Friedrich Beck.**

Zwei Silben ſind's, die ſich verbinden,
Als wären ſie ein Ganzes nur,
Doch wirſt Du oft das Zweite finden,
Wo von dem Erſten keine Spur.

Die Erſte? wirſt Du forſchend fragen —
Iſt's Thier, iſt's Pflanze, iſt's Geſtein? —
Was ſoll ich Dir zur Antwort ſagen?
Kein's von den Dreien wird es ſein.

Kein Thier iſt's, auch iſt's keine Pflanze,
Und hat doch eine Blume ſein;
Nicht Gold iſt's, doch von gold'nem Glanze,
Nicht Stein, doch paart es ſich dem Stein.

Stumm iſt es ſelber, kann nicht reden,
Und löſt Dir doch der Zunge Band;
Es ſtimmet froh und heiter Jeden,
Und iſt der Thräne doch verwandt. —

Digitized by Google

Das Zweite hat gar viele Sippen,
Meist hochgeborne, stolz und frei;
Oft mager ist's, Du zählst die Rippen,
Als ob es schier verhungert sei.

Es hat ein Haupt — Du magst es glauben, —
Auch Füße und kann doch nicht geh'n;
Die Spitzen liebt es und die Hauben,
Bisweilen ist's im Hut zu seh'n.

Es reicht gar weit, auch ohne Hände,
Sein Kamm ist scharf, doch kämmt er nicht;
Es ist kein Haus und hat doch Wände;
Es schmiedet Ketten voll Gewicht. —

Das Ganze ist ein Kind der Erde
Und auch zugleich der Menschenhand;
Viel Arbeit macht es und Beschwerde,
Auch ist's nicht eigen jedem Land.

Es liegt in ihm ein Schatz vergraben,
Der sich erschließt nur regem Fleiß;
Es spendet seine Himmelsgaben
Nur dem, der sie erwirbt durch Schweiß.

So ist's ein Bild vom Gottesreiche,
D'rin Jeder schaffen soll und bau'n,
Damit das Böse endlich weiche
Und wir die Frucht des Guten schau'n.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

In der Sclaverei.

Eine wahre Begebenheit.

Von **Ch. Rey.**

(Mit Bild.)

I.

Fort von der Heimath!

Es war an einem düstern Herbstmorgen; der Wind rauschte schauerig durch das gelbe Laub der hohen Pappeln und wirbelte die welken Blätter auf die Hügel des Friedhofes, als wir ihn in das stille Grab einsenkten zur letzten, ewigen Ruhe. Der schwere Kampf des Lebens war ausgekämpft, vorüber die Tage der Noth und der Entbehrung, des Alleinstehens in der Welt. Die letzte Scholle fiel. Requiescat in pace!

Es ist ein eigenthümliches Gefühl, wenn man das Zimmer eines jüngst Verstorbenen betritt, in welchem er vielleicht noch vor wenig Tagen geweilt hat und in dem die Einrichtung noch durch keine fremde Hand verändert worden ist, sondern jeder Gegenstand noch so steht und liegt, wie in der Stunde, als der Todesengel den Heimgegangenen aus diesem stillen Raume rief. Unwillkürlich blickt man nach dem Stuhle, auf welchem er gesessen, nach dem Bett, in dem er gestorben ist, gleichsam, als wenn wir ihn dort noch suchen, oder als wenn die Thüre sich öffnen und er uns entgegentreten müßte. So stand auch ich an jenem Begräbnißmorgen im kleinen Mansardzimmer meines Hauses, in welchem bis vor wenigen Tagen noch der, dessen irdische Hülle wir heute früh dem Schooße der Erde übergeben, seit mehreren Jahren in bitterer Armuth gelebt und nur durch die Barmherzigkeit Fremder sein Dasein gefristet hatte. Der alte Tisch mit dem verstaubten Tintenfasse, der hochlehnige Stuhl mit dem zerrissenen Ueberzuge, die alte Commode, auf ihr einige Bücher in unscheinbaren Einbänden und das dürftige Lager in der Ofenecke, dazu zwei vergilbte Bilder an der Wand, das eine in Holzschnitt eine Stadt auf einem Bergplateau darstellend, mit der Unterschrift: „Constantine", das andere eine Rosette aus greisem Haar gebildet und durch eine schwarze Schleife gebunden: — Alles so ärmlich und mir doch so lieb, so bekannt. Denn hatte ich nicht in diesem engen Raume, er auf dem Bette, ich auf dem Stuhle

Digitized by Google

sitzend, so manche Stunde verplaudert, so manches Bild menschlichen Elendes vor mir entrollen sehen und nun war auch er heimgegangen, der alte Wendelin, wie wir ihn nannten. Alt und lebensmüde hatte ein sanfter Tod ihm die Augen geschlossen. Nach seinem letzten Willen sollte ich der Erbe seines Nachlasses sein, der Erbe des Armen, dem von dem wurmstichigen Meublement auch nicht einmal der Stuhl gehörte, denn Alles war ihm unentgeltlich, Logis und Meubel, Licht und Heizung von mir überlassen worden. Und doch besaß er einen Schatz, d. h. für ihn ein Schatz, den er nur in meine Hände niedergelegt sehen wollte: ein Paquet beschriebener Papiere. Es war ihm zum Bedürfnisse geworden, diese Schriften von Zeit zu Zeit wieder einmal durchzulesen, und ich habe ihn nicht selten mit thränenden Augen davor sitzen sehen. Da hielt ich nun das Schriftpaquet in meinen Händen. Kann es mir vielleicht Geheimnisse seines Lebens enthüllen? O nein, denn ich kannte ja aus seinen Erzählungen all seine Freuden und Leiden, die über seine Tage dahingegangen waren. Geheimnisse nicht, wohl aber Zeugnisse für sein Kindesherz, in der Schule der Trübsal geläutert; denn als ich die Schleife löste, da fielen mir Briefe von seiner Mutter entgegen, die so vergriffen aussahen, daß sie viel, viel gelesen sein mußten. Doch laßt uns gemeinschaftlich das Paquet durchblättern und einzelne Schriftstücke desselben durchlesen. Diese ersten Briefe hier laßt uns bei Seite legen, sie sind an Wendelin von seiner Mutter geschrieben, als er noch auf der Universität Philologie studirte und was da eine Mutter schreibt, wer sollte das nicht kennen? Aber diesen Brief hier, den wollen wir lesen:

Liebe, gute Mutter!

Meine Hand zittert vor innerer Erregung, während ich diese Zeilen niederschreibe. Ja, ich habe mich an Deiner Liebe schwer versündigt. O, wie gern würde ich Deinem Rufe der Verzeihung folgen, wie gern wieder in Deine Arme, an Dein Herz zurückeilen, um da meine Thorheit zu vergessen, oder mich wieder zu den Füßen der Wissenschaft niederlassen, damit ich mir einst eine sichere Existenz gründen und Dir sorgenfreie Tage bereiten könnte; aber — der Rubikon ist überschritten — ich kann zu Dir nicht zurückeilen, nicht mein Vergehen gegen Dich wieder gut machen — ich bin durch den Fahneneid an Frankreich gefesselt. Wo ist der Rausch der Begeisterung, der mich erfaßte, als deutsche Jünglinge über den Rhein nach Frankreich eilten, um als Fremdenlegionäre in Algier der Sache der Civilisation zu dienen? Eine schreckliche

Digitized by Google

Ernüchterung ist bei den meisten erfolgt. Wie sehr fühlte auch ich mich berufen, für die Befreiung christlicher Sclaven aus der Tyrannei der Barbareskenstaaten mein Leben zu wagen, mitzuwirken, daß die Eroberung Frankreichs in Algerien sich bis zur Sahara ausdehnen, das Kreuz den Halbmond von den Moscheen verdrängen möchte. Ich fand nicht Ruh bei Tag und Nacht, ja, es war gleichsam ein Rausch, der mich erfaßte. Ich vergaß Dich, Deine Liebe, Dein Herz, Deine Opfer, meine Zukunft — Alles, Alles! Mit gleichgesinnten Freunden verließ ich Deutschland, um nun hier als Soldat der deutsch-französischen Legion mein Glück im heißen Afrika zu suchen. Wie mag mein Brief, in welchem ich Dir meinen übereilten Schritt meldete, Dein treues Mutterherz mit schwerem Leid erfüllt haben! denn jede Zeile Deines letzten Briefes zeigte mir die Thränen, die Du um mich Undankbaren geweint hast und läßt mich ahnen, wie manche schlaflose Nacht Dich in bitterm Leid um mich finden wird. O, könnte ich zurückeilen nach Deutschland! Aber der Würfel ist gefallen, ich bin nun französischer Soldat und muß meine Dienstzeit aushalten. Gott sei mit Dir und Deinem Schmerze, liebe Mutter. Er wird mich nicht sterben lassen, mir sagt es die Stimme meines Innern, ehe ich Dein Angesicht nicht noch einmal gesehen habe. Du hast mir verziehen, das ist mir genug. Du liebst mich noch, das macht mich reich. Was soll ich noch fürchten? Darum reiche ich Dir, liebe Mutter, jetzt im Geiste die Hand hinüber über den Rhein nach dem lieben Hause am Marktplatze. Leb wohl! leb wohl! Morgen marschiren wir nach Nancy, um uns in Toulon einzuschiffen. Deinen nächsten Brief erwarte ich in Algier. Gott sei mit Dir und

Deinem Sohne

Wendelin.

Bar le Duc, den 14. Juli 1831.

Doch blättern wir weiter. Siehe, einzelne Blätter, am Rande zusammengenäht. Lesen wir das erste Blatt:

Liebe Mutter!

In aller Eile überschicke ich Dir einige kurze Nachrichten von mir, als Antwortschreiben auf Deinen letzten Brief, damit Du siehst, daß mich die Strapazen des Dienstes noch gesund erhalten haben. Ich würde Dir gern ausführlicher geschrieben haben; aber soeben erhielt ich die Ordre, mit vier Kameraden am Aratsch Holz zu fällen und da der Chasseur, welcher Depeschen nach Algier bringt, auf meine Rückkehr nicht warten kann, um eine ausführlichere Schilder-

Digitized by Google

ung meiner Erlebnisse für Dich auf die französische Posterpedition mitzunehmen, so schließe ich diese Blätter aus meinem Tagebuche bei. Gruß und Kuß von

Deinem

Wendelin.

Zweites Blatt: Den 1. August. Auf hoher See, heftiger, aber günstiger Wind. Noch einmal tauchte im Glanze der untergehenden Sonne Frankreichs Küste vor unsern Blicken auf. Adieu Europa! Himmel und Wasser, heftig bewegte See. Seekranke stellen sich ein. Ich fühle mich noch von der fatalen Krankheit verschont.

2. August. Unser Bataillonschef Salomo aus der Provence sucht uns die Fahrt so bequem als möglich zu machen. Die Seekrankheit hat bereits die meisten meiner Kameraden ergriffen. Ich halte mich zu meinem Erstaunen noch tapfer.

3. August. Sturm — hu! Obgleich unser Schiff von den wildschäumenden Wogen hin und her geworfen wird, können wir doch ohne erhebliche Schäden unsern Cours fortsetzen.

7. August. Die Sonne sinkt — und am Horizonte steigen die Gipfel des Atlas empor. Hurrah Afrika!

8. August. Der Morgen graute. Wir waren an Deck. Algier lag vor uns. Es gleicht wegen seiner weiß angestrichenen Häuser in der Ferne einem Kalkgebirge. Langsam fuhren wir in den Hafen ein. Derselbe liegt links von der Stadt, ist sehr breit, aber bietet wegen seiner offenen Lage den Schiffen wenig Schutz vor den Stürmen. Von den Forts, welche ihn einschließen, waren nur einige besetzt, vier dagegen ihrer Geschütze beraubt. Es war 1 Uhr Mittags, als wir ausgeschifft wurden. Unter Trommelschlag marschirten wir bergan nach der Cassoba vor das Schloß des Dey. Durch die Hitze und noch mehr durch das Steigen erschöpft, sanken Mehrere ohnmächtig nieder. Wir Anderen erreichten den Platz nur mit Mühe und sind herzlich froh, in einer alten Moschee, wofür ich das Gebäude ansehe, Quartier und damit Ruhe zu finden.

Drittes Blatt: 9. August. Heute hatten wir Ruhetag, darum durchwanderte ich die Straßen der Stadt. Die Häuser sind niedrig und statt der Fenster mit kleinen Oeffnungen versehen, überhaupt außer einem kleinen Arsenale im untern Theile der Stadt und dem Schlosse auf der Cassoba kein einziges schönes Gebäude. Die Straßen sind ungleich, schlecht gepflastert und sehr eng, so daß kein Wagen hindurchfahren kann. Nur eine einzige, die nach

Digitized by Google

dem Bab el Uad führt, zeigt etwas regelmäßigere Bauart. Algier hat vier Thore, von denen zwei nach der Land- und zwei nach der Seeseite führen.

10. August. Heute besuchte ich mit mehreren Kameraden die nächste Umgebung der Stadt. Ein halbmondförmiges Hügelland zieht sich im Norden auf zwei Seiten längs der Meeresküste hin. Die Aussicht von diesen Hügeln war entzückend schön. Das Land zeigte sich sehr fruchtbar, eine Menge Gärten, aus deren Grün Landhäuser lugten, schlossen die Stadt auf drei Seiten ein. Hier sollen vor der Einnahme Algiers durch die Franzosen die Vornehmen der Stadt ihre Sommervilleggiatur gehalten haben. Jetzt sind sie, da die früheren Besitzer sich geflüchtet haben, in den Händen der Franzosen. Hinter dem Hügellande zeigte sich die Metuschad, eine schöne, an 30 Stunden lange und 4—7 Stunden breite Ebene, welche von dem Atlas begrenzt wird.

14. August. Unser Bataillon wurde heute ausquartirt und in ein großes Gebäude, die frühere Wohnung des Bey Mustapha, unweit der Stadt in Garnison gelegt. Einst mag dieses Haus schön gewesen sein, denn es hat noch einige große Zimmer, deren Wände mit viereckigen, gemalten Steinen ausgelegt sind. In den drei gepflasterten Hofräumen wächst jetzt Gras und in einem großen Garten zwischen Aepfeln, Birnen, Orangen, Citronen, Feigen, Granatäpfeln, Johannisbrod ꝛc. wuchert hohes Unkraut.

21. August. Marschordre; aber wegen der durch anhaltendes Regenwetter grundlos gewordenen Wege wurde sie wieder zurückgenommen.

1. September. Zu unserm nicht geringen Befremden wurde uns heute bekannt gemacht, daß wir zur Trockenlegung von Morästen, sowie zum Baue von Baracken und Straßen verwendet werden sollen. Allgemeine Erbitterung im Bataillon.

Viertes Blatt: 10. September. Die Hitze war heute unerträglich und doch wurden wir, wie in den vorhergehenden Tagen, zur Arbeit commandirt. Bereits sind viele meiner Kameraden erkrankt.

25. September. Endlich schlägt uns die Erlösungsstunde. Marschordre nach Maison Carrée in der Nähe der Aratsch.

27. September. Maison carrée ist eine große Karavanserei, in welchem die Handelszüge Ruhetag hielten. Schauderhafte Gegend. Die Sümpfe sind hier wegen vieler kleinen Bäche beinahe grundlos.

3. November. Wir haben nun endlich die Moräste der Gegend einiger-

Digitized by Google

maßen trocken gelegt, und Maison carrée dadurch für uns wohnlicher gemacht. Obgleich wir dicht vor dem Feinde liegen, haben wir aber bis jetzt noch keinen Beduinen gesehen, vielweniger sind wir angegriffen worden. Wenn die morastige Gegend nicht wäre, könnten wir uns keine gefahrlosere Garnison wünschen.

Hier folgt nun ein ziemlich voluminöses Schriftstück, mit Bleistift geschrieben. Versuchen wir es, die etwas verwischten Schriftzüge zu entziffern.

II.

Gefangen!

Meine liebe, gute Mutter!

Wenn es der Rathschluß Gottes sein und diese Papiere in Deine Hände gelangen sollten, so bete für mich, daß mich Gott aus meinem großen Elend bald erlöse. Womit habe ich mein entsetzliches Schicksal verdient? Ist meine That des Leichtsinns, mit der ich mein Vaterland verließ, so strafwürdig? Doch, wie darf ich es wagen, wider die Fügungen des Himmels zu murren! O, meine liebe Mutter! wie wohl thut es mir, mit Dir im Geiste plaudern zu können! Wenn Du gelesen haben wirst, was ich in stiller Nacht, beim Schimmer des Mondes, in steter Angst entdeckt zu werden, für Dich aufgezeichnet habe, dann bete für mich, daß mir Gott Kraft und Gnade gebe, mein Leid, in seinen heiligen Vaterwillen ergeben, zu tragen.

Es war am 4. November 1831, als ich mit noch vier meiner Kameraden commandirt wurde, in dem Maison carrée zunächst gelegenen Wäldchen Holz zu fällen. Drei von uns waren daher mit Beilen, ich mit Stricken versehen, um die Reisigbüschel binden zu können. Sorglos überschritten wir die schöne, mit arabischen Inschriften gezierte Steinbrücke der Aratsch und drangen in einen Wald von Oleander- und Pistaziensträuchern ein. Da wir trockenes Holz suchten, bis jetzt aber nur grünes gefunden hatten, so kamen wir nach und nach immer tiefer in das Gebüsch. Als wir nun eben im Begriffe waren, unser gesammeltes Feuerungsmaterial in Bündel zusammenzuschnüren, hörten

Digitized by Google

wir dicht neben uns Pferdegetrappel. Rasch blickten wir auf, und siehe, zwischen den Gebüschen grinsten uns die Gesichter einiger Beduinen entgegen. Ehe wir uns aber in Vertheidigungszustand setzen konnten, sahen wir uns schon von circa 30 dieser Wüstensöhne umringt. An Rettung war nicht mehr zu denken, ebenso wenig an eine erfolgreiche Vertheidigung. Zu Boden geworfen, die Kleider vom Leibe gerissen, Hände und Füße mit unsern eigenen Stricken gebunden und auf ein Maulthier gelegt, war das Werk weniger Sekunden. Beinahe bewußtlos vor Schrecken wurde ich durch die Metuschad nach dem Gebirge geschleppt. Es mochte gegen 10 Uhr Abends sein, als ich mich plötzlich bei Umbiegung einer Gebirgswand von mehreren Feuern umgeben, im Nu vom Maulthiere herabgerissen und in einen Kreis von mehr als 200 bewaffneten Beduinen niedergeworfen sah. Was mich für ein Schicksal hier erwartete, konnte bei dem wilden, blutdürstigen Charakter dieser Horde nicht zweifelhaft sein und sollte mir auch nicht lange zweifelhaft bleiben; denn durch ein Jammergeschrei aufgeschreckt, sah ich drei meiner Kameraden enthaupten. Doch warum zögern die Barbaren, mit uns Beiden ein Gleiches zu thun? Sie hatten sich um eines der Feuer gelagert und hielten, wie es schien, über uns Kriegsrath, wobei sie von Zeit zu Zeit mit wildem Hohngelächter nach uns zeigten. Doch siehe, was ist das? Sie hüllten sich in ihre Burnusse und legten sich neben den Feuern zum Schlafen nieder. Rings herrschte nun die geheimnißvolle Stille der Nacht. Trotz der Lebensgefahr, in der wir schwebten, machte doch die Natur endlich ihr Recht geltend — und wir schliefen ein. Als man uns am Morgen mit Fußtritten weckte, reichte man uns etwas Brod und Wasser, ein Zeichen, daß man mit uns keine so schnelle Exekution als mit unsern armen Kameraden beschlossen hatte. Nun wurden auch unsere Füße von den drückenden Fesseln befreit, und die Hände gebunden. — Ohne Schuhe, der glühenden Sonnenhitze und den schmerzhaften Stichen zahlloser Fliegen preisgegeben, dabei durch Mißhandlungen aller Art zum Weitermarschiren gezwungen, wenn uns der ermattete Körper seine Dienste versagte, ging es nun unter einer Bedeckung von 12 Mann weiter in's Gebirge hinein. Nach einem Marsche von 10 Stunden langten wir bis zum Tode erschöpft gegen 6 Uhr Abends vor dem Hause eines Marabut oder Heiligen an. Hier nahm man uns die Handfesseln ab und brachte uns in ein höhlenartiges Gebäude. Sterbensmüde warfen wir uns auf den steinernen Boden nieder und verbanden mit den Fetzen unserer Kleider, so gut es gehen wollte, unsere wunden Füße.

Digitized by Google

Nachdem uns der Marabut schweigend von Oben bis Unten einer aufmerksamen Besichtigung unterzogen hatte, ließ er uns ein wenig Buttermilch und Brod reichen, während er unsern Begleitern eine Summe Geld einhändigte. Wir waren also verkauft, verkauft vielleicht zu lebenslänglicher Sclaverei und dadurch für immer vom Vaterlande getrennt. Entsetzlicher Gedanke!

Als der Morgen graute, begann unser Sclavendienst bei Sclavenkost und Sclavenbehandlung. Wir mußten einen schon angefangenen Brunnen vollenden; dazu nur trockenes Gerstenbrod und Wasser, Schimpfworte und Prügel, ja, das Loos eines Taglöhners in unserer Heimath war beneidenswerth gegen das unserige. Da sich aber nach mehrtägiger Arbeit kein Wasser zeigte und überhaupt der Marabut durch uns die erwarteten Vortheile nicht erlangte, wurde kurzer Prozeß gemacht und wir abermals verkauft. Unser neuer Herr, Ben-Samum, der gefürchtetste Häuptling der Kabylen, wohnte tief im Gebirge und wir hatten den weiten Marsch bis zu unserm neuen Bestimmungsorte wieder mit gefesselten Händen zurückzulegen. Obwohl wild von Aussehen, nahm uns Ben-Samum doch freundlicher auf, als wir erwartet hatten, und als er auf seine an uns im gebrochenen Französisch gerichtete Frage, ob wir Franzosen seien? von uns die Antwort erhielt: „Nein, Deutsche!" ließ er uns sogar in sein Zelt eintreten, die Fesseln abnehmen und erlaubte uns niederzusitzen. Ein Neger bewirthete uns nun mit Weißbrod und Milch und weil wir von dem anstrengenden Marsche erschöpft waren, wurden uns sogar drei Tage zur Erholung bewilligt. Mit dem vierten Tage begannen wir wieder zu arbeiten und hatten so ungefähr drei Wochen lang in einem sehr geräumigen Garten aus Steinen eine Mauer aufgeschichtet, als wir zu unserm großen Bedauern erfuhren, daß wir abermals und zwar an einen Freund unseres Herrn, „der uns als Christen kennen lernen wollte," verkauft worden waren. Wieder nun ein dreitägiger Marsch in noch rauhern Gebirgsgegenden zu dem berühmten Marabut der Kabylen Sidi Ali Ben-Aissa, der in ganz Algier im Ruf der größten Heiligkeit steht. Sidi Ali Ben-Aissa war eine ehrwürdige Greisengestalt mit einem langen, in's Weiße schimmernden Barte. Er trug weiße Hosen, einen Burnuß und auf dem Haupte ein Fez. Dieser Heilige, von dem den Kabylen jedes Wort als eine Offenbarung Gottes gilt, ließ uns nun in die Vorhalle seines Bethauses führen und etwas Brod mit Olivenöl zur Stärkung reichen. Beim Anblicke dieses milden Greises erwachte in uns die Hoffnung, vielleicht bald von unserm Sclavenleben erlöst zu werden und nach unserer

Digitized by Google

Heimath eilen zu können. Aber Hoffnung und Täuschung sind Wandnachbarn. Von jeder schweren Arbeit befreit, mußten wir nun täglich die Kühe hüten und Abends für die Pferde und Maulthiere Futter und für die Küche Holz holen. Doch bald erkannten wir, daß der Marabut durch diese milde Behandlung ein anderes Ziel verfolgte. Nicht allein, daß wir jeden Abend an den Versammlungen Theil nehmen mußten, in denen er, vor seiner Moschee sitzend, und umringt von seinen Nachbarn, eine Art Vortrag über Handel und Wandel, die französischen Besitzungen und Einrichtungen ꝛc. hielt, wobei ich bemerken muß, daß wir bei unserer mangelhaften Kenntniß der arabischen Sprache kein Sterbenswörtchen verstanden, gab er uns auch zu gewissen Tageszeiten besondere Lectionen, in denen wir ihm die Glaubensformel des Moslem, das bekannte: „Le illah il Allah, Mahomet Rasoul Allah!" sowie das Hamduleé, ein Gebet, ungefähr von der Länge des Vaterunsers, nachsprechen mußten. Kaum hatten wir seine Absicht verstanden, uns für seine Religion zu gewinnen, als wir uns gegenseitig das Versprechen gaben, lieber den martervollsten Tod zu leiden, als der Lehre des Evangeliums untreu zu werden. Als der Marabut daher alle seine Versuche scheitern sah, ließ er uns eines Tages zu sich rufen. Mit Thränen in den Augen zeigte er uns an, daß er, da wir uns weigerten, dem Koran zu dienen, und es ihm nicht erlaubt sei, Ungläubige zu beherbergen, sich gezwungen sehe, uns dem Bey von Constantine zur Verfügung zu stellen, der uns wahrscheinlich einen Kopf kürzer machen würde. Doch keine Drohung schreckte uns. Wir übergaben Seele und Leib der Hand Gottes und im Vertrauen auf seine weisen Fügungen sahen wir der Zukunft entgegen.

In der folgenden Nacht schreckte uns plötzlich lautes Geschrei aus dem Schlafe auf. Eine Stafette war angelangt, welche das Vordringen der Franzosen meldete. In kurzer Zeit wurde nun durch lautes Rufen von Berg zu Berg die ganze Umgegend allarmirt und eine Stunde später zogen Krieger zu Fuß und zu Roß dem Feinde entgegen. O, wie schlugen da unsere Herzen, wie eifrig beteten wir für den Sieg der christlichen Waffen! Nach drei Tagen kehrten die Kabylen zurück ohne Beute, ohne Gefangene und aus ihren Reden konnten wir erkennen, daß sie zurückgeschlagen worden seien.

Der Tag unserer Abreise nahte heran. Ben-Aissa ließ Jedem von uns zum Abschiede einen alten Mantel (Burnuß) und ein altes, wollenes Hemd (Cantora) mit auf den Weg geben. Sieben Tage lang zogen wir nun durch

Digitized by Google

das Gebirge der Kabylen, am achten erreichten wir die Grenze der Moro (Mauren). Kaum hatten jedoch hier unsere Wächter gewechselt, als uns die Mauren der Burnusse beraubten. Dazu nun Numidiens Junisonne und nirgends ein Baum, nicht einmal ein Busch, der uns einige Minuten lang Schatten und Ruhe gewähren konnte. Mein Blut kochte, meine Ohren brausten, meine Füße bluteten, mein Rücken und meine Brust waren eine Musterkarte von Beulen und Stichen. Aber unbarmherzig wurden wir vorwärts getrieben. Endlich zeigte sich Constantine auf seinen Felsenhöhen. Nun wurde unsere Ankunft dem Paschamba oder Stadtcommandanten gemeldet. Dieser schickte 40 Soldaten, uns zu escortiren und zugleich gegen die Wuth der fanatischen Bevölkerung zu schützen, jedoch nicht aus Mitleiden, sondern lediglich aus Furcht vor dem Bey, der sich allein das Recht, über unser Schicksal zu entscheiden, vorbehalten hatte. So in der Mitte des Militärs, die Hände auf dem Rücken gebunden, betraten wir die Stadt, von dem wilden Rachegeschrei der Menge begleitet. Als wir die Hauptwache erreichten, erwartete uns bereits der Paschamba Ali Ben-Aissa, ein Kabyle, der also gleichen Namen mit unserm letzten Herrn führte, 58—60 Jahre alt, mit länglichem Gesichte und dünnem, grauen Kinnbarte. Schweigend, mit finstern Blicken hielt er über uns Musterung. Endlich winkte er. Ein unsauberer, finsterer Behälter öffnete sich, wir wurden hineingestoßen und die Thüre hinter uns geschlossen. In tiefster Finsterniß saßen wir so von Morgens 10 Uhr bis Nachmittags 5 Uhr; aber kein Samariter nahte sich uns, unsern glühenden Durst durch einen Tropfen Wasser zu stillen; ja, als endlich die Thür geöffnet wurde, geschah es nur, um der schaulustigen Menge Gelegenheit zu geben, uns gleich den Thieren einer Menagerie nach Muße betrachten zu können und von dieser Erlaubniß machten sie leider reichen Gebrauch, dabei den Soldaten jedesmal ein Geldstück in die Hand drückend, und uns mit Verwünschungen begrüßend. So war es 9 Uhr Abends geworden; wir erhielten nun zu essen, schwarzes Brod und Wasser. Acht Tage lang lagen wir in diesem licht- und luftleeren Loche, harte Steine zu unserm Lager, als endlich der Befehl anlangte, uns zum Bey hinaus in's Lager zu transportiren. Nun sollte sich also unser Schicksal entscheiden und wie es sich entscheiden werde, konnte nicht zweifelhaft sein; denn Alles, was wir bisher über Achmed, den Bey von Constantine, gehört hatten, schilderte uns denselben als einen Mann, der gegen Christen kein Erbarmen kenne und durch Blut und Grausamkeiten der Schrecken des Landes geworden

Digitized by Google

war. Noch einmal riefen wir unsern fernen Lieben ein Lebewohl zu, noch einmal bat ich Dich, herzliebe Mutter, im Geiste um Verzeihung wegen all des Leides, das ich Deinem Herzen, den Tagen Deines Alters bereitet hatte; dann war nur noch Gott unser letzter Gedanke. Im reumüthigen Gebete, auf unsere Kniee niedergeworfen, flehten wir seinen Beistand an, um die letzten, schweren Stunden unseres Lebens als wahre Christen zu überstehen. Kaum graute der Morgen, als sich uns die Thüre des Kerkers öffnete. Wie begrüßten wir das Licht des Tages, das sich über die weite Landschaft in goldenem Glanze ausgegossen hatte und das uns vielleicht heute zum letzten Male leuchten sollte! Im Lager angelangt, hatte sich die Nachricht von unserer Ankunft mit Blitzesschnelle verbreitet. Aus allen Zelten strömte eine wild erregte Menge uns entgegen, die uns mit dem Rufe: „Tod den Christenhunden!“ zum Zelte des Bey begleitete. Zwanzig Schritte vor demselben mußten wir uns niedersetzen. Zu beiden Seiten standen 24 Mameluken und — zwei Scharfrichter; hinter uns wogte eine unzählbare Menge von Soldaten und Bauern. Endlich erschien er, der Gefürchtete, Achmed, Bey von Constantine. Wie mit einem Zauberschlage verstummte das Toben und Todtenstille herrschte nun ringsum. Der Bey ist von mittlerer Statur und corpulent. Ein prächtiger, schwarzer Bart fließt ihm weit über die Brust hinab. Seine großen, schwarzen und dabei tiefliegenden Augen blitzten Feuer und ein Furcht erregender Ernst lagerte sich auf seiner Stirn. Seine Kleidung starrte von Gold; im Gürtel trug er ein Paar reich verzierte Pistolen und an seiner Seite hing sein unzertrennlicher Gefährte, ein Schwert in goldener Scheide. Langsam, majestätisch schritt er auf uns zu. Sich dann auf ein rothes Polster niederlassend, überreichte ihm der Haidschibük eine brennende Tabakspfeife und der Habaschia eine Tasse Kaffee, von welchem er zuvor in Gegenwart des Bey kosten mußte. Lange Zeit ließ er nun sein finsteres Auge auf uns ruhen. Endlich winkte er und ein Jude nahte sich ihm in der kriechendsten Unterwürfigkeit. Es war der Dollmetscher. Wir wurden nun viel und über gar Mancherlei befragt: Auf welche Art wir gefangen worden? Was für Landsleute wir wären? Ob wir noch Eltern, Geschwister, Weib und Kind in der Heimath hätten ꝛc. ꝛc.? Wieder saß der Löwe sinnend da, an seinem Augenzucken hing jetzt unser Leben. Ein zweiter Wink seiner Hand, die Scharfrichter ergriffen uns und führten uns hinter die Zelte. Alles harrte des dritten Winkes, des Befehls zu unserer Hinrichtung. Doch Achmet zögerte.

Digitized by Google

Minute um Minute verging, jede däuchte uns eine Ewigkeit. Dann gebot er einem Soldaten, uns die Füße zu fesseln, indem er wahrscheinlich sich noch nicht entscheiden konnte, welche Todesart er als die grausamste an uns vollziehen lassen wollte. So lagen wir nun auf dem Erdboden, in der Gluth einer tropischen Sonne, nur durch etwas schwarzen Zwieback und Wasser, das man uns in einem Ziegenfelle gereicht hatte, erquickt. Stunde um Stunde verging, der Tag neigte sich, es zog die sternenhelle Nacht herauf, der Morgen brach an, die Gluth der Mittagssonne lag versengend auf der Ebene und wieder sahen wir den Tag entschwinden, die ewigen Sterne am dunkeln Nachthimmel heraufziehen und wieder die goldene Sonne leuchtend über der schönen Erde aufgehen — und noch lagen wir gefesselt auf dem harten Erdboden. Da — am dritten Tage — da kam endlich das Urtel, uns außerhalb des Lagers hinzurichten. Wie dankten wir Gott, wie tröstete uns die frohe Hoffnung, das Ende unserer Leiden nun erreicht zu haben. Aber hätten wir ahnen können, welche Todesart Achmed über uns verhängt hatte, das Blut wäre uns doch in den Adern erstarrt, denn wir sollten von den Hunden des Bey zerrissen werden. Doch Gottes Wege sind nicht unsere Wege und seine Gedanken nicht unsere Gedanken. Kaum waren wir außerhalb des Lagers angelangt und hörten schon die blutlechzende Meute, von Soldaten nur mühsam an Stricken zurückgehalten, ihren Opfern entgegenheulen, da kam — Gegenordre und die Kunde, daß wir — — — begnadigt seien. Was den blutigen Tyrann zur Aenderung seines Todesurtels bestimmen mochte, haben wir nicht erfahren können und wird uns wohl auch ein Geheimniß bleiben. Ob Jemand für uns Fürbitte eingelegt haben möchte? Doch wer sollte solches gewagt haben? Ob der Wütherich vielleicht auch ein menschliches Rühren gefühlt haben mochte? Oder ob er uns erst zur Arbeit verwenden wollte, von der er sich mehr Vortheil versprach, als von unserm Tode?

Liebe Mutter, wie hängt doch das Herz des Menschen am Leben! Wohl wußten wir, daß nun eine Kette von Leiden und Mühsalen unser wartete; aber doch athmeten wir wieder freier auf, als das Schwert des Todes nicht mehr über unserm Haupte drohte und siehe, der Freund aller Leidenden, der Schlaf, senkte sich wieder auf unsere von bangem Wachen schweren Augenlieder und ließ uns unser trauriges Schicksal auf einige Stunden vergessen. Mit Anbruch des Tages wurden wir nun auf zwei Maulthieren, durch eine Fußkette aneinander geschlossen, nach Constantine zurücktransportirt. Als wir in der

Digitized by Google

Stadt einzogen, begann uns das Volk abermals zu insultiren. Man warf uns rückwärts auf die Maulthiere, bis endlich der Haiddar uns in Schutz nahm. Im alten Schlosse des Bey erhielten wir nun unsere Wohnung angewiesen, einen feuchten, dunkeln Behälter. Kaum hatte sich die Thür hinter uns geschlossen, als wir, von Hunger und Schwäche fast aufgerieben, auf den feuchtkalten Boden niedersanken. Hier lagen wir wieder drei Tage und drei Nächte, durch einen Wächter täglich zwei kleine Brode und einen Krug Wasser erhaltend. Der vierte Morgen führte uns nun zur Arbeit. Nur mit dem Stück eines alten Burnuß bekleidet, ohne Schuhe und Kopfbedeckung, mußten wir nun von 5 bis 11 Uhr früh und von 12 bis 6 Uhr Abends „die Herberge des Unflaths," — wie damals die Araber Constantine nannten, indem in dieser Stadt seit undenklichen Zeiten weder Straßenkehricht, noch anderer Unrath aus den Straßen fortgeschafft worden waren, — mit Hilfe zweier Maulthiere, die überhängende Körbe trugen, reinigen, da der Bey am 10. Dezember sein Lager nur zwei Stunden von Constantine aufschlagen und seinen so gefürchteten Einzug in der Stadt halten wollte. Da hieß es denn, sich sputen, wenn auch nur die Hauptstraßen einigermaßen gereinigt werden sollten, und unsere Wächter ließen es auch an sehr schmerzhaften Erinnerungen mit dem Stocke nicht fehlen. Am 12. Dezember Morgens 8 Uhr erfolgte der Einzug Achmeds. Uns selbst brachte die dadurch in der Stadt herrschende Aufregung einige Tage der Ruhe. Dem Tode sind wir also entgangen, aber wer bürgt uns dafür, daß uns vielleicht nicht schon in den nächsten Tagen die Laune des Despoten ereilen werde? Und ist unser Leben denn überhaupt ein Leben, „eine süße Gewohnheit des Daseins" zu nennen? Fern vom Vaterlande, fern von mitfühlenden Menschen, in einem Lande, wo die Wildheit und der Blutdurst der Einwohner noch die des Löwen übertreffen! — Wären wir auf eine menschenleere Insel verschlagen worden, hätten wir auch allen menschlichen Umgang entbehren müssen — wir könnten doch frei unter Gottes Himmel leben und uns eine zusagende, wenn auch noch so dürftige Existenz gründen. Hier aber, hier sind wir aller Freiheit, selbst der körperlichen beraubt, zum willenlosen Werkzeuge in den Händen von Menschen herabgesunken und nun dazu keine andere Aussicht, als nur durch Verläugnung unserer Religion gleiche Menschenrechte mit den Barbaren zu erlangen; denn in der Flucht Rettung zu suchen, ist mit zu großen Gefahren verknüpft, daß dadurch jede Hoffnung auf ein Gelingen schwinden muß. So bleibt uns nur noch ein Punkt, an den sich

Digitized by Google

unsere Seele zuweilen hoffend anklammert: das Vordringen der Franzosen nach Constantine. Aber wird dieses wohl je geschehen? Und werden bis dahin unsere Körperkräfte die Strapazen der Arbeit ertragen können? Hiemit will ich meinen Leidensbericht schließen. In stiller Nacht habe ich ihn mit Bleistift beim Lichte des Mondes für Dich, liebste Mutter, niedergeschrieben, indem ein hiesiger, menschenfreundlicher Einwohner, ein früherer Spanier, der in seiner Jugend mit seinen Eltern von algerischen Seeräubern gekapert worden war, und nachdem der Dey seine Eltern hatte hinrichten lassen, und er als Sclave nach Constantine verkauft worden war, dann die muhamedanische Religion angenommen hat, mir Bleistift und Papier besorgt und mir beim „Kreuze" versprochen hat, diesen letzten Brief, den Du wohl von Deinem unglücklichen Sohne erhalten wirst, durch einen sichern Boten nach Algier oder in's Hauptquartier der französischen Armee besorgen zu lassen. Darum: Gott segne Dich! Gott behüte Dich! Gott tröste Dich, liebe Mutter! Leb wohl, leb ewig wohl! Es gibt ein Wiedersehen dort oben, wo auf ewig Nichts Dich trennen wird von

Deinem unglücklichen Sohne
Wendelin.

(Schluß folgt.)

Das neue Haus.

Von **Katharina Diez.**

Nun ist zum Giebel aufgemauert
Das Haus vor meinem Fenster dort.
Ich hab' schon oft darum getrauert,
Gesprochen manch ein grämlich Wort.
Es nimmt mir weg der Augen Wonne,
Zur Ferne hin die liebste Schau,
Den Abschiedsgruß der Abendsonne,
Den Blick in's weite Himmelsblau. —

Digitized by Google

Und doch — wie auf dem Dache blinken
Ich heute drüben sah den Kranz,
Und mir so hold in's Fenster winken
Mit seinem gold'nen Flitterglanz:
Da schwand mein Zürnen und mein Trauern
Und herzlich froh rief ich hinaus,
Hinüber zu den kalten Mauern:
„Grüß Gott! grüß Gott dich, neues Haus!"

Es wiegten liebend meine Träume
Sich mit dem Kranz im Sonnenschein
Und zogen in die offnen Räume
Mit tausend bunten Bildern ein;
Des Lebens Engel sah ich schweben
Schon in der Zukunft Dämmerlicht,
Viel' hell' und dunkle Tage weben
Gleich einem werdenden Gedicht. —

Ich sah mit vollen Rosenwangen
Der Kinder frohe Lebensschaar,
Den Weihnachtsbaum, den heil'gen, prangen,
Hell auf des Hauses Festaltar.
Ich hörte fromme Lieder singen,
Das Wieglein schaukeln auf und ab,
Und Glockenruf durch's Fenster klingen
Zum Traualtar, zum off'nen Grab. —

Das Menschenloos, das arme, reiche,
Des ew'gen Vaters liebstes Gut,
Das dürftige, das engelgleiche
Auf dem Sein höchster Segen ruht: —
Ich sah's mit heil'gem Schauer liegen
Dort drüben, wie ein träumend Kind
Und hoffnungsfroh das Kränzlein fliegen
Bewegt vom luft'gen Morgenwind. —

Digitized by Google

Wie auch des Dichters Träume ſchweifen
Gern weit hinaus durch Wald und Flur
Und an den Saum des Himmels ſtreifen
Auf der Gedanken Geiſterſpur:
Das Schönſte immer wird ihm zeigen
Des Menſchenlebens Luſt und Schmerz,
Das Edelſte ſich zu ihm neigen,
Wo liebeathmend ſchlägt ein Herz! —

Wer weiß, ob mir nicht ſelbſt entgegen
Einſt dort heraus ein Auge blickt,
Das mir des Lebens beſten Segen
Mit einem warmen Gruße ſchickt!
Und iſt ein Blick voll Lieb und Treue
Aus einem Menſchenangeſicht
Nicht ſchöner, als des Himmels Bläue,
Und als der Abendſonne Licht? —

D'rum baut nur, Meiſter und Geſellen,
Mir rüſtig fort das Nachbarhaus!
Gott gebe, daß des Lebens Wellen
Bald ſtrömen friſch und voll heraus!
Hab' Dank, du Kränzlein, das verwehet
Mir feindlicher Gedanken Pein!
Flieg auf zum Himmel, daß erflehet
Dein Gruß des Glückes Sonnenſchein!

Die Stiefmutter.

Erzählung von **Iſabella Braun.**

III.

Hochzeit.

Auf dem Fenſtergeſimſe des Hausganges ſtand ein Roſenſtock. Ich weiß, daß er einſtmals lieblich geblüht hatte, aber ich weiß nicht, wem er zugehörte.

Digitized by Google

Bald wurde er von Mehreren zu gleicher Zeit begossen, bald schmachtete er tagelang nach einem Wassertropfen. Bei der heftigsten Kälte trug ihn das Dienstmädchen in die warme Küche; dort keimte er und trieb gelbe Sprößlinge. Dann gerieth der arme Rosenstock wieder in die Verbannung und es war sehr zweifelhaft, ob er jemals wieder zu gesundem Blühen gelangen würde.

Damals kümmerte ich mich wenig um diesen vernachlässigten, verwaisten Rosenstock; heute jedoch steht er lebhaft vor meiner Erinnerung. Indem ich mich selbst schildere, wie ich zu jener Zeit war und indem ich unter Mißfallen und bittern Selbstvorwürfen seufze, sieht mein Leidensgefährte, der Rosenstock, mich voller Mitleid an, als wollte er sagen: „Uns Beiden fehlte es damals an der richtigen Pflege. Wir konnten nichts dafür, daß unser Blühen unterbrochen ward und die kleinen Knospen sich nicht entfalteten."

Armer Rosenstock! ich weiß nicht, wie es dir ferner erging, ob sich eine rettende Hand nach dir ausstreckte und ob du ihr dann mit duftenden Blüthen lohntest, oder ob du in andauernder Vernachlässigung dahinsiechtest, um endlich abzusterben. Ich weiß nur, wie ich es machte mit jener Hand, und das will ich hier getreu verzeichnen.

Am Tage nach Papa's Mittheilung wurde wieder das Wohnzimmer erschlossen, geheizt und zum Empfange „der Stiefmutter" in Stand gesetzt. Keine Neugierde beschäftigte meine Gedanken; genug, es war die Stiefmutter im schönen Sammtkleide, aber mit kaltem, bösen Herzen, wie Sabine sie geschildert hatte und wie alle Märchen erzählten, die Stiefmutter, welche die selige Mama verdrängte und den leeren Platz einnahm, um den der verklärte Geist schwebte.

Die heranrückenden Nachmittagsstunden erschienen mir wie sich nahende Gewitterwolken und doch vereinte sich Alles in der Natur zu guten Vorbedeutungen; die Sonne funkelte durch den durchsichtig blauen Aether und der „Zephyr durchsäuselte die Flur." Es nahte, wenn auch noch aus einiger Ferne, der Frühling, als ob er „eine gute Fee," nicht aber die „böse Stiefmutter" in unser verödetes Haus führe.

Endlich vernahm ich fernen Donner; nein, nein! es war nur der heranrollende Wagen. Ich hörte ihn vor dem Thorbogen halten, den Vater eilends die Stiege hinab gehen; mir war's, als sollte ich mich auf den Boden vor der Thürschwelle werfen; aber ich blieb in Mitte des Zimmers regungslos stehen. Die Schritte näherten sich, die Thüre ging auf und herein trat mein Vater mit der Stiefmutter, ihnen folgten noch mehrere Personen. Da ergriff

Digitized by Google

ich die Flucht in den nächsten Winkel des großen Zimmers, um mich zu verbergen, wo nichts stand! Des Vaters Stimme rief jedoch in seiner heitersten Weise:

„Gretchen, dummes Kind! warum laufst Du davon? komm' her!"

Ich wandte mich um und gehorchte seinem Rufe. Als ich vor den Beiden stand, schlug ich schüchtern die Augen auf. Ein freudiger Schrecken durchfuhr bei diesem Blicke mein Herz, denn es war Tante Hedwig, es waren die Bewohner von Schloß Eisenburg. Die Erstere mochte mein freudiges Erkennen bemerkt haben; sie neigte sich zu mir herab und schloß mich in die Arme.

Meine Freude dauerte nur einen kurzen Moment, nur so lange, bis ich den Vater sagen hörte: „Gretchen, das ist Deine Mama."

Da entzog ich ihr heftig meine Hand, blickte ihm fest in's Gesicht und sprach mit unkindlicher Bestimmtheit: „Meine Mama ist im Himmel! es gibt nur Eine Mama!"

Ich sah eine finstere Wolke des Vaters Gesicht überschatten; ich sah den Zorn blitzen aus seinen Augen; ich sah die Lippen sich öffnen — aber statt seiner zürnenden Worte vernahm ich eine zärtlich beschwichtigende Stimme, welche sprach:

„Ja, Gretchen, armes Kind! Deine Mama ist im Himmel! sie vermag hienieden nicht mehr für Dich zu sorgen. Ich will Gott bitten, der sie abgerufen hat, daß er mir die Gnade verleiht, Mutterstelle bei Dir zu vertreten, daß er mir hilft, Deine kindliche Liebe zu gewinnen. Bis dahin bin ich nur die „Tante Hedwig," wie Du mich ja schon genannt hast. Ist es so recht, Gretchen?"

Nein, ich konnte nicht widerstehen! Meine feuchten Augen erhoben sich zu diesem sonnigen, liebespendenden Gesichte und dann suchten sie jene des Vaters. Sie gaben mir Muth, ihn bei der Hand zu fassen, während die Andern die Scene abkürzten, ein allgemeines Gespräch und eine Wanderung durch unsere lange Zimmerreihe begannen. —

Nun vernahm ich Pläne und Anordnungen zur Veränderung und Ausschmückung, welche bis zum Hochzeittage vorgenommen werden sollten. Der Vater brachte eine Musterkarte von Tapeten; es wurde die Auswahl für mehrere Zimmer getroffen; ich hörte öfters meinen und Richards Namen und bald kam mir unser Haus wie eine fremde Welt vor.

Digitized by Google

Nach einer Stunde kehrten wir in das Wohnzimmer zurück, wo Sabine inzwischen den Kaffeetisch versorgt hatte. Dann fuhr der angespannte Wagen vor, Tante Hedwig küßte mich auf die beiden Wangen, Alle sagten mir Lebewohl und dann fuhren sie mit Papa von hinnen. —

Ich blieb ganz verwirrt von Allem, was ich gesehen und gehört, zurück. Die selige Mama, — die Stiefmutter, — Tante Hedwig: — Alles kreuzte sich in meinem Kopfe. O, wäre ich allein geblieben! Tante Hedwigs Bild hätte sich gleich der Lilie in Mitte des Gartenbeets über die kleinen Stiefmütterchen erhoben. Aber ich suchte Sabine auf und fand sie in Thränen gebadet, als ob ein Unglück geschehen sei. Sie zog mich heftig an sich und schluchzte: „Armes Kind! wenn das Deine Mama wüßte! sie hätte keine Ruh im Himmel und im Grab! Nun soll es also wirklich geschehen! nun sollst Du einer Stiefmutter überliefert werden!“

„Nein!“ — sagte ich mit beruhigtem Gemüthe — „es ist Tante Hedwig! sie wird nur Mutterstelle bei mir vertreten und hat mir das selbst gesagt.“

Sabine lachte höhnisch und rief: „Hat sie's? — O warte nur einige Wochen; warte nur! Tante Hedwig wird sich bald genug in die Stiefmutter verwandeln, und der Vater in einen Stiefvater obendrein, bis Dir nichts mehr vom alten Papa übrig bleibt. — Ja, ja, anders wird's! Ihr ist schon jetzt nichts mehr recht und nichts mehr gut genug im ganzen Hause. Alles muß fort! Heute mir, morgen Dir! heißt's im Sprüchwort.“ — Und wieder brach Sabine in heftiges Weinen aus.

Wie mich ihr „Sprüchwort“ erschreckte! — Alles fort, was mir bekannt war und an die Mama erinnerte! Der Vater, dessen Hand sie in die meinige legte, zum Stiefvater umgewandelt! — Und hatte Sabine nicht Recht? War er mir nicht bereits entfremdet? — Alles sollte fort? auch Sabine? deßhalb weinte sie wohl so heftig? — Ich liebte sie nicht; aber ich war an sie gewöhnt. Nein, sie sollte, sie durfte nicht fort. Ich sagte ihr dieses und endlich war es ihr gelungen, mein beruhigtes Gemüth in heftige Unruhe zu versetzen; endlich hatte ich mich, einem verscheuchten Vögelein ähnlich, das sich in der Verwirrung in's Revier der Eule flüchtet, an ihr Herz geworfen und weinte daselbst zum ersten Male. Ich weinte mich stets in größere Aufregung hinein und ließ es mir gefallen, daß Sabine mich entkleidete und zu Bett brachte. Dort lauschte ich auf des Vaters Heimkehr. Als ich seine Tritte vernahm,

Digitized by Google

als ich hörte: „Wo ist Margareth?“ wendete ich mein Gesicht zur Wand, und als er nun vor mir stand, der so gute, aber so ungeduldige Papa, als er dreimal wiederholte: „Gretchen!“ und mich anfaßte, wehrte ich ihn ab, anstatt, wie gewöhnlich, mich segnen zu lassen. Da ging er, und ich hörte ihn sagen: „Starrköpfiges Ding! was soll ich mit ihr machen?!“ — und fort war er.

Nun folgten drei Wochen des buntesten Durcheinanders in unserm Hause. Es wurde gehobelt, gehämmert, geweißt, gemalt, angestrichen und tapezirt. Die alten Geräthschaften erfuhren eine Verjüngung, oder wanderten auf den Speicher zur wohlverdienten Ruhe. Dann langten hochbeladene Wagen an. Mein staunendes Kinderauge fand sich geblendet von all der Herrlichkeit. Die ehemalige, nun silbergrau tapezirte Wohnstube glänzte von goldnen Stäbchen, welche den Plafond und die Thüren umfaßten; ein großer Spiegel in breitem Goldrahmen hing über dem grünbezogenen Sopha; davor lag ein bunter, großer, weicher Teppich gleich schwellendem Moose; Lehnstühle, Consolen, ein zierliches Arbeitstischlein, ein Klavier und verschiedene mir fremde Gegenstände füllten den Raum und machten ihn außerordentlich heimlich und gemüthlich. Es war so schön, oder noch schöner, als auf Schloß Eisenburg. Ich wanderte durch die sechs ineinander gehenden Zimmer und glaubte mich in eine Märchenwelt versetzt. Hätte mir nur Sabine nicht so viel Schlimmes von der „Stiefmutter“ gesagt, — Tante Hedwig wäre mir sicher als „gute Fee“ erschienen.

Nun waren alle Zimmer eingerichtet bis auf Papa's ehemaliges Kabinet. Welche Bestimmung mußte dieses bekommen? Der Schreibtisch stand bereits in dem entferntesten, letzten Gemache und dort hingen auch die Gewehre zum Jagdvergnügen. Ich war sehr neugierig auf die Ausstattung des Kabinets, an welches sich so viele traute Erinnerungen knüpften. Gerne hätte ich den Vater gefragt; aber seit jener verhängnißvollen Nacht fühlte ich mich durch mein eigenes Unrecht eingeschüchtert und er war zu vollauf beschäftigt, um diese Einschüchterung auch nur zu bemerken. So stand ich in Winkeln und Ecken herum und beobachtete, ohne selbst beobachtet zu werden. Endlich kam die Reihe auch an dieses Kabinet. Ich vernahm des Vaters dirigirende Stimme; ich hörte die langsamen, schweren Tritte der Träger näher kommen; ich überlegte, daß sie den Weg durch's Eßzimmer nehmen würden, um die schöne Stube zu schonen und schnell lief ich in die letztere, zur Ofennische, wo ich unbemerkt Alles mit ansehen konnte.

O, wie warm wurde mir um's Herz! Da erschien wieder das alte, kleine

Digitized by Google

Sopha, der wohlbekannte Tisch, Mama's Lehnstuhl, ihr Arbeitstischlein, die kleine Hängbibliothek — Alles, Alles, was früher unsere Wohnstube ausgemacht hatte, nur erneut, verschönert. Als die Meubles standen, schlug der Vater einen großen Nagel in die Wand über dem Sopha, dann brachte er, von beiden Armen umschlossen, Mama's Bild und hängte es auf. Eine Weile stand er davor; ich konnte sein Gesicht nicht sehen, aber in Gedanken sah ich seine lieben, zärtlichen Augen darauf gerichtet und als er sich umwendete, kamen sie mir wie im feuchten Glanze schwimmend vor. Jetzt ging er, doch kehrte er bald wieder zurück. Mein Herz, das nur in der Vergangenheit lebte, jubelte auf. Der Vater schlug etwas auseinander. Es war der kornblaue, goldgelb aufgedruckte Teppich. Er breitete denselben hausmütterlich über den Tisch und er that es so sorgfältig, daß ich am liebsten aus meinem Versteck gesprungen und ihm um den Hals gefallen wäre. O, warum that ich es nicht! warum? weil Sabine meine Scheu gepflegt und mich an sich gefesselt hatte. Ich glich ja dem Epheu: an etwas mußte ich mich anschmiegen und sei es auch die kalte Mauer ihrer Brust.

Der Vater entfernte sich wieder und kehrte mit einem gefüllten Korbe zurück. Nun schlug er Nagel um Nagel in die Wand und behängte sie mit all' den lieben, alten Gegenständen. Da war mir's, als ob Sabine doch nicht Recht hätte mit ihrer Behauptung, er wollte nichts mehr von der früheren Zeit wissen, er denke nicht mehr an die Mama!

Nun war Alles fertig, das Kabinet eingerichtet, so nett, so gemüthlich, so warm möchte ich sagen, um die traute Häuslichkeit mit Einem Worte auszudrücken.

Wem nur das Kabinet gehören mochte? dachte ich in Einem fort, und mein zu Neid und Eifersucht beständig angefachtes Herz antwortete auf diese Frage: „Wem anders, als der Stiefmutter! die bekommt ja nach Sabinens Behauptung stets das Beste. Sie hätte doch die schöne, große Wohnstube! warum nun auch noch dieses kleine Heiligthum? — Aber wenn es ihr gehörte, was thut Mama's Bild darin?

So dachte und grübelte ich mit meinen unreifen, überreizten Gedanken, bis ich immer erregter und neidischer wurde. —

Der Vater hatte niemals über den Zeitpunkt seiner Verheirathung gesprochen und so überraschte mich der entscheidende Tag. Als ich eines Morgens in meinem Schlafzimmer auf dem Schemel neben dem Stuhle saß, um

Digitized by Google

die Fußbekleidung zu ordnen, trat der Vater, festlich angezogen, herein. Auf dem Arme trug er ein weißes Kinderkleid, rosa Bänder und ein Blumenkränzchen. Freundlich lächelnd setzte er den Kranz in mein lockiges, dunkles Haar; dann hielt er mir das Kleid mit beiden Händen entgegen und sagte:

„Sieh, Gretchen, wie hübsch! Tante Hedwig sendet es Dir. Komm, zieh' es an; mach' Dich recht schön! Du mußt ein kleines Brautjüngferchen vorstellen! Eile Dich, die Pferde sind schon angespannt. Ich will Sabine rufen, Dir zu helfen."

Ein namenloser Schrecken erfaßte mich; er verwirrte meinen Sinn, er raubte mir jede Beherrschung. Heftig riß ich das Kränzchen vom Haupte und stieß des Vaters Hände mit dem Kleidchen zurück, indem ich schrie und dazwischen schluchzte:

„Nein! nein! ich mag das Kleid nicht! ich will keine Brautjungfer sein! ich will keine Mama! — keine Mama! — keine Mama!" und immer heftiger schluchzend legte ich mein Gesicht auf den Sitz des Stuhles. Ich fühlte, daß mein Vater sich zu mir neigte; ich hörte ihn beschwichtigend sagen: „Gretchen, Kind! sei doch vernünftig! weine doch nicht so! vertraue Deinem Papa! es wird gewiß Alles weit besser, viel schöner werden; komm, zieh das Kleidchen an, mir zu Liebe, Gretchen!"

Aber es half nichts; je zärtlicher mein Vater sprach, um so heftiger weinte ich. Da war es um seine Geduld geschehen, und er rief: „Nun, wenn kein Wort, keine Bitte fruchtet, ungehorsames, eigensinniges, liebloses Kind! so bleibe denn hier!"

Fort stürmte der Vater; heftig fiel die Thüre in's Schloß; ich aber schluchzte, als ob davon meine kleine Brust zerspringen müsse. Es mochten nicht fünf Minuten verflossen sein, als sich die Thüre wieder öffnete und der Vater zurückkehrte, sich über mich beugte, meine Haare küßte, sich neben mich kniete, den Arm um meinen Nacken schlang und mit unendlich weicher Stimme flüsterte: „Gretchen, küße Papa!"

O, wie wogte und hämmerte mein kleines Herz! wie regte sich die Liebe darin! doch sie brauchte ein wenig Zeit, nur noch ein wenig, um das Schluchzen zu durchbrechen. Aber es war keine Zeit mehr übrig! wieder fühlte ich Papa's Lippen, dann seine Hand auf meinem Haare; hierauf erhob er sich und verließ das Zimmer.

Fort war er — mein Schluchzen erstarb unter dem Lauschen. Wird er

Digitized by Google

noch einmal kommen? gewiß! gewiß! dann wollte ich den Arm um seinen Hals schlingen, — ja, ich wollte das Kränzchen aufsetzen und das weiße Kleid anziehen. Ich lauschte immer gespannter; ich vernahm rasche Tritte im Gange, nicht des Vaters Tritte; jetzt ein Verstummen; jetzt — o Gott! der Wagen rollte fort. „Papa! Papa!“ rief ich und sprang auf, hin zum Fenster. Zu spät! Der Wagen bog um die Ecke.

Vor meinen Füßen lagen Bänder, Kleid und Kränzchen. Ich hob sie auf. Was sollte ich thun? Mich schnell ankleiden, dem Wagen nachlaufen? aber es waren bis Eisenburg zwei Stunden zum Fahren! Was sollte ich thun? Ich schrie aus vollem Halse nach Sabine. Keine Antwort. Ich rannte unangekleidet durch den langen Corridor und wiederholte meinen Ruf. Endlich kam Sabine mit hochgerötheten Wangen, und als sie aus meinen wirren Reden entnahm, daß ich angekleidet sein und dem Vater nacheilen wolle, sagte sie mürrisch:

„Es sind ja keine Pferde da; auf einem Leiterwagen mit Ochsen bespannt und allein kannst Du auch nicht zur Hochzeit fahren. Mich aber hat Niemand eingeladen.“

Ja, es half nichts, ich mußte mich ergeben. Einmal hatte ich in unserer Kirche einer Trauung beigewohnt. Wie schön war es gewesen und wie viel schöner noch mußte es in der Schloßkapelle zu Eisenburg sein! Nun ging mein eigner, lieber Papa zum Altare und ich saß daheim, verlassen, aus eigner Schuld! In bitterer Reue weinte ich still vor mich hin.

Stunde um Stunde verstrich langsam; ich konnte an Papa's Hochzeittag doch nicht in die Schule gehen. Der Schlag meines Herzens tickte mit der Uhr und es ging so langsam, bis nur Eine Stunde schlug. Nun mußte Papa in Eisenburg angelangt sein. — Es läuteten die Glocken — die Hochzeitglocken? nein — nur das Mittagsgeläute von unserem Thurme. Ich vermochte keinen Bissen zu genießen. In Eisenburg gab es gewiß gute Sachen; wie werden es sich Emanuel, Adele und Veronika schmecken lassen! „O, wenn ich nur auch dort, bei ihnen wäre!“ seufzte ich aus tiefstem Herzen.

Der Zeiger unserer alten Uhr wies auf die vierte Nachmittagsstunde und ich meinte, er müsse heute Gichtschmerzen haben, wie der greise Gärtner, welcher auch von einem Bänkchen zum andern schlich. Da rollte ein Wagen in den Hof, — die schöne Kutsche von Schloß Eisenburg mit drei Kindern beladen

Digitized by Google

und dem Bedienten auf dem Bock. Das gab ein Geschrei! „Gretchen! Fräulein Margaretha! schnell eingepackt für acht Tage!“

Ich lief gleichsam im Fieber, von Schrank zu Schrank; ich jagte Sabine auf den Speicher, um die Reisetasche zu holen und inzwischen zog ich mein Sonntagskleidchen an, wobei mir Adele behilflich war — zum Brautjungferngewande schien es mir doch zu spät. Emanuel schalt über unsere Langweiligkeit, obwohl ich vor Eile glühte. Die Pferde stampften und schnaubten, der Bediente hob mich in den Wagen. „Adieu, Adieu!“ rief ich Sabinen zu und fort ging's wie im Fluge.

Es war ein wunderschöner Märztag, die Sonnenstrahlen begleiteten uns tanzend, als ob der König Lenz seine Trabanten zur Hochzeit gesendet hätte. Unter Adelens und Verenens Umschlagtüchern sah ich weiße Kleider und rosa Bänder; Emanuel trug einen neuen schwarzen Anzug und als es nun an ein Erzählen ging, riß ich Augen und Ohren auf: — wie schön war Tante Hedwig im langen Brautschleier und dem Myrthenkranz! sie *weinte*; „gewiß, weil Du ihr fehltest,“ sagte Emanuel; „aber nach der Trauung lächelte sie,“ bemerkte Verene und fügte bei: „Und sie läßt Dich tausendmal grüßen; Du solltest Dich freuen, sie werde Dir von der Reise etwas recht Liebes mitbringen.“ Adele rief: „Bald hätte ich's vergessen! Dein Papa trug mir auf, Dir zu sagen, Du solltest recht vergnügt bei uns sein; in einer Woche hole er Dich ab.“

Mein emporjauchzendes Herz fiel einige Zoll tiefer. Fort, fort war Papa mit Tante Hedwig? Ich sollte ihn jetzt nicht sehen, nicht um Verzeihung bitten, nicht seine Vergebung erhalten? — Ich stotterte nur: „Wohin ist Papa gereist?“

Emanuel erwiderte lachend: „Vielleicht in den Mond! — nun, erschrick nicht, albernes Ding! er macht eben seine Hochzeitreise und ich weiß nur aus meinen Märchenbüchern, daß es eine geheimnißvolle, wunderbare Reise ist, von der Niemand weiß, wohin? Sie kommen ja wieder in einer Woche!“

„Und inzwischen soll's lustig bei uns zugehen!“ rief Verene.

„O, es ist so viel Gutes zum Essen übrig, daß es mehr als eine Woche ausreicht.“

„Dein Bett steht dicht neben meinem.“

„Weißt Du, wir sind jetzt Verwandte; Dein Papa ist unser Onkel!“

„Wenn nur Tante Hedwig uns nicht verließe!“

Digitized by Google

So schrieen die drei Kinder in meine Ohren, und jetzt blies der Postillon, denn ein solcher fuhr uns, ein schönes Stücklein, daß es mir wundersam im Herzen wiederklang und mir war, als ob ich selbst eine Fahrt in's Märchenreich machte.

Unser Wagen lenkte jetzt in den Schloßhof. Festlich gekleidete Menschen standen umher; die Baronin kam uns entgegen, hob mich mit ihren Armen aus der Kutsche und drückte mir dabei einen Willkommskuß auf die Stirne. „Grüß Gott, mein kleines Nichtchen!" rief der Baron und erfaßte meine Hand mit seinen beiden. Emanuel sprang eilig herzu; er hatte ein Blumensträußlein in das Knopfloch seiner Jacke gesteckt und mir galant seinen Arm bietend, sagte er scherzhaft: „Erlauben Sie mir, mein schönes Bäschen, Sie zu Tisch zu führen!" —

Wie schön mit Blumen geziert dieser Tisch war und was für gute Dinge darauf standen: Chokolade, Kuchen, Torten, Wein, und noch viele andere Köstlichkeiten, die ich nicht einmal dem Namen nach kannte. Da wurde getrunken und gegessen; da wurde genascht und angestoßen, auf Papa, Tante Hedwig und Richard, den noch unbekannten Vetter — „meinen Spielgefährten!" betonte Emanuel.

Darauf folgte eine glückliche Woche. Wieder befand ich mich in einem traulichen Familienkreise und verjüngte mich in den wenigen Tagen um mehr als achtzehn Monate; ich wurde wieder ein Kind, wie ich's bei Lebzeiten der Mama gewesen war. Von Tante Hedwig, wie Jedes und auch ich sie nannte, hörte ich so viel Liebes, daß meine Abneigung wie Schnee unter dem Sonnenblicke schmolz. Tante Hedwig war mir schon recht, ich wollte nur keine Mama an die Stelle meiner seligen Mama, ich wollte keine Stiefmutter.

Die Woche ging zu Ende; mein Herz pochte in Furcht und Sehnsucht. Ob wohl der Papa mir ganz verziehen habe und was Tante Hedwig mir mitbringen würde? Diese beiden Fragen beschäftigten mich unablässig.

„Sie kommen! sie kommen!" — mit diesem Rufe eilten wir Alle in den Hof; ich aber versteckte mich schüchtern unter den Andern. Der Postillon blies ein lustiges Lied, der Wagen rollte heran — wer saß auf dem Bocke, wer schwenkte von Weitem seinen Hut? — „Bruder Richard, Richard!" schrie ich in höchster Ueberraschung. Mit einem Satze stand er auf dem Boden, neben mir und rief: „Grüß Gott, Grethel! da bin ich und da bleib ich! Juhe!"

Nun befand ich mich auch schon zwischen Papa und Tante Hedwig, von

Digitized by Google

Beiden umarmt und geküßt. Die Letztere ergriff Richards Hand und sagte lächelnd zu mir: „Gretchen, hab' ich's recht gemacht? sieh, den kleinen, lieben Wildfang bring ich Dir mit, nicht zur Vakanz! nein, nein! er bleibt bei uns."

Da gingen mir die Augen über vor Freude, und auch vor Rührung. Ich sah zum ersten Male empor in Tante Hedwigs rosiges Antlitz und dann drückte ich meine Lippen auf ihre Hand. Papa stand daneben und seine Augen strahlten von Glück über diese Scene. O guter Papa! freue Dich nicht zu frühe! Noch sind wir nicht am Ziele! noch lange nicht! noch ist es nur „Tante Hedwig," aber nicht „Mama!"

IV.

Einzug.

Noch am Abende des gleichen Tages fuhren wir nach Hause, „in die neue Heimath," Bruder Richard an meiner Seite. Ich sah wieder in sein rundes, lustiges Gesicht; ich empfand wieder seine eigenthümliche Art von Zärtlichkeit, welche mir nicht selten einen Schmerzensschrei erpreßte, aber dennoch immer von seinem funkelnden, lachenden Blicke aus den blauen Augen begleitet war, gerade wie des Aethers Himmelblau über uns leuchtete, während ein luftiger Wind die Bäume schüttelte.

Schon bei dieser kurzen Fahrt konnte ich bemerken, daß Richard mit „Tante Hedwig" bereits auf vertrautem Fuße stand, und ich hörte ihn ein über das andere Mal schmeichelnd sagen: „Mama" — „liebe" — sogar „liebste Mama," wobei mir das Blut in's Gesicht schoß und ich gelobte, dafür um so fester der „seligen Mama" anzuhangen.

Sabine war von der heutigen Ankunft brieflich unterrichtet worden und die Nachricht davon hatte sich auch im Orte verbreitet. Als wir durch die Gassen fuhren, sahen die Leute mit neugierigen Gesichtern aus den Fenstern; Einige standen unter der Hausthüre, Andere hielten in ihrem Gange inne; aber Alle grüßten. Es überraschte mich, da ich es nicht mehr gewöhnt war. Auch in unserm Hofe hatten sich viele Menschen eingefunden, knixten, oder

Digitized by Google

zogen die Mützen, die junge Frau aber lächelte dagegen mit herzinniger Freundlichkeit. Als sie an des Vaters Arm über die Schwelle trat, wo Sabine ihrer wartete, drückte sie deren steife, kalte, knöcherne Hand und erwies die gleiche Begrüßung auch der Köchin, dem Stubenmädchen und dem alten Thorwärter.

Jetzt hatten wir den langen Corridor durchschritten und standen vor dem Wohnzimmer. Kein Blumenkranz, kein noch so einfaches Gewinde aus Tannenzweigen umschloß ein „Willkommen", sogar die beiden Flügelthüren standen nicht offen. Sollte es eine Vorbedeutung sein, daß Richard die eine davon weit aufriß, während die andere noch im Schloße blieb? Ja, gerade so war es auch mit den beiden Kinderherzen.

Wir standen in der schönen, alten und doch so ganz neuen Stube. Richard hauchte ein langgezogenes „Ah!" und sah mit erstaunten Blicken herum, während Papa seine beiden Hände gegen die junge Frau ausstreckte und sie willkommen hieß. Kaum sah dieses der Knabe, als er jede Bewunderung vergaß, hinzu sprang, sie umfaßte und rief: „Grüß Gott, Mama! O, wie schön, wie schön ist's daheim!" Sie neigte sich nun gleichfalls zu mir, faßte meine Hand und zog mich fort in's Kabinet. Wir standen allein beisammen und sie sagte mit ihrer melodischen, gedämpften Stimme:

„Margarethe, das ist Dein Zimmerchen, nahe, ganz nahe bei mir! O, möchte Dein Herz mir auch bald so nahe, so ganz nahe sein!"

Dann erhob sie den Blick zum Bilde meiner seligen Mama. Meine Augen wendeten sich nicht zum Bilde, sondern blieben an den ihren haften. Sie leuchteten geradezu, nicht, wie die Sonne, auch nicht, wie die Sterne: sie leuchteten, wie der Mond — zärtlich, fast etwas traurig, aber milde. Ein paar Mal bewegten sich ihre Lippen, kein Wort kam hervor. Nun sah ich ihre Brust sich heben und senken; Thränen fielen hernieder; sie preßte ihre Hände zusammen und sagte mit halberstickter Stimme: „O Mama, Mama! hilf Du!"

Nun war es um mich geschehen; ich brach in lautes Weinen aus und fiel meinem Papa, der zu uns trat, in die Arme. Richard machte dieser Scene ein rasches Ende, indem er rief: „Wo ist denn meine Stube?" und den Vater mit sich fortzog. Wir besichtigten nun die ganze Wohnung; in Richards Zimmer, dicht neben meiner und Sabinens gemeinsamer Schlafstube, verließen uns die Eltern und wir Beide blieben allein.

Nun begann Richard seinen Lobgesang: „O, Gretchen, das ist eine

Digitized by Google

Mama! Denk nur, sie kann Alles: sie kann französisch reden, Klavier spielen, zeichnen, und sie wird uns dies Alles lehren. Ja, ich darf hier bleiben; der Herr Pfarrer wird mir Unterricht im Latein geben, denn er kann es, er war früher ein Professor. O, bin ich so froh! und nun hab' ich Dich wieder, Grethel! Du bist mir doch lieber, als alle Knaben im Institute."

So plauderte Richard; ich wollte ihm eben eine weise Predigt halten voller Vorwürfe, daß er unsere selige Mama vergessen habe, als die Eßglocke ertönte. Nun rief Richard: „Schon Essenszeit und ich bin noch nicht gekämmt!" Während er sich mit seinem Taschenkämmchen die langen Haare glatt strich, dann seine Hände reinigte, plauderte er in Einem fort und sein zweiter Satz war „die Mama." „Das hat sie mich schon gelehrt: ein anständiger Knabe muß stets gestriegelt und gesäubert bei Tische erscheinen. Ich weiß nicht, was meine Hände haben! aller Schmutz hängt sich daran. — So jetzt bin ich fertig, komm'!" —

Herzlich schlang Richard seinen Arm um meinen Hals und so vereint gingen wir in's Speisezimmer. Nach beinahe zwei traurigen Jahren saßen wieder vier Personen auf den alten Plätzen, kreiste wieder die heitere Rede. Richard war unerschöpflich in Fragen, Papa unverdrossen im Antworten; die Stiefmutter erzählte von ihrer Reise und wenn ich auch die Stumme spielte, gefiel mir doch die Unterhaltung. Auch hatte ich Gelegenheit, zu beobachten und es fiel mir besonders Eines auf. Richard schob beim Essen mit den Fingern nach; da nahm sie seine Semmel, brach ein Stückchen herunter und legte es vor seine Hand mit einem lächelnden Nicken. Ich bemerkte eine über sein Gesicht ziehende Röthe; aber er hatte die zarte Zurechtweisung verstanden und bediente sich des Brodes. Ich beeilte mich sehr, auch ein Stückchen zur gleichen Bestimmung abzubrechen.

Nachdem ich zum Schlusse der Mahlzeit das Gebet gesprochen hatte, worin es hieß: „Für Speis und Trank, dem Geber Dank" — und wir uns zu einem „Verdauungsspiele" entfernen wollten, wurden unsere Blicke durch einen Vorgang gefesselt. Die Stiefmutter beugte sich mit einer halb ernsten, halb scherzhaften Miene zu Papa's Hand nieder, küßte sie und sagte: „Das ist auch ein „Geber," dem wir noch zu danken haben. Diese gute, fleißige Hand versorgt uns mit Speis und Trank."

Richard hatte kaum den Kuß gesehen und die Worte gehört, als er auch schon auf den Papa losstürzte, ihm die Hand küßte und rief: „Dank für's

Digitized by Google

Essen, Papa!“ — Ich folgte seinem Beispiele, doch nur theilweise, denn Richard dehnte diese Ceremonie auch noch weiter aus, und ich hörte ihn sagen: „Dank für's Essen, Mama.“ Fast entrüstet flog mein Blick zu ihm und mein Herz nannte ihn einen Schmeichler.

Diese sanft gespendete Lehre wirkte jedoch fort und fort. Der Handkuß nach dem Essen wurde bei uns eine übliche Sache für alle Zeiten.

Nach einem halbstündigen Ballspiele im Corridor begann es bereits zu dunkeln, denn unserer verspäteten Ankunft wegen hatte das Mittagessen zur ungewöhnlichen Zeit stattgefunden. Wohin sollten wir nun gehen? In Sabinens Stube — lautete mein Vorschlag. Richard wies ihn jedoch mit Entschiedenheit zurück und sagte: „Sabine? nein, von der mag ich nichts mehr wissen, und wenn sie mir die Marmelade um den Mund striche. Sie war an Allem Schuld.“ — Ich wollte sie vertheidigen und ihm seine Fehler vorhalten, als vom Wohnzimmer her Musik ertönte, kein Gesang, aber eine Melodie. Wie von einem Zauber gebannt, lauschten wir und faßten uns bei der Hand. Klang die Musik vom Himmel herab? War es nicht das lang verstummte Lied:

Der schönste Abend lachte
Herab auf die Natur;
Kein Lüftchen ging, nur Zephyr
Durchsäuselte die Flur.“

Wir schlichen näher der Wohnzimmerthüre; da öffnete sich plötzlich dieselbe und im Scheine der Lampe erblickten wir am Klavier sitzend die Stiefmutter, Papa stand vor uns und sagte: „Kommt, Kinder!“

Die Melodie verstummte; an Vaters Hand traten wir zum Tische. Wieder nahmen wir die gewohnten Plätze ein; aber heute wurde nicht gelesen, sondern gespielt, das liebe, alte Lottospiel. Nach wenig Zügen, während die Stiefmutter verstohlne Blicke zwischen meiner Karte und den Nummern wechselte, hatte ich eine Reihe besetzt mit den grünen Gläschen und bekam ein goldnes Ringlein, und o Jubel! nach kurzem Spiele zeigte Richard ebenfalls auf eine „Quinterne.“ Ja, eine Gewinnterne“ war es in der That; denn der Vater hielt ein versteckt gehaltenes, spanisches Rohr mit echt silbernem Knopf in die Höhe, Richard langte darnach und rief: „Bin ich aber ein Glückskind! Das hab' ich mir schon lang gewünscht!“

Digitized by Google

Dann spielten wir weiter, freilich ging es nun langsamer mit der Reihenbesetzung und der Gewinn bestand jedesmal aus fünf Mandelkernen.

Als die neunte Stunde schlug, sagte Richard: O, du alter Brummbär, schweig still!" Wir wären Beide noch gerne aufgeblieben; doch an Gehorsam gewöhnt, erhob ich mich von meinem Sitze, ging zum Vater hin und faltete die Hände, um seinen Nachtsegen zu empfangen. Richard zögerte einen Augenblick; dann wendete er sich rasch zur Stiefmutter und sagte: „Mach Du mir's Kreuz, liebe Mama."

So geschah es und so geschah es regelmäßig jeden Abend eine lange Zeit.

Als ich nach diesem ersten, glücklichen Familienbande mit erhöhter, rosiger Gesichtsfarbe in mein Schlafzimmer trat, fand ich Sabine, den Kopf in die Hand gestützt, am Tische sitzend. Ich näherte mich ihr und sagte: „Was fehlt Dir, Sabine?" denn wir waren in letzterer Zeit gar gute Freunde geworden. Sie antwortete mürrisch: „Soll ich vielleicht so mutterseelen allein, verlassen, wie ein Hund im Winkel, mit den Stühlen im Zimmer herumtanzen, während ihr der Stiefmutter schmeichelt?"

Mir schlug mein Gewissen, denn ich hatte Sabine nach meiner Ankunft kaum begrüßt. Darum erwiderte ich ihre Vorwürfe mit begütigendem Tone:

„Sei nicht traurig; ich will Dich künftig nicht mehr so lange allein lassen! — Nein, ich schmeichle der Stiefmutter nicht; das thut Richard, ich nicht! und ich werde es niemals thun, niemals!" wiederholte ich mit Eifer. Dann fügte ich, des angenehmen Abends eingedenk, mit großem Ernste bei: „Aber so schlimm ist sie nicht, wie es in den Büchern heißt. Sieh nur, Sabine, welch schönes Ringlein sie mir mitgebracht hat."

Sabine lachte voller Hohn und sagte: „Bist gefangen, wie ein Vogel im goldenen Käfig? Aber warte nur; es ist noch nicht aller Tage Abend! wie es im Sprüchworte heißt."

„Was meinst Du damit?" frug ich erschreckt, denn ich fürchtete Sabinens Sprüchwörter; sie hatten so unheilverkündende Bedeutung, wie die feuchten Steine im Corridore, auf welche immer Regen folgte.

„Das heißt" — sagte sie, während ihre Augen mich starr anschauten — „daß noch ein Abend kommen wird, wo Du mich weinend hier aufsuchst; aber vielleicht bin ich dann fort, weit fort. Ich kann jede Stunde gehen, heute,

Digitized by Google

morgen. Und auf das ist es angelegt! fort soll ich, Undank ist der Welt Lohn!"

O, wie mich diese bittere Rede traf! wie mich dieses bleiche Schreckgespenst der Zukunft einschüchterte! Ich warf mich an Sabinens Brust und rief: „Du darfst nicht fort, versprich mir, daß Du mich nicht verlässest, niemals, niemals!"

Da sprach Sabine mit feierlicher Stimme: „Ja, ich gelobe Dir's, Margarethe! ich will bei Dir aushalten und Dich beschützen!"

Und wieder war über mein junges Gemüth, das bereits begonnen hatte, aufzuthauen gleich der Erde beim Frühlingssonnenschein, der stürmende, kalte Aprilschauer bösen Verdachtes gekommen. Ich träumte in der Nacht von Schlangen, welche mich verfolgten, von einer schönen Fee, die sich in eine böse Stiefmutter verwandelte, von deren grimmigem Blicke, und daß ich mich vor ihr verkroch in den dunkelsten Winkel des Hauses, wo mich Sabine erlöste und beschützte.

Aber am Morgen beim Frühstücke war es nicht „die böse Stiefmutter," sondern die gute Fee, welche mich anlächelte und meine Wange küßte, als ich mein in Beschämung erglühendes Gesicht abwandte.

Und jetzt begann die neue Lebensepoche, das Leben mit der Stiefmutter. — Es gestaltete sich einfach, natürlich, ohne große Ereignisse; dennoch stehen eine Menge kleiner, unscheinbarer Begebenheiten unverwischt trotz der vielen Zwischenjahre, ganz lebendig vor meiner Seele, ja, sie durchleuchten meine Erinnerung wie lieblicher, erwärmender Sonnenschein, sie erscheinen mir in einer wunderbaren Macht, gleich den kleinen gelben und braunen Samenkörnern, welche man in die graue Erde streut und aus denen Anfangs grüne Blättchen, dann geschlossene Knospen und endlich bunte, duftende Blumen ersiehen.

Gerade so erging es meinem Herzen und so will ich manche dieser kleinen alltäglichen Begebenheiten hier aufzeichnen.

An diesem eben erwähnten Morgen geleitete uns die Stiefmutter zur Kirche. Sie entließ uns nicht in die Reihe der Schulkinder, sondern kniete zwischen uns. Mein Seitenblick streifte hie und da ihr Angesicht. Es war nicht geneigt, wie manche kreuzbelastete Beter es in die Hände versenken, es richtete sich empor zum Altare und trug den Ausdruck frommen, glücklichen Muthes. Nach der Messe ging sie wieder zwischen uns zum Schulhause. Während Richard unaufhörlich plauderte, dachte ich mir Wort für Wort aus,

Digitized by Google

was sie zum Lehrer sagen würde: er möge uns strengstens überwachen und nur gleich jeden Fehler ihr anzeigen, damit es nicht wieder ginge, wie vor Richards Austritt.

Als wir nun vor dem Lehrer standen und sie zum Gruße seine Hand ergriff, sagte sie nichts von alle dem, sondern nur: „Da bringe ich Ihnen meine Kinder!“ Sie betonte die letzten zwei Worte mit solcher Liebesfülle, daß dem alten Mann die Augen übergingen und er feierlich erwiderte: „Gott segne Ihr Mutteramt! Wir wollen treulich zusammenwirken, sie gut zu erziehen.“ Dann wendete er sich zu Richard, um seine Rührung zu verbergen und sagte in scherzendem Tone: „Hab' ich Dich wieder, kleiner Deserteur! Nun sollst Du mir aber nicht mehr so bald ausreißen.“ Richard sah äußerst beschämt aus, als ob all' die rothe Tinte der angestrichenen Fehler sich über sein Gesicht ergossen hätte und stotterte: „Die Sabine“ —

Aber unsere Stiefmutter unterbrach ihn, erhob den Finger und sagte: „Richard, wer wird sein Unrecht Andern in die Schuhe schieben! Aber wir wollen vereint unser Bestes thun, nicht wahr?“

Richard lächelte nun wieder voller Muth und guter Vorsätze, mir aber gefiel es, daß die Stiefmutter seine Anklage nicht geduldet hatte. Sie entfernte sich und der Unterricht begann.

Nach der Schule holte uns die Stiefmutter wieder ab, um Richard zum Pfarrer zu führen und denselben zu begrüßen; ich sollte sie begleiten. Als wir uns dem Pfarrhause näherten, sprang ein grauer, langhaariger Rattenfänger uns entgegen und vertheidigte mit heftigem Gebell den Eingang. Sogleich trat Richard vor und schrie: „Willst du still sein! — Marsch!“ aber je lauter der Knabe commandirte, desto wüthender bellte der Hund. Die Beiden brachten sich gegenseitig in gesteigerte Aufregung. Richard sagte zornglühend: „Hätte ich nur mein Stöcklein bei mir, ich wollte dir das Fell gerben, elender Kläffer! Geh auf die Seite, Mama; er packt Dich am Kleide; ich will einen Stein suchen und ihn werfen.“

Statt auf die Seite zu gehen, neigte sich die Stiefmutter furchtlos zum Hunde und sprach, wie man mit einem Kinde redet: „Was soll's denn nur, kleiner Bursche? Wir sind ja keine Diebe! komm, komm, reich mir die Pfote.“

Der kleine Hund hatte sich bei dieser Rede kampfbereit ihr gegenüber gestellt, sie angeblickt und — geschwiegen. Als sie nun die Hand ausstreckte, war ein zweifelhaftes Knurren die Antwort; dann aber sprang er mit lautem Ge-

Digitized by Google

bell, welches einer Ankündigung glich, uns voran bis zur Zimmerthüre des Geistlichen. Bei unserm Eintritte drängte er sich durch und blieb an unserer Seite. —

Der Pfarrer begrüßte unsere Stiefmutter auf das Freundlichste. Dann hielt er fast eine kleine Predigt. Er sagte, es sei ein heiliges Amt, verwaisten Kindern die Mutter zu ersetzen; es sei aber auch ein schweres Amt, welches nur Gehorsam, Liebe und Dankbarkeit belohnen könne.

„Verwaiste Kinder — ein heiliges Amt — Liebe und Dankbarkeit" — diese Worte erfüllten mein Herz mit Verwunderung. Waren wir auch Waisen? frug ich mich. Ich hatte stets mit Waisen so großes Mitleid gehabt und nun waren wir selber Waisen! — Ein heiliges Amt! aber eine Stiefmutter ist doch etwas Schlimmes?"

So dachte ich, während der Pfarrer mit Richard über den lateinischen Unterricht, seine Bücher und seine Vorstudien sprach. Nun war Alles verabredet und der Erstere sagte: „Also morgen schon auf Wiedersehen, mein junger Lateiner!" Wir wollten uns zum Handkusse neigen; doch die Stiefmutter hatte offenbar noch etwas auf dem Herzen. Mit bewegter Stimme sprach sie: „Hochwürden, meine Kinder waren nicht bei mir, als die heilige Kirche mich zu ihrer Mutter einsegnete. Ich bitte, ertheilen Sie uns den Segen."

Sie kniete nieder, erhob die Hände, neigte demüthig das Haupt und wir knieten an ihrer Seite. Da faltete der Pfarrer seine Hände und sprach feierlich:

„Per elevationem manuum mearum, et per invocationem omnium sanctorum omni benedictione coelesti atque terrestri benedicat vos omnipotens Deus Pater † et Filius † et Spiritus sanctus. † Amen. — Pax vobis!" —

Ein heiliger Schauer durchrieselte mich bei dieser kirchlichen Segnung. O, daß sie doch für immer den Märchenzauber gebannt hätte! Schweigend verließen wir das Pfarrhaus und das Hündchen sprang uns voran, nunmehr lustig, nicht mehr feindlich bellend. Nachdem er uns ein Stück Wegs begleitet hatte, blieb er stehen, erhob seinen Kopf und bellte in die blaue Luft hinauf, wie ein guter Kamerad, der uns noch nachruft: „Auf Wiedersehen!"

Unsere Tagesordnung war durch diese beiden Besuche nun geregelt und mein Herz um ein Bedeutendes gesänftigt. Von dieser Stunde an gebrauchte

Digitized by Google

ich das Wort „Mutter," wenn ich auch nicht, wie Richard, das zärtliche „Mama" sagen konnte und eine gewisse Scheu mich von ihr ferne hielt. Ach! ich hatte ja so lange und fortwährend gehört, eine Stiefmutter sei das Schlimmste auf der Welt, und Sabine lockte mich auch jetzt stets an ihre Seite, indem sie sagte: „Bleib bei mir! die Beiden brauchen Dich nicht!"

Wirklich war es auch, als ob Richard für nichts mehr Augen und Ohren habe, als für die neue Mutter und als ob sie ihm vor mir den Vorzug gäbe. Ich bedachte meine eigne Zurückhaltung nicht, ich bedachte nicht, wie oftmals sie meine kleine Hand ergriffen, und ich sie zurückgezogen hatte, wie oftmals sie einen Kuß auf meine Lippen drücken wollte, und ich mich zur Seite gewendet hatte! —

Sonnenschein war an der Tagesordnung, doppelter Sonnenschein: jener, welcher vom Himmelsbogen auf die verjüngte Erde niederstrahlt und jener, der aus verjüngten Herzen durch die Augen bricht, und die ganze Umgebung erheitert. Frohe Rede, Lachen und Scherzen wechselten mit Gesang und Klavierspiel in unserer schönen Wohnstube. Unter der Leitung unserer Mutter schlugen Richards Finger die Tasten; der „österreichische Landsturm" und der „liebe Auguftin" gaben die ersten Proben seines musikalischen Talentes; er wurde nicht müde, sie zu produciren, während ich daneben stand und das heiße Verlangen fühlte, die Melodie jenes unvergeßlichen Volksliedes einzulernen und die Bitte darum oftmals auf den Lippen hatte. Aber die Erinnerung, wie ich heftig der Mutter die Hand entzog, als sie auch mit mir die Fingerübungen beginnen wollte, verschloß mir jedes Mal den Mund.

Die Tage wuchsen und unsere Eltern fuhren nun häufig aus, um den benachbarten Familien ihre Besuche zu machen. Richards Zeit war vollauf durch seine lateinischen Aufgaben ausgefüllt; ich aber langweilte mich. Ja, Sabinens Unterhaltung genügte mir nicht mehr, obwohl sie gerade an solchen Tagen die Angel nach mir auswarf und den Köder der Schmeichelei daran steckte. Ich war im besten Zuge, in den klaren Bach der Erkenntniß hineinzuschwimmen; aber Sabine trübte immer wieder das Wasser.

Als ich an einem Dienstag Nachmittage von der Schule heimkehrte, traf ich die Mutter vor meinem Kleiderschranke stehend; sie hatte offenbar eine gründliche Untersuchung angestellt, denn einige alte Gewänder lagen noch auf dem Tische. Allerdings sah es mißlich aus mit meiner Garderobe. Sabine war nur zu sehr beflissen gewesen, des Vaters Zufriedenheit als sparende Haus-

Digitized by Google

hälterin zu gewinnen. Sie flickte und stückelte, so lang es nur ging und kümmerte sich nicht im Geringsten um mein rasches Wachsthum in diesen zwei Jahren. Ob meine Aermel bis zum Handgelenk reichten, oder mitten am Arme endeten, war ihr gleichgültig, wenn nur die Ellbogen nicht durch den Zeug stachen.

Obgleich mich die Putzsucht nicht sonderlich plagte, besaß ich doch genug von der Mädchennatur, um mich mit der Frage zu beschäftigen, was diese Untersuchung meines Kleiderschrankes zu bedeuten habe?

Eine halbe Stunde später befand ich mich bei meiner täglichen Strickaufgabe im Kabinete. Da vernahm ich die Stimmen der Eltern nebenan, gedämpfte Stimmen. Ich lauschte. Nun hörte ich den Namen eines Ortes, der mir in doppelter Beziehung interessant war: erstens erhob sich daselbst ein stattliches Schloß, wo es Spielgenossen, Kaffee und Kuchen, Butter und Honig gab; zweitens hatten dort die Juden schöne Kaufläden, deren Pracht mich entzückte. Ich verschärfte also meinen Gehörsinn. Bald sprach der Vater, bald die Mutter, aber so leise, daß ich nichts als einzelne Worte verstehen konnte. Der Vater sagte „die Kinder" — die Mutter erwiderte: „nein." — Der Vater: „so viel Vergnügen — Kaufläden;" — die Mutter: „Margaretha — ich schäme mich."

Ich hatte genug gehört; auch pochte mein leicht erregtes Herz zu heftig, um noch mehr hören zu können. Sie schämte sich meiner! Mehrmals war ich daran, zu Sabinen zu laufen, mich an ihre Brust zu werfen und die böse Stiefmutter anzuklagen. Aber ich beherrschte mich, denn ihre stachelnden Worte hatten bereits etwas Wehthuendes, Verletzendes für mich und machten mich geneigt, die Stiefmutter zu vertheidigen. Als jedoch der Abend uns im Wohnzimmer versammelte, hielt ich mich fern von „Jener, die sich meiner schämte und mir das Vergnügen der Spazierfahrt nicht gönnte."

Am andern Tage wurde wirklich die Kutsche angespannt und die Mutter fuhr ohne uns in einem prächtigen violet seidenen Kleide und einem schwarzen Sammtüberwurfe mit dem Vater davon. So schön, so freundlich noch mit der Hand zurückgrüßend, hatte ich sie noch nie gesehen. Ich dachte eben mit Erbitterung an die erlauschten Worte, als Sabine zu mir sagte: „Heut' ist sie ja gerad wie ein Pensée."

Eine glühende Röthe überflog mein Gesicht; ich verstand, was Sabine damit sagen wollte; ich sah vor mir die geputzte Stiefmutter und daneben

Digitized by Google

meine armſeligen, verwachſenen Kleidlein und nun wußte ich, warum ſie ſich meiner ſchäme!

Wir hatten einen freien Nachmittag und Richard kam ſchmeichelnd zu mir und ſagte: „Komm Gretchen, wir wollen mit einander im Hofe ſchuſſern; der Boden iſt ſo glatt und ich habe ſchon Gruben gebohrt.“

O, der kluge Schlingel! Der Vater hatte uns vor Kurzem die ſchönſten, farbigen Steinkugeln mitgebracht und ſie gleichmäßig unter uns vertheilt. Ich wußte, daß er faſt alle an die Knaben verſpielt hatte, während die meinen noch vollzählig im Beutelchen lagen. O der kluge Schlingel! nun ſollte ich ſie an ihn verlieren, denn er beſaß in dem Spiele weit mehr Uebung, als ich. — Dazu war ich ihm gut genug und heute beſonders, wo er nicht um die Stiefmutter herumſpringen konnte, von ihr verzaubert, wie Pfarrer's kleiner Rattenfänger. —

Eigentlich pochte mein Herz voller Freude bei dieſer Aufforderung. Ich kannte kein größeres Vergnügen, als mit Richard zu ſpielen und meinetwegen alle Schuſſer zu verlieren. Was lag mir an den dummen, ſteinernen Kugeln! mir lag weit mehr an ſeiner Liebe, welche er der fremden Stiefmutter zuwandte. Dafür mußte er nun ein wenig büßen und mich erſt bitten und betteln. Dann aber wollte ich ſeinen Willen thun und ihn gewinnen laſſen. Für ſpäter war mit Sabinen ein Spaziergang nach Eberſtein, wo es Butter und Honig gab, verabredet. Sie hatte mir dieſe angenehme Verheißung zugeflüſtert, ohne jedoch zu bemerken, daß es eine Anordnung der Mutter ſei.

Gemäß meines Planes ſchüttelte ich alſo Richards Hand von meiner Schulter und ſagte mürriſch: „Laß mich! ich mag nicht mit Dir ſpielen! ſo geh' doch zu Deinen Kameraden und gewinn' die verlornen Schuſſer wieder!“

Aergerlich, daß ich ſeine kluge Abſicht auf die meinigen durchſchaut hatte, rief er: „Ja, das will ich! mit ſolch unfreundlichem Mädchen iſt nichts anzufangen!“ und fort ſtürmte er.

Das hatte ich nun von meiner Abweiſung. Ich zürnte über ihn und über mich und befürchtete, er möchte nicht rechtzeitig zum Spaziergange zurückkehren. Als er aber nach Verlauf einer Stunde ſehr erhitzt in's Zimmer trat, jubelte ihm mein ganzes Herz entgegen; ich wäre ihm am liebſten um den Hals gefallen; doch er verdiente eine Strafe und dieſe ſollte er zuerſt haben.

Ich war bereits zum Spaziergange angekleidet und er frug: „Was gibt's? Wohin gehſt Du, Gretchen?“

Digitized by Google

„Mit Sabinen nach Eberstein," erwiderte ich mit großer Gelassenheit.

Er rief mit freudigem Eifer: „Dabei bin ich auch! Heisa juhe! in Eberstein gibt's Butter und Honig wie im Lande Kanaan!"

„Nicht für unartige Knaben, wie Du!" erwiderte ich und setzte bei: „Wir können Dich nicht brauchen, denn wahrscheinlich machen wir auch einen Krankenbesuch."

„O weh!" sagte er langgedehnt und frug: „Aber was soll denn ich an diesem langen, langweiligen Nachmittage thun?"

Jetzt legte sich der neckende Spott auf meine Zunge und ich erwiderte: „Du kannst ja Deiner lieben Mama entgegen laufen."

Gleich einem hellaufleuchtenden Blitze im Dunkeln fuhr es über Richards Antlitz und zu meiner höchsten Ueberraschung rief er: „Wie gescheidt doch solch ein Mädchen ist! o Gretchen, für diesen herrlichen Gedanken muß ich Dich küssen." Er schloß mich in seine Arme und erstickte mich fast mit seiner Zärtlichkeit. Dann sagte er: „Ja, das thu ich! Lukas ist ein freundlicher Kutscher! ich setz' mich auf dem Rückweg zu ihm auf den Bock und er gibt mir das Leitseil oder wenigstens die Peitsche. Leb wohl, Gretchen!" und fort, wie der Sturmwind sauste er.

O, was hatte ich angerichtet! wie hatte ich mich selbst um das Vergnügen dieses Nachmittags gebracht! Und die Eltern? durfte ich nicht auf eine Strafe für meinen bösen Rath und meine Lüge zählen? wir wollten ja keinen Krankenbesuch machen; nein, wir sollten mit Richard Butter und Honig essen. Ich ging verdrossen und schweigsam mit Sabinen nach Eberstein; aber Butter und Honig hatten einen gar bittern Beigeschmack: jenen der Reue. Alles, was Sabine sprach, ärgerte mich und als sie noch vollends über Richard schmähte, wiederholte ich die Worte der Mutter und rief: „Du brauchst ihm meine Fehler nicht in die Schuhe zu schieben! ich weiß recht gut, daß ich an Allem ganz allein Schuld trage."

Sie sah mich erstaunt an und schüttelte den Kopf. Keine angenehme Unterhaltung wollte in Gang kommen und so begaben wir uns frühzeitig auf den Heimweg. Zu Hause angekommen, wartete ich mit Herzensbangen auf das Rollen der Kutsche. Bei eintretender Dämmerung sah ich sie in den Hof fahren, Richard auf dem Bocke, die große Peitsche in seiner kleinen Hand. Die Mutter stieg zuerst aus, machte sich aber noch im Wagen zu schaffen, wobei ihr der Vater half und zwei große Bündel reichte. Sogleich bemächtigte

Digitized by Google

ſich Richard derſelben. Unter jedem Arme einen Pack, verrieth er Eile, in's Haus zu kommen.

Nun hörte ich's durch den langen Corridor ſchallen: „Gretchen! Gretchen! Gretchen! wo ſteckſt Du? komm' gleich in's Wohnzimmer!"

Schon ruhte Richards Arm auf dem Drücker des Schloſſes, ſchon ſtieß ſein Knie an die Flügelthüre. Als ich ſie vollends aufriß, ſtand er, beladen wie ein Handelsjude vor mir und ſagte, denſelben nachäffend:

„Hab ich doch mitgebracht einen wahren Hochzeitsſtaat für das Jüngferchen! wird ſie aufreißen die Augen und ſchreien: Gott's Wunder!"

Dann lud er ſeine Päcke auf dem Tiſche ab, ſie entfalteten ſich und allerlei Kleiderſtoffe kamen zum Vorſcheine, leider verhüllt vom einbrechenden Abenddunkel. Von Erſtaunen und Neugierde völlig gebannt, brachte ich keinen Laut über meine Lippen und vergaß darüber ſogar die Begrüßung der eintretenden Eltern, welchen Sabine mit der angezündeten Lampe folgte, die ſie auf den Tiſch ſtellte. Richard war nicht ſäumig; ſogleich entrollte er die Packete vollends, breitete die Stücke aus und rief:

„Nun Gretchen! was ſagſt Du dazu? Das Alles iſt nur für Dich! die Mama hat Dir Alles aus ihrem Taſchengeld gekauft. O, ich hab's von meinem Kutſchenbock aus erlauſcht! Kein rother Heller iſt mehr in ihrem Geldbeutel!"

Ich rührte mich nicht von der Stelle. Ich konnte meine Augen nicht zu der Mutter aufſchlagen, dieſe Augen, welche noch vor kurzer Zeit ihr violettes Kleid mit Neid betrachtet hatten; ich konnte nicht die Lippen zum Danke regen, dieſe Lippen, welche vorwurfsvoll gemurrt hatten, daß ſie ſich meiner ſchäme.

„Biſt Du denn zur Salzſäule verwandelt, wie Loth's Weib?" rief Richard, indem er mich am Arme ſchüttelte und rüttelte. Jetzt war die Mutter neben mich getreten und erklärte:

„Sieh Gretchen, dieſer braun geſtreifte, dunkle Zeug gibt ein gutes Schulkleid, in welchem man nicht jeden unvermeidlichen Dintenſpritzer gewahrt. Gefällt es Dir?"

Ich nickte zuſtimmend mit dem Kopfe.

„Dieſer lila gewürfelte Gingang dient zur Abwechslung, und wenn wir an den halben Vakanztagen ſpazieren gehen. Iſt es ſo Recht?"

Wieder ein ſtummes Ja.

„Und jetzt ein roſa Perskleidchen für die Sonntage. Iſt es nicht hübſch?"

Ein doppeltes ſtummes Ja.

„Aber jetzt ſchau her, Gretchen: ein Pfingſtkleid, ein Feſtſtaat: der him-

Digitized by Google

melblaue, leichte Wollenmouslin. Diese weißen Litzen nähen wir in Bogen als Verzierung darauf. Freust Du dich, Gretchen?"

Während sie die Litzen auf den blauen Mouslin in Bogen legte, pochte mein Herz in Entzücken und dann nickte ich dreimal ein stummes Ja. Gerne hätte ich heimlich ihre Hand ergriffen, aber sie verschlang die Litzen zu einer niedlichen Zeichnung.

Richard war über mein Verstummen unzufrieden und sagte: „Kannst Du denn nicht reden? Nun so wollen wir vor Freude eines tanzen;" und er zog mich gewaltsam im Kreise herum.

Inzwischen hatten sich die Eltern zum Auskleiden entfernt und ich kramte, sobald mich Richard entließ, mit vor Freude zitternden Fingern in den Päcken. Sie enthielten auch Seide, Faden, Bänder, ein Stückchen Leinwand, Schirting, zwei Halstücher, einen runden, seltsam geformten Kamm. Ja, ja, ich sollte gänzlich umgewandelt werden! Ach Gott! wäre das doch auch sogleich innerlich geschehen!

Schon am nächsten Tage wurde die Nähterin bestellt und zwar für eine ganze Woche. Sie kam, etablirte sich in meinem Kabinete; die Mutter schnitt Alles zu, heftete, probirte es mir an, half unermüdlich mit und so oft ich von der Schule heimkehrte, gab es eine freudige Ueberraschung. Als mein rosa Perskleidchen fertig war, zog mich die Mutter zu sich und löste meine Haare auf. Sie waren sehr kurz; dennoch flocht Sabine sie täglich in zwei Zöpfe, welche wie kleine Schwänzchen herabhingen, oder hinausstanden. Nun kämmte mir die Mutter das Haar aus dem Gesichte, Alles nach rückwärts, beschnitt es ein wenig, ließ es ungeflochten hängen und schob den runden, seltsamen Kamm darüber. Nach dieser Umgestaltung probirte ich das rosa Kleid und besah mich in Mutters Ankleidespiegel.

Ich erkannte mich kaum selbst mehr. Richard gerieth vor Entzücken fast außer sich und nannte mich „Dornröschen", als ich seine Finger abschüttelte. Ja, ich war aus einem Dorfkinde zum kleinen Fräulein verwandelt und bewegte mich unwillkürlich graziöser. Der Vater trat herzu, und ich fing einen wohlgefälligen Blick auf, in welchem ich einen seltsamen Schimmer entdeckte, den ich erst eine Stunde später deuten konnte, als ich ihn zum Abendessen in seinem Arbeitszimmer abholte. Er saß vor dem Schreibtische und betrachtete das Miniaturbild meiner seligen Mama. Neben ihm stand die Mutter und neigte sich hernieder. Ich hörte ihn sagen: „Sieht sie ihr nicht gleich, Heb-

Digitized by Google

wig? O, daß sie ihr in Allem nachahmte! welche Freude hättest Du dann an ihr!" —

Unbemerkt schlich ich wieder von dannen, zwei sich streitende Gefühle im Herzen. Das Eine sagte: „Also der Papa hat meine Mama doch nicht ganz vergessen? er spricht mit der neuen Mutter von ihr!" Das Andere bohrte wie ein Messerstich: „sie hätte Freude an mir? also sie hat keine Freude an mir, nur an Richard, welcher ihr schmeichelt. Ja, es ist, wie Sabine immer sagt: sie mag mich nicht!"

Acht Tage nach jenem traurigen Mittwoche, ganz nahe vor Pfingsten, kam Morgens das blaue Festkleid in Arbeit. Es lag zugeschnitten und geheftet in den Händen der Näherin, die Mutter aber setzte in selbst entworfener Zeichnung die weißen Litzen auf den Rock. Ich beeilte mich, von der Schule nach Hause zu kommen und stellte mich in angenehmer Beobachtung neben die Beiden. Es ging stark gegen Mittag, Richard war bereits von seinem lateinischen Unterricht heimgekehrt, als ein Wagen auf der Gasse einherrollte. Das war eine Seltenheit und ich stürzte zum Fenster, worauf der Ausruf erfolgte: „die Kutsche von Eisenburg, aber leer!"

Wie sanftes Morgenroth ergoß sich die Ueberraschung über das emporgerichtete Gesicht der Mutter und sie flüsterte vor sich hin: „Was hat dies zu bedeuten?" Dann veränderte sich der Gesichtsausdruck in Schrecken. Rasch erhob sie sich und rief: „Ein leerer Wagen? O Gott, es ist ein Unglück geschehen!"

In diesem Augenblicke noch wurde ihr die Angst von der Seele genommen, denn Richard stürmte herein und schrie, als ob er's der ganzen Welt verkünden müßte: „Frohe Botschaft! wir fahren Alle nach Eisenburg! Nur schnell die Arbeit weg! das Essen wird sogleich aufgetragen! ich habe bereits in der Küche Befehl ertheilt."

Ehe noch die Mutter nach der Ursache dieser Fahrt fragen konnte, erschien der Vater mit einem offenen Briefe und erklärte: „Onkel Alfred, der alte Haudegen, ist in Eisenburg angekommen, erst heute Morgen; aber er brennt vor Verlangen, Dich zu umarmen und will uns Alle mit in Kauf nehmen."

Ich hing erwartungsvoll an jeder Miene meiner Mutter. Ach! ich hatte einen eigensüchtigen Grund, ihre Entfernung zu fürchten. Was sollte aus meinem Kleidchen werden? Am Freitag und Samstag war große Bügelei, wie ich wußte, und sie hatte noch vor einer Stunde gesagt: wir müssen gehörig sticheln,

Digitized by Google

um fertig zu werden. Wie konnte ich aber nur einen Moment zweifeln, daß sie mein blaues Kleid „im Stich lassen würde!“ — Onkel Alfred — der Wagen — die Freude des Wiedersehens, des ersten Wiedersehens nach ihrer Verheirathung, denn der nothwendigen Besuche wegen war die Eisenburger Fahrt stets verschoben worden: — Alles dieses verband und verschwor sich gegen mein Festkleid. Ich durfte nur im Angesichte der Mutter lesen. Ihre nußbraunen Augen glänzten, die zarte Röthe der Wangen steigerte sich zur Farbe der Centifolie, die Lippen erschlossen sich, ihre Zähne erschienen wie eine liebliche Perlenreihe; ihr ganzer Körper zeigte die freudige Bereitschaft, gleich in den Wagen zu steigen.

Plötzlich zog ein Schatten über ihr Gesicht, wie manchmal eine Wolke den Sonnenschein verbirgt und sie frug gelassen: „Wie lange bleibt Onkel Alfred in Eisenburg?“

Der Vater entgegnete: „Davon steht nichts im Briefe; aber, fast hätt' ich's vergessen, er ladet sich auf morgen Mittag bei uns zum Essen ein, damit Du Deine Vorbereitung für seine Lieblingsgerichte treffen und das Kraut zu den Knödeln heute schon kochen lassen könnest.“

Die Wolke hatte den Sonnenstrahl wieder frei gegeben und die Mutter sagte lächelnd: „O, dann hat's gute Zeit. Ihr müßt heute ohne mich nach Eisenburg fahren.“

„Ohne Dich?!“ riefen Vater und Sohn mit Verwunderung und Bestürzung.

„Ja, ohne mich! aber mit tausend Grüßen an Alle. Heute kann ich unmöglich abkommen. Wir sind mitten in der Arbeit.“

„Aber der Onkel“ — entgegnete der Vater.

„Kein Aber! dem Onkel werde ich morgen den Mund stopfen; heute muß ich nähen.“

„Für was ist denn die Näherin da? sie kann allein fertig werden; wir aber können nicht allein fahren,“ murrte der Vater und Richard setzte bei: „Aller Spaß ist verdorben, wenn Du nicht dabei bist, liebe Mama.“

Die Mutter trat beschwichtigend zum Papa und flüsterte: „Fahr mit den Kindern ohne mich! Sieh nur, wie Margarethe um ihr Kleidchen bangt. Ohne mich kann es nicht fertig werden. Solch eine Enttäuschung thut jungen Herzen weh.“

Dann fühlte ich die Blicke der Eltern bis im Herzen und senkte die meinigen zu Boden.

Digitized by Google

Es war entschieden, wir sollten ohne die Mutter fahren. Dann wurde schnell das Mittagessen eingenommen, Toilette gemacht, ich trug Onkel Alfred zu Ehren mein Rosakleid zum ersten Male; die Pferde stampften ungeduldig den Boden; die Mutter begleitete uns zum Wagen, legte noch für mich zur Rückfahrt ihr großes Tuch hinein, gab uns stets von Neuem Grüße an Jedes auf, und fort rollte die Kutsche. Als sie um die Ecke bog, sahen wir die Mutter am Fenster stehen, sie winkte mit dem Tuche fort und fort, mein Herz aber pochte nicht so freudig, als die Fahrt und das blaue Kleidchen hätten erwarten lassen; ich fühlte: „während wir der Freude entgegen fahren, opfert meinethalben die Mutter eine noch größere Freude."

Ja, es war ein vergnügter Nachmittag. Zuerst freilich kam die Enttäuschung in Schloß Eisenburg, bis die Gemüther sich beruhigten und auf die nahen Pfingstfeiertage und ein längeres Zusammensein vertrösteten. Im Laufe der Stunden erneute sich oft der Ruf: „O, wie glücklich Ihr seid, unsere Tante Hedwig zu haben! — O, wie wir unsere Tante Hedwig entbehren! — Das hat Tante Hedwig gemacht; — so hat Tante Hedwig gesagt; — Tante Hedwig hat's verboten! — Tante Hedwig hat's erlaubt!" — Immer und immer Tante Hedwig; dazwischen von Richards Munde immer wieder: „Meine liebe Mama," niemals aber: „Unsere liebe Mama." — Das letztere verdroß mich, nein, ich hatte keinen Theil an dieser überschwänglichen Liebe! warum schrie ich nicht dazwischen: „Es ist auch meine Mama! jetzt gerade sitzt sie bei meinem Kleide, und aus Liebe zu mir ist sie nicht da!" — Aber nun vernahm ich von Adelens Munde: „Mit Deinem dummen, blauen Kleide! wäre es doch, wo der Pfeffer wächst und Tante Hedwig hier!" – Ich wollte darüber schmollen, dann aber bewunderte Emanuel mein Rosakleid und mich selber auch ein wenig; hierauf gab es herrliche Chocolade und feinen Kuchen mit Rosinen und wir schwelgten im Vergnügen. „Auf Wiedersehen! baldiges Wiedersehen! Grüße an Tante Hedwig! einen Kuß dazu!" hallte es spät Abends unserm heimrollenden Wagen nach.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Erzählungen der Großmutter.

Von Elisabeth Grube.

I.

„Erzähl' uns doch etwas!" baten die Kinder ihre Großmutter, die umgeben von der Schaar ihrer Lieblinge, im Sessel saß, während der kalte Januar draußen seine Flocken tanzen ließ.

„Erzähl' aus der Zeit, wo Du noch ein kleines Kind warst, liebe Großmutter!" bat die kleine Klara. „Du bist gewiß immer ein gutes Kind gewesen und wir wollen es auch so machen wie Du; dann hast Du uns auch recht lieb — gelt?"

„Du liebes Schmeichelkätzchen!" entgegnete die alte Frau; „wenn man nur die guten Kinder lieb haben könnte, dann würd' es mir oft schlecht ergangen sein; denn ich bin nicht immer so artig gewesen, wie Du Dir denkst, und meine lieben Eltern machten es mit mir, wie der liebe Gott mit seinen großen Menschen: sie waren mir doch gut, wenn ich auch fühlte, daß ich ihre Liebe nicht verdient hatte und gerade ihre verzeihende Güte beschämte mich so, daß ich oft deßhalb mein Unrecht schneller einsah und mich zu bessern suchte, wo ich gefehlt hatte."

Das Kind wurde flammend roth im Gesicht und schlug seine hellen Augen nieder vor dem sanften Blick der Großmutter; es mochte in seinem kleinen Herzchen fühlen, daß es auch der Nachsicht und Vergebung bedürfe.

Die Großmutter aber zog das braune Lockenköpfchen an ihr Herz und sagte zu den Andern: „Setzt Euch denn still im Kreis umher und hört mir zu, ich will Euch ein Geschichtchen aus meiner Kindheit erzählen, hier dem Klärchen zu Liebe, wenn ich auch noch einmal darüber schamroth werden muß. Ihr müßt mich aber dann nicht weniger lieb haben und Euch aus meiner Geschichte eine Lehre ziehen."

Die Kinder trugen eilfertig ihre Stühlchen und Schemelchen herbei und schaarten sich, sitzend und stehend, mit erwartungsvollen Gesichtern um den Sessel der Großmutter. Diese erzählte:

„Es war in den Befreiungskriegen 1813 und 14, als unsere deutschen Männer die stolzen Franzosen aus dem Lande jagten und der große Napoleon

Digitized by Google

von seinem hohen Thron gestürzt wurde, als auch die Kinder von einer Tapferkeit beseelt waren, die gerne mit darein geschlagen hätte. Besonders die Knaben wollten alle Soldat werden und meinten Wunder, was für heldenmüthige Thaten sie verrichten könnten, wenn sie nur nicht in die Schule gehen müßten. Sie waren eben noch Kinder, die von Schlacht und Sieg träumten und würden sonst nicht viel ausgerichtet haben! Doch im Spiel wenigstens wollten sie sich üben, damit sie später desto gerüsteter eintreten könnten unter die männlichen Vaterlandsvertheidiger.

Mein Bruder Heinrich war auch so ein junger Held und er wurde mit großer Einstimmigkeit zum Anführer der dörflichen Knabenschaar erwählt, nachdem ich von der Stelle zurückgetreten, die ich als ein muthiges Mädchen eine Zeitlang im Dorfe gespielt und zwar mit vielem Glanz! Ich hatte schon Schillers „Jungfrau von Orleans" gelesen und wäre gerne mitgezogen in den Krieg, was freilich von dem zehnjährigen, kleinen Ding ein sehr lächerlicher Einfall war. Doch Ihr wißt selbst wie viel lächerliche Einfälle in einem Kindskopfe spuken können! seid Ihr doch oft Könige und Helden, Prinzessinen und Feen in Eueren Gedanken und Eueren Spielen. — Euere Großmutter war auch so ein kleiner „Gerngroß." Aber da trat Heinrich an meine Stelle und commandirte des Dorfes Jugend und der liebe, schöne Knabe war zu sehr meines Herzens Stolz und Freude, als daß ich nicht gerne meinen Kommandostab in seine Hand gelegt hätte.

Nun stiftete ich einen Mädchenverein in meinem Dörfchen, der für Bekleidung und Schmuck des Knabenheeres und zuletzt besonders für eine stattliche Fahne zu sorgen hatte. Dabei konnt' ich auch regieren und die guten Bauernmädchen in meinem Dorfe folgten gerne meinen Anordnungen; bei jedem tollen und auch bei diesem Vereins-Unternehmen stand ich an der Spitze.

Unsere Mittel waren aber, der großen Aufgabe gegenüber, sehr klein; gerade bei der Fahne gingen uns die Groschen früher aus; es fehlten uns noch zwei bunte Papierbogen und wir hatten nur Geld mehr für einen zur Vollendung der kriegerischen Standarte. So klein auch die Summe erscheint, welche zur Anschaffung des fehlenden Bogens nöthig war, mir mußte sie doch zu groß vorkommen und ich verfiel auf das allerschlechteste Mittel, um sie zu gewinnen. Gebt wohl Acht! — es ist eine lehrreiche Geschichte, dieser Fahnenschmuck.

Der Dorfschulmeister, unser guter Lehrer, hatte mit schöner, gelber und blauer Fracturschrift „Heil unserm Fürsten!" auf die eine Seite der Fahne

Digitized by Google

geschrieben. Wir waren damals Oranier und trugen mit Begeisterung unsere Landesfarben blau und orangegelb. Die Kehrseite der Fahne wurde mit buntem Papier beklebt, gold'ne Figuren auf blauem Grund, eine prächtige Papiersorte, wie sie zu meiner Zeit Mode war und jetzt nur noch hie und da in einem alten Laden vorkommt.

In der Nähe unserer Schule wohnte ein lieber, alter, wunderlicher Mann, der für Alles Rath wußte, von dem wir auch das schon verbrauchte Papier gekauft hatten. Dieser getreue Nothhelfer wurde „Herr Lieutenant" genannt, weil er einmal eine Abtheilung Bürgersoldaten zu commandiren gehabt und da wir Deutsche ja so titelsüchtig sind, daß wir immer noch die Titel behalten, wenn Alter und Gebrechlichkeit auch schon lange nicht mehr Dienste erlauben, so blieb denn auch dem guten Lieutenant Bär sein kriegerischer Titel, wenn er auch keineswegs aussah wie ein stattlicher Krieger; eher glich er einem Wunderdoktor. Seine Haare waren ganz silberweiß, sein gutes, altes Gesicht war ganz runzlich und sehr mager und die Augen konnten kaum mehr Weg und Steg erkennen, auch ging er gebückt und mit zitternden Knieen einher, war aber von uns Kindern sehr geliebt und geachtet, denn er verkaufte allein im Dorfe aus seinem Wunderkasten, welcher den gelehrten Namen Apotheke trug, Süßholz und Lakrizenkuchen und wußte für Brand- und Schnittwunden heilsame Salbe zu bereiten. Auch wohnte er mit seiner Familie in einem romantischen Häuschen am Bach, über dessen Dach ein prächtiger Kastanienbaum seinen Schatten breitete. Es war der einzige Roßkastanienbaum, den ich jemals gesehen hatte und dessen glänzend braune Früchte von mir und der ganzen Schuljugend mit ebenso großer Sehnsucht erwartet und gesammelt wurden, als wären es goldige Birnen und rothwangige Aepfel. Auch zog er duftigen Rosmarin und dunkelrothe Nelken auf den Fensterbrettern und in seinem Gärtchen standen allerlei Kräuter.

Von einigen Bauernmädchen begleitet, ging ich denn getrost zu dem Herrn Lieutenant Bär, der uns in seiner Freundlichkeit mit einem „guten Morgen, ihr Kinderchen!" entgegen trat. Mir schlug das Herz ein wenig bei seinem Anblick — Ihr sollt gleich hören — weßhalb; aber ganz keck reichte ich ihm die Hand und sagte: „Wir müssen noch einen schönen Bogen buntes Papier haben, Herr Lieutenant! Sie haben doch noch von dem blauen, mit den goldnen Blumen?"

„Gewiß!" erwiderte der gute Mann und hielt mich bei der Hand. „Hier,

Digitized by Google

Marielisbetchen, haſt Du einen ganzen Haufen, ſuche Dir den ſchönſten Bogen aus. Iſt denn Euere Fahne bald fertig? und könnt Ihr ſie am Sonntag den Jungen überreichen?" — plauderte er weiter, indem er freundlich mein Haar ſtreichelte; denn er war mir kleinem Springinsfeld beſonders gewogen.

„Ja, Herr Lieutenant! es fehlt uns nur noch ein Bogen," ſtotterte ich und mauſte in dem Pack Papier und nahm ſtatt einem zwei Bogen. Dann legte ich die acht Pfennige, die der eine koſtete, auf den Tiſch, rollte das Papier zuſammen und eilte, aus der Stube zu kommen. „Aber, Herr Lieutenant! Sie kommen doch auch am Sonntag zu der Fahnenweihe?" fragte ich noch im Hinausgehen.

„Gewiß, Ihr Kinderchen! ich komme und will ſehen, wie ſchön Ihr die Fahne gemacht habt."

Wir gingen. Vor dem Hauſe beſah ich die Bogen und zeigte den Geſpielinnen meinen Diebſtahl und leider freuten ſie ſich mit mir über dieſe Unthat, keine dachte an das Unrecht dabei und das erleichterte mein Gewiſſen ſehr. Doch nun ſah ich, daß ich ſtatt zwei Bogen in der Haſt drei genommen. So viel war nicht nöthig und ich beſchloß ſogleich, einen zurückzubringen.

Raſch eilte ich zurück. „Hier, Herr Lieutenant! bring' ich einen Bogen zurück — ich hab' in der Eile zwei gezählt; nehmen Sie's nicht übel!"

„Du braves Kind!" — ſagte der gute Mann — „behalte Du den Bogen auch, ich freue mich, daß Du ſo redlich biſt und ſchenke Dir den Bogen gern; ehrlich währt am längſten!" —

Seht, Kinder! bei dieſen Worten fühlt' ich, wie ſehr Unrecht ich gethan; wie Donnerſchläge trafen ſie mein Herz! — Das unverdiente Lob jagte mir das Blut in die Wangen und helle Thränen bitterer Reue ſtanden mir in den Augen. Was ſollt' ich thun? Ich nahm des alten Mannes runzliche Hand und dankte mit zitternder Stimme, ich wollte ihn nicht betrüben durch ein Geſtändniß meiner Unredlichkeit; aber tief im Herzen gelobt' ich mir: niemals wieder unrecht Gut zu nehmen und jedesmal, wenn ich ſpäter den alten Herrn Lieutenant ſah, fiel mir mein Vergehen ſchwer auf die Seele. Auch meine Geſpielinnen erkannten nun, daß ich Unrecht gethan und mir erſchien der letzte bunte Bogen an der luſtigen Fahne ſtets als ein Schandfleck für mich.

Später hab' ich dem guten Manne doch meine Uebelthat geſtanden und ſeine Verzeihung erbeten, und er iſt mir dennoch gut geblieben, ſein Leben lang. Das ſchöne Lied: „Ueb immer Treu und Redlichkeit" ꝛc. ꝛc. hört' ich niemals,

Digitized by Google

ohne dem lieben Gott im Herzen mein Gelübde der Redlichkeit zu erneuern, und ich hab' es gehalten bis auf den heutigen Tag.

„Nichtwahr, Ihr wollt auch ehrlich sein und niemals stehlen?" — So fragte die alte Frau, in deren Auge noch einmal eine Thräne glänzte bei der Erinnerung an jene Scene aus ihrer Kindheit, und die kleinen Enkelchen sprangen alle auf und hingen sich der Großmutter um Hals und Kniee und riefen einstimmig: „Ja, Großmütterchen, wir wollen ehrlich sein!" und die Aelteste, die kleine Elly, mußte auf der Großmutter Bitte das schöne Lied hersagen:

„Ueb immer Treu' und Redlichkeit
Bis an Dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab." ꝛc. ꝛc.

und das Klärchen betete am Abend in ihrem Bettchen mit besonderer Inbrunst das Gebet:

„Lieber Gott! mach' mich fromm,
Daß ich zu Dir in den Himmel komm'."

Zur Erinnerung an J. A. Seuffert.

Auswahl aus seinen Sinnsprüchen.

Von **Johannes Frank.**

Zu lernen findet stets, wer Lernbegierde hegt,
Es wird der Lehrbrief uns erst auf den Sarg gelegt.

Wer aus Aegypten zieht in das verheiß'ne Land,
Hat schlimme Tage, in der Wüste heißem Sand.

Im Bazar seufzt der Thor: „Ach, wie viel mir gebricht!"
Der Weise spricht daselbst: „Wie viel bedarf ich nicht!"

Digitized by Google

Die Zitherſoatn.

Von **Franz von Kobell.**

Bei'n Zitherſpieln woaßt es wohl,
Daß diem a' Soatn reißt,
Und wann D' es aa' ganz guat traktirſt,
Mi'n Stimma nix verſeihſt;
'S gſchicht aber aa' ſcho' daß oa' hebn
Langmächti', wie ma' thuat;
Dieſelln Soatn lobt mar oft
Daß s' richti' ſan und guat;
Und dengerſcht laſſn s' kloaweis aus
Und klinga nimmer recht,
Was is 's jetz' nacha, wann s' aa' hebn
Und macha d' Muſi' ſchlecht?
D'rum müſſn s' weiter, furt damit!
Und müſſn neui her,
Sunſt höret ſi' ja Alles auf
Und gaab koa' Muſi' mehr! —
Und grad ſo bei die Menſchn is 's
Mit ihnern Lebenslauf,
Ziegt unſer Herrgott aar allbot
A' neui Soatn auf!

Auflöſung der Charade S. 48.

Weinberg.

Soatn = Saiten; diem = zuweilen; dengerſcht = doch; kloa'weis = allmälig; hebn = halten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Der armen Kinder Weihnachtsfest.

Von Isabella Braun.

(Eine Gruppe armer Kinder.)

Anna.

Hu! wie so frostig pfeift der Wind
Zum Wirbeltanz der weißen Flocken!
Ja, wär' ich nicht ein armes Kind,
Ich ließ mich selbst zum Tanz verlocken!
Ich spielte gern mit Wind und Schnee,
Den feinen, silberweißen Flöckchen,
Thät' nur die Kälte nicht so weh
Und hätt' ich nur ein warmes Röckchen.

Jakob.

Und hätt' ich nur zwei warme Schuh
Mit festen Sohlen, gut beschlagen,
Zwei woll'ne Strümpfe noch dazu —
Ich thät' nichts nach der Kälte fragen!
Ich ließ den Winter — Winter sein
Und rief: „Juhe!" zu seinen Ehren;
Doch frieren — hu! das geht auf's Bein
Und treibt in's Auge salz'ge Zähren. —

Therese.

O, dürft' ich etwas wünschen mir,
So möcht' ich wohl von allen Gaben —
Zur Wärme, nicht allein zur Zier —
Gern eine Winterhaube haben,
Daß fest mein Kopf darinnen steckt,
Bis auf das End' von meinem Zöpfchen,
Die beiden Ohren sind bedeckt,
Vom Band sogar mein kleines Kröpfchen.

Regine.

So? Röckchen, Haube, Strümpfe, Schuh?
Ihr seid im Wünschen sehr bescheiden!

Digitized by Google

Euch soll das Christkind wohl dazu
Mit einem Mantel noch bekleiden?
Nun ja! so möcht' ich haben gleich
Ein Müfflein, schwarz wie unser Kätzchen,
Doch innen warm und federweich
Für meine rothgefror'nen Tätzchen.

Hans.

Ei was, ich spring und mach mir warm!
Ich will von Kleidern gar nichts sagen;
Doch hätt' ich nur, daß Gott erbarm!
Ein Futter für den leeren Magen. —
Es hält zusammen Leib und Seel,
Vermag ein Süpplein man zu kochen:
Ich möcht' ein Brod aus Roggenmehl,
Doch soll es reichen für sechs Wochen!

Franz.

Ja, wünscht Euch nur das Allerbest';
Doch wartet eine gute Weile! —

Marie.

So? — naht denn nicht das Weihnachtsfest
Zum Segen, Glück und ew'gen Heile?

Regine.

Und bringt das Weihnachtsengelein
Den Kindern nicht die schönsten Gaben?

Franz.

Ja wohl! doch jenen nur allein,
Die vornehm — reiche Eltern haben!

Anna.

O schweig! — Das ist nicht Himmelsbrauch!
Du kannst's im Bibelbuche lesen:
Das Jesulein ist arm gewesen,
D'rum kommt es zu den Armen auch!
Es sieht auf's Herz nur ganz allein!

Digitized by Google

Das findet Gnad' vor seinen Augen,
Und kann es für sein Kripplein taugen,
Dann zieht alljährlich es hinein,
Und ihm voran der Engel Schaar
Mit Jubelliedern wunderbar.

(Es ertönt ferner Gesang; die Kinder lauschen andächtig.)

Elisabeth.

Horch! — War's der Wind? — O lauschet, lauscht!
Mir ist's, als hört' ich Engelslieder.
Ihr Flügelpaar in Lüften rauscht —
Sie kommen jubelnd All' hernieder.
O, faltet betend Hand in Hand!
Es pocht mein Herz in lauten Schlägen!
Nimm, Jesulein, es doch zum Pfand,
Dein eigen sei's auf allen Wegen! —

(Die Musik verstummt.)

Therese.

O weh! verstummt ist schon der Sang!
Der Engel Schaar ist fortgeflogen. —
Mir klopft das Herz und klopfet bang:
„Du warst nicht selten ungezogen;
Nun will das liebe Jesulein
Nichts wissen von dem schlimmen Kinde;
Es kehret nur bei guten ein
Mit seinem Weihnachtsangebinde."

Hans.

Auch mir klopft bang das schlimme Herz!
Mir hat's gefehlt an guten Sitten!
Ich hab' im Ernst und auch im Scherz
Gar oft geschrieen und gestritten.

Marie.

Ich aber — o, nun reut mich's sehr —
Bin ungehorsam oft gewesen!

Digitized by Google

Anna.

Mir war das Lernen gar so schwer,
D'rum mocht' ich schreiben nicht, noch lesen.

Joseph.

Mir brennt vor Scham das Angesicht,
Als sei von Gluth es überzogen:
Ich hab' gesagt die Wahrheit nicht —
Ich hab' — ich hab' — ich hab' — gelogen!

Franz.

Und ich — O Jesulein, vergieb!
O, muß ich's wirklich offen sagen? —
Ich hab mit einem starken Hieb
Mein kleines Brüderlein geschlagen.
(Alle fallen auf die Knie.)

Sophie.

Steht auf! denn guten Rath ich weiß!
Ein Liedchen laßt uns musiziren,
Zu Jesukindleins Lob und Preis,
Mit hellem, frommen Jubeliren.
Kommt, kommt herbei! Ich sing' Euch vor!
Die Stimmen sollen rein erschallen!
O Jesukindlein, neig' Dein Ohr
Dazu mit Huld und Wohlgefallen! —

Lied der Kinder.

Am fernen Himmel blinken
Die Sternlein ohne Zahl,
Sie lächeln und sie winken
Herab zum Erdenthal.
Sie leuchten auf den Wegen
Den Weihnachtsengelein,
Und ihnen glänzt entgegen
Der Lichter gold'ner Schein.

Digitized by Google

Vom Weihnachtsbaume funkeln
Sie tauſendfachen Gruß,
Daß Jeſus nicht im Dunkeln
Im Kripplein liegen muß.
Und aus der Kinder Blicken
Erglänzt die Seligkeit,
Die Herzen alle ſchicken
Den Gruß der Weihnachtszeit.

Denn Jeſukindleins Gaben
Sind wonneſam und reich
Und nichts vermag zu laben
Den Himmelsfrüchten gleich,
Und nichts vermag hienieden
Zu ſpenden ſolche Luſt,
Als heil'ger Weihnachtsfrieden
Der ſel'gen Menſchenbruſt.

Der Vorhang theilt ſich; man erblickt den Weihnachtsbaum und die Geſchenke; hervor tritt

der Weihnachtsengel.

Gegrüßet ſeid, Ihr Kinderlein!
Ich ſtimme gern in Eure Lieder
Aus freud'gem Engelsherzen ein,
Und ſchwebe gern zu Euch hernieder.
Denn voller Reu und voller Leid
Erkanntet Ihr des Herzens Schwächen;
Das iſt der Engel Augenweid'
Und All' im Chore „Gnade!" ſprechen.

Denn ſeht! — das liebe Jeſuskind
Iſt für die Sünder ja erſchienen,
Und liebend ausgebreitet ſind
Die beiden Aermchen ja nach ihnen. —
So kommt, ſo kommt, befreit von Schuld,
Der Freude Gluth auf Euren Wangen!

Digitized by Google

Ihr sollt als Zeichen seiner Huld
Die Weihnachtsgaben nun empfangen. —

Vernehmt zuvor ein ernstes Wort,
Bewahrt es treulich dann im Herzen;
Es töne mahnend fort und fort,
Verklärt vom Schein der Weihnachtskerzen:
„Die Gaben aus der Weihnachtszeit,
Sind Gaben der Barmherzigkeit,
Bescheert auf Jesuleins Geheiße,
Zu seinem Lob, zu seinem Preise!
Denn was den Armen man gethan,
Nimmt Er als selbstempfangen an! —

So nehmt mit demuthsvollem Sinn,
„Vergelt es Gott!“ auf Eurem Munde,
Die lieben, schönen Gaben hin
Und preiset oft die frohe Stunde.
Wer zieht sein warmes Röckchen an,
Soll denken jedesmal daran:
„Ich will es rein erhalten, schonen,
Und so dem edlen Geber lohnen.“

Doch wer mit Schuh und Strümpfen sich
Bekleidet in den kalten Tagen,
Soll denken: „O, das wärmet mich!
Ich will sie nur zum Guten tragen.
Mein Gang soll artig sein nunmehr,
Ich lärm' und tolle nicht umher;
Ich will sogleich zur Kirche gehen
Und für den guten Geber flehen.“

Und wem die Haube deckt das Haar,
Soll auch sein Köpflein wohl gebrauchen,
Soll fleißig lernen immerdar,
In Tinte gern die Feder tauchen;

Digitized by Google

Sich merken manchen schönen Spruch,
Und lesen gern ein frommes Buch,
Vor Allem soll es Gutes denken,
Den Sinn auf Gottes Worte lenken.

Und wem die Händlein werden warm
Im dicken Muffe, wohlgeborgen,
Soll spüren es im ganzen Arm,
Sogleich am lieben, frühen Morgen.
Der Arbeit sei der Tag geweiht
In frischer Lust und Willigkeit;
Dann wird gewiß am späten Abend
Der Schlaf erquickend sein und labend.

Doch wem das Christkind nun bescheert
Das große Brod vom Roggenmehle
Und seinen Leib mit Speise nährt —
Gedenke auch an seine Seele.
Der Heiland sei sein höchstes Gut,
Auf dem der Blick verlangend ruht,
Dann wird er auf des Lebens Pfaden
Ihn auch zum Gnadentische laden.

So tretet Alle nun herbei,
Die schönen Gaben zu begrüßen!
Es ruht darauf des Himmels Weih,
Sie liegen ja zu Jesu Füßen. —
O kommt! das Jesulein ist da!
Begrüßt es laut mit „Gloria!“
Es dringe durch des Himmels Sphäre:
„Gott in der Höh' sei Lob und Ehre!“

Schlußgesang.

O Jesukindlein, lausche
Auf unsern Friedensgesang!

Digitized by Google

O Jeſukindlein, tauſche
Mit uns den Engelsklang!
O, blick in unſ're Herzen
Mit Deiner Huld und Gnad',
Und laß die Weihnachtskerzen
Beleuchten unſern Pfad! —

Die Erzählungen der Großmutter.

Von **Eliſabeth Grube.**

(Mit Bild.)

II.

Die Großmutter ſaß eines Abends mit ihren lieben Hausgenoſſen im Wohnzimmer und es kam das trauliche Geſpräch auf allerlei fröhliche Kindheits-Geſchichten, wo denn die alte Frau zum Ergötzen der Erwachſenen ſowohl, wie ihrer kleinen Enkelkinder, die mit zuhörten, manches Stückchen erzählte.

„Weißt Du noch, liebe Schweſter," ſagte ſie zu der Tante Katharina gewendet, „wie wir uns über die Kleinigkeiten gefreut haben, die zu unſerm Vergnügen uns geſchenkt wurden? Das einfache Dorfleben und die ſchlichte Sitte des Vaterhauſes erzogen uns ganz natürlich zur Beſcheidenheit und ich geſtehe, daß ich meine Hoffnungen und Wünſche ſtets übertroffen ſah, wenn der Sct. Niklas oder das Chriſtkindchen ſeine Gaben uns brachte. Noch heute kann ich das erſte ABC-Buch mir vorſtellen, das einen wahren Freudenrauſch bei mir hervorgerufen, und ich war doch erſt ſechs Jahre alt, als ich es auf meinem Weihnachtsteller fand. Ein bunter Hahn krähte auf dem Titelblatt und um den Rand der runden Vignette war das Sprüchlein gedruckt: „Früh kräht der Hahn, früh fang' zu lernen an."

Auf einem andern Blatt war eine Mutter zu ſehen, die ihr Kind Buch-

Digitized by Google

ſtaben kennen lehrte; die Frau hatte einen ſchönen, rothen Rock an, ſie machte ein ſehr ernſthaftes Geſicht und erhob, vortragend, die rechte Hand. Ich ſehe das Bild noch leibhaftig vor mir; es iſt ein Gegenſtand ehrfurchtvoller Beobachtung für mich geweſen.

Bei dieſem Buche muß ich noch eines beſonderen Erlebniſſes gedenken; es iſt zugleich mit ihm meinem Gedächtniß eingeprägt.

Ich ſaß nämlich am zweiten Chriſtfeſt-Abend ganz glückſelig mit meinem ABC-Buch in der Wohnſtube und ließ mir von dem guten Ohm-Vetter die großen Buchſtaben nennen. Das ſanfte Licht der kleinen Oellampe, welche damals die Stube jedes Bürgerhauſes erhellte, (ſtatt der ſpäteren Stearinkerzen und jetzigen Gasflammen, oder Petroleums-Lampen) beleuchtete mein liebes Buch und mochte auch mein glückliches Kindergeſicht dem Oheim näher rücken, als auf einmal die Hausthüre heftig klingelte und bald darauf mein Vater, von zweien Nachbarn herein geführt, unter Schmerzlauten von ihm, auf einen Stuhl niedergelaſſen wurde. Auf einem Gange zum Großvater war er auf dem Glatteis des Weges gefallen und lange nachher litt er noch an den Folgen der ſchlimmen Contuſion.

Schnell ſprang ich damals von meinem lieben Buch hinweg zu dem leidenden Vater, und als er mit gütigem Wort mich tröſtete und mir ſagte, ich ſolle nur wieder lernen in dem neuen Buch, da gehorcht' ich zwar, aber es fielen Thränen auf das Bild, und als ich ſie wegwiſchte, bekam der ſchöne, rothe Rock häßliche Flecken. Dieſer Anblick verletzte ſpäter mein Gefühl, und ich hatte die Freude an meinem Buch verloren."

„Ach, ja!" bemerkte Tante Katharina, „auch in das Kinderleben tritt der ſchnelle Wechſel von Freude und Schmerz und ein jedes könnte wohl davon erzählen. Ich weiß von mir, wie ich als ganz kleines Kind über ein Spielzeug, das meine Pathin mir ſchenkte, froh war. Mit Entzücken betrachtete ich die Herrlichkeit, die aus nichts Anderem beſtand, als aus einer winzig kleinen Holzſchnitzerei, von der allerſchlichteſten Art. Auf einem Brettchen ſaß ein Hökerweibchen und vor ihr ſtanden zwei Körbchen mit Aepfel und Birnen, Moos dazwiſchen geleimt und dieſe Fruchtſtücke erſchienen mir als das Schönſte, was ich geſehen. Ich ſpielte ſo lange mit dieſem Schatz, bis ich fieberheiß zu Bett gebracht wurde, wo ich dann, wahrſcheinlich in Folge einer Erkältung, immer ſtark von den Aepfeln und Birnen im Moos phantaſirte und in halbem Bewußtſein die Bemerkung der Pathin hörte: das Kind hat ſich zu ſehr gefreut."

Digitized by Google

„Ja, ja! Ihr möcht wohl lachen, Ihr Kinder,“ fuhr die Großmutter fort — „Ihr seid gar nicht mehr so glückselig über solche Kleinigkeiten, wie wir Alten in unserer Kindheit es waren. Jetzt ist das eine Pracht in den Weihnachtsstuben! und zu Eurem Vergnügen und Eurer Belehrung arbeiten Holzschneider und Maler, Dichter und Gelehrte unablässig und wenn Ihr zwölf Jahre alt seid, dann habt Ihr schon eine kleine Bibliothek von Büchern mit und ohne Illustrationen. Genügsamkeit ist eine seltene Eigenschaft geworden in vielen Kinderherzen und sie ist doch eine Quelle rechter Freude.“

„Aber, liebe Großmutter, warum schenkt Ihr uns denn so viel, wenn das nicht gesund ist?“ fragte schelmisch das kleine Klärchen.

„Ich bin Dir so dankbar für Alles, was Du mir schenkst und was Papa und Mama uns geben“ — setzte Elly hinzu und drückte ihre schöne Puppe an's Herz.

Friedrich stülpte den Helm mit dem stolzen Federbusch auf den blonden Krauskopf, zog seinen blanken Säbel und salutirte mit komischer Ernsthaftigkeit.

Die Großmutter mußte lachen und entgegnete: „Nun, ich will es gerne glauben, daß Ihr zu den dankbaren Kindern gehört; genügsam könnt Ihr leicht sein bei Euerem Reichthum! Ich wollte nur sagen: wir hatten nicht so viel, wie jetzt die Kinder haben und fühlten uns doch beglückt und das ist gewiß: „allzu viel ist ungesund,“ es verringert den Werth der einen Sache, die sonst zum Frohmachen ausgereicht hätte.

Von der Genügsamkeit Eurer Urgroßmutter will ich ein liebliches Beispiel Euch erzählen, das unsere Jungfrauen wohl zum Nachdenken veranlassen könnte. Sie reiste mit einem Geschäftsfreund ihres Vaters einmal nach Frankfurt am Main, und wenn sie von dieser Fahrt mir und den Schwestern erzählte, dann horchten wir andächtig ihrer Beschreibung. Man fühlte dem warmen Ton ihrer Erzählung an, wie das achtzehnjährige Landmädchen mit getrostem Blick unter dem Schutze des alten Freundes sich umgesehen, und wir durften voraussetzen, daß auch die Schönheit und Bescheidenheit der holden Jungfrau überall ein freundliches Entgegenkommen hervorgerufen.

„Ich sollte mir etwas kaufen,“ sprach die liebe Mutter. „Herr Klein führte mich umher und zeigte mir alle Kostbarkeiten, und die Pracht auf dem „Römer“ blendete mir ordentlich die Augen; ich war ganz stumm vor Bewunderung! „Suche Dir aus, Margarethchen, was Dir gefällt,“ sagte der gute

Digitized by Google

Mann; „Dein Vater hat mir aufgetragen, dafür zu sorgen“; — und da hab' ich denn auch etwas sehr Schönes ausgesucht! — Seht, dieses Nadelbüchschen von Sandelholz — es riecht so gut!“ — Dann nahm die Mutter das kleine schlichte Büchschen aus der Tasche und reichte es uns, und wir rochen daran und freuten uns mit ihr über dieses Kleinod von der Frankfurter Messe!

Auch ein Erlebniß aus meiner Kindheit, das mich oft in der Erinnerung ergötzt, kann Euch einen Begriff geben von dem wohlfeilen Glück, das unser Dorfleben uns bereitete. Hört zu:

In unserm Orte lebte eine alte Frau, die mit „irdenen“ Waaren handelte; ihr Wohnsitz war in einem noch viel älteren Bauernhaus, aber „Schockels Lisbeth“ war in den Augen der Dorfbewohner eine sehr respectable Firma. Einigemal im Jahre reiste sie nach Marburg zum Einkauf ihrer Töpferwerke und die Ankunft der hochbeladenen Karre war jedesmal für das ganze Dorf ein Ereigniß. Alle Kinder umringten freudig das wohlbekannte Fuhrwerk, jedes wollte eifrig helfen bei dem Abladen, und die alte Lisbeth hatte genug mit dem Abwehren dieses Diensteifers zu thun, denn ihre zerbrechlichen Schätze waren in Lebensgefahr unter den vielen Kinderhänden, die lustig zugreifen wollten.

Meiner Mutter, eine der besten Kunden dieser Handelsfrau, wurden gewöhnlich die neu eingekauften Kostbarkeiten zuerst gezeigt, sie durfte sich auswählen; manche schön bemalte Schüssel, mancher braune Kaffeekessel, viele mit Blumen en bas relief geschmückte Töpfchen wanderten in unsere Küche und Vorrathskammer und meine Mutter sonderte unter den Marburger Töpferwaaren mit eben so feinem Sinn, als hätte sie die Wahl unter pompejischen und hetrurischen Vasen und Krügen. Es war gewiß das Schönste, was sie ausgesucht und unsere ländliche Küche wurde glänzend geschmückt mit den Waaren, die Schockels Lisbeth aus der Fremde in's Dorf gebracht.

Damals hieß eine hessische Stadt, die vielleicht fünfzehn Stunden von meiner lieblichen Heimath entfernt liegt, noch „die Fremde“ und die alte Frau hatte eine mühsame Reise dahin, auf dem harten Karren, über holperige Bergwege und zurück gehend neben dem Fuhrmann, so lang ihre Beine sie trugen. Wurde sie zu müde, dann mußte das magere Pferd auch noch die Besitzerin der Waaren weiterziehen und der Gaul, wie der Fuhrmann, waren eben so alt wie die Lisbeth. Sie sind aber doch viele Jahre immer glücklich wieder

Digitized by Google

gekommen von ihrer Fahrt nach Marburg. Also, weil meine Mutter ihre beste Kunde war, so behandelte die alte Lisbeth meinen Bruder Heinrich und mich mit besonderer Rücksicht; wir durften jedesmal helfen, so lange noch ein brauchbarer Scherben auf dem Karren lag, und wir liefen vielmal die schlechte, dunkle Treppe hinauf und herab, ehe der ganze Kram in dem großen Gemach der Alten erst auf Brettern über einander und dann auf dem Boden Platz gefunden hatte.

Und nun kam das Beste für uns: dann enthüllte sie ein Stück Waare von dem umgewickelten Stroh und reichte uns als Angedenken an die letzte Reise und die glückliche Stunde der Heimkehr, als Dank für die treue Hilfe bei dem Abladen und Aufstellen, vielleicht auch als Lockvogel für unsere gute Mutter zu neuen Einkäufen, ein eigens für diese Zwecke mitgebrachtes Geschenk. Zierliche Blumenkrüglein, steinerne Milchschüsselchen, auch Tintenfässer in Herzform, hatten wir schon besessen und zerbrochen; einmal aber brachte sie uns ein Hauptgeschenk mit, und ich sehe noch die alte, kleine Frau vor mir stehen, mit ihrer braunen, runzelichen Gesichtshaut und den freundlichen, klugen Augen, wie sie mir und dem Heinrich sagte: „Aber jetzt Ihr Kinder, hab' ich Euch was mitgebracht, so was Schönes ist im ganzen Siegerland nicht zu sehen!" — Und damit reichte sie Jedem ein Pferdchen, das auf einem länglichen Viereck stand und auf dem Rücken zwei „Kiepen" trug, in welchen rechts das Tinten- und links ein Sandfaß hing. Heinrichs Pferdchen war braun mit grünen, meines gelb mit rothen Flecken und wir staunten überrascht diese Naturwunder an. Schön und sinnig erschien uns das kostbare Geschenk und mit einem freudigen „Danke Lisbeth! Dank!" stürzten wir auf die Straße, wo noch einige Kinder im Dämmerlichte des Abends die Pferdchen betrachteten und uns beglückwünschten über den Besitz dieser herrlichen Kunstwerke.

Der Heinrich, älter wie ich, erschien mir zu ruhig in seinem Glück, während ich mit jauchzendem Munde der lächelnden Mutter und allen Hausgenossen die Schönheit meines Pferdchens pries. Ich weiß nicht mehr, ob ich in der Nacht von meinem Schatz geträumt habe, doch kaum dämmerte das junge Morgenlicht, da war ich auch schon angekleidet und füllte die kleinen Näpfchen mit Sand und Tinte und konnte kaum die Schulstunde erwarten, um dann am hellen Tage meine seltsame Schreibanstalt hinaus zu tragen in die staunende Welt.

Meine Freude sollte vollständig werden; der Schulgang wurde zu einem

Digitized by Google

Triumphzuge für unsere Pferdchen! — Im Dorf hatte sich die Kunde verbreitet von dem schönen Geschenk, das Schockels Lisbeth Rentmeisters Kindern mitgebracht; die kleinen Kameraden von gestern Abend, die es nur im Halbdunkel gesehen, mochten gerade deßhalb die glühendsten Farben bei ihren Beschreibungen gebraucht haben: kurz, als ich mit dem Bruder durch das Dorf zur Schule ging, öffnete sich hier und da ein Fenster und wir mußten unsere Pferdchen den guten Nachbarsleuten zeigen, die sich ebenfalls mit freudigem Staunen äußerten, und als wir in die Nähe der Schule kamen, hatten die Dorfkinder ein Spalier gebildet, und wir schritten glückselig, die Pferdchen im Arme tragend, eilig hindurch, nicht aufgehalten durch das „ha! — ah!" — der neidlosen Kinder, weil in der Nähe schon der Lehrer zu erblicken war.

Wie ein Bienenschwarm summte es noch in der Schulstube, und als der Lehrer zum Morgengebet sich hinstellte, bemerkte er die ungewöhnliche Unruhe seiner kleinen Heerde und fragte mit seiner ernsten Stimme: „Was habt Ihr denn heute, Ihr Kinder?"

Da reckten sich kleine Hände zeigend empor und einige Stimmen riefen: „Rentmeisters Betty!" — und ich erhob das vor mir stehende Pferdchen und sagte stammelnd vor Freude: „Das hat mir Schockels Lisbeth mitgebracht!" und nun fiel auch auf Heinrichs Pferdchen der sanfte Blick des verehrten Mannes. Er lächelte freundlich, trat zu uns und sagte: „Das ist ja schön und nun müßt Ihr noch einmal so gut schreiben, wie bisher. Aber," setzte er mit schonender Milde hinzu, „für die Schule paßt es doch nicht, Ihr Kinder, es könnte leicht zerbrechen, und es ist besser, wenn Ihr hier Alle gleiche Tintenfäßer habt; nehmt Ihr nachher die Pferdchen wieder mit nach Haus und macht Euere häuslichen Arbeiten aus den neuen Tintenfässern. Ich will Euch heute auch erzählen, woraus und wie und wo die Töpferwaaren gemacht werden und das habt Ihr alle dann zunächst diesen schönen Pferdetintenfässern zu verdanken."

Und somit war der Höhepunkt meines damaligen Glückes erreicht; aber viele Jahre lang ist dieses Geschenk der alten Lisbeth für mich ein Kleinod gewesen."

Digitized by Google

Die Stiefmutter.

Erzählung von **Isabella Braun.**

V.

„Helf Gott!"

Als ich am Freitage aus der Morgenschule zurückkehrte, fand ich die Mutter im Bügelzimmer in Mitte zweier Plätterinen. Mein Auge heftete mit Wohlgefallen an dem lieblichen Bilde. Sie trug ein hellgraues Sommerkleid und darüber eine blendend weiße Schürze; ein kleines Morgenhäubchen umschloß die kastanienbraunen Haare; die sonst nur sanft gerötheten Wangen glühten von der erhitzenden Beschäftigung. Ihre zarten Hände, an deren einem Finger der goldene Reif blinkte, regierten das Eisen kräftig und geschwind und während ein Dampf emporstieg, glättete sich das weiße Linnen darunter und glänzte förmlich. Dabei sah sie gar fröhlich aus, horchte auf die Mittheilungen ihrer Arbeitsgenossen und gab freundliche Gegenrede.

Ja, es gefiel mir, daß die schöne, vornehme Dame von Schloß Eisenburg so fleißig die Arbeit und das Gespräch theilte.

Eine gute Weile stand ich beobachtend daneben, dann setzte die Mutter den Bügelstahl auf den Eisenrost und sagte: „Er taugt nichts mehr und ich auch nicht! So, es ist genug für heute Morgen! Komm Gretchen, ich will Dir etwas zeigen und dann Toilette für Mittag machen."

Sie reichte mir die Hand und ich folgte ihr neugierig in mein Kabinet. Wie am Christabend blickte ich überrascht umher. Da lagen auf Tisch und Commode stoßweise meine Hemden, Sacktücher, Strümpfe, Nachtjäckchen, Unterröcke und was sonst noch zur Leibwäsche gehört; über den Stühlen aber hingen meine Kleider, auf's Sorgfältigste gewaschen und geplättet, je nachdem sie alt oder neu waren.

Die Mutter weidete sich an meiner Bewunderung und innerlichen Freude. Dann sagte sie: „Heute Abend nach der Schule, wenn die Wäsche gut ausgetrocknet ist, räumen wir sie in Deine Commode, und zwar genau nach der Nummer. Mein Mädchen ist nun groß genug, ihre eignen Sachen in Ordnung zu halten und thut es gerne, nicht wahr?"

Digitized by Google

Ja, das freute mich! es war viel hübscher, als mit der Puppenwäsche zu spielen. Die Mutter fuhr in ihrer Rede fort:

„Ich habe Deine Sachen, welche Dir zu klein geworden sind, ausgesucht. Es ist Alles noch gut und brauchbar für Andere, gewaschen, gebügelt, sieh einmal her, Gretchen!"

Ja, hier lagen zwei Päckchen, zwei vollständige Anzüge von Innen nach Außen, von Kopf bis zu Füßen, hübsch zusammengelegt und jeder mit einem Bande umwunden.

Die Mutter erklärte auf meinen fragenden Blick: „Es gehört Dir; Niemand hat sonst ein Recht daran. Damit kannst Du Dir eine Freude, eine recht große Freude machen, und ich prophezeihe Dir, Du wirst heute nach dem Essen dazu die beste Gelegenheit bekommen! Denk an mich!"

Was bedeuteten diese geheimnißvollen Reden? Ich sah die Mutter fragend an; sie aber sagte nur: „Es wird sich zeigen! jetzt laß Dir von Sabinen Deinen Apfel geben; ich muß mich umkleiden." Mit diesen Worten verließ mich die Mutter; ich besichtigte noch eine Weile meine Sachen; dann belud ich die Arme mit den beiden Päckchen und eilte damit, Erklärung suchend, zu Sabinen.

Ich erzählte in aller Hast derselben meine Neuigkeit; statt davon jedoch erfreut zu sein, rief sie mißmuthig: „Schon wieder ausgekundschaftet! meinetwegen! es ist nichts Gestohlenes dabei!"

Ganz verwundert drängte ich Sabine zu einer Erklärung. Sie antwortete: „Nun, was wird es sein! ich habe heute Morgens den Itzig angetroffen und ihn auf Ein Uhr in's Kutscherhaus bestellt, um alte Kleider zu verhandeln. Sag' nichts davon; ich möchte mein Geschäft allein abmachen, während die Andern noch bei Tisch sind."

Mein Herz hüpfte vor Freude. Der Jude Itzig mit seinem Tabulettenkasten am Tragriemen auf der einen, und dem Quersack auf der andern Schulter, gehörte zu unsern alten, lieben Bekannten, und schien uns aus dem Märchenreiche zu kommen. Was befand sich nicht Alles in diesem Kasten: Alles, was die Augen der Stadtkinder freilich in den Auslagen der verschiedenen Kaufläden täglich sehen, was uns auf dem Lande jedoch Salomons Schätze bedeutete. Da lagen Ohren- und Fingerringe mit bunten, blinkenden Steinen, Armbänder von Korallen, goldene Kreuze, Arbeitskästchen, Brieftaschen, Messer, Bänder, Fächer, Handschuhe — kurz Alles, Alles, was ein Kinderherz mit

Digitized by Google

heißer Begierde erfüllen kann! es war schon genug Freude, es anzusehen, während Andere einkauften. Sabine hatte schon öfters mit Itzig einen Tauschhandel gemacht; nun erfüllte es mich mit fast berückender Freude: — ich, ich selbst durfte gleichfalls einen Tauschhandel eingehen! ich durfte diese zwei Päckchen alter Kleidungsstücke um irgend eine goldene Herrlichkeit losschlagen.

Gleich einem Träumenden ging ich umher, sah im Geiste den Tabulettenkasten geöffnet und seine Schätze vor mir ausgebreitet. Dann erblickte ich Adelens und Verenens Kostbarkeiten, welche ich am Mittwoche bewundert hatte und beschäftigte mich mit der Wahl. Nach mancherlei Hin- und Herschwanken, Erwählen und Verwerfen blitzte es durch meine Phantasie: ein goldenes Kreuzchen am blauen Sammtbande um den Hals getragen; o, wie schön mußte das stehen zum blauen Kleide!

Ganz und gar von diesen Gedanken hingenommen, zeigte ich bei Tische eine ungewöhnliche Mäßigkeit und erwartete mit Ungeduld das Ende. Dann sagte ich mechanisch das Schlußgebet, mischte aber unbewußt meine eigenen Pläne hinein:

„Für Kreuz und Band" —

Richard brach in ein unehrerbietiges Lachen aus; mir selbst klangen diese Worte noch in den Ohren; bis über die Stirne und den Nacken erröthend, verbesserte ich mich und sprach mit scheinbar frommem Nachdrucke:

„Für Speis und Trank
Dem Geber Dank!
Hilf, daß es uns gedeihe!
Wir bitten Dich, Du lieber Gott,
O, lind're auch des Armen Noth
Auf daß er sich erfreue!
Dies bitten wir durch Deinen Sohn,
Der mit Dir lebt auf Deinem Thron,
Mit Dir regieret alle Zeit,
Von nun an bis in Ewigkeit.
Amen." —

Nachdem wir den Eltern die Hand geküßt hatten, fiel Richard neckend über mich her. Aergerlich riß ich mich von ihm los und wandte mich der Thüre zu. Ich hörte noch die Mutter sagen: „Laß dies Richard! Du weißt ja, Gretchen kann das Necken nicht gut ertragen."

Digitized by Google

Ich war auf gute Weise fortgekommen und gesellte mich mit meinen beiden Päcken zu Sabinen. Dieselbe hatte bei ihrer Bestellung weislich berechnet, daß sich eine halbe Stunde nach dem Essen Niemand werde im Hofe blicken lassen, denn der Vater trank unmittelbar darauf seinen Kaffee, rauchte eine Cigarre und liebte es, dabei Gesellschaft zu haben, weßwegen auch zwölf Uhr unsere Essensstunde war, was uns Kindern einen Spielraum bis zwei Uhr gab.

Nun ging es eilig in den Hof. Es war ein Tag „von Gott gemacht," wie man zu sagen pflegt. Die blaue Luft glänzte von sonniger Pfingstherrlichkeit und die Tauben sahen mit ihren sanften Aeuglein fromm darein, während die Lerche singend empor stieg, die Hennen hausmütterlich scharrten, der Hahn krähend stolzirte, die Schwalben ihre Nester weicher betteten und die Spatzen sich in der Tenne um ihr Futter rauften.

Als wir uns dem Kutscherhäuschen näherten, hatte sich bereits ein Kreis Neugieriger um Itzig versammelt, begünstigt durch die mittägige Ruhezeit. Wortreich pries er ihnen seine Waaren an und hielt ihnen den silberbeschlagenen Ulmerkopf hin, wobei Mancher in seine Tasche langte.

Fast respektvoll wurde uns Platz gemacht. Itzig zog Stück für Stück aus Sabinens Korbe und hielt es unter Scherz- oder Spottreden und lautem Gelächter der Umstehenden prüfend an's Sonnenlicht. Ich legte meine beiden Päckchen auf die Bank und stürzte auf die obere Schublade des geöffneten Tabulettenkastens los. Da lag ein goldenes Kreuzchen. Mit zitternden Fingern ergriff ich es und forschte nach dem zweiten Gegenstande. In einem Bündel von Schnüren entdeckte ich das schmale, blaue Sammtbändchen, nahm es an mich und erwartete mit Ungeduld Sabinens Handelsabschluß.

Während dieses Feilschens rollte langsam, von einem großen, zottigen Hunde gezogen, der leinwandüberdachte, kleine Wagen einer Auswanderer-Familie in den Hof, begleitet von zwei Mädchen, einem Knaben, deren Mutter, welche ein Kind auf dem Arme trug und dem Vater, der mit umwundenem Fuße nachhinkte. Alle trugen das deutliche Gepräge der Armuth, des Hungers, der Müdigkeit und auch der Hund senkte den Kopf und zeigte ein Verlangen, vor Ermattung niederzufallen.

Die Aufmerksamkeit der Anwesenden theilte sich nun zwischen diese Armen und Itzig, freilich auf sehr verschiedene Weise; die Begierde nach dem Inhalte des Tabulettenkastens verscheuchte jegliches Mitgefühl. Die verdüsterten Blicke, welche die flehenden Jammermienen hervorgerufen hatten, wendeten

Digitized by Google

sich sogleich wieder erheitert zu Itzig. Nun schob dieser Sabinens Plunder in den Quersack, zog langsam den schmutzigen, ledernen Beutel aus der Tasche, zählte drei Gulden und zuletzt auf Sabinens Drängen noch vier Sechser in deren Hand.

Jetzt kam die Reihe an mich. Freudig bemerkte ich, daß Itzigs Augen zu meinen zwei Päcken wanderten, daß seine Hände sie sorgfältig musterten, um nichts in Unordnung zu bringen, daß sein breiter Mund sich noch breiter und in die Höhe zog, und nun hielt ich ihm das Band und das goldene Kreuzchen entgegen. Obwohl ich in der mich umgebenden Menschenmenge eine Unruhe vernahm, hatte ich Augen und Ohren von Allem abgewendet, nur auf den Juden gerichtet und hörte nun mit Entzücken seinen Ausspruch:

„Soll ich tauschen das alte Gewand für das neue, funkelnde Ding da, he?" —

„„Fort mit Euch, Landstreicher, Diebsgesindel!"" drang es in mein Ohr; aber ich lauschte auf den Juden.

„Soll ich's machen wettauf, he?"

Ein Peitschenknall und ein winselndes Hundegebell mischte sich in unsern Handel; aber ich lauschte auf den Juden.

„Na, weil ich das Gretchen kenn schon von klein' auf, will ich thun ein Uebriges und sagen zu dem Handel: ja."

„Packt Euch! hier wird nicht gebettelt! Helf Gott!" klang es durch die Menge.

Was geht plötzlich vor im äußern Kreise? was bedeutet die augenblickliche, lautlose Stille? — Erschreckt erhob ich meinen Blick. Da stand meine Mutter neben Hans, der zuletzt gerufen hatte, ihre Hand auf dessen breite Schulter gelegt. Da stand sie, hoch erhobenen Hauptes, die sonst so sanften Augen von Entrüstung glühend und sprühend; da stand sie und rief mit dem strafenden Tone des Vorwurfs:

„Helf Gott? und das aus Deinem Munde, Hans?"

Es herrschte eine minutenlange Pause. Alle hatten ehrfurchtsvoll die Kopfbedeckung abgezogen und blickten mit Spannung und Scheu auf meine Mutter, die Gattin ihres Gebieters. Ihre Blicke sänftigten sich allmählig und immer noch zu Hans allein gewendet, sagte sie in weicherm Tone, doch so hellklingend, daß man sie im weiten Hofraume vernehmen konnte:

„Wenn nun vor Kurzem, als Du mit dem Tode ringend im Weiher lagst

Digitized by Google

und um Hilfe riefst, der Gärtner auch „Helf Gott!“ geantwortet hätte und vorbeigegangen wäre, statt Dich mit eigner Lebensgefahr herauszuziehen, wie dann?“

Kein Laut regte sich; Hans senkte tief beschämt das Haupt. Meine Mutter nahm die Hand von seiner Schulter; ich sah, wie Richard, welcher neben ihr stand, auf seinen Armen einen Kleiderbündel haltend, ängstlich zu ihr emporblickte. In einiger Entfernung gewahrte ich den Wagen, Mann, Frau und Kinder in schüchterner Stellung, mit gefalteten Händen um ihn gruppirt. Nun kehrte meine Mutter ihr schönes, glühendes Antlitz der Versammlung zu und sprach, von ihres Herzens Mitleid begeistert:

„Helf Gott!“ das ist ein schönes Wort zur rechten Zeit! — Ja, Ihr Leute, Gott hilft voller Gnad' und Erbarmen! Wem von uns hat er nicht schon geholfen? — Allen, Allen! Keinen ausgenommen. Oftmals hilft er geradezu wunderbar; meistens aber erwählt er uns zu seinen Werkzeugen, damit wir uns üben in der Nächstenliebe. — Habt Ihr die Worte der heiligen Schrift vergessen: „Einer sei des Andern Bruder! — Was Ihr dem Geringsten thut, das habt Ihr mir gethan!“

Nun wendete sich meine Mutter gegen die Armen, deutete auf sie und sprach feierlich:

„Schaut dorthin! Ist's nicht, als ob ihre vertrockneten Lippen flehten: „Uns durstet und hungert!“ aber Ihr gabt ihnen etwas weit Bitteres als Galle, Ihr gabt ihnen Spott und Verachtung, während Ihr reichlich gesättigt seid. O, hört Ihr in Eurem Innern nicht des Heilands Wort: „Ich war durstig und Ihr habt mich nicht getränkt!“ —

Ich sah, wie die Männer ihre Hände um die Kopfbedeckung falteten, wie die Mägde mit der Schürze die Augen wischten. Nach einer minutenlangen Pause, während ein tiefer Seufzer sich aus der Brust meiner Mutter rang und ihre Augen sich von dem Ausdruck der Traurigkeit umschleierten, fuhr sie in ihrer Anrede fort:

„Ihr Alle kennt Jesu Gleichnißrede von dem Manne, der auf dem Weg nach Jericho unter die Räuber fiel. — Schaut dorthin. — Hunger, Krankheit und Verlassenheit richten den Menschen nicht weniger zu, als Räuber. — Ist kein barmherziger Samariter unter Euch, die Ihr doch Alle die Wohlthat kennt, ein Dach und Fach über Eurem Haupte zu haben?“ —

Ich sah, wie die Männer ihre Köpfe senkten, ich hörte ein Schluchzen

Digitized by Google

durch die lautlose Stille zittern. Nach einer kurzen Pause sagte meine Mutter mit wahrer Herzensinnigkeit:

„Seht die armen Kinder dort, von denen auch des Heilands Wort gilt: „Wer sie aufnimmt, der nimmt mich auf!“ — Ihr aber wollt sie mit Peitschenhieben von dannen treiben? Alles ist bei ihnen vereinigt, was der Heiland sagt: sie sind hungrig, entblößt, krank, — Ihr haltet das Geld zwischen den Fingern, aber nicht, um deren Noth zu lindern, sondern, um nichtigen Tand einzutauschen. Es lebt ja ein Helfer im Himmel! dem schickt Ihr sie zu; der soll Euer Werk thun! Helf Gott! — damit ist's abgethan.“

Die Stimme versagte meiner Mutter; Thränen perlten über ihre Wangen und Thränen flossen über die gebräunten Gesichter der Umstehenden. Hans streckte seinen Arm gegen den Mann mit verbundenem Fuße aus und ließ eine Silbermünze in dessen Hut fallen. Dies wirkte als zündendes Beispiel. Das zum Einkauf bereit gehaltene Geld den Fremdlingen in die Hände drückend, trat Einer nach dem Andern zu ihnen: „Gott vergelt's!“ — „Gott gesegne es!“ tönte fort und fort durch den Hofraum und Itzig schloß seinen Tabulettenkasten. Nun sprang Richard auf den fremden, zerlumpten Knaben zu, gab ihm seinen Bündel und rief: „Da, dies gehört Dir! komm mit in's Kutscherhäuschen! schnell hinein in die neuen Kleider!“

Ich sah den Blick der Mutter in süßer Freude auf Richard ruhen; ich sah ihn mit seligem Lächeln über die almosenspendenden Knechte und Mägde schweifen, ich sah ihn nach Jemand forschen, nach mir. Da stand ich, halb verdeckt durch Sabine, das goldene Kreuz in der einen, das blaue Band in der andern Hand, von Verwirrung, Schrecken und Beschämung erfaßt; da stand ich, die Einzige, welche nichts zu geben hatte, und dort auf dem Bänkchen lagen meine Kleider, des Juden Hand gleichsam in Beschlagnahme darauf. Ich hörte plötzlich im Geiste die Worte meiner Mutter, welche sie morgens zu mir gesprochen hatte, und ihre Bedeutung war mir mit einem Male klar geworden: „Damit kannst Du Dir eine Freude, eine recht große Freude machen, und ich prophezeie Dir, Du wirst heute nach dem Essen dazu die beste Gelegenheit bekommen.“

Ein Blick auf mich und Sabine sagte der Mutter Alles. Da schoß ein Strahl des Zornes auf die Letztere. Eine Weile blieb er haften, dann wendete sich Sabine um und kehrte in's Haus zurück. Die Mutter aber trat zu Itzig, öffnete ihre Geldbörse, legte ihre Rechte auf meine Kleider und frug:

Digitized by Google

„Wie viel kosten das Kreuz und Band?“ In raschem Verständnisse zog der Jude seine Hand zurück und sagte:

„Sollt' es doch sein drei Gulden, gnädige Frau, aber“

Die Mutter unterbrach ihn, reichte ihm das Geld und griff nach den Bündeln. Er vollendete jedoch seinen Satz:

„aber wie geschlagen hat der Mosisstab an den Felsen und ist geflossen heraus klares Wasser, so hat geschlagen Ihr Wort an mein Herz, das doch nicht ist geschaffen aus Stein und so fließt heraus das Erbarmen.“

Der Jude trat zu den fremden Leuten und drückte jedem der Kinder ein Guldenstück in die Hand.

„Eingeschlagen, Itzig, eingeschlagen!“ rief dann meine Mutter mit vor Freude und Rührung bebender Stimme. Sie ergriff mit beiden Händen seine Hand, drückte sie und fügte bei: „Vergelt's Gott, tausendmal!“

„Platz gemacht!“ tönte aus der Ferne die Stimme unserer dicken Ursel, der Oberdirne. Sie kam aus den Oekonomiegebäuden langsam einher und trug vorsichtig zwischen ihren braunen Händen eine große, dampfende Schüssel, welche sie auf der Bank niedersetzte. Schnell war diese zum Tische umgewandelt und die Semmelknödel lockten gar einladend. Da erschien an Richards Hand, fast zu dessen Ebenbilde umgewandelt, der fremde Knabe. Das sauber gewaschene Kindergesicht glänzte vor Freude; Aller Blicke ruhten mit Wohlgefallen auf ihm.

„Zum Essen, Wenzel, zum Essen!“ drängte Richard; von den Knechten und Mägden herbei geschoben, näherten sich auch die Andern. Doch bevor sie nach dem Löffel griffen, falteten sie die Hände und verrichteten laut in unverständlicher Sprache ihr Gebet. Wie von einem mächtigen, alle Anwesenden durchströmendem Impulse getrieben, erklang im Chore das Vaterunser der Knechte und Mägde; aber deutlich durch alle rauhen Stimmen ertönte die Stimme unserer Mutter und schloß mit einem feierlichen: Amen.

Kaum vermögen mit größerem Interesse die Augen der Zuschauer einem königlichen Festmahle zu folgen, als dies Gesinde den armen, ausgehungerten Fremdlingen zusah, wie sie endlich sich sättigten und auch der treue Hund seinen Antheil bekam. Nun brachte der Bräumeister noch einen gefüllten Krug schäumenden Bieres, trank zuerst dem Manne zu und reichte die Kanne mit einem: „Gesegne es Gott!“ dar. Mit vor Rührung zitternder Stimme antwortete dieser, Alle im Kreise rundumher anblickend: „Auf Eure Gesundheit!“

Digitized by Google

Ein neuer Ankömmling erſchien: unſer Vater. Die Leute traten zur Seite; er näherte ſich den Fremden, welche ſich erhoben und ſagte mit freundlichem Ernſte: „Weiſt mir Eure Papiere.“ Der Mann zog unter ſeiner blauen Bleuſe ein ſtark verbrauchtes Papier hervor, das unſer Vater mit Aufmerkſamkeit durchlas. Dann ſagte er: „Bis aus Budweiß, — Eiſenbahnarbeiter. Nun, ich ſeh', Ihr habt ſchon fleißig bei mancher Bahn mitgeſchanzt! Alſo zur nächſten?“

Der Mann nickte zuſtimmend mit dem Haupte, deutete aber auf ſeinen kranken, umwickelten Fuß und ſprach in gebrochenem Deutſch: „Die Eiſenſchienen — faſt zerquetſcht!“ —

Der Vater wendete ſich zu Lukas, welcher das Kutſcherhäuschen allein bewohnte. Sie ſprachen eine kurze Weile ganz heimlich miteinander und der Alte nickte einige Male zuſtimmend mit dem grauen Kopfe. Nun trat unſer Vater wieder zu dem Eiſenbahnarbeiter und ſagte: „Ihr könnt über die Feiertage dort im Thorhaus Raſt halten und Euren Fuß auskuriren; unſere Leute werden ſchon ſorgen, daß Ihr nicht hungern müßt.“

O, welch' ein Sonnenſchein umleuchtete nach dieſen Worten alle Geſichter! nein, er kam nicht von Oben, er kam von Innen, vom Herzen! Welch' ein Sonnenſchein der Freude dankte aus den Augen der Mutter dem guten, lieben Vater! Welch' ein Sonnenſchein des Glücks leuchtete in den Thränen, die herabtropften über die hohlen Wangen der Heimathloſen! Im ganzen Kreiſe pochte nur Ein trauriges, freudeloſes Herz — das meinige. —

Nun zog der Vater ſeine Uhr aus der Weſtentaſche, ſchaute darauf und ſagte: „Gleich zwei Uhr. — Ihr Leute, zur Arbeit! — He da, Richard, Margarethe — es iſt allerhöchſte Zeit zur Schule.“

Gleich einer im Traum Wandelnden ging ich in mein Kabinet, legte Kreuz und Band auf den Tiſch, nahm die Schultaſche und ſchritt ſchweigend neben Richard einher, der ahnungslos meiner Gemüthsſtimmung, unaufhörlich von den Fremden plauderte.

An dieſem Nachmittage hatte der Lehrer vollauf Gelegenheit, ſeine Geduld an mir zu üben. Einmal rief er doch: „Gedankenloſes Mädchen!“ — Dieſer Vorwurf traf mich nicht. Ich war nur zu gedankenvoll für die Ruhe meines Herzens.

Ja, ich machte mir Gedanken — über die Freude.

War es nicht mein lang gehegter, ſehnlichſter Wunſch, ſolch funkelndes

Digitized by Google

Goldkreuzchen zu besitzen? Nun besaß ich es und konnte mich dennoch nicht darüber freuen, o nein! im Gegentheil, es war für mich ein wahrhaftiges „Kreuz" — ein Schmerz geworden. Und Itzig, der es nicht mehr hatte, der auch noch das Geld dafür wegschenkte, freute sich, man sah es deutlich genug in seinem Gesichte. — Wie hatten die Knechte verlangend nach den silberbeschlagenen Ulmer-Pfeifenköpfen ausgesehen und das Geld zum Einkauf bereits zwischen den Fingern gehalten. — Diese Hände waren nun leer — weder Geld noch Pfeifenkopf war darin; — dennoch freuten sie sich! man sah es deutlich genug in ihren Gesichtern. — Und die Mägde — o, wie hatten auch sie die Hälse gestreckt und nach dem Geschmeid und den Bändern geblickt, und ihr Geld zum Einkauf bereit gehalten. Alle, Alle stunden da mit leeren Händen, dennoch freuten sie sich! man sah es deutlich genug in ihren Gesichtern.

Ich aber besaß Kreuz und Band, ich konnte mich schmücken zum Pfingstfeste und — ich freute mich nicht! man sah es deutlich in meinem Gesichte.

Plötzlich hörte ich zwischen all diesen Gedanken hindurch: „Helf Gott!" — es klang nicht von den Lippen des Knechtes, den meine Mutter so streng zurecht gewiesen hatte — es klang von meinen eignen Kinderlippen. O, wie oft, wie oft war es erklungen und dazu die heftig zugeworfene Thüre in das Schloß gefallen. Eine dunkle Schamröthe flog über mein Antlitz; ja, ich schämte mich vor mir selber, ich schämte mich vor Gott!

Obwohl ich an diesem Nachmittage eine schlechte, unaufmerksame Schülerin gewesen, hatte ich doch in der innern Schule der Selbsterkenntniß etwas gelernt und ging mit dieser unvertilgbaren Lehre im Herzen nach Hause, in mein Kabinet, wo immer noch Kreuz und Band lagen.

Meine Schultasche von mir werfen, Kreuz und Band ergreifen und damit zur Mutter im angrenzenden Wohnzimmer eilen, war mehr das Werk eines Impulses, als einer Ueberlegung zu nennen, sonst hätte ich wohl vernünftiger Weise gezögert.

Das Eis der Zurückhaltung gegen die Mutter brach. Zum ersten Male stürzte ich auf sie zu, warf mich an ihre Brust und schluchzte heftig.

„Was ist's, mein Kind?" sagte die Mutter mit jener unbeschreiblichen Weichheit und Innigkeit, welche zu Zeiten eben so gut, wie Entrüstung in ihrer Stimme liegen konnte. Ich schluchzte nur: „Das Kreuz — gib es — den armen Kindern," — während beide Gegenstände meinen Fingern entglitten.

Ja, ich lag zum ersten Male an ihrer Brust und trotz meiner heftigen

Digitized by Google

Aufregung fühlte ich, daß ihr Herz rascher pochte, daß ihre Brust unter einem innern Sturme sich hob und senkte. — Warum? — Kam die Strafe über mich? War die Mutter zornig über meinen kalten Egoismus, meine Unterlassungssünde? O, ich bedurfte der Strafe ja nicht mehr, ich war gestraft genug. Die Andern alle fühlten Freude, ich allein nur Schmerz. Immer noch schwieg die Mutter; meine Aufregung kehrte sich in Angst. Da schlang sie plötzlich ihre beiden Arme um mich, preßte mich fest an ihre Brust, zog mein Gesicht zu dem ihrigen empor, legte meine Wange an die ihrige. Ich fühlte eine große Thräne; sie kam nicht aus meinem Auge, sie hatte sich aus dem ihrigen losgewunden und bahnte sich langsam den Weg. Fast verstohlen wischte sie dieselbe ab und sagte in flehendem Tone:

„Margaretha! liebst Du mich ein wenig? o, nur ein klein wenig?"

Diese Frage kam mir unerwartet, überraschend. Ich schwieg und verbarg mein erröthendes Antlitz in den Falten ihres Kleides. Nicht um die Welt hätte ich ein Wort hervorgebracht. — Das Wort der Liebe tröpfelt und sickert nicht durch des Herzens Gestein, gleich dem Borne, der zwischen Felsblöcken hervorbricht. Es begehrt freien, ungehemmten Erguß, oder es zögert scheu und furchtsam. — Liebte ich meine Mutter schon damals? ich wußte es nicht! Mein Herz war vom Mißtrauen völlig umbaut, Sabine hatte Unkraut dazwischen gepflanzt. Gleichsam nur durch enge Spalten drang der Mutterliebe Lichtglanz hinein.

Mein Schweigen mochte die Mutter verwunden. Sie rang nach Athem. Statt ihre Frage zu wiederholen, richtete sie mich mit beiden Armen empor und sagte, wehmüthig unter Thränen lächelnd:

„Komm, Margaretha, laß uns verständig mit einander sprechen; Du wirst mich leicht verstehen, bist ja nun fast ein großes Mädchen. — Ueberleg einmal, würde es sich passen, den armen Kindern Dein goldenes Kreuz und das blaue Band zu schenken? würdest Du sie nicht vielmehr dadurch dem Verdachte des Diebstahls aussetzen?"

Sie schwieg. — Ja, das leuchtete mir ein; aber das goldene Kreuz war mir durch meine eigene Schuld entleidet worden, und was sollte ich überhaupt thun, mein Unrecht zu sühnen?

Die Mutter mochte in meinem Gesichte diese Gedanken lesen und fuhr in ihrer Rede weiter:

„Sie besitzen ja nun doch Deine Kleider. Dir aber bleibt noch manche

Digitized by Google

Gelegenheit, Deinen Fehler gut zu machen. — O Margaretha, die Freundlichkeit gegen die Armen gleicht dem Stempel auf der Münze: nur durch sie wird dieselbe werthvoll."

Ich wandte meine Augen seitwärts zum Boden, wo Kreuz und Band lagen. Die Mutter folgte meinem Blicke und hob die beiden Gegenstände auf. Dann suchte sie in ihrem Arbeitstische, nahm ein schwarzes Seidenschnürchen, befestigte das Kreuz daran und hierauf schaute sie mir ernst in die Augen und sprach:

„Gretchen, Du weißt schon, das Kreuz hat eine mehrfache Bedeutung. Man versteht darunter nicht nur einen Schmuck, sondern auch das Leiden, den Schmerz, die Trübsal. — Bisweilen ladet Gott dem Menschen „ein Kreuz" auf, wie unsern Heimathlosen die Armuth. Denen ruft der Heiland zu: „Wer mein Jünger sein will, nehme das Kreuz auf sich!" — Aber solchen Kreuzträgern sendet er auch manchen „Simon von Cyrene"; Du weißt schon, Margaretha, dieser half dem Heiland sein Kreuz ein Stück Weges tragen. Das sind wir, wenn wir den Armen Beistand leisten. Jeder im Hofe, der ihnen etwas spendete, auch der barmherzige Samariter, der Itzig, war ein solcher Simon von Cyrene. Verstehst Du mich auch, Gretchen?"

Ich nickte bejahend mit dem Haupte; aber es that mir sehr weh, daß ich allein nicht unter diese Zahl gehörte. Was würde nun die Mutter weiter sagen? Hatte sie keinen Trost für mich? Ich schmachtete darnach, wie der durstige Wanderer nach der Quelle.

Das Kreuz war nun am schwarzen Schnürchen befestigt, sie hielt es an den beiden Enden und sprach:

„Manchmal aber legen wir uns selber „ein Kreuz" auf, bereiten uns selbst einen Schmerz, wie Du heute Dir einen bereitet hast. — O Gretchen, da hilft keine Weigerung, wir müssen dies Kreuz als gerechte Strafe tragen. Komm, beuge Deinen Nacken — Kind! — Du mußt Dein Kreuz tragen, (ich beugte mich und sie band mir das Kreuzchen um) nicht zur Zierde, nicht an diesem blauen Bändchen, nicht äußerlich, sondern versteckt unter Deinem Kleide. — Dies Kreuz, Margaretha, sei Dir ein Zeichen des selbstverschuldeten Schmerzes, eine beständige Mahnung, künftig ein kleiner „Simon von Cyrene" zu sein."

Das Schnürchen war festgebunden, das Kreuz hing an meinem Halse, es lag auf meiner bloßen Brust, ich fühlte es. Aber ich fühlte auch die lieben Worte im Herzen, sie ermuthigten mich. Während ich die Hand der Mutter

Digitized by Google

küßte, machte ich das Gelöbniß, künftig freundlich und barmherzig gegen die Armen zu sein, nicht mehr „helf Gott!“ zu sagen, sondern wo es in meinen schwachen Kräften stand, selbst zu helfen. O, wie fühlte ich es damals und noch oftmals später im Leben: nach einem begangenen Fehler hat die Strafe, das Tragen des Kreuzes, etwas Beruhigendes und es gibt kein sichereres Mittel zur Heilung, als sich unter das Kreuz zu beugen und gute Vorsätze zu fassen.

Was soll ich noch über die Pfingstfeiertage, während die Heimatlosen im Kutscherhäuschen wohnten und sich ganz sichtlich erholten, beifügen? Es ist wohl selbstverständlich, daß wir Alle wetteiferten in Freundlichkeit und Wohlthun. Wir Kinder umlagerten sie in freien Stunden, führten unsere Gäste zu ihnen; Emanuel, Adele und Verene begehrten von ihren Eltern Vorschuß aus der Sparkasse und spendeten den Armen Geschenke. Die guten Leute aus dem Orte kamen und brachten Wäsche und Kleider, zwar alt und abgelegt, aber in den Augen unserer Wanderer wahre Schätze. Die Mutter verrichtete mit ihrem orientalischen Balsam an dem kranken Fuße des Mannes eine Wunderkur und als der Pfingstdienstag anbrach, konnte er fest und aufrecht neben dem kleinen Wagen hergehen. Tausend Segenswünsche wurden gewechselt; fast zur Wohlhabenheit gediehen, verließ die Familie unsern Ort, welcher noch nie zuvor solch' echte Pfingstfeier gesehen hatte.

Unsere Mutter aber erschien den Leuten von jenem Freitag Nachmittage an in einem hellen Glanze, in einer Glorie, wie nur die Tugend, nicht die Schönheit sie verbreiten kann. „Unsere gnädige Frau ist verjüngt aus dem Grabe erstanden“ — hörte ich einmal sagen und mein Herz erbebte, ich wußte nicht, vor Schrecken oder Wonne.

Aber damit war ihr Wohlthätigkeitswerk erst begonnen. Von nun an erschien sie vertraut und bekannt in den Hütten der Armen, wie in den Häusern der Wohlhabenden. „Unsere gnädige Frau“ hieß es nun im Tone der Verehrung und Liebe. Wo es passend war, begleiteten wir sie und empfingen den reichen Antheil der Liebe, welcher ihr zukam. Es wurde im ganzen Orte kein Freudenfest gefeiert, weder Hochzeit noch Kindtaufe, es wurde kein Fastnachtsküchlein gebacken, kein Schwein geschlachtet, keine Martinsgans gebraten, wovon nicht „die Kinder der gnädigen Frau“ ihren Tribut erhielten. Ja — Freud' und Schmerz verband die Mutter mit dem ganzen Orte. Sie saß mit einem Gebetbuche am Krankenbette; sie stützte das Haupt manches Sterbenden und hielt ihm das Erlösungszeichen vor's brechende Auge. Oftmals begegnete ihr

Digitized by Google

an solchen Stätten unser Pfarrer, drückte ihr dankend die Hand und nannte sie seinen „Kaplan.“ Wo ein Zweifel schwankte, wo Rathlosigkeit waltete, wo Streit herrschte — überall erschien sie als guter Engel. Doch vor Allem war sie „der Friedensengel.“ — „Liebe, Geduld, Friede!“ klang als Losungswort von diesen zarten Lippen.

Aber all dieses greift meinen Aufzeichnungen weit, weit vor und ich kehre wieder zurück in jene Zeit nach der schönen, gesegneten Pfingstwoche.

(Fortsetzung folgt.)

Beim Jahreswechsel.

Von **Franz Pocci.**

Das Jahr ist um! der Horen Tanz geendet,
Die wieder schaaren sich zum jungen Reih'n;
Die alte Sonne hatt' ihr Licht gespendet,
Um neuen Bornes Strahlen uns zu leih'n.

Der treue Mond mit seinem bleichen Schimmer
Wird wieder durch die stillen Nächte zieh'n,
Der ungezählten Sterne Goldgeflimmer
Nun scheinen, wie es uns zwölf Monde schien.

Die Bäume werden knospen, Wiesen prangen,
Hellauf wird wieder Blumenpracht erblüh'n,
Und Traub' und Aepfel werden niederhangen
Und Aehren auf den Feldern golden glüh'n.

Digitized by Google

Das Jahr iſt um! Bald ſchallet fröhlich wieder
Aus tauſend Kehlen wunderlieber Sang,
Und Lerch'- und Amſel trillern ihre Lieder,
Daß durch die Wälder zieht ein ſüßer Klang.

Ein Jahr iſt um. Seht da! ſchon naht das Neue!
Und was im Schlummer lag, ſteht wieder auf,
Daß ſich Natur der jungen Kraft erfreue
Und froh und friſch bewähre ihren Lauf.

Das Jahr iſt um. So folget Ein's dem Andern,
Und Alle ziehen hin durch dieſe Zeit!
Es iſt ein ſtetes, wunderbares Wandern;
O ſagt mir doch: Was iſt die Ewigkeit?! —

In der Sclaverei.

Eine wahre Begebenheit.

Von **Ch. Rey.**

III.

Im Kriegsdienſte.

Nachdem Muley meinen Brief an meine Mutter zur Beſtellung übernommen hatte, war für mich gleichſam die letzte Brücke, die mich noch mit Europa verband, abgebrochen, denn ich konnte mit Recht wohl annehmen, daß Muley einen zweiten Brief von mir zu übermitteln, bei dem Blutdurſte Achmed Beys und der dadurch für ihn daraus entſpringenden Gefahren nicht wagen würde, und ſomit ſchloß ich mit meinem Leben und allen ſeinen Hoffnungen ab und ſehnte nur die Stunde herbei, wo unter der Laſt der Arbeit, des Mangels und der Miß-

Digitized by Google

handlungen erliegend, mir der Tod die Ketten brechen würde. Doch die Verhältnisse gestalteten sich günstiger, als ich erwarten konnte. Unsere Aufseher ließen in ihrer früheren Brutalität nach, je mehr wir uns mit ihnen in ihrer Sprache verständigen lernten. Leider benutzte diese gemilderte Strenge einer unserer Kameraden, um in der Nacht, als die Wächter vor der Thür schliefen, sich mit Hilfe eines langen Nagels die Kette vom Fuße zu lösen, die blos aus Rohrgeflecht bestehende Hinterwand unserer Wohnung zu zertrümmern und zu entfliehen. Kaum vermißten aber unsere Aufseher bei der Morgencontrolle einen Mann, als augenblicklich Alles aufgeboten wurde, den Flüchtling zu verfolgen. Der Kaiddar schickte Kavallerieabtheilungen nach allen Richtungen aus und versprach demjenigen, der den Flüchtling gefangen einliefern würde, 300 Rial (200 Rthlr.). Schon am folgenden Morgen brachten sie den Armen, an Händen und Füßen gebunden, zerschlagen und blutend nach Constantine zurück. Nach drei Tagen wurde er auf Befehl des Bey unter dem Jubel des Volkes draußen vor der Stadt enthauptet. Auch für uns hatte diese Desertion Folgen. Unsere Wache wurde verdoppelt, die Kettenringe fester gemacht und ungestraft wieder Mißhandlung über Mißhandlung an uns verübt. Dabei blieb mir aber doch die mir in den letzten Wochen im Garten zugetheilte Arbeit die angenehmste. Hier athmete man wenigstens die herrliche Gottesluft, und hier konnte ich mich doch nach der Heimath zurückträumen, wo ich als junger Mensch gar oft derartige Arbeiten verrichtet hatte. Daher sah ich mit Unlust dem Ende dieser Arbeiten und der Rückkehr nach der Stadt entgegen. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt. Gerade durch die Rückkehr nach der Stadt sollte mein Loos ein erträglicheres werden. Es war an einem Novembertage, — der Bey war bereits aus dem Lager zurück, und wir Gefangene mit der Reinigung eines alten Wassergrabens im Schlosse beschäftigt, als Achmed selbst, vom Kaiddar begleitet, erschien, um einen neuen Bau zu besichtigen. Gelegentlich kam er dabei auch auf uns zu, besah unsere Arbeit, und erkundigte sich nach unserem Betragen. Die Antwort fiel für Alle ziemlich günstig aus, vorzüglich aber lobte der Kaiddar mich, weil ich im Arabischen gute Fortschritte gemacht hätte, und so kam es, daß der Bey sich mit der Frage an mich wandte, „von welcher Nation ich wäre? ob ich in meinem Vaterlande bereits Militärdienste geleistet und bei welcher Waffe ich gestanden hätte?“ Als ich ihm auf die letzte Frage erwiderte: „Bei der Artillerie,“ winkte er mir, reichte mir die Hand, die ich auf beiden Seiten küssen

Digitized by Google

mußte und befahl meinem Wächter, mir die Ketten abzunehmen, sodann mit mir zum Paschtaptchia (Ober-Kanonier) zu gehen und mich als Artillerist einschreiben zu lassen. Nach einer Stunde war ich frei und wohlbestallter Bombaschia des Achmed Bey von Constantine. Zu dieser Anstellung mochte letzteren wohl hauptsächlich der Gedanke bestimmt haben, daß ein europäischer Artillerist ihm bei einer eventuellen Belagerung der Stadt von wesentlichem Nutzen sein könnte. Daher gab er sogleich am andern Tage Veranlassung, sich von meiner Geschicklichkeit zu überzeugen und obgleich meine geringen Kenntnisse im Artilleriewesen noch sehr stümperhafte waren, so überragte ich doch das constantinische Artilleriecorps. Am andern Morgen sollten nämlich auf Befehl des Bey nach einem mit Kalk übertünchten Platze außerhalb der Stadt aus einem 50pfündigen Mörser Bomben geworfen werden und der, welcher dabei den besten Wurf ausführe, einen Ehrensold von 20 Rial (13½ Rthlr.) erhalten. Das Probeschießen begann Mittags 12 Uhr. Der Bey auf dem Schlosse, wir auf der Citadelle, bei uns ein Schreiber, welcher die Distanzen des Wurfes notiren sollte, entstand nun ein Wettkampf, welcher mich die Erbärmlichkeit des algerischen Militärwesens so recht erkennen ließ. Nicht allein, daß zum Laden von den Einzelnen geduldeterschöpfende Zeit gebraucht wurde, warfen sie auch die Bomben meistens zu weit rechts oder links vom Ziele, dem Einen, welcher seinem Wurfgeschosse einen zu kurzen Zünder gegeben hatte, platzte die Bombe schon auf der Hälfte des Weges. So war es 6 Uhr Abends geworden, und es fing bereits an zu dämmern, als mich die Reihe traf, meine Geschicklichkeit zu zeigen. Ich lud also meinen Mörser, nachdem ich Zunderlänge mit Höhe und Ladung genau in's Verhältniß gesetzt hatte, richtete, so gut es mir die hereinbrechenden Schatten des Abends erlaubten, schlug die Lunte auf — ein donnernder Knall und der eiserne Ball sauste durch die Luft — Alles war voll der gespanntesten lebhaftesten Erwartung — zerplatzte und schlug sieben Fuß rechts neben dem Ziele ein, in einem europäischen Heere also ein Fehlschuß, hier aber ein Meisterschuß. Es war nun possirlich zu sehen, wie die Araber, die mich so lange als einen Hund behandelt hatten, auf der einen Seite vor Ingrimm hätten bersten mögen, aber auf der andern Seite vor Verwunderung und Respekt ganz starr waren. Augenblicklich wurde ich zum Bey beordert. Huldvolle Aufnahme, 20 Rial und das Versprechen, mich zu einer höhern militärischen Charge zu befördern, d. h. wenn ich ein gläubiger Muhamedaner werden würde, das waren für mich die Resultate

Digitized by Google

dieses Tages. So kam das Frühjahr 1836 heran. Der Bey verließ, zu einem Kriegszuge gerüstet, Constantine. Ich blieb in der Stadt zurück, als ich plötzlich den Befehl erhielt, im Lager einzutreffen. Hier galt es Eile und nach 48 Stunden konnte ich mich bei Achmed melden lassen, der mir nun freimüthig eröffnete, daß er das französische Lager bei Bona anzugreifen gedenke, aber vorher erst eine Züchtigung der Bauern von Medeah, welche mit den Franzosen Handel getrieben, aber was wohl das Wichtigste war, dem Bey den Tribut verweigert hatten, vornehmen wolle. Achmeds Lager bestand aus 120 großen Zelten, welche einen Kreis bildeten und in deren jeden 50 Fußsoldaten lagen. In Mitte dieses Kreises befanden sich die Zelte der berittenen Landleute von den mannigfaltigsten Formen und Farben, die nicht vom Bey geliefert, sondern den Eigenthümern von ihren Knechten auf Maulthieren und Kameelen nachgetragen wurden. Im Centrum, über alle hervorragend, da standen die drei weißen Zelte Achmeds, deren Wände und Fußböden mit kostbaren Teppichen bedeckt waren. Vor jedem Soldatenzelte waren des Nachts Posten aufgestellt, die sich gegenseitig zuriefen und alle zwei Stunden abgelöst wurden, wogegen die Posten innerhalb des Zeltkreises ein schwarzer Kaid alle halben Stunden revidirte. — Der Bey verstand, seine Soldaten munter zu erhalten, indem dieselben mit hölzernen Schnurren, wie sie bei uns die Kinder als Spielzeug haben, antworten mußten, wenn Achmed in der Nacht die seinige rührte. Daß er jede Nachlässigkeit im Dienste mit dem Tode bestrafen ließ, ist wohl bei dem grausamen Charakter Achmeds zu erwarten. Wir brachen nun auf und an der Spitze des Zuges die berittenen Araber, in der Mitte den Bey mit seinem Hofstaate, zu beiden Seiten beladene Maulthiere und Kameele, und Araber zu Pferde, gelangten wir am fünften Tage in die Nähe des Feindes, der sich uns mit bedeutenden Streitkräften entgegenstellte. Am andern Morgen drei Uhr gab ein Kanonenschuß von unserer Seite das Zeichen zum Angriffe. Mit wildem Geschrei brauste nun die Kavallerie, wohl an 2000 Mann stark, in regellosen Abtheilungen unter der Anführung der Kaids heran, um nach einem heftigen Anpralle sich durch den Feind geworfen zu sehen. Auf's Höchste ergrimmt und beinahe vor Wuth schäumend, bot der Bey für jeden feindlichen Kopf 100, 200, ja 300 Rial. Nun trieb die schmutzige Habsucht die Soldaten Achmeds mit einer solchen Kühnheit gegen die feindlichen Positionen, daß nach wenigen Stunden 496 abgeschlagene Köpfe dem Beherrscher von Constantine zu Füßen niedergelegt werden konnten. Der

Digitized by Google

folgende Tag brachte wieder ein Scharmützel, durch welches sieben der angesehensten Häuptlinge des Feindes in die Gewalt des Bey geriethen. Sie gehörten alle zu einer Familie, waren reich gekleidet und fein gebildet. Achmed begrüßte sie mit Katzenfreundlichkeit, ein Kulugli brachte Kaffee und präsentirte dem Bey die erste Tasse, die dieser aber ablehnte, indem er den Gefangenen den Vorrang ließ. Während sie nun behaglich den Kaffee tranken, frug er sie mit freundlichem Lächeln: „Kennt Ihr mich?“ Natürlich erfolgte die Antwort: „Ja, wir kennen Dich. Du bist Achmed, Bey von Constantine.“ „Nicht nur Bey,“ versetzte dieser, „sondern auch Euer Pascha und unumschränkter Herr. Warum zahlt Ihr mir keinen Tribut mehr und wagt es, ohne meine Erlaubniß, mit den Franzosen zu handeln?“ „Herr!“ erwiderte ein schöner, corpulenter Mann, „wir haben Kinder, für die wir sorgen müssen. Mit Constantine aber können wir nicht handeln, weil Dein Geld bei uns nicht gilt, und wir näher nach Algier als nach Constantine zu wohnen.“ „Gut,“ sprach der Bey, „Ihr braucht mir ferner keinen Tribut mehr zu zahlen, aber was Ihr mir nicht bringen wollt, dieß hole ich mir selbst und Alles, was Ihr erspart habt, ist nun mein!“ Ein Wink des Ungeheuers und die Diener Achmeds warfen sich auf die wehrlosen Gefangenen, sie zu zerstümmeln. Am folgenden Tage fiel das Lager des Feindes in unsere Hände und mit ihm eine reiche Beute an Zelten, Vieh und Früchten. Die Rachsucht und Habgier des Bey schien nun befriedigt zu sein, er gab Befehl zum Rückmarsche, um sich zu einem neuen Feldzug gegen die Keffer (Ketzer, Franzosen) zu rüsten. Mit berechnender Schlauigkeit ließ er durch die Marabuts den Krieg als einen Vertheidigungskrieg für ihren Glauben predigen, und siehe, in kurzer Zeit hatte er eine fanatisirte Armee von 180,000 Mann um sich versammelt. Die Avantgarde bildeten 4000 Mann zu Pferde und 1800 Mann zu Fuß, das Gefolge der Marabuts, die persönlich dem Kampfe beiwohnen wollten, den rechten und linken Flügel, und wir, die Artillerie mit zwei Mörsern, einer Haubitze und drei Kanonen, sowie der Bey mit seinem Hofstaate das Centrum. Mord und Brand bezeichneten die Straßen dieser „Armee.“ Alle Dörfer, die sich unter französischen Schutz begeben hatten, wurden geplündert und niedergebrannt, und die zurückgebliebenen Einwohner fielen unter dem Schwerte der fanatischen Soldateska. Der Bey beschloß, als er in der Nähe des französischen Lagers angelangt war, mit 40,000 Reitern das Lager anzugreifen, während sein Fußvolk den Feind aus einem Hinterhalte überfallen und aufreiben sollte. Am

Digitized by Google

folgenden Morgen geschah der Angriff, die Araber stürmten mit Tollkühnheit heran, hoben die Gewehre über die Köpfe und feuerten über den Wall in das Lager hinein; aber die Granaten der Franzosen flößten der Armee des Bey einen solchen Respekt ein, daß sie weder durch Versprechungen, noch durch Drohungen Achmeds einen neuen Sturm wagte, so daß der Bey Nachmittags 4 Uhr sich wieder auf Constantine zurückzog. Doch der Feind folgte uns auf dem Fuße. Kaum hatten wir die Stadt erreicht, als einer unserer Spione einen Brief des Major Yussuff brachte, worin gemeldet wurde, daß er uns einen Gegenbesuch abzustatten gedenke. Wie schlug mir das Herz vor banger Erwartung, wie flehte ich zu Gott um den Sieg der Franzosen! Am 21. November erblickten wir den Vortrapp der feindlichen Armee, die unter dem Befehle des Marschall Clauzel Bona am 13. November verlassen hatte und unter den größten Mühseligkeiten, da der heftige Schneefall die Wege in Moräste verwandelte, und unter beständigen Gefechten mit arabischer Reiterei am Abend des 20. auf Soma, ungefähr 2½ Meilen von Constantine, angelangt war. Es war am 21. Nachmittags 2 Uhr, als die Franzosen vor Constantine eintrafen, den Uad el-Kebir, welcher die Stadt im Osten bespült, überschritten und den Kudiat-Ati, eine der Bab el Rachba gegenüberliegende Höhe, sowie den Sidi Mabruk besetzten. Die Bewohner der Stadt, durch den Anblick des Feindes zur fanatischen Wuth gereizt, schwuren in den Moscheen, lieber ihren Tod unter den feindlichen Bajonetten zu suchen, als Constantine zu übergeben. Trotz dieser Gesinnung der Masse des Volkes fanden sich doch einige Französisch-Gesinnte, welche es wagten, von Uebergabe zu reden, aber vor den Mißhandlungen der Bürger kaum ihr Leben zu retten vermochten.

Eben waren die Thore der Stadt in Vertheidigungszustand gesetzt worden; da erschien ein Parlamentair der Franzosen unter der Mauer der Stadt, und forderte letztere zur Uebergabe auf. Als Antwort donnerten ihm die Kanonen entgegen, denen die Geschütze der Belagerer folgten, die nun das Bombardement der Stadt begannen. Da aber das Kaliber ihrer Kanonen zu klein war und letztere sich also zu Belagerungsgeschützen nicht eigneten, schlugen ihre Kugeln ohne Nachtheil an die festen Mauern. Dabei wurde das Wetter so abscheulich, daß die armen Franzosen die größten Mühsale ertragen mußten. Da also eine länger andauernde Belagerung unmöglich wurde, suchte der Feind durch einen kühnen Handstreich sich in den Besitz der Stadt zu setzen. Durch die zerrissenen Wolkenschichten drang das Licht des Mondes von

Digitized by Google

Zeit zu Zeit, die ganze Gegend dann tageshell beleuchtend, als in der Nacht um 11 Uhr, es war am 23. November, 14 Sappeurs todeskühn gegen Bab el Rachbah vordrangen, um das Thor durch Pulver zu sprengen. Schon hatten sie die außerhalb liegenden Ruinen der Schmiedewerkstätten glücklich passirt, und waren bis unter die Thorbogen gelangt, als sie von der Stadtmauer her ein furchtbares Gewehrfeuer empfing, dessen Kugeln aber die gedeckt stehenden Sappeure nicht verletzen konnten. Auch eine vordringende Infanteriecolonne, welche mit einem Geschütze, dessen Rohr wir im Mondscheine glänzen sahen, ihren Kameraden Succurs brachte, deckte sich durch genannte Ruinen. Plötzlich donnerte ein Schuß. Die Kugel schlug in das Thor ein, die Sappeurs eilten herbei, um die Oeffnung mit Pulver zu füllen und durch dieses das Thor zu sprengen, als sie sich unerwartet von einer Horde Araber, die sich an Stricken über die Mauer hinabgelassen hatten, umringt sahen — und in wenig Augenblicken bedeckten die unglücklichen Sappeure als Leichen den Boden. Auch die Infanterie sah sich durch die wilden Angriffe der Araber genöthigt, sich eilig zurückzuziehen und ihr Geschütz in den Händen der Sieger zurückzulassen. So schwand für mich jede Hoffnung, aus der Gefangenschaft erlöst zu werden und mit dem Schmerze der Verzweiflung sah ich am folgenden Morgen die französische Armee den Rückzug antreten. O, hätte ich Flügel gehabt, ihnen zu folgen! Die Armen, hätten sie doch die Nacht zum Abmarsche benutzt, so würden sie wahrscheinlich weniger Verluste erlitten haben; so aber stürmte die Besatzung Constantinens mit dem Säbel in der Hand in die Reihen der Feinde, die noch hie und da nicht zurückgezogenen Piquets wurden niedergemetzelt.

Der nächste Morgen sah die Araber wieder an ihrer Blutarbeit. Die Truppen, welche ein Quarré bildeten, konnten sich zwar gegen den wild heranbringenden Feind vertheidigen, aber an 100 Munitions- und Fouragewägen gingen verloren, die Bedeckung derselben wurde niedergehauen, und die oft im Morast bis an die Kniee Watenden, oder vor Mattigkeit Zurückbleibenden ein Opfer der grenzenlosesten Grausamkeit. So konnte unter fortwährenden Angriffen die französische Armee, so tapfer sie sich auch schlug, nur 4 Stunden weit zurückgehen, und als der Abend hereinbrach, sah sie sich gezwungen, sich einzuschanzen; aber die morastige Erde vereitelte jede Schanzenbildung und dem feindlichen Feuer ungedeckt ausgesetzt, hatten die Franzosen eine Nacht zu durchkämpfen, wie sie wohl in der Geschichte des algerischen Krieges einzig dasteht.

Digitized by Google

Kaum graute der Morgen, so begann die Retirade von Neuem, sowie die Verfolgung des Feindes. Der Blessirten und Maroden wurden mehr und mehr. Endlich erreichten die Franzosen Guelma und der Bey kehrte triumphirend nach Constantine zurück. Welch ein Siegesfest — nein, welch' ein Kannibalenfest wurde nun gefeiert! Der erbeuteten Waffen, Montirungsstücke ꝛc. waren so viele, daß sie monatelang auf dem Marktplatze der Stadt den Landbewohnern zum Kaufe angeboten wurden.

Achmed Bey erkannte gar wohl, daß die Franzosen nicht säumen würden, die erhaltene Scharte wieder auszuwetzen. Er ließ daher die Lafetten der Geschütze ausbessern, neue Befestigungswerke anlegen, die alten verstärken und überhaupt die Stadt in bestmöglichen Vertheidigungszustand setzen. Eines Tages ließ er mich nach der Kasoba rufen. „Ich glaube, Habbachman," sagte er zu mir, „dieser Platz ist sehr gut, die Feinde, wenn sie sich auf dem gegenüberliegenden Berge postiren, zu beschießen. Du wirst hier eine Batterie errichten, die unter Deiner Disposition stehen soll und zu ihrem Baue mußt Du Dich der fünfzehn französischen Gefangenen und so vieler Juden, als Du nöthig hast, bedienen." Es wurde nun eine Batterie von Erde aufgebaut, 18 Fuß stark, und 120 Fuß lang, mit zwei Schießscharten für zwei 24- und zwei 50pfündige Mörser. Im Monat Mai langte die erste Nachricht in Constantine an, daß die Franzosen Wege bauten, um vorzurücken; im Juni traf die zweite ein, daß sich die französische Armee concentrirt habe. Endlich sahen wir den Feind, wenn ich ihn so nennen darf, auf den Höhen der Stadt aufmarschiren. Doch die Belagerung verdeutlicht am Besten das französische Zeitungsblatt, welches ich in einer deutschen Uebersetzung hier beischließen will.

IV.

Die Eroberung von Constantine.

„Auf nach Constantine! Die Nationalehre gebietet diese Expedition und Frankreich erwartet sie als Sühne für all die Beschimpfungen, mit denen Achmed Bey unsere tapfere Armee, welche in seine Gefangenschaft gerathen ist, behandelt hat." Das war gleichsam unser Feldgeschrei der letzten Wochen. Da-

Digitized by Google

her trat General Damremont vorerſt mit Achmed in Unterhandlung, indem er die Zurückerſtattung der Kriegskoſten verlangte, ſowie, ſich als Frankreichs Vaſall zu bekennen und Tribut zu bezahlen. Als aber der Bey, der wahrſcheinlich auf eine Unterſtützung der Pforte rechnete, ſich hinter unbeſtimmten Antworten verſchanzte, traf unſere Armee Vorbereitung zum Vormarſch auf Constantine. Auf der Straße von Bona entſtanden nun zahlreiche Vorrathsmagazine und auf dem Plateau von Medjez-Amar begann Ende September die Operations-Armee, 13,000 Mann ſtark, ein Lager zu beziehen. Schnell erhob ſich in der öden Ebene eine laubgedeckte Stadt, von geraden Straßen durchſchnitten, und gewährte einen feenhaften Anblick. Der Eifer unſerer Soldaten ließ Nichts zu wünſchen übrig, man verlangte, die Unfälle des vorjährigen Feldzugs durch den Glanz eines großen Erfolges zu bedecken. Endlich ſetzte ſich die Armee in Marſch. Da aber die troſtloſen Ebenen, durch welche wir ziehen mußten, weder Baum noch Strauch zu Wachtfeuern boten, mußte jeder Soldat neben ſeinem ſchweren Gepäck, das aus einer Ration Lebensmittel für 12 Tage, aus 120 Stück Patronen, aus einem Vorrath von Zucker, Salz, Kaffee und aus ſeiner Wäſche beſtand, ohne einen langen Stock zu rechnen, den jeder Mann in der rechten Hand trug, während er mit der linken die Flinte hielt, noch ein kleines Reiſigbündel mit ſich führen. Aber die kriegeriſche Ungeduld unſerer Tapfern bot allen Strapazen freudig Trotz, obgleich man, durch feuchte und immer kälter werdende Luftſchichten hinanſteigend, ſehr hohe Gegenden gewinnen mußte. Auf dem Engpaſſe von Ras-el-Akba begann der Regen. Bald hatten die Wagen Mühe, ſich auf dem durchweichten Terrain weiter zu ſchleppen und man ſah den Generallieutenant Valée, der die Artillerie befehligte, zu Fuß, mit einer Fuhrmannspeitſche in der Hand, die Thiere antreiben. Wohin wir kamen, flohen die Araber, Alles hinter ſich verwüſtend, und von Entfernung zu Entfernung bezeichneten glühende Rauchwirbel die Stätten, wo die nunmehr in Aſche gelegten Strohſchober geſtanden hatten. Am 5. Oktober erreichte unſere vom beſten Geiſte beſeelte Armee den Gipfel eines Hügels, von dem aus wir links ein arabiſches Lager und im Vordergrunde die Ebene von Constantine erblickten. Hier hatten im vergangenen Jahre bei der verunglückten Expedition gegen Achmed die Reihen unſerer Unfälle begonnen. Hier waren mehrere unſerer Kameraden erfroren, hier ſtrömte dieſer Fluß Ued-Akmimim, der durch Regengüſſe angeſchwollen, dem Uebergange des Marſchalls Clauzel ſo verderbliche Hinderniß brachte. Weiterhin breitete ſich das Feld aus, wo man das

Digitized by Google

Convoi hatte im Stich lassen müssen, und welchem daher der Name „Kothlager" geblieben war. Jeder neue Schritt gegen Constantine hin, erweckte eine peinliche Erinnerung. Die Armee ward nun in 4 Brigaden abgetheilt, deren erste vom Herzoge von Nemours, die zweite vom General Trezel, die dritte von dem General Rulliéres, die vierte vom Obristen Combes befehligt wurde. Der Generallieutenant Fleury war Oberbefehlshaber des Geniewesens. Als nun am 6. Oktober 1837 Morgens 9 Uhr die erste Kolonne das Plateau von Mansarah erreichte, empfing sie gewaltiges Geschrei, untermischt mit gellenden Weiberstimmen, und dann eine lebhafte Gewehrsalve. Vom Pulverdampfe berauscht, stürzten aber die Zuaven vorwärts, säuberten die Abhänge der Schlucht, wo zwischen den Aloën 300 türkische Schützen im Hinterhalte lagen, und trieben den Feind in Unordnung nach Constantine zurück. Die Stadt war also erreicht und nun schritt man zu den Belagerungsarbeiten. Da beschlossen wurde, die Stadt von dem Plateau von Kudiak-Aty aus anzugreifen, während drei auf dem Plateau von Mansarah aufgestellte Batterien schweren Kalibers die Kanonen der Angriffsfronte der Länge nach von hinten bestreichen sollten, setzten die 3. und 4. Brigade unter dem Feuer der Stadt über den Rummel und nahmen auf Kudiak-Aty Position, wo sogleich mit unerschütterlichem Muthe die Belagerungsarbeiten begonnen wurden, während die Araber ununterbrochen von den Wällen feuerten, Achmed mit seinen Reitern auf uns losstürmte und Türken und Kabylen brüllend sich auf uns stürzten, aber jedesmal zurückgeworfen wurden. Der Regen ergoß sich dabei in Strömen, die Stege über den Rummel wurden hinweggerissen, und die Erdsäcke, welche die Soldaten einander von Hand zu Hand zureichten, verwandelten sich in einen flüssigen Koth. Der Boden glich ringsumher einem Sumpfe; den Pferden fehlte Heu und Stroh, die Artilleriebespannung empfing nur den dritten Theil ihrer täglichen Gerstenration und die Maulesel nagten vor Hunger an dem Munitionskasten, dazu nun in der Nacht heulende Stürme — es bedurfte der Kühnheit unserer Soldaten, um nicht muthlos zurückzuweichen. Da nun am Morgen des 9. Oktober die Batterien von Mansurah das Feuer eröffneten, aber vergebens die feindlichen Batterien zum Schweigen zu bringen suchten, verlangte die Armee ungestüm, zum Sturme geführt zu werden. Daher wurden die Arbeiten der Breschbatterie wieder aufgenommen und der eisernen Willenskraft unserer Soldaten gelang es, 24- sowie 16-Pfünder auf dem zerwühlten Terrain nach Kudiak-Aty zu schaffen. Da wagten es die Araber'

Digitized by Google

gedeckt von dem durchschnittenen Terrain, bis an unsere Brustwehren kriechend vorzudringen. In demselben Augenblicke aber erschien General Damremont. Er befahl sogleich den Soldaten auf die Brustwehren zu springen. „Mit dem Bajonett!“ riefen die Tapfern und die Araber wurden von Stufe zu Stufe hinabgestürzt und nach Constantine zurückgeworfen. Am 12. waren die Arbeiten vollendet, der langersehnte Sturm konnte beginnen. Auf einmal trat ein junger Muselmann aus den Reihen der französischen Armee hervor und begab sich, in der einen Hand ein Papier, in der andern eine weiße Fahne schwingend, als Parlamentair des Generals Damremont nach der Stadt, um diese vor dem entscheidenden Signale zur Ergebung aufzufordern. An den Mauern Constantinens angelangt, zogen nun die Belagerer den Parlamentair an einem Seile, das sie ihm zugeworfen hatten, den Wall hinauf. Doch Stunde um Stunde verging, der Sendbote kehrte nicht zurück und schon glaubte man, er sei dem Fanatismus der Bevölkerung oder der blutdürstigen Grausamkeit eines Achmed-Bey zum Opfer gefallen, da traf er endlich am folgenden Tage im französischen Lager wieder ein. Und welche Antwort brachte er aus Constantine zurück? „Wenn die Franzosen kein Pulver und kein Brod mehr haben, so werden wir ihnen beides geben. Wir werden unsere Stadt und unsere Häuser auf's Aeußerste vertheidigen. Man wird sich Constantinens nicht eher bemeistern, bevor man seine letzten Vertheidiger nicht erwürgt hat.“

Nun konnte Graf Damremont nicht länger zögern. Von einer kleinen Gruppe Offiziere gefolgt, begab er sich nach Kudiak-Aty. Auf einem dem feindlichen Geschütze sehr bloßgestellten Punkte machte er Halt und fing an, die Bresche zu beobachten. „Nehmen Sie sich in Acht,“ sagte jetzt der General Bulliéres, der ihm entgegen gekommen war, „wir stehen hier auf dem Zielpunkte des Feindes. “„Thut Nichts,“ antwortete Damremont kalt. Kaum hatte er aber dieses Wort gesprochen, als man ihn von einer Kanonenkugel getroffen, rücklings zu Boden stürzen sah. Eine zweite Kugel zerschmetterte dem General Perregaux den Kopf in dem Augenblicke, als er sich über den gefallenen Generalgouverneur hinbeugte, um ihn aufzurichten. Einige Augenblicke später trug man zwei blutige Leichen, mit dem Soldatenmantel bedeckt durch die Reihen der tief erschütterten Soldaten. Als daher Generallieutenant Valée, der nun das Oberkommando übernahm, für morgen den Sturm befahl, da brauste begeisterter Jubelruf über das Plateau dahin. Der Morgen des verhängnißvollen Tages brach an. Es war ein Freitag. Obgleich unter

Digitized by Google

den Arabern der Glaube herrſchte, daß an einem Freitage das Kreuz für alle Zeiten über den Halbmond ſiegen würde, bereiteten ſie ſich dennoch in Conſtantine zum energiſchſten Widerſtande vor. Auch in den Reihen der Franzoſen herrſchte die regſte Thätigkeit und große, ſiegesfreudige Zuverſicht. Galt es doch jetzt, dem verhaßten Feinde Aug im Aug die verdiente Züchtigung zu geben. Die zum Sturm commandirten Truppen ſtanden in drei Kolonnen unter den Befehlen des Obriſtlieutenant Lamoricière, des Obriſten Combes, und des Obriſten Corbin angriffsbereit. Da — um 7 Uhr wirbelten die Trommeln — das Signal war gegeben. Geſchrei, Flintengeknatter, Kanonendonner, Pulverdampf; doch Lamoricière dringt im Sturmſchritt unaufhaltſam vor, der erſte Wall iſt erſtiegen, ſeine Zuaven ſtehen oben auf der Breſche, auf welcher nun der Kapitän Garderens unſere Tricolore unter lautem Siegesjubel aufpflanzt. Während aber rechts und links die Sapeure ſich längs der Mauer einen Weg zu bahnen ſuchen, ſehen ſich unſere tapfern Zuaven plötzlich durch ein Labyrinth von zertrümmerten Häuſern, aus denen ſie mit einem Kugelhagel überſchüttet werden, im Avanciren gehemmt. Doch nur einen Augenblick — und hinein geht es in den glühenden Tod. Da ſauſt es in der Luft, rechts und links, neben und unter den Tapfern — eine Mine iſt geſprengt. Mit furchtbarem Gekrach ſtürzt eine Mauerwand ein und begräbt eine große Zahl der Stürmenden unter ihren Trümmern, während Flammen- und Rauchwirbel ſich rings erheben und unſere Soldaten gleichſam Feuer athmen. Ein ſchneidender, kochender Schmerz verzehrt ſie, ihre Kleider ſind verſengt, ihre Augenlider verbrannt, ewige Finſterniß umgibt dieſe Unglücklichen. Doch — iſt dieſer Anblick auch ein erſchütternder, nicht vermochte er den Heldenmuth unſerer ſtürmenden Krieger auch nur einen Augenblick zu hemmen. Von allen Seiten wogte die Fluth der Stürmenden heran; da wird eine Batterie erobert und die unerſchrockenen türkiſchen Kanoniere liegen nun todt am Fuße ihrer Geſchütze; dort kämpft man von Thor zu Thor, durch die Straßen hindurch die ſo eng ſind, daß ſich die einander gegenüberſtehenden Häuſer oben beinahe berühren. Mit dem Bajonett Alles vor ſich hertreibend, bleiben die Franzoſen überall die unwiderſtehlichſten Sieger, und ſtatt der Roßſchweife Achmeds flattert nun die Tricolore von Zinne zu Zinne. Unter den Trümmern der Gebäude, den Hügeln der Todten und Sterbenden drangen wilde Verwünſchungen, erſticktes Geſchrei hervor. Die entſetzensbleichen Bewohner hatten ſich hinter die Kasauba geflüchtet. Hier ſtürzt der Fels ſenkrecht in die Tiefe und hier drängte

Digitized by Google

die mehr und mehr anſchwellende Menge Weiber, Kinder und Greiſe in den ſchauervollen Abgrund hinunter. Die Stricke, an denen ſich die Kühnſten, um ſich zu retten, hinabzulaſſen ſuchten, zerreißen und ſie liegen zerſchmettert auf dem grauſen Leichenhügel in der Tiefe. — Die Stadt iſt gewonnen. Doch mit welchen Opfern! Der Bataillonschef Serigny und der Geniecapitain Haket waren auf der Breſche gefallen. Unter den Verwundeten zählte man den Obriſten Lamoricière, den Bataillonschef Vilux und Dumas, den Genieoffizier Leblanc, den Kapitain Richepanſe, der Obriſt Combes war tödtlich verwundet. Auf der Breſche von zwei Kugeln in die Bruſt getroffen, trat er dennoch auf den Herzog von Nemours zu, um Bericht über die Lage abzuſtatten. Sein Schritt war ſicher, ſein Geſicht ruhig und doch trug er den Tod in ſeiner Bruſt. Kaum hatte er mit den Worten: „Diejenigen, die nicht tödtlich verwundet ſind, werden ſich dieſes Erfolges zu erfreuen haben!“ ſeine Meldung beendet, als er ſterbend zuſammenbrach. Noch einmal flackerte das erlöſchende Leben auf. „Ich verlange,“ ſagte er zu General Boyer, „von meinem Lande nichts für meine Frau und Kinder, aber ich empfehle ihm die Offiziere meines Regimentes, deren Namen hier . . . . . .“

Vorüber — eine Soldatenlaufbahn war geendet. — — — Und wo war Achmed? Entflohen. Erſt Sieg, Verachtung des Todes und nun Pflege der Verwundeten. Das Khalifa des Bey wurde zum Hospitale eingerichtet und während hier die Aerzte ihr ſchweres Tagewerk begannen, drangen die Soldaten in die Häuſer ein, um die geträumten Schätze — nirgends zu finden. Doch nach und nach kehrte Alles zur Ordnung zurück. Vom Lande kamen Stämme, um ihre Unterwerfung anzukündigen und dann trat die Armee, eine Beſatzung von 2500 Mann unter dem Obriſten Bernelle in Constantine zurücklaſſend, den Rückmarſch nach Bona an. Vive la France!“

Hiemit ſchließt der Artikel. Doch uns bleibt noch dieſes ſauber geſchriebene Heft hier zum Durchleſen übrig. Wahrſcheinlich bringt es uns die nähern Details der Befreiung des armen Wendelin.

Digitized by Google

V.

Befreiung

Ich habe diesem Berichte nur wenig mehr beizufügen. Die Breschbatterien hatten auch unsere Verschanzung demolirt, Stücke unserer Kanonen und Lafetten, von feindlichen Kugeln zerschmettert, flogen in der Luft umher, überall lagen getödtete Kanoniere. Da beschloß ich, mich an Stricken über die Mauer hinabzulassen und zum Feinde überzugehen; aber der Commandant, der mir nicht recht zu trauen schien, blieb beständig in meiner Nähe, so daß ich den günstigen Augenblick zu einer Flucht unbenutzt vorübergehen lassen mußte. Der Kampf wurde mit Erbitterung fortgesetzt. Meine Schießscharte war schon über acht Fuß breit ausgeschossen, nur zwei Araber bedienten noch mein Geschütz, immer heftiger wurde das Feuer der versteckt liegenden Tirailleurs. Die Araber weichen, da zerschmettert mir eine Kugel den Wischer in der Hand — denn ich durfte keinen Augenblick säumen, mich als ein tapferer Vertheidiger Constantinens zu zeigen, indem ein Befehl des Bey angelangt war, mich bei der geringsten Saumseligkeit im Dienste enthaupten zu lassen — ein Holzstück verwundet mich. Ich sinke ohnmächtig zusammen. Als ich aus meiner Betäubung erwache, ist es in der Batterie still und leer, Alles hat sich geflüchtet, nur im Innern der Stadt tobt noch der Kampf. Mit dem Bajonette trieben die Franzosen die Einwohner der Stadt vor sich her. Da die Thore gesperrt waren, und nur ein schmaler Fußsteig über schroff hängende Felsen zur Freiheit führte, so wollten, wie ich später erfuhr, Tausende auf diesem sich flüchten, aber Einer stürzte den Andern in eine Tiefe von 600 Fuß hinunter. Als die Stunden des erbitterten Kampfes vorüber und die Stadt im Besitze der Franzosen war, da eilte die christliche Barmherzigkeit durch die Straßen, um die Verwundeten nach den Hospitälern zu tragen. Auch ich wurde einem Arzte übergeben, der mich nach einigen Wochen mit einem Trupp Reconvalescenten nach Algier entließ. Mit welchem Gefühle der Wonne ich nun das Schiff bestieg, das mich nach Europa zurückführen sollte, kann ich nicht schildern. Aber als die erste Aufregung der Freude sich abzukühlen begann, da stieg vor meiner Seele wieder manch dunkles Bild empor. Werde ich meine Mutter wiedersehen, oder ist sie schon hinübergegangen in's Land der ewigen Ruhe? Werde ich in meiner Heimath noch Freunde finden, oder bin ich dort bereits vergessen, verschollen? Und was soll

Digitized by Google

ich beginnen, um mir eine Existenz zu gründen? Mit halbvollendeten Studien, von denen sich das Erlernte im Laufe der Jahre so ziemlich bis auf Null reducirt hatte, ohne Kenntniß irgend eines Handwerks, ohne Vermögen — ja, was soll ich nun beginnen? Und ich blickte auf meine von schwerer Arbeit gehärteten Hände. Wie? Konnten sie mir nicht als Tagelöhner das tägliche Brod verdienen helfen? War es auch eine schwere, eine armselige Existenz, so schützte sie doch wenigstens vor dem Verhungern. Aber zu solcher Arbeit gehört auch eine so kräftige Gesundheit, wie ich sie früher besaß, die aber in den Jahren des Leidens so zerrüttet worden war, daß mir auch meiner Hände Arbeit keine Aussicht auf Broderwerb geben konnte. „Ja, arbeiten kann ich nicht und zu betteln schäme ich mich!" Ich schauderte bei dem Gedanken, von der Barmherzigkeit Fremder mir vielleicht das Stücklein Brod erbetteln zu müssen, das meinen Hunger stillen sollte. Ich Thor, hatte ich denn in der Schule der Leiden wirklich Nichts gelernt, daß ich so leicht verzagen konnte? Lebte denn nicht über den Sternen da droben noch der alte, gute Gott, der keines seiner Geschöpfe vergißt und für Alle sorgt mit Liebe und Güte?

Es dämmerte bereits, als ich diese Stadt hier erreichte. Was soll ich sagen, was soll ich schildern? Lassen sich diese Gefühle des seligsten Glückes in armselige Worte fassen, als ich die alten, bekannten Straßen dahinschritt, von der Jugend wegen meiner noch halbtürkischen Kleidung verwundert angestaunt, dann den Marktplatz erreichte mit dem Elternhause, aus dessen Unterzimmer mir Licht entgegenschimmerte und sie wieder sah, die Mutter, die Liebe, die Gute, wie sie das schneeweiße Haupt auf ein Buch niedergebeugt hatte, aus dem sie durch die bekannte Brille mit den großen Gläsern wahrscheinlich Gebete ablas — soll ich sie schildern, die Seligkeit des Wiedersehens? „Wie sehr auch die Sonne sein Antlitz verbrannt, das Mutteraug' hat ihn doch gleich erkannt." Ich vermag es nicht! Noch jetzt, wo ich dieses niederschreibe, perlen mir die Thränen in den grauen Bart, wenn ich jener Stunde gedenke. Sie entschädigte mich für die tausend Leidensstunden meines Lebens. Was soll ich nun noch der Schilderung meines Sklavenlebens hinzufügen? Ich fand Beschäftigung in einem Bureau als Schreiber und dadurch zwar geringen, für meine wenigen Bedürfnisse aber ausreichenden Verdienst. So lebte ich still und eingezogen dahin. Am 14. August 1842 nahm mir der liebe Gott das Einzige, was mir das Leben noch versüßte, meine Mutter. Sie starb in meinen Armen und nun würde ich ganz verlassen dastehen, kränkelnd, alternd, wenn nicht

Digitized by Google

der alte, gute Gott dort über den Sternen und die Hoffnung eines baldigen Wiedersehens wäre. Gelobt sei Gott! Gepriesen sei sein heiliger Name!"

Hiermit schloß sein Bericht und nun lasse uns, lieber Leser, die einzelnen Schriftstücke wieder zusammenschnüren. Sie sollen mir ein werthes Vermächtniß bleiben von einem Manne, der sagen konnte mit dem Propheten Isaias: „Gott der Herr wird die Thränen abwischen von jedem Angesichte. Er hat selbst geredet: An dem Tage wird man sagen: siehe, das ist unser Gott, auf ihn harrten wir und er hilft uns!" Und was soll ich noch hinzufügen? Durch eine langwierige Krankheit körperlich gebrochen, konnte Wendelin seinen Berufsgeschäften nicht mehr obliegen. Ein Kreis meiner Bekannten nahm sich daher seiner an, sie sorgten für die nöthige Nahrung und Kleidung, ich für Logis und Heizung und so ist er sanft hinübergeschlummert zu seiner seligen Mutter. „Requiescat in pace!"

Erinnerung an Tegernsee.

Von **Georg Zizlsperger.**

O Tegernsee! Von gutem Klang
Bist du bei den Touristen!
Dir weih'n begeisterten Gesang
Selbst trockene Juristen!
Wie fröhlich eilt' auch ich dir zu —
Und eine Freudenstätte
Wärst sicher mir gewesen du,
Wenn's nicht geregnet hätte!

„Die Sonne spiegelt sich im See,
Der Kahn tanzt auf den Wellen;

Digitized by Google

Man trinkt im Weſternhof Kaffee,
Geht zu den Waſſerfällen:“
So ſchilderte mir Jedermann
Was er da drinnen thäte;
Gewiß, ich hätt' es auch gethan,
Wenn's nicht geregnet hätte!

Und dann die Berge! Gold'ner Schein
Umfloß ſonſt dieſe Höhen;
Sie luden zum Beſuche ein,
Man konnt' nicht widerſtehen!
Man ſah (wie da das Herz gelacht!)
Tief auf den Qualm der Städte;
Ich hätt' es eben ſo gemacht,
Wenn's nicht geregnet hätte!

Gebirg und See und Klang und Duft,
Romantiſch wilde Schluchten;
Die würzig reine Alpenluft
Auf Höhen, oft beſuchten:
Dieß Alles hätt' begeiſtert mich
Zu einem Prachtſonette;
Es wär' entſtanden ſicherlich,
Wenn's nicht geregnet hätte!

Drei Wochen hab' ich dort verweilt
Am reizenden Geſtade;
Wie flüchtig wären ſie enteilt
Auf duft'gem Blumenpfade!
Geſtaltet, wie durch Zauberſchlag,
Hätt' ſich zur Freudenkette
Ein jeder Tag — wenn jeden Tag
Es nicht geregnet hätte!

Digitized by Google

Doch, wer nicht weiß zum böſen Spiel
Ein gut Geſicht zu machen,
Der hat in unſ'rer Zeit nicht viel
Gelegenheit zum Lachen.
Saht Ihr den Regenbogen ſteh'n?
Er machte Alles wette!
Den hätte man ja nicht geſeh'n,
Wenn's nicht geregnet hättel

Im grünen Walde.

Von F. Alfred.

I.

Die Buche.

Soll ich Euch einen meiner erſten und liebſten Freunde nennen? Es iſt der Wald, der grüne, düſtre, wunderſame; der Wald, in dem der Zweig leiſe rauſcht und leiſe die Cicade ſchrillt; der Wald voller Duft und Muſik, wo ſonniggoldne Lichter ſich haſchen und Engel ſtill vorüberhuſchen; der Wald, in dem das ſchüchterne Reh ſich ſorglos im blauen See badet und die huldige Lilie ſich ſacht dem Himmelslicht erſchließt; der Wald, den der Mai in's lichteſte Grün kleidet und den der Herbſt noch mit Duft überhaucht, mit Purpur ſchmückt; der Wald, in dem die Sonne goldener durch die Baumkronen ſcheint und in den der Mond ſilberne Traumfäden ſpinnt. — Schon als Kind ging ich am ſtillen, friedlichen Sonntag immer tiefer in's Grüne, geheimnißvollen Pfaden nach an geheimnißvolle Ziele. Was hat es mich nicht andächtig aus den Wipfeln angeweht, wie labte ich mich nicht am kräftigen Duft der Waldkräuter, wie lauſchte ich nicht dem Geflüſter der Zweige! Machte ich mit den Kameraden Raſt im Walddorf, das mit ſeinen Gaſſen ſo ſonntagsſonnig, ſo feiertagsſtill dalag,

Digitized by Google

heisa! wie klangen da unsere Lieder! Wie stimmten wir fröhlich ein in die ländliche Lustbarkeit!

So bin ich auch heute wieder einmal in den Wald gegangen. Der Tag ist so lieblich, voll Sonnengold und Himmelsbläue, daß es Einen um keinen Preis zu Hause läßt. Wie wandert es sich lustig des Pfades durch die grüne, unschuldige Gotteswelt, welche Herz und Auge anlächelt!

Horch, wie die Lerche aus voller Kehle vom Himmel her schmettert; wilde Röschen duften am Wegesrain, Schmetterlinge flattern um Strauch und Baum und jede Blume hat ihr summend, saugend Bienchen. Wahrlich, der gestern gefallene warme Sommerregen hat sehr wohl gethan! Das fühlte ich erst so recht, als der weite, majestätische Wald sich vor mir aufthat, Gras und Blumen drin kräftiger als sonst dufteten, das Moos um Stamm und Felsen sammetweicher und lichtgrüner lag, der Kukuk heller schrie und der Specht lauter hämmerte. Eichkätzchen sprangen von Zweig zu Zweig und Käfer summten im wonniggoldenen Sonnenschimmer, der durch die dichten Wipfel schien und Gras und Laub in grünes Feuer setzte. Wie träumend ging ich weiter und weiß nicht, wie ich in ein mir bisher unbekanntes Waldthal kam, in dem ein Mühlrad, von silbersprühenden Wellen ganz überstürzt, klapperte und Müllers Esel behaglich weidete. Hinter der Mühle stieg langsam eine von allerlei Bäumen bewachsene Hügelhalde empor. Aus Haselnußbüschen ragten vor Allem eine hohe, dicke Buche, eine mächtige Linde, eine stramme Rothtanne, eine schlanke, bemooste Birke, eine Zitterpappel, eine Esche und zwischen einigen malerischen Weiden stand auch eine Trauerweide. Den Fuß der Halde umfloß das Mühlenbächlein, über das mit traulichem Schatten einige düstere Erlen die Wipfel neigten. Ein Lied für mich hinsummend, stieg ich empor. Die Sonne bereitete sich allmählig vor, unterzugehen; der Abendwind kam und flüsterte in den Zweigen der Bäume; ein Rauschen entstand, das in lindes Säuseln und zuletzt in leises Flüstern überging. Auf ein Mal glaubte ich Stimmen aus dem Gezweig zu vernehmen; es waren die Wipfel der Waldbäume, die sich zu einander neigten und plauderten.

„Mutter der Bäume!“ sprach mit säuselnder Stimme die Birke zur Buche, „warum ist dein starker Freund, der gewaltige Eichbaum, nicht hier? Wohl weiß ich, daß er nur gerne die Gesellschaft seines Gleichen sucht; doch ausnahmsweise hätte wohl Einer unser stilles, gemüthliches Einsiedlerleben theilen können. Er ist wohl zu stolz zu solcher Herablassung.“

Digitized by Google

„„Aber Schwester Birke,““ entgegnete die Buche, „„warum nennst du mich Mutter der Bäume?““

„Freundliche Mutter der Bäume, so nennt der Mensch dich oft, und er muß es wohl wissen, denn er ist weise und klug und unser aller Herr. Gütig wie eine Hausfrau, so bezeichnet er gleichfalls dein Wesen und er hat wiederum Recht, denn tausend Nüsse spendest du dem Häher und dem Eichkätzchen, schüttelst du freundlich im Herbste den fröhlichen Kindern. Hohe und sichere Wohnungen, wahre Prachtpaläste, geziert mit Laubgrün, gibst du dem Finken und Specht. Die Zimmer in Dorf und Stadt erwärmt dein heller Flammenschein am Winter-Abende. Sage nun selbst, kann man mütterlicher thun? Alte, ehrwürdige Mutter Buche, wie begreife ich es, daß schon die alten Deutschen von dir Loszeichen nahmen, den Willen der Gottheit zu ergründen; daß sie nur unter dir an alten Steinen zu Gericht saßen; nur bei dir schwuren sie heilige Eide. Aber, Mutter Buche, du bist älter und verständiger als wir; erzähle uns doch einmal, wie wir hier auf so sonderbare Art zusammenkamen!“

So die Birke. Die Buche gab zur Antwort: „Darüber kann ich euch wenig Aufschluß geben. Ich weiß nur, daß ich zuerst hier gestanden bin und daß ihr so nach und nach neben mir aufgesproßt seid. Friedlich haben wir bisher bei einander gelebt und so wollen wir es halten, bis einer Axt Schlag uns umhaut, oder das Alter uns beugt. Jetzt aber möchte ich euch noch einen Vorschlag machen, den ihr hoffentlich annehmen werdet.“

„Gewiß!“ riefen Alle einstimmig, „wir haben von dir bis jetzt nur Gutes gehört.“ „Nun, so wollen wir für heute die Unterhaltung schließen und morgen Abend fortsetzen. Wir nehmen dann jedes Mal den Stoff von je Einem aus unserer Schaar, das gibt Zeitvertreib für die schönen, lichten Sommerabende. Und Du da drunten,“ sprach sie dann noch zu mir, „darfst auch schon kommen und zuhören, es wird Dir nichts schaden.“

Dann wünschten sich die Bäume fein gute Nacht; es schliefen die Vögel im Gezweig, die Wolken am Himmel und selbst des Mühlenbächleins Wellen gingen sachter, im Mondschein glitzernd, durch's Gras; nur eine Nachtigall schlug süß, drüben aus dem Baumschlag. Ich wünsche Euch Allen ebenfalls gute Nacht und morgen will ich dann weiter erlauschen, was die Bäume sich zu erzählen haben. (Forts. f.)

Digitized by Google

Zur Erinnerung an J. A. Leuffert.

Auswahl aus seinen Sinnsprüchen.

Von **Johannes Frank.**

Ein sich'res Probestück, an dem man allezeit
Die edle Bildung leicht erkennt, ist — Einfachheit.

Nähre den Argwohn nicht, ein Zwerg nur ist er heute,
Aber schon morgen bist Du eines Riesen Beute.

Von Tropfen nach und nach wird ausgehöhlt der Stein,
Und Wahrheit, oft gesagt, wird endlich siegreich sein.

Kein Wort je, was nicht wahr, soll Deine Zunge tragen,
Doch jede Wahrheit nicht zu jeder Stunde sagen.

Willst Du im Herbste einst die reifen Früchte speisen,
So hüte Dich im Lenz die Blüthen abzureißen.

Räthsel aus dem Munde des Volks.

Zusammengestellt von **Johannes Frank.**

Es goht e Jungfirn über'n Rhi,
Sie het e hampfle rothe Wi.
Ohne G'schirr und ohne Glas:
Sind so gut und rathet das!

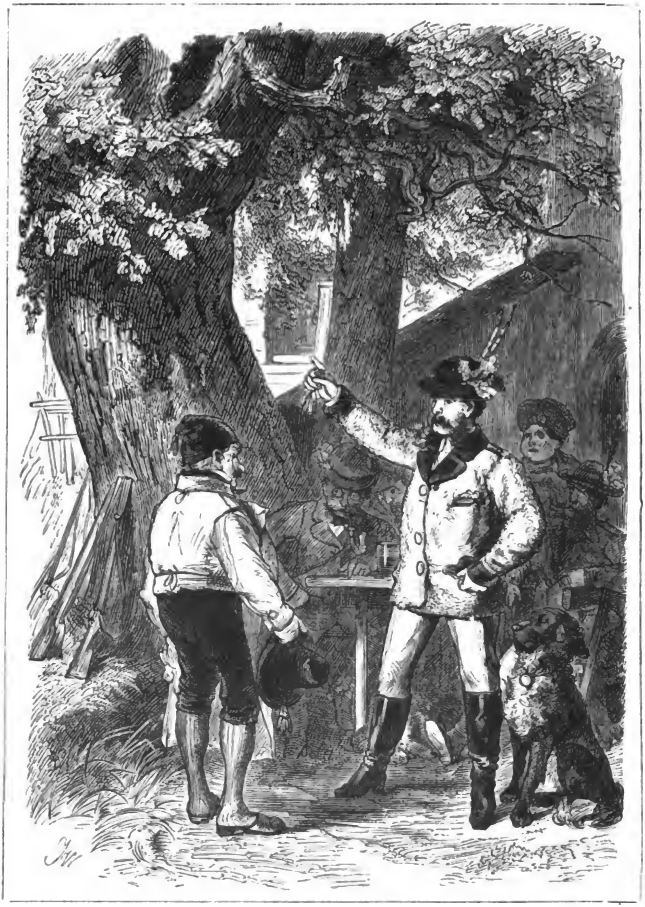
(Aargau.)

Berg uf trib mi nid,
Berg ab rit mi nid,
Ebne Wegs schon mi nid,
Und im Stall vergiß mi nid.

(Aargau.)

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Die Oach vo' Guttenzell.

(Oberbayrisch.)

Von **Franz von Kobell.**

(Mit Bild.)

Bei Guttenzell in an' Wald is amal a' kloa's Wirthshäusl g'standn und nit weit davo' a' prächtigi Oach, a' Baam, wir ma' so groß ninderscht oan g'wißt hat. Auf dera Oach hamm etli' Roaga g'horst' und in Fruajahr und Summerszeit hamm da Finka und Droßln g'schlagn, ganzi Schaar'n, und Nußhecher, Wildtaubn und Oachkatzln hamm da ihnern Handl g'habt und is halt a' Lebn und a' Lustbarkeit auf dera Oach d'robn gwest, daß 's an' jdn g'freut hat, der hi'kemma is. Und so hat aa' die Oach gar bsunders den altn Graf Törring g'freut, dem Guttenzell g'hört hat, und wann er mit seini Herrn in Hirbst g'jagt hat, so is bei dera Oach a' Rast g'haltn worn und hat der Wirth für Eff'n und Trinka g'sorgt. Dees is gar oft g'schegn und hat der Wirth hübsch a Geld ei'gnumma, denn der Graf is a' guata, freigebiger Herr gwest, der All's gern vergnügt um ihn 'rum g'segn hat, er is halt a' g'rechter Cavalier g'west. Jetz' wie die Herrn wieder amal bei so an' Fruastuck kreuzlusti' unter dera Oach beieinanderg'seßn san, hat der Revierjaaga kloani Zweigln davo' abagrissn (d' Jaaga heaßn's Brüch') und hat s' unter d' Schützn verthoalt, weil a' Hirsch g'schossn worn is, wo an' jeder Schütz an' sellan Bruch auf'n Huat steckt. Und wie der Graf sein' Bruch nimmt, hat er g'sagt, daß er 'n vo' dera Oach am liebsin hat, weil's gar so schö' und prächti' is. Na' sagt der Jaaga: Is schad, Herr Graf, mir wern aber des naachst' Jahr nimmer unter dem Baam rast'n, die Oach g'hört 'n Wirth und er wills' niederschlagn lassn und 's Holz verkaffa.

„„Dees waar' ma' nit lieb, hat der Graf gsagt, und soll nit g'schegn, so Gott will" und laßt dem Wirth sag'n, er kaafet ihm die Oach a' und er soll mit sein' Verwalter 'n Handl no' richti' macha, er wur' gwiß guat 'zahlt. Der Wirth hat's aa' versprocha und der Graf hat si' g'freut und gmoant, die Oach wur' jetzt sicher d'erhaltn bleibn. Gmoant hat er's, aber es is dengerscht

---

Oach = Eiche; ninderscht = nirgends; hi'kemma = hingekommen; Hirbst = Herbst; Roaga = Reiher; verthoalt, verthoait = vertheilt; naachst = nächste; verkaffa = verkaufen; wur' = würde.

Digitized by Google

anders ganga. An' Tag d'rauf in aller Frua kimmt a' fremder Menſch daher, ſchaugt ihm die Oach a', fragt wem s' g'hört und ſagt zu'n Wirth, er wollt s' kaaffa. Der Wirth ſagt, er hätts' ſcho' 'n Grafn verkaafft.

„Ja, biſt ſcho' 'zahlt aa'?" fragt der oa'.

„„Dees nit, ſagt der Wirth, werd aber ſcho' wer'n.""

„Da waarſt nit g'ſcheit, ſagt der Frembi, bal' D' es dem Grafn gaabſt, kunnt'ſt a' Weil 'rumbettln müſſn bei'n Verwalter und na' zahlet er ebba, was 's Holz werth waar', aber i' zahl' Dir mehra, verſtand'n, weil i' d' Rind'n extra zahl', denn i' bin a' Gerber und brauch' die Rind'n zu mein' G'ſchäft."

„„Aber was wur' der Graf ſag'n?""

„Mei', laß mi' mit dem Grafn aus, ſei ſelber a' Graf und thua was D' magſt, was hat Di' denn der Graf z' cumma'birn und an den Verwalter z' weiſ'n? Schau da ſan meini blank'n Thaler auf'n Tiſch und ſchad't dem Grafn nix, bal' er inna werd, daß bei an' Handl der der mehrer is, der dees mehrer geit. A ſo is 's! Und ſchau, zu'n Andenka laß i' Dir vo' dem Oachholz aa' no' a' ſchön's Oamerfaß macha." Und ſchwatzt der Menſch da ſo lang in den Wirth 'nei', bis er ihm die Oach verkaafft hat. Sei' Wei' hat freili' g'jammert wie ſe's g'hört hat und hat 'bitt, er ſoll do' dees nit thoa', es waar' nit recht, er ſollt' ſei' Wort haltn und a ſo furt, und wie nach etli' Täg' die Holzknecht kemma ſan zu der Arbet, ſo ſagts' no amal: „O mei' Wirth, dees geit an' Unglück, ſchau es hat ma' heunt Nacht 'traamt, die Oach hätt' ſi' bei'n Fall'n 'klobn und Di' hätt' a' Trumm davo' d'erſchlagn."

Na' is der Wirth wild worn und hat g'ſcholtn, ſie ſoll 'n mit ſelli Dummheitn auslaſſ'n und der Gerber hätt' recht, er wollt' aar amal mit ſein' Sach thoa, wie's ihm taugt und koa' Graf und koa' Menſch hätt' ihm nix ei'z'redn.

Und is die Oach umg'haut wor'n, der Wirth hat ſei' Geld und 's Oamerfaß 'kriegt, 's Holz is verſteigert worn und d' Rindn hat na' der Gerber mit ihm furt.

O mei'! wie 's Fruajahr kemma is und die Fink'n und Droßln und Roaga, ſo hamm ſi' die gar nimmer aus'kennt und is gweſt als wann ſ' die Oach ſuachetn und ſan trauri' umanand g'flogn, weil ſe's nit g'fundn hamm.

---

ebba = etwa; geit = gibt; = Oamerfaß = Eimerfaß; traamt = geträumt.

Digitized by Google

'N Wirth is na' aar a' bißl bang worn, wie's gaang, bal' der Graf kemmat und hat ihm auf allerhand Ausredn bsunna. — Jetz' fahrt er amal um a' Bier auf Guttenzell und will's aus'n gräflinga Bräuhaus holn wie sunst aa'. Aber da hat's g'hoaßn, daß der Befelch kemma is, daß mar ihm koa' Bier mehr gibt, daß vo' den Tag a' koa' Jaaga, Knecht oder sunst wer vo'n Grafn seini Leut bein ihm ei'kehrn derfet, daß ihm der Forstner koa' Straa und koa' Holz mehr verabfolgn soll und daß ihm an' aufg'nummes Kapital von der gräflinga Rentnverwaltung auf'kündt werd.

Da hat der Wirth freili' d' Augn aufgrissn und is mit Fluacha und Scheltn mit sein' laar'n Waagerl wieder abg'fahrn. Und abwarts is 's ganga mit seiner Wirthschaft g'schwindi, g'schwindi', nit zu'n sagn. Jetz hat er a' schlechts Bier um theuers Geld weit her holn müssn und bald hat Niem'd mehr ei'kehrn woll'n, d' Fuhrleut san vorbeig'fahrn, koa' Jaaga, koa' Forstwart is mehr zuawaganga und seini Gläubiger hamm 'n 'drängt, daß er d' Gant vor Augn g'segn hat. Und des armi Wei'!

Und schau! Amal hat er drei Oamer Bier in' Keller abi und des dritt' Faß is desselt vo' der Oach g'west. Jetz wier er dees abithoa will, so kimmt 'm der Zorn, daß die Oach sei' U'glück gwest is und stößt mi'n Fuaß gegn des Faß, daß 's in's Kugln kimmt z'nachst der Kellerstiegn. Da springt er für und will's d'erhebn, 's Faß reißt'n aber nieder auf der Stiegn und raaffit d'rüber 'nüber, daß er an' Schroa 'tho hat und na' staad gwest is wie die Todtn staad san, denn des schwaari Faß hat ihm d'Rippn ei'druckt.

Gel', hat der g'sagt, der ma' die G'schicht verzählt hat, 's Wei' hat do' richti' 'traamt und a so hat 'n 's Trumm vo' derselln Oach d'erschlagn.

Und i' ho' ma' 'denkt: „Hochmüthi' wer'n und sei' Wort nit haltn, taugt nix und bringt in's Unglück."

Straa = Streu; laar'n = leeren; abi = hinunter; raaffit = rumpelt; staad = still; schwaari = schwere.

Digitized by Google

Räthſel.

Frei nach dem Lateiniſchen.

Von **Friedrich Beck.**

Zwei Fürſtinnen — kannſt Du ſie nennen? —
Sie wechſeln jeden Tag die Herrſchermacht;
Die eine läßt ihr gold'ner Schmuck erkennen,
Doch kein Gefolge mehret ihre Pracht.
Im Silberdiadem die and're tritt hervor
Beſcheiden; doch ihr folgt ein glänzend Dienerchor.

Geleitend ſtets der Sonne Licht
Bin ich doch Freund des Glanzes nicht;
Wie mich ihr Aufgang läßt entſteh'n,
Bringt mir den Tod ihr Untergeh'n.
Geboren kaum, ſchon herrſch' ich weit,
Mein Sterben auch mir Größe leiht;
Doch in des Lebens Mitte kaum
Find' ich noch für mein Daſein Raum.

Die Stiefmutter.

Erzählung von **Iſabella Braun.**

VI.

Der Vater wird zornig.

Die feſtlichen Pfingſttage waren vorüber und Alles bewegte ſich wieder im Alltagsgeleiſe; nur mein Gemüth befand ſich noch in einer wunderſamen

Digitized by Google

Festtagsstimmung. Aehnlich, wie damals in meiner Kindesseele, muß es im Erdenschooße zugehen, wenn der erste Frühlingsodem die starre Fessel des Winters sprengt, wenn die Keimlein erwachen, sich regen, strecken und hervor brechen wollen zum Lichte. Auch über meine schlummernde Liebe war ein geistiger Frühlingshauch gezogen, damals, als die Mutter mir das Kreuzchen, begleitet von so milden Worten und Blicken, um den Nacken hing. Ja, damals hatte ich zum erstenmal ihr erwärmendes Auge verspürt. Ich wandelte wie im Traume; die verklärte Mama verschmolz in Eines mit der lebenden; meine Liebe sehnte sich, die Schranke zu durchbrechen; aber die Schüchternheit zog immer wieder die kleinen Arme nieder, welche sich so gerne um ihren Hals geschlungen hätten.

Auf einmal hatte mich ein wahrer Arbeitseifer erfaßt. Kaum war ich aus der Schule heimgekehrt, so saß ich auch schon neben dem Nähtische der Mutter und säumte meine neuen Sacktücher, ihr Geschenk. Wenn ihre Finger den Saum legten, hingen meine Blicke an ihrer weißen, schmalen Hand und ich sehnte mich, die Lippen darauf zu drücken, aber es fehlte mir der Muth, so etwas Ungewöhnliches zu thun. Dann gab ich mir alle Mühe, ihre Stiche nachzuahmen, recht wenig Fäden zu umstechen, recht gleichmäßig zu arbeiten, um ihre Zufriedenheit zu erwerben. Mit wahrer Angst hing ich an ihren Augen, als sie mein kleines Machwerk prüften, mein Herz pochte heftig und ihr freundlicher, lobender Blick jagte mir das Blut in die Wangen. Hierauf begann ich wieder von Neuem.

Die Mutter pflegte bisweilen in einem Buche zu lesen und so saßen wir stumm beisammen. Aber wenn ich verstohlen von meiner Arbeit aufblickte und ihr gesenktes Angesicht betrachtete, erschien es mir wie das Bild der Madonna in der Kirche. Hie und da schlug sie die Augen auf und dann nickte sie mir zu, ihr Mund öffnete sich zu einem Lächeln, zu einem lautlosen Gruße. Dann wogte mein Herz von Entzücken und ich arbeitete mit Eifer, als ob ich mir damit ihre Liebe verdienen müßte.

Bei dieser stillen Beschäftigung tauchten plötzlich ihre fragenden Worte in meiner Erinnerung auf. „Margaretha, liebst Du mich ein wenig, o nur ein klein wenig?“ hatte sie zu mir gesagt und ich war stumm geblieben. O, wenn sie nur noch einmal die gleiche Frage stellen wollte, damit ich ihr antworten könnte: „Mama, Mama, ich liebe Dich! mein ganzes Herz liebt Dich!“ —

Digitized by Google

Aber sie wiederholte die Frage nicht und statt dessen dachte ich beständig: „O, Mama, liebst Du mich denn ein wenig, nur ein klein wenig?"

Es waren glückliche Tage! nun mußte ja endlich die Knospe der Liebesblüthe aufbrechen. Aber wie es in der Natur einen bösen Wetterwinkel gibt, aus welchem der Sturm einherfauſt, einen Umſchlag der Witterung hervorbringt, daß die Blüthen oftmals ersterben, ſo gab es auch in unſerm Hauſe einen Wetterwinkel: Sabinens Zimmer.

Einmal war mein Herz übervoll. Statt mich in die Arme der Mutter zu ſtürzen, legte ich mich an Sabinens Bruſt und rief: „O Sabine, ich liebe meine Mama, ich liebe meine Mama!" und dabei weinte ich in der Ueberfülle der Empfindung.

Ein weißes Schneefeld glitzert im Sonnenblick! aber wirf Dich darauf und ſeine Funken erwärmen Dich nicht! ein kalter Schauer durchrieſelt Dich.

So war es bei dieſer Umarmung.

Die ſtets freundliche Sabine antwortete mit ihrer kalten herzloſen Stimme, welche immer im Gegenſatz zu ihren Worten ſtand:

„Armes Kind! es iſt freilich traurig, eine liebe Mama im Himmel und eine Stiefmutter auf Erden zu haben."

Ich wand mich heftig aus Sabinens Armen. Inſtinktmäßig fühlte ich, daß ſie mich mißverſtehen *wollte* und ſagte mit Eifer:

„Aber ſie iſt eine gute Mutter! ſie ſorgt gleich der ſeligen Mama für uns! Sie iſt ganz anders, als ich befürchtete."

Sabine nickte bedächtig mit dem Kopfe und dann erwiderte ſie langſam und gedehnt:

„Ja, das muß man ihr laſſen; ſie iſt beſtrebt, ihre *Pflicht* zu thun und das iſt nichts Leichtes, wo doch die natürliche *Mutterliebe fehlt*. Fremde Kinder bleiben eben *Stiefkinder*."

Ein Stich fuhr mir durch die Seele bei dieſen Worten, von Sabinen ſo langſam betont. *Pflicht* — nicht *Liebe*? *Stiefmutter*, — *Stiefkinder*? — So war alſo meine Frage gelöſt, ob mich die Mutter *liebe*? — Nein, ſie liebte mich nicht; ſie that nur ihre *Pflicht* an mir! — Vorbei war's mit meiner wunderſamen Feſttagsſtimmung, der Zauber war entſchwunden. Als Richard mich zum Spielen in Hof und Garten aufforderte, ließ ich meine Sacktücher „im Stich."

Freilich hingen meine Augen fortwährend in Bewunderung an der Mutter;

Digitized by Google

aber meine Schüchternheit vermehrte sich nur, denn stets von Neuem klang es vor meinen Ohren: „Sie thut ihre Pflicht, aber wir sind ihr doch fremde Kinder.“

Sabine mochte ihren errungenen Sieg bemerken, denn sie zeigte sich freundlicher, als je, gegen mich. Obwohl ich niemals ein Wort des Tadels gegen die Mutter vernahm, säte sie fortwährend Mißtrauen, sogar, indem sie Lob und Anerkennung aussprach. So sagte sie einmal: „Kein Wunder, daß Euer Papa die selige Mama fast vergessen hat. Man könnte wahrhaftig glauben, Ihr wäret Eurer Stiefmutter leibhafte Kinder! Die beste Art, sich beim Vater einzuschmeicheln.“

O, wie mir dieses letzte Wort die Seele erkältete! — Dennoch drang die Wärme stets von Neuem hinein.

Tage um Tage verschwanden in Frieden und häuslichem Glücke. Ich hatte stündlich Gelegenheit, die Mutter zu bewundern und immer sehnlicher wurde der Wunsch nach ihrer Liebe. Eine Frage beschäftigte mich in meinen Zweifeln ganz besonders, die Frage: ob sie Richard liebe? Die Beiden waren so sehr zärtlich miteinander. Wenn Richard ihre Liebe besaß, obgleich er nur ihr Stiefsohn war, konnte ich eben so gut ihre Liebe gewinnen. Dann lag es nur an mir selbst und dann wollte ich sie gewinnen; dann wollte ich meine Schüchternheit auch überwinden und meine Arme liebkosend um ihren weißen Nacken schlingen, wie Richard that.

Ob sie Richard liebe? Diese Frage fand bälder, als ich gehofft, ihre Lösung. —

Ich war soeben von der Morgenschule nach Hause gekommen und durch das Eßzimmer in mein eigenes, trauliches Stübchen getreten, um mich vom Schulstaub und Tintenfleck zu reinigen, mein offenes Haar zu kämmen, um anständig vor der Mutter zu erscheinen. Eine tiefe Stille herrschte ringsum; durch dieselbe drang das Rascheln der Leinwand, welche die Mutter für unsere neuen Hemden verarbeitete. Bei diesem Zeichen ihrer Anwesenheit blickte ich auf meine immer noch unvollendeten Sacktücher. Da wir viel zu lernen hatten und ich auch noch die Strickschule besuchte, gehörte die „freie Zeit“ ganz zu unserer Verfügung und Erholung. Das Säumen meiner Sacktücher war also mehr eine Unterhaltung für die Regentage, als eine Arbeit. Obwohl nun die Sonne höchst verlockend durch das offene Fenster schien, hatte dieser raschelnde Ton der neuen Leinwand doch etwas noch Verlockenderes für mein im Liebes-

Digitized by Google

keimen begriffenes Herz. Ich nahm mir alsogleich vor, den Sessel recht nahe zur Mutter zu rücken, um unter ihren Augen den Saum zu vollenden. Plötzlich traf jedoch ein anderer Ton mein lauschendes Ohr. Ein leiser, zögernder Schritt bewegte sich durch den Gang, dazwischen vernahm ich ein halbunterdrücktes Weinen und Schluchzen. Ich vermochte die Schritte und das Weinen bis zur Wohnzimmerthüre zu verfolgen. Sogleich trat ich auf den Fußspitzen bis zur Ofennische, welche sich dicht an der Thüre befand und mir war's, als ob die Schmerzenstöne sich in ein bitterliches Weinen auflösten.

Mein Herz pochte in Aufregung. War es Richard? aber zu dieser Stunde befand er sich ja in der lateinischen Lektion. Bevor ich solche Erwägungen weiter verfolgte, schallten durch den steingepflasterten Corridor des Vaters Schritte, nicht im gewöhnlichen Tempo, sondern in Eile und als ob eine innere Heftigkeit sich dem Tritte mittheile. Ich kannte diese schlimmen Zeichen nur allzugut. Unvertilgbar hielt meine Erinnerung einige Scenen fest, wo des Vaters Schritte den Sturm verkündet hatten. Ja, es ist nicht zu läugnen: der liebe, sanfte, gute Papa konnte unbeschreiblich heftig sein. Zwar hielt er diese Heftigkeit mit so festem Zaume, wie der Kutscher die feurigen Rosse; aber wehe! wenn die übermächtigen Verhältnisse den Zaum zerrissen! O, in den gegenwärtigen Tritten schallten andere aus früheren Jahren an mein Ohr und meine Hände preßten sich in ängstlicher Erwartung auf das laut pochende Herz.

Ein lauter Schrei — die Wohnzimmerthüre wurde heftig aufgerissen — ich sah durch die Nischenöffnung den Vater, dessen rechte Hand meines Bruders Arm gepackt hielt und den Widerstrebenden hereinzog, dessen Linke aber ein Schulheft zerknitterte. Papas Gesicht war zorngeröthet, Richards Wangen von Thränen benetzt und angeschwollen. Ich vernahm ein rasches Stuhlrücken, — die Mutter war aufgesprungen und voll Schrecken den Beiden entgegen gegangen. Ich drückte mich an die Wandseite; vor meinen Augen und Ohren spielte nun die folgende Scene, ohne daß ich mit einem Laute oder einer Bewegung meine Anwesenheit verrieth.

„Was ist geschehen?" frug die Mutter mit bebender Stimme. Der Vater athmete tief auf, als ob er nach Athem ringe und rief:

„Der Taugenichts! der Bube! — Habe ich doch gemeint, seine erste Verbannung aus dem elterlichen Hause hätte gefruchtet!"

„O Papa! höre mich nur an!" flehte Richard mit aufgehobenen Händen;

Digitized by Google

doch der Vater fuhr in nur gesteigertem Zornausbruche fort: „Hören? — o, ich habe bereits genug gehört und auch gesehen! Warte, Bürschlein, Du sollst Deinen Vater erst noch kennen lernen! er läßt nicht mit sich spielen."

„Aber was ist denn geschehen?" wiederholte die Mutter und berührte mit sanfter Hand des Vaters Schulter, während sie ihm liebevoll in's Antlitz blickte.

„Was geschehen ist? o, genug, um sich zu schämen, solch einen leichtfertigen Taugenichts zum Sohn zu haben. Ein Tagedieb, der meint, Andere könnten mit ihm die Zeit verschwenden."

„Aber Papa" — flehte Richard.

„Schweige!" rief der Vater und dann hielt er ihm das zerknitterte Heft vor die Augen, indem er mit erkämpfter Ruhe sagte: „Willst Du die Frechheit haben, Angesichts dieser Fehler Dich noch zu vertheidigen? — Nein — es ist colossal! Lernt der Bube seit sechs Monaten und macht Schnitzer, wie ein Anfänger. „Scriba impigerrima!" — Ist denn der Schreiber ein weibliches Wesen, he? — impigerrima, statt mus zu setzen! — Und hier wieder calcarem — den Sporn. Weißt Du noch nicht, daß calcar im Lateinischen nicht männlichen, sondern sächlichen Geschlechtes ist und bei diesem der Accusativ, wie der Nominativ lautet? — Aber was rede ich tauben Ohren! jedes Wort ist eine Verschwendung des Athems."

„O Papa! höre mich an. Ich merke gewiß auf jedes Wort —"

„Er merkt auf jedes Wort! Diese rothen Striche strafen Dich Lügen. Damit beschwichtigst Du mich nicht, Bürschlein. Ich handle nach Grundsätzen. Ein tüchtiger Handwerker ist mir höchst ehrenwerth. Aber wie dieser den Sohn gerne in den eignen Fußstapfen wandeln sieht, wenn ihm nicht besondere Geistesflügel gewachsen sind, so wünsche ich es auch vom meinigen, insoferne es ihm nicht dazu an Begabung gebricht. Und Dummheit habe ich noch nicht an Dir bemerkt. Der Beschränktheit zollt man Mitleid und Nachsicht; die Nachlässigkeit dagegen verdient unsere Verachtung. Fort aus meinen Augen! Fort in's Institut!"

Richard hatte mit steigender Angst zum Vater emporgesehen; er hatte die Hände im stummen Flehen gefaltet; er hatte oftmals die Lippen zur Vertheidigung geregt; nun aber brach er in heftiges Weinen aus und schlang die beiden Arme um den Leib der Mutter, sein Gesicht in den Falten ihres Kleides verbergend. Der Vater schwieg; er ging mit heftigem Schritte das Zimmer

Digitized by Google

entlang. Nach einer Weile neigte sich die Mutter nieder, hob mit beiden Händen Richards Gesicht empor und sagte mit wehmüthigem Tone:

„Was muß ich hören, Richard?“

Nun sah er hilfesuchend in ihre Augen und rief:

„O Mama! ich kann nichts dafür. Ich verstehe den Herrn Pfarrer nicht.“ —

Der Vater, welcher bei diesen Worten herbei getreten war, unterbrach Richard und sagte mit Hohn: „Nicht verstehen! ich habe noch nie bemerkt, daß Du an Taubheit leidest.“

Richard wandte seine Augen nicht mehr von der Mutter und fuhr fort: „Ich getraue mich nicht zu fragen, wenn ich etwas nicht gleich verstanden und begriffen habe. O Mama, er ist so ungeduldig und heftig, wie der Papa, den ich auch fürchte. Er läßt mir nicht Zeit zum Nachdenken, oder zum Fragen. Wenn ich nicht sogleich antworte, tupft er fort und fort mit seinem Bleistift auf die Tischplatte und mir vergeht dabei aus lauter Angst das Denken.“

Wieder unterbrach ihn der Vater mit dem Ausrufe: „Fürchten! den kleinen, sanften Herrn fürchten, und mich auch noch dazu, als ob ich Dir schon einmal den Kopf abgerissen hätte!“

„Und dann schreibe ich, was mir eben einfällt“ — endete Richard seine Vertheidigung, ermuthigt durch das milde Antlitz der Mutter.

Der Vater ging wieder im Zimmer auf und nieder. Sein Zorn war verraucht, nur die Verdrießlichkeit stand noch auf seinem Gesichte geschrieben. Nun blieb er bei den Beiden stehen und sagte:

„Was soll ich denken? — Sind es Ausflüchte? — Ist es Nachlässigkeit? Eines weiß ich. Als mir vorher der Pfarrer Dein Heft brachte, erklärte er auch: seine Geduld sei zu Ende. — Was ist zu thun? was anders, als fort — fort — je bälder, desto besser. Und jetzt geh mir aus den Augen; Du hast mir den Appetit verdorben; dafür mag es Dir in Deinem Zimmer an Suppe und Brod genügen.“

Wieder erwachte des Vaters Heftigkeit, aber doch weit gemäßigter; sie war beinahe in Traurigkeit übergegangen, denn er fügte mit einem Seufzer bei: „Und es war so friedlich und schön bei uns! O Richard, Richard, wie konntest Du mir diesen Kummer machen und unser Aller Glück trüben!“

Da schlang Richard wieder seine Arme um die Mutter und schluchzte: „O Mama, bitte Du für mich beim Papa und beim Pfarrer, daß sie mir

Digitized by Google

verzeihen! Ich will mir alle Mühe geben, ich will" — Er konnte nicht weiter reden, sondern weinte nur bitterlich. Die Mutter neigte sich zu ihm, strich das wirre Haar aus seiner Stirne, drückte einen zärtlichen Kuß darauf und flüsterte:

„Geh auf Dein Zimmer, Richard und bleibe dort, bis ich komme. Geh mein Kind, geh. Bete zum lieben Heiland, daß Alles wieder gut werde."

Richard küßte ihre Hand. Ich sah ihn davon schleichen, während der Vater am Fenster stand und in Gedanken versunken schien. Nun bewegte sich die Mutter langsam dahin, schlang ihren Arm in den seinigen und führte ihn schweigend das Zimmer entlang und so wandelten sie eine Weile auf und nieder. Plötzlich hielt die Mutter inne: sie standen der geöffneten Thüre meines Zimmerchens gegenüber. Ihren Arm losmachend, streckte sie ihm die beiden Hände entgegen, sah ihm flehend, liebevoll in die Augen und hauchte zum erstenmale mit unaussprechlicher Innigkeit das Wort: „Papa!"

Er sah empor — ein Strahl des Verständnisses leuchtete über sein Antlitz. Dann wendete er seinen Blick nach der erwähnten Thüre auf das Bild unserer verstorbenen Mama; die Blicke der Frau an seiner Seite nahmen die gleiche Richtung. Eine Weile schwiegen sie, versunken in Betrachtung. Dann aber sprach die Mutter wieder:

„Papa! laß mir meinen Knaben!" und sie senkte das Haupt auf die Schulter ihres Gatten. Doch nach einer Minute erhob sie es wieder; ihr Gesicht glühte und glänzte vor Mutterliebe, indem sie rief:

„Mein Knabe! Ja, es sind meine Kinder! Am Altare Gottes sind sie mein geworden, Beide. Aber in Liebe, in Zärtlichkeit und Vertrauen hat sich nur das Eine — der Knabe — mir zugewendet, das Andere" —

Die Mutter hielt zögernd inne, der Vater aber frug mit dem Ausdrucke des höchsten Erstaunens: „Margaretha?"

Die Mutter schüttelte das Haupt und erwiderte leise:

„Nein, sie liebt mich nicht!"

Wieder brach meines Vaters Heftigkeit hervor und er rief:

„Dich nicht lieben! die beste, sanfteste, treueste aller Mütter! Dich nicht lieben? sie muß!"

„Muß!?" wiederholte die Mutter und fügte bei: „In der Liebe gilt kein Muß! Liebe läßt sich nicht erzwingen, nicht gebieten, nicht erflehen" —

Digitized by Google

„Aber verdienen“ — schaltete der Vater ein, „und Du hast sie bereits verdient; Du verdienst sie von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag mehr.“

„Ich will sie verdienen!“ sagte die Mutter mit so heiligem Ernste, als ob sie ein Gelöbniß ablege und faltete die Hände. „Ich will sie verdienen mit aller Macht meiner Sorge, meiner treuen Pflichterfüllung. Ob es mir gelingt, weiß Gott! — Aber bei Richard ist's anders: er liebt mich! D'rum laß mir den Knaben! Soll ich denn nur die Pflicht und nicht auch die Liebe besitzen? Soll ich die Stiefmutter — nicht auch die Mama sein?“

„Stiefmutter!“ sagte stirnrunzelnd der Vater. „Dies Wort paßt nimmermehr für Dich, Hedwig.“

„Und doch bin ich Margarethen nur die Stiefmutter. Hast Du je einmal das Wort „Mama“ von ihr vernommen! Doch stille! stille! — Aber laß mir den Knaben, noch eine Weile, noch ein paar Jahre. Erst muß er sich eingenistet haben in meinem Herzen; erst soll er die Kinderheimath ganz kennen lernen, daß er sein Leben lang ihrer in liebender Erinnerung gedenkt. Willst Du ihn jetzt schon verpflanzen in fremden Boden? Die Knaben müssen ohnedem nur zu früh hinaus und entbehren dadurch der Pflege des Gemüthes. Und willst Du Margarethen so bald den Bruder, den einzigen Gespielen nehmen, in dessen Umgange sie ihre Liebesfähigkeit pflegen kann? Nein, schicke Richard nicht fort! Laß ihr den Bruder und laß mir den Sohn!“

Die Mutter flehte mit wahrer Herzensinnigkeit; schwankend in seinem Entschlusse antwortete der Vater:

„Aber wie soll es gehen? Du erkennst doch, wie hochwichtig für die Zukunft seine Vorstudien sind.“

Da sprach sie überredend:

„Er fürchtet sich offenbar vor dem Pfarrer, und ich kann mir es denken, dem eigenthümlich ruhigen, ernsten, gelehrten Manne gegenüber, welcher nicht an solchen Anfangsunterricht gewöhnt ist und wahrscheinlich glaubt, dessen Verständniß sei so leicht, wie ein Kinderspiel. Richard getraut sich offenbar nicht, um eine Erklärung, Verdeutlichung, Wiederholung zu bitten, und so macht er Fehler auf Fehler. Mich aber fürchtet er nicht; mich fragt er um Alles. Ich will ihm helfen, ich will“ —

Lachend unterbrach sie der Vater und rief: „Du willst ihm helfen? Du kannst ja kein Wort Latein! Wie willst Du es also anfangen?“

Digitized by Google

Die Mutter ließ sich nicht aus dem Eifer bringen und entgegnete:

„Lateinisch zu lernen ist keine Hexerei, besonders wenn man französisch, englisch und“ —

„spanisch, russisch, portugiesisch, molukisch, arabisch u s. w. kann,“ — ergänzte scherzend und neckend der Vater.

Die Mutter aber sagte mit warmer Betonung: „Nein! sondern wenn man die Sprache der Liebe kann! Ich werde heute noch die lateinische Grammatik hernehmen, um die Anfangsgründe zu studiren und mein lieber Mann wird mich überhören. O, ich werde Richard sehr bald überholt haben und wir Beide werden Dir Respekt einflößen. Morgigen Tags wandere ich mit Richard zum Pfarrer und sage: „Ich stehe gut für ihn!“ — O Papa! Papa! verzeih unserm Knaben. Sei langmüthig und geduldig! — Ja, geduldig — damit er Vertrauen faßt und nicht zurückscheucht vor seinem besten Freunde. Geduld besitzt eine halbe Allmacht. Sie wird uns stark machen, unsern Kindern gegenüber; sie wird das heilige Band, welches uns umschlingt, festigen.“

Und wieder schweiften ihre Blicke zum Bilde. Auch der Vater blickte lange und innig darauf, als ob er mit der Verklärten rede. Ich sank in meinem Winkel auf die Kniee und flüsterte mit einem Stoßseufzer: „O Mama, laß mir den Bruder!“ Dann schlich ich mich fort zu Richard, der immer noch weinte und meine Thränen mischten sich mit den seinigen.

Nach einer Weile erklang die Eßglocke; wir regten uns jedoch nicht von der Stelle; ich nahm mir vor, mit Richard zu fasten. Bald jedoch trat die Mutter herein mit strahlendem, glücklichem Angesichte, mit elastischem Gange. Sie wusch uns Beiden die verweinten Gesichter und führte uns wie Siegestrophäen von dannen.

Man setzte sich zum Mittagstische. Trotz des Schweigens waltete der Geist der Liebe und Versöhnung in unserer Mitte. Dennoch empfand ich einen wehthuenden Stich im Herzen. Während Papa den armen Richard oftmals ermunternd anblickte, ihm sogar ein gutes Stück vom eignen Teller zuschob, beobachtete er mich, besonders wenn ich der Mutter antwortete mit verfinsterter Miene.

O, ich wußte, warum? Die Mutter hatte mich angeklagt und ein bitterer Tropfen fiel in mein Herz hinunter.

Noch am selben Nachmittage begleitete unsere Mutter den kleinen Lateiner

Digitized by Google

zum zweitenmale in's Pfarrhaus und erwirkte für ihn eine Generalabsolution. Aber welch' ein fester, guter Vorsatz leuchtete auch aus seinen treuherzigen Kinderaugen, als er zurückkehrte, mir zwei kleine Schreibhefte zeigte und dabei sagte:

„Dahinein schreibt der Herr Pfarrer täglich meine Hausaufgabe, damit sich die Mama besser auskennt und dahinein — (Schamröthe zog über sein gutes, ehrliches Gesicht) — dahinein, Grethel, schreibt er täglich meine Fleißnote. Es soll immer nur heißen „vorzüglich." O, ich will es ihm und der Mama und dem Papa vergelten, daß ich ganz von Neuem, von den ersten Anfangsgründen an, beginnen darf."

So plauderte er vertrauensvoll, während ich ihm nur mit halbem Interesse mein Ohr lieh, denn mich bewegten die widerstreitensten Gefühle. Dunkelheit, Unklarheit umgaben mich. Die belauschte Unterredung verwirrte mich ganz und gar. So wenig sie für mein Ohr berechnet war, eben so wenig wurde sie von meinem unreifen Geiste verstanden. Eines aber hatte ich deutlich erfahren: die Mutter liebte meinen Bruder. — Aber mich? — O, wie hatte ich mit stürmisch-pochendem Herzen auf das Eine Wort: „Ich liebe Margaretha" gewartet. Statt dessen vernahm ich nur die Anklage, daß ich sie nicht liebe! Dies galt mir als Zertrümmerung all meiner sehnenden Hoffnung. Warum liebte sie aber Richard und nicht auch mich? Meine Eigenliebe murrte dagegen: ich sei doch auch ein gutes Mädchen, artig, fleißig, gehorsam; ich bekam ja niemals eine Strafe. Solche Fragen beschäftigten mich unablässig, bis sich mein kleines Herz gegen diese eingebildete Ungerechtigkeit förmlich empörte und selbst immer liebloser wurde.

Dann gedachte ich des Mittagessens, des Vaters freundlich vergebender Blicke für Richard, seiner streng forschenden für mich. — Ja, mein Herz war übervoll! Wohin sollte ich mich damit wenden? — Zu Richard? — er verstand nichts davon; er schwelgte im Uebermaß der Liebe von Vater und Mutter und hatte für die Letztere immer nur ein begeistertes Lob. — Plötzlich erfaßte mich der Gedanke und reifte im Augenblicke zum Entschlusse, vor sie hinzutreten, erglühend von Zorn, mit Vorwürfen mein Kindesrecht zu fordern. Ich eilte fort, den Corridor entlang, dem Wohnzimmer zu und fühlte mich von Sabinens Arm aufgehalten.

Die Falle schloß sich — ich war gefangen. Und nun nahm sie mich in „den bösen Wetterwinkel;" dort erzählte ich ihr, was ich erlauscht hatte —

Digitized by Google

freilich nur abgerissene Sätze, daß sie sich selbst „Richards Mama und meine Stiefmutter" nannte, daß ich ein liebloses Herz besäße und von Richard lernen müßte zu lieben und dergleichen mehr in kindischem Un- und Mißverständniß. Sabine sagte mit wenigstens scheinbarer Entrüstung:

„Armes, verfolgtes, zurückgesetztes Kind! so ist es also wahr, was ich längst befürchtete. Du stehst ihr im Wege, sie will Dich aus dem Herzen des Vaters und dann aus dem Hause verdrängen! D'rum schwärzt sie Dich bei ihm an! Armes, verwaistes, verlassenes Kind! Aber so lange ich hier verweile, soll Dir's nicht an einer Mutterliebe fehlen. Ich hab' es Deiner seligen Mama versprochen, als sie kalt und bleich im Sarge lag. — Ja, weine Dich aus an meinem Herzen. Da ist Dein Platz! Laß uns in dieser Stunde einen festen Bund schließen, aber heimlich, sonst trennt man uns, Gretchen, und dann bleibt Dir Niemand mehr. Komme mit Allem zu mir! kümmere Dich nichts mehr um die scheinheilige Stiefmutter, aber gib Acht, wie sie Dich beim Vater verklagt. Ich werde ihm dann zur rechten Zeit die Augen öffnen."

In solcher Weise sprach Sabine mit mir und ich kehrte als ein völlig bethörtes Kind in's Wohnzimmer zurück.

Es war zur Zeit meiner täglichen Klavierstunde. Obwohl ich nicht die mindeste musikalische Anlage besaß, und die Mutter es sehr bald bemerkt hatte, der Unterricht also ohne jeglichen Nutzen blieb, lernte ich mechanisch kleine Stückchen. Heute aber saß die Mutter bereits neben Richard und überwachte seine erste Aufgabe und so unterblieb meine Klavierstunde. O, wie bestärkte dieses mein Gefühl der Zurücksetzung! ich schlich mich fort zu Sabinen und wendete mich auch erbittert von Richard ab.

Nach der vollendeten Aufgabe vertiefte sich die Mutter in die lateinische Grammatik und lernte so eifrig, wie ein Schulmädchen. Als der Vater des Abends in's Wohnzimmer trat, stellte sie sich ihm gegenüber und ließ sich überhören. Diese Schülerin und dieser Lehrmeister waren solch ein komisches, naives, reizendes Bild, daß ich es mitten durch den Nebel, der meine Seele umgab, bewunderte. Richard spitzte die Ohren, um die Mutter auf einem Fehler zu ertappen, des Spaßes halber; aber sein Respekt und sein Vertrauen wuchsen bedeutend, als sie nicht ein einzigesmal mit der Antwort zögerte, eine Unsicherheit zeigte, oder gar einen Fehler machte. Ja — bei ihr konnte er Beistand finden und sichern Rath einholen.

Von diesem Tage an spielte das Lateinische bei uns eine große Rolle in

Digitized by Google

Ernſt und Scherz. Alle Speiſen, alle Geräthſchaften, Gegenſtände erhielten ihre lateiniſchen Namen. Die bisherigen Unterhaltungsbücher verſchwanden vom Arbeitstiſchchen der Mutter, an ihrer Stelle lag die lateiniſche Grammatik und jede freie Stunde wurde zum Lernen benützt. Wenn Richard Abends von der Schule nach Hauſe kam, ging's über die Aufgabe her; die Mutter ſaß, gleich dem eifrigſten Inſtruktor neben ihm. Mußte er etwas auswendig lernen, dann thaten ſie es gemeinſam und wetteiferten förmlich miteinander.

Und ich? — Als die Mutter am folgenden Tage mich zur Klavierſtunde rief, hielt ich mich verſteckt, jedoch in Gehörweite, lauſchend und lauernd. Ich vernahm ihr zweites Rufen — mein Herz pochte freudig, ſehnſüchtig, es war ja nicht ſchlimm, nicht lieblos, nur bethört und verführt. — Ja, beim dritten Rufe wollte ich hervortreten — vielleicht gab es Gelegenheit, ihr die Hand zu küſſen und ſie heimlich um Verzeihung zu bitten; denn ich fühlte mein Unrecht des gegenwärtigen Augenblicks. O, wie peinlich ich horchte! Vergebens! kein dritter Ruf ließ ſich vernehmen. Als ich nach einer Viertelſtunde in's Wohnzimmer trat, hämmerte mein Herz im Gefühle der Zurückſetzung: Mutter und Richard ſaßen wieder lernend beiſammen in meiner Stube. „Ja" — hämmerte es fort und fort — „ſie iſt ſeine Mama und meine Stiefmutter!"

Am nächſten Tage ertönte kein Ruf zur Klavierſtunde; ich erſchien aber auch nicht freiwillig. Beim Abendeſſen ſagte jedoch die Mutter: „Wo biſt Du denn heute wieder geſteckt, Gretchen? Es ſcheint, Du haſt keine Luſt mehr zur Muſik?" — Dann ſummſte ſie die Melodie unſers Stückchens: „nur langſam voran, nur langſam voran, daß der öſterreichiſche Landſturm nachkommen kann."

Ich verſtand es ſehr gut, was ſie mit dieſem „langſam voran" meinte; doch ſie machte es noch klarer, indem ſie beiſetzte: „Ich verüble es Dir nicht, Gretchen, denn es fehlt Dir alles muſikaliſche Gehör. Wir wollen alſo lieber die Klavierſtunde aufgeben und die Zeit nützlicher verwenden."

Aber ich bin dem erſten Abende nach jener erlauſchten Scene vorausgeeilt und muß wieder zu ihm zurückkehren.

Schon beim Mittageſſen hatte des Vaters Blick forſchend auf mir geruht. Oftmals ſenkte ich vor dieſen prüfenden Augen die meinigen. Dinge, welche ihm bisher nicht aufgefallen waren, z. B. daß nach dem Eſſen ich es beim üblichen Handkuß bewenden ließ, während Richard die Arme um den

Digitized by Google

Nacken der Mutter schlang, sie liebkoste, küßte, und das gute „Mamaessen", wie er eine Lieblingsspeise nannte, — lobte, — entgingen nicht ferner seiner Beachtung. — Nach dem Abendessen entwickelte sich zwischen Richard und mir ein harmloser Wortwechsel und mein Bruder rief: „Die Mama soll entscheiden!" — Ich gerieth bei diesen Worten in Zorn und erwiderte mit spitzer Zunge: „O, ich weiß im Voraus, daß die Mutter Dir Recht gibt."

Nun sagte der Vater kopfschüttelnd: „Was hör ich da? — Mama — Mutter? — warum, diese verschiedenen Benennungen, Margaretha?"

Ich gewahrte mit raschem Blicke, daß die Mutter ihr Angesicht mit der Hand bedeckte und ihre Brust sich im tiefen Athemzuge hob. Da summsten wie Wespen alle bösen Worte meiner Verführerin vor den bethörten Ohren; ich wandte mich ab und sagte wie ehemals: „Meine Mama ist im Himmel!"

Eine lautlose Stille herrschte nach diesen Worten in der Stube. Endlich erhob sich der Vater und sprach: „Laßt uns schlafen gehen." Wie gewöhnlich seit nun nahezu sieben Monaten trat Richard zur Mutter, um sich segnen zu lassen und ich zum Vater. Es war ihm diese Vertheilung niemals aufgefallen, heute aber sah er mich finster an und sagte nur: „Gute Nacht, Margaretha!" dann wendete er sich von mir, nahm das Licht und verließ das Zimmer.

Ich blickte ihm verwirrt, geängstigt nach; aber ich hatte ihn gar wohl verstanden, ich hatte seinen Blick begleitet, der mich zum „Gntenachtsegen" an die Mutter wies. — Doch die Gnade war von mir gewichen; statt um diesen Segen zu bitten, hauchte ich nur „gute Nacht" und ging an diesem und an jedem künftigen Abende ungesegnet in mein Schlafzimmer zu Sabinen. Dort rief ich: „Segne mich Du, Sabine!" und so tauschte ich den Scheinsegen für den wirklichen.

Das Leben der Kindheit ist nicht unähnlich dem Wandern durch einen unbekannten, von vielen Pfaden durchkreuzten Wald: jede Abweichung vom rechten Wege führt nur tiefer in die Irrniß. Wo ist das Ende? Gähnt nicht vor ihm ein Sumpf oder ein Abgrund? Lauern nicht Räuber im Hinterhalt, nicht die Gefahren des Verschmachtens? O schöner lieblicher Wald mit all deinem Vogelsang, deinen Blumen und Gräsern, deinen Thieren und Quellen, wie öde bist du dem armen Verirrten!

Ja, ich hatte mich verirrt! auch für mich gab es keine Freude der Kindheit mehr; es war vorbei, vorbei mit allem Glücke. Auch ich gerieth

Digitized by Google

immer tiefer in die Irrniß und fühlte mich namenlos öde und verlassen. Indem ich meine Stiefmutter vermied, so viel ich vermochte, sah ich mich auch von Richard mehr und mehr losgetrennt. Oftmals streckte jene zarte weiße Hand sich nach mir aus, oftmals traf mich ein wehmüthiger, fast flehender Blick aus jenen braunen freundlichen Augen, oftmals mahnte des Vaters Stirnrunzeln: — ich aber wandte mich störrisch ab und flüchtete mich zu Sabinen, ihr Alles gemäß unserer Verabredung treulich berichtend. Noch jetzt staune ich, welche Auslegungen sie für die einfachsten, zärtlichsten Worte, die besten Handlungen meiner Mutter bereit hielt. Alles wurde mißdeutet, und wenn mein zur Bewunderung und Gerechtigkeit warm geneigtes Herz aufloderte, wenn der frühere Zauber von „Tante Hedwigs" Liebreiz sich geltend machen wollte, wenn des Himmels Blau und der Sonne Glanz durch den Wald auf den rechten Pfad leuchteten — dann breitete ihr böses Gemüth die Finsterniß über meine junge Seele.

Ich will rasch über diese böse Zeit, über ein ganzes Jahr hinweg gehen. Ja es war „eine böse Zeit," aber nur in so ferne es meinen Herzenszustand, meine Verkehrtheit und Verstecktheit betraf. Sonst war es, wenn ich klaren Auges sie überblicke, vielmehr eine schöne Zeit voll heller Freudenlichter. Durch meine Erinnerungen leuchten die oftmaligen Besuche auf Schloß Eisenburg, der Verkehr mit manchen Kindern benachbarter Familien, das Christfest, zuerst im Kreise der lieben Verwandten, dann am nächsten Tage wie ehedem zu Hause in der schönen Wohnstube, unter den von Glück strahlenden Gesichtern des Gesindes und der armen Ortskinder; die gemüthlichen Winterabende, an denen Papa und Mama abwechselnd vorlasen; der neu erwachende Frühling, der erste Jahrestag von Vaters zweiter Vermählung; der Sommer mit seinen Spaziergängen und Fahrten; manches gastliche Fest in unserem Hause.

All dieses brachte Freude genug, aber ich genoß sie nicht mit unschuldigem Gemüthe. O, daß der weihnächtliche Engelsgesang „Gottes Wohlgefallen den Menschen, die eines guten Willens sind!" auch mein Herz offen gefunden hätte! —

Digitized by Google

VII.

Stürmiſche Wellen.

Ja, es nahte wieder das theure, liebe Weihnachtsfeſt.

Die Mutter war damals vielfach von uns abgezogen. Das Herrichten der Winterkleidung, die Geheimniſſe des Chriſtbaumes, nahmen ſie völlig in Beſchlag. Es walteten Geheimniſſe über Geheimniſſe, welche jedoch meinem Späherblicke nicht ganz entgingen, mich aber um ſo mehr reizten, als ſelbſt Sabine auf meine Fragen nur mit einem ſeltſamen Geſichtsausdrucke, den ich mir nicht erklären konnte, antwortete. Die Mutter arbeitete heimlich an niedlichem Puppenzeuge, aber für eine ſehr große Puppe. — Auf dieſe Weiſe genoſſen wir ungewöhnlich viel Freiheit, der Lohn für Richards gute Noten, welche höchſtens zwiſchen 0 und 1 ſchwankten. Er hatte dadurch ſo großes Vertrauen der Eltern erworben, daß er gewöhnlich ſein Buch nur mehr am Schluß der Woche vorzeigte. Dieſer Wochenſchluß war eben um einen Tag früher. St. Nikolaus fiel auf Sonnabend; wir ſollten dieſen und den folgenden Tag mit der Mutter auf Schloß Eiſenburg zubringen, eine Freude der wir mit Spannung entgegenſahen.

Als ich von der Nachmittagsſchule heimkehrte, traf ich die Mutter in Vorbeitungen zu dem morgigen Beſuche, indem ſie ein kleines Handkofferchen packte. Ich ſtellte mich an's Fenſter und blickte in den Hof hinab, wo eben Müllers Lorenz mit einem leeren Sacke neben dem Kutſcher ſtand und nach kurzem Plaudern davon ſchlenderte. Um die Zeit bis zu Richards Heimkehr von der Lateinſtunde auszufüllen, las ich in meiner „Roſa von Tannenburg", blickte aber dazwiſchen immer wieder in den Hof. Endlich, wohl eine Viertelſtunde ſpäter als gewöhnlich, erſchien Richard, aber mit ſo zögerndem Gange, daß ich heftig an die Fenſterſcheiben klopfte. Er nickte mir verdrießlich zu und trat bald darauf in das Wohnzimmer, die Mütze ärgerlich auf die Seite legend. — Die Mutter war zu ſehr in's Packen vertieft, um dieſe mißlichen Zeichen zu bemerken. Sie zog den Riemen, der die Gegenſtände zuſammenhielt, feſt und ſagte: „So, nun iſt's geſchehen." Dann wollte ſie eben den Deckel ſchließen, als ſie daſelbſt die angebrachte Ledermappe für Schreibereien bemerkte. „Richard, gib mir Dein Notenheft, ich will's dahinein legen. Der Onkel ſoll meinen fleißigen Lateiner ein wenig loben und ermuntern."

Digitized by Google

Sie blickte ihm mit ihrer ganzen sonnigen Freundlichkeit in die Augen, rief aber bei seinem Anblicke erschrocken:

„Was ist geschehen, Richard?"

Dieser wendete sich halb zur Seite, um seine Verlegenheit zu verbergen und stotterte mehr, als er sprach:

„O Mama, gerade kein Unglück, aber doch etwas recht Aergerliches," und wieder zögerte er.

„Sag es, Richard, ängstige mich nicht!" drängte die Mutter und er begann:

„Du weißt, Mama, Müllers Lorenz ist Ministrant beim Pfarrer, ich treffe ihn oftmals dort und wir gehen bisweilen zusammen nach Hause. Der Lorenz ist ein ganz guter Knabe, sonst dürfte er nicht ministriren."

„Weiter! weiter! Du spannst mich auf die Folter," drängte die Mutter, und Richard erzählte nun rascher mit erglühenden Wangen:

„Ich begleitete ihn heute ein Stück Weges den Mühlbach entlang, wo er die Reusen eingelegt hat; Du weißt Mama, die geflochtenen Weidenkörbe zum Fischfang; Du weißt Mama" —

„Und Lorenz ist dabei in's Wasser gestürzt?" rief die Mutter erbleichend.

„Nein, nur mein Notenheft ist hineingefallen, Mama! Fort ist's tanzend auf den kleinen Wellen!" lachte er in erzwungener Weise, während aus der Brust der geängstigten Frau der Ruf sich löste: „Gottlob nur das Heft!" — dann fügte sie frei aufathmend bei: „Wie Du mich erschreckt hast, Richard! Ich muß mich niedersetzen. Aber es ist doch ärgerlich, daß wir es dem Onkel nicht zeigen können, gerade morgen, beim Nikolausabende."

Darauf sagte Richard mit erregter Lebhaftigkeit: „Nun, dafür soll es meinen Ruhm in Constantinopel verkünden, wohin es auf der Donau schiffen mag."

In diesem Augenblicke trat unser Vater in's Wohnzimmer und die Erzählung begann mit etwas ausgeschmückter Weitläufigkeit von Neuem, während ich, wie im Traume befangen zuhorchte und dachte: „Wie konnte Lorenz ihn begleiten? wie konnte er im Pfarrhause sein? ich sah ihn ja vor Kurzem aus dem Hofe gehen." Ganz verwirrt von diesen sich widerstreitenden Thatsachen trat ich an's Fenster, als ob ich nach Lorenz ausspähen wollte und ein Schrei entrang sich meinem Munde. In den Hof trat, wie gerufen — Lorenz —

Digitized by Google

nicht mit dem vollen, oder leeren Mehlsacke, sondern mit einem Büchlein in der Hand. Als er mich gewahrte, hob er's triumphirend in die Höhe und eilte in's Haus.

Ich lief zur Thüre; schon tönten die Schritte des Knaben an mein Ohr; ich öffnete und da stand nun Lorenz mit dem strahlenden Ausdrucke eines glücklichen Finders, — da stand er vor der Gruppe, welche sich ihm erwartungsvoll zuwandte und hielt das Büchlein in die Höhe.

„Das Notenheft!" rief die Mutter freudig.

„Wie kommst Du dazu?" frug der Vater.

Ich näherte mich voll Verwunderung und Neugierde, sperrte Augen und Ohren auf, denn Richard wurde bald roth, bald bleich; er stand da, das leibhafte Bild der Verlegenheit, Verwirrung, Angst und Scham; er blickte mit verhaltenem Athem auf Lorenz, als dieser lachend erwiderte:

„Gefangen! statt eines Fisches in meinen Reusen gefangen!"

„Erzähle!" gebot der Vater und Lorenz berichtete mit allem Eifer:

„Beim Heimweg vom Herrschaftshaus" —

„Vom Pfarrhofe, willst Du sagen" — unterbrach ihn die Mutter. Er ließ sich jedoch nicht verbessern, sondern schüttelte den Kopf und rief:

„Nein, von hier; fragen Sie nur die Mamsell Sabine, welche mein Mehlsäcklein vorhin ausleerte."

Der Vater wiederholte die Worte des Knaben:

„Also beim Heimwege vom Herrschaftshause" —

„bin ich am Mühlbach hinab gegangen, um nach meinen Reusen, die ich den Hechten stellte, zu sehen und an der Wandseite des Korbes ist dieser Fisch da gehangen."

„Warst Du Nachmittags nicht im Pfarrhofe?" forschte der Vater.

„Begleitetest Du Richard nicht nach der Lateinstunde?" frug in sichtbarer Spannung die Mutter.

Lorenz blickte verwundert von dem Einen zum Andern; ich öffnete bereits die Lippen, um Zeugniß zu geben; aber Richards peinliche Angst schloß mir den Mund. Endlich sagte Lorenz:

„Heute Morgens war ich im Pfarrhofe und gestern Nachmittag bin ich mit Richard von dort weg an den Bach gegangen. Aber wie hätt' ich heut' dort sein können, wo ich doch" —

„hier warst" — ergänzte der Vater mit zustimmendem Kopfnicken. Dann

Digitized by Google

fügte er bei: „Schon gut; ich danke Dir Lorenz,“ und nahm aus dessen Hand das nasse Büchlein. Hierauf wandte er sich an Richard und sagte in etwas scharfem Tone: „Warum dankst Du nicht auch?“

Dieser kehrte sich jedoch ab und verbarg sein dunkelgeröthetes Gesicht an der Wand, während Lorenz sich viel langsamer, als er gekommen, entfernte. Er war Richards bester Kamerad und mochte etwas Anderes, als verdrießliche Mienen erwartet haben.

Kaum hatte sich die Thüre wieder geschlossen, als der Vater mühsam das kleine Büchlein aus dem nassen Futterale zog und es öffnete. Ueber Richards Antlitz flog ein Schimmer der Hoffnung, aber sogleich verschwand sie wieder, als der Vater sagte: „Sieh da! kaum feucht! ein gutes, festes Futteral.“ Nun blätterte er bis zur letzt beschriebenen Seite, las, blätterte rückwärts schaute vom Büchlein auf Richard, der mit gesenkten Blicken vor ihm stand und las vor sich hin sprechend:

Montag: nachlässig.

Dienstag: zerstreut.

Mittwoch: 10 Fehler.

Donnerstag: unaufmerksam.

Freitag: tadelnswerth; verdient Strafe.

Während Ablesung dieses Wochenberichtes hingen der Mutter Augen mit wahrem Schmerze an Richard. Dann kehrten sie sich ängstlich, als ob sie einen Zornesausbruch fürchte, zu unserm Vater. Dieser aber blieb völlig ruhig, legte das Büchlein weg und sagte mit umwölkter Stirne:

„O Richard, so weit bist Du gekommen! Deine Trägheit suchst Du mit Hinterlist und Lüge zu verbergen! und dies Deiner Mama zum Lohne für all ihre aufopfernde Mühe. Doch, hast Du etwas zu Deiner Entschuldigung zu sagen? Rede frei und offen!“

Richard war wie vernichtet von der Ruhe und der Güte des Vaters. Er sank auf die Kniee vor ihm und rief:

„Nein! nein! — ich habe keine Entschuldigung! O Papa, bestrafe mich! etwas anderes verdiene ich nicht, nur verzeih mir wieder und bitte für mich bei der Mama. Ich war die ganze Woche mit meinen Gedanken bei unserer Spazierfahrt und dachte mir den Nikolausspaß aus, und dann — dann wußte ich mir nicht anders zu helfen.“

Der Vater schwieg eine Weile. In seinem Gesichte waltete der Kampf,

Digitized by Google

mit welchem er seiner Heftigkeit Herr wurde. Dann sprach er fest und ruhig: „Richard, ich bin von Schmerz erfüllt durch Dein Betragen. Ich kann jetzt nicht mit Dir sprechen; ich mag Dich jetzt nicht vor Augen haben. Entferne Dich! — geh auf Dein Zimmer; dort bleibe!“

Richard erhob sich von seinen Knien; er küßte in tiefster Zerknirschung des Vaters Hand; dann wandte er sich zur Mutter, welche im Lehnstuhle saß und ihr Angesicht verbergend zur Seite neigte. Kein Laut kam aus ihrem Munde. Er faßte ihre linke, herabhängende Hand, um sie zu küssen, da hob ein Seufzer ihre Brust und große Thränen perlten über ihre Wangen; aber sie regte sich nicht, als Richard das Zimmer verließ. Ich wollte dem armen Bruder folgen. Der Vater sagte jedoch zu mir: „Laß ihn allein; er soll in der Einsamkeit nachdenken. Du aber geh zu Sabinen. Die arme Mama bedarf der Ruhe.“

Ich gehorchte. Diesesmal schwieg ich von dem ganzen Vorfalle. Der Mutter Kummer that mir im Herzen wehe, sie hatte es nicht um Richard verdient.

Es folgte ein trauriger Abend. Der Vater war zu Richard gegangen und hatte ihm angekündigt, daß er von der morgigen Fahrt zurückbleiben, den Pfarrer um Verzeihung bitten, Alles offen bekennen und seinen Fehler wieder gut machen müsse. Der nächste Tag sei für ihn ein Tag der Buße, ohne jegliches Vergnügen.

Auch zu mir kam der Vater und stellte mir frei, ob ich „die Mama“ — wie er sie stets nannte, begleiten, oder auch zurückbleiben wolle. Ich wählte das letztere und er sagte: „Ja, es mag besser sein!“

Am nächsten Morgen standen Richard und ich zögernd im Frühstückszimmer. Würden wir die Mutter vor ihrer Abfahrt wohl noch sehen? Selbst ich sehnte mich darnach. — Ja, sie kam, völlig angekleidet zur Fahrt, doch das Stubenmädchen trug nur die Reisedecke, nicht zugleich das Handkofferchen. Sie küßte uns Beide zum Abschied und sagte noch eigens zu Richard: „Auf besseres Wiedersehen.“ Der Vater geleitete sie bis zum Wagen, sah ihr noch lange nach und sagte dann zu uns: „Jetzt an die Arbeit.“

Wir machten uns zur Schule zurecht, wanderten gemeinsam dahin, aber schweigend, traurig; selbst mir war's, als ob Verlassenheit und Oede auf uns laste. Als zuerst ich allein von der Schule heimkehrte, erschien mir die Wohnstube wie ausgestorben und gemahnte mich an die Zeit vor dem Einzuge der

Digitized by Google

Stiefmutter; aber mein Herz ſchlug davon keineswegs erleichtert. Wie damals fröſtelte es mich wieder; ich trat zum Ofen und ſtreckte meine Hände aus, um ihn zu befühlen, zog ſie jedoch gleich wieder zurück, die Winterſonne lächelte mich an und dennoch fröſtelte mich wieder. Ich ging in mein Kabinetchen; auch dort fand ich keine traute Gemüthlichkeit; die um mich herrſchende Todtenſtille verjagte mich von einem Zimmer in's andere und ſo irrte ich heimathlos umher, vermied aber inſtinktartig den „böſen Wetterwinkel."

Endlich kehrte Richard zurück, ſehr verſchwollen und geröthet im Geſicht, ganz ſchweigend, gedankenvoll. Jedes ſetzte ſich in ein anderes Winkelchen und las, bis die Eßglocke ertönte.

Der Vater brachte zum Mittageſſen einen Stoß Zeitungen und las mehr, als er aß. Gleich nach der letzten Speiſe zog er ſeine Uhr aus der Weſtentaſche, blickte gedankenvoll darauf und ging von dannen.

Und nun war der lange langweilige, ſonſt ſo vergnügliche, heißerſehnte Samſtag Nachmittag angebrochen. Wenn es nur kein Vakanztag geweſen wäre! Was ſollte ich mit der Zeit anfangen? Ich hatte ja nicht, gleich Richard, eine Strafarbeit zu fertigen. Dieſer ging voll Eifer darüber her, als ob er die Verſäumniſſe der ganzen Woche in einigen Stunden gut machen wollte und als ich nach einer Weile ihn aufſuchte, ſah er ganz erheitert aus und rief: „Störe mich nicht, Gretchen! Sobald ich fertig bin, komme ich zu Dir, damit Du mich überhörſt."

Ich ging alſo wieder und holte meine Näherei hervor. Damit begab ich mich in's Wohnzimmer und ſetzte mich an das Nähtiſchlein der Mutter, genau auf ihren Platz. Aber der Saum des Sacktuches war nicht gelegt, es fehlten die ſchlanken, feinen Finger, ihn zu biegen und zu ſtreichen. Ich ſah im Geiſte dieſe Finger mit dem Goldreife, welcher die „Tante Hedwig" zu unſerer Mutter gemacht und er leuchtete förmlich in meine Phantaſie hinein.

Mein Saum wollte nicht gleichmäßig werden, und ich ließ das Sacktuch in den Schooß fallen, indem ich ſeufzte. Da hörte ich in Erinnerung einen andern, tiefen Seufzer und blickte auf den Lehnſtuhl, wo geſtern die Mutter ſo ſtumm und traurig geſeſſen; ich ſah im Geiſte ſchwere Tropfen über ihre blühenden Wangen gleiten. Wer war Schuld an dieſer Traurigkeit? wer anders, als wir? — Seltſam! warum flüſterte mein Herz ſo vorwurfsvoll dies „wir," und nicht „Richard?"

Es überkam mich eine ſchwere Traurigkeit. Die arme, arme Mutter! Das

Digitized by Google

hatte sie freilich nicht um uns verdient. Dort lag die lateinische Grammatik, in welcher sie emsig zu studiren pflegte, und dort stand der Flickkorb! o, mit wie viel zerrissenen Gegenständen von mir!

Aber ich sah in Gedanken nicht allein die schmerzbewegte Mutter, ich sah auch neben ihr den Vater stehen, nicht zornig, nicht heftig, wie ehedem, nur traurig und mir fielen ihre Worte, welche ich vor einem Jahre erlauscht hatte, ein: „Sei langmüthig und geduldig. Geduld besitzt eine halbe Allmacht." — Und nun war er geduldig. Hatte sie diese Umwandlung vollbracht? —

Wieder begann ich an meinem Saum zu streichen und als der Sonnenstrahl blinkend darauf fiel, wandte ich mein Gesicht zum Fenster. Da erblickte ich auf der Gasse einen Handwerksburschen; seine Augen trafen mich flehend, indem er den Hut abzog. Da faßte ich unwillkürlich an die Schnur meines Kreuzchens; ich gab dem Burschen ein Zeichen, zur Hausthür zu kommen und sprang ihm entgegen. Auf unserer großen Uhr lagen Kupfermünzen; aber ich ging zu meiner Commode, wo in einem Schächtelchen sich aufgesparte neue Kreuzer „Lohn des Fleißes" befanden, zählte ein halbes Dutzend davon und brachte sie freudestrahlend dem armen Handwerksburschen; dann kehrte ich befriedigter auf mein Plätzchen zurück.

Eine Weile that ich nichts. Es war heute über mich ein gar seltsames Denken und Fühlen gekommen. — Wenn nun das mein Plätzchen wäre? wenn es für mich keine Stiefmutter gäbe? — Ich schrack zusammen; ein Stich fuhr mir durch's Herz. Es war verabredet, daß sie zwei Tage in Eisenburg bleiben solle. Meine Gedanken schweiften über den öden Nachmittag zum langen Winterabende; man zündete jetzt schon um fünf Uhr die Lampe an. Vater und Mutter pflegten uns stets einige Kapitel vorzulesen; wir hatten vor Kurzem „den Weihnachtsabend" von Christoph Schmid begonnen. Vorgestern hatten wir uns schon auf die Fortsetzung gefreut und nun mußten wir so lange warten. Ich hörte wieder den rührenden Anfang, wie der arme, verwaiste Anton durch den Wald irrte und Aufnahme im Försterhause fand. Wie gefühlvoll klang doch der Mutter Stimme beim Lesen und erst das Weihnachtslied, welches sie singend einschaltete. — Wenn die Mutter nicht mehr vorläse, wenn Sabine statt ihrer dort am Tische das Buch in der harten, knöchernen Hand hielte! ich vernahm deren unbiegsame, schnarrende Stimme — in meinen Gedanken entriß ich ihr hastig das Buch; ich konnte es nicht hören.

Digitized by Google

Meine aufgeregten Phantasien wurden durch Richards Eintritt unterbrochen. Er sagte innig schmeichelnd: „Bitte, Gretchen, überhöre mich; nimm's aber recht genau; laß keinen Fehler durchschlüpfen."

Ich nahm das Buch und ahmte unwillkürlich die Mutter nach. Oft genug hatte ich sie beobachtet, wie sie ihm, wenn er stockte, mit einem Blicke nachhalf. Nun war ich recht froh, auch etwas vom Lateinischen zu verstehen, obgleich ich mich oft genug über das „Kauderwelsch" ärgerte. Ja, heute erinnerte ich mich gerne der bekannten Worte und wie beglückte mich Richards Zärtlichkeit, als er den Arm um mich schlang, gerade so, wie er es bei der Mutter nach Abhörung der Lektion zu thun pflegte.

Wir bildeten noch eine Gruppe am Fenster, ich sitzend, Richard neben mir stehend, als er ausrief: „Was hat nur die Böglerin? sieh einmal, wie das Weib rennt, als ob es brenne. Jetzt winkt sie herauf. Gewiß hält sie Dich für unsere Mama. Oeffne doch das Fenster und frag, was sie wolle."

Aber der Versuch scheiterte an den Vorfenstern. Richard klopfte und winkte, herauf zu kommen. Wir gingen ihr entgegen und trafen sie im Corridor.

„Was ist geschehen?" riefen wir Beide wie aus Einem Munde. Das Weib sprach unter keuchendem Athem: „Mein Seppel — das größte Loch im Kopf — ein Stein — der böse Mathes — aber wart, der soll's kriegen! O, welch ein großes Loch und wie's blutet!"

„Ausgewaschen?" frug Richard.

„Ja, ja! aber ich sollt' so etwas Gezupftes darauf legen."

„Charpie" — ergänzte ich.

„Und ein Pflaster darüber, damit es hält."

„Heftpflaster" — sagte Richard.

„Beim Bader kostet's gleich einen Vierundzwanziger. Woher soll ich ihn nehmen, und nicht stehlen! aber die gnädige Frau" —

„Wartet, Böglerin" — unterbrach Richard das Weib. „Ich weiß, wo die Mama diese Sachen liegen hat."

Ich wußte es auch; wir gingen zum Schränkchen und fanden alles Nöthige in bester Ordnung: ein Stängelchen Pflaster, alte Leinwand und Charpie. Nun nahm ich eilig ein Messer, legte die Leinwand auf die gefegte Tischplatte, Richard hauchte das harte Pflaster weich; ich strich eifrig und kam trotz der klebrigen Finger endlich damit zu Stande. Aber jetzt erschien auch Sabine

Digitized by Google

und erhob ihre scheltende Stimme. Sie wollte uns alle Drei davonjagen, mäßigte jedoch ihren Ton, als der Vater durch's Zimmer ging, uns wohlgefällig betrachtete, sich den Fall erzählen ließ und seine Hand auf mein Haupt gelegt, freundlich sagte: „Etwas zu dick aufgetragen, Gretchen."

Die Böglerin war abgefertigt, der Vater davon gegangen, wir Beide standen wieder beisammen im Wohnzimmer und Richard seufzte: „Ein langweiliger Samstag! jetzt gibt's in Eisenburg Kaffee."

Da erschien Sabine wieder und zwar völlig angekleidet zum Ausgang, auch noch beladen mit unsern Mänteln und Hüten. Ja, sie wollte sich einmal wieder mit uns den Leuten zeigen und benützte der Mutter Abwesenheit. Wie schmeichelnd und verlockend klangen ihre Worte:

„Ich geh in die Meierei und bestelle Schmalz. Kommt mit mir; es ist heute ein schöner Wintertag, fast wie im Herbst. Wer wird zu Hause bleiben!"

O, wie verlockend! welch eine willkommene Befreiung von Langweile! Die Meierei lag eine Viertelstunde vom Orte entfernt, und dort gab's solch gutes Butterbrod. Ich langte mit Lebhaftigkeit nach meinem Mantel, Richard aber schüttelte verneinend mit der trübseligsten Miene den Kopf und erwiderte halblaut zu mir geneigt: „Ich darf nicht; bin ja in der Strafe."

Sabine hatte es doch gehört und lachte: „Wegen Deines lustigen Einfalls mit dem Notenbüchel?"

„Lustig?" — rief Richard mit finsterm Blicke und sehr verwundert über diese neue Auffassung. Ihm kam es im Gegentheil sehr traurig vor.

Sabine verzog die Lippen und bemerkte:

„Nun, wenigstens lachen alle Knechte darüber und haben ihren Spaß daran."

„Das können sie bleiben lassen!" schrie Richard und setzte bei: „Ich gehe nicht mit Euch Beiden. Ich bin von Rechtswegen in der Strafe und will sie aushalten."

Jetzt nahm Sabine eine mitleidige Miene an und sagte: „Ich dächte, Du wärest bereits mehr, als genug gestraft, armer Bub! Hast Dich seit Wochen auf die Spazierfahrt gefreut und jetzt heißts: dableiben. Und warum? einiger schlechten Noten wegen, als ob die guten gar nicht zählten. Nein! so etwas kann nur eine Stiefmutter über's Herz bringen."

Ich verwandte während dieser Rede keinen Blick von Richard. Anfangs malte sich in seinem Angesichte das volle Bedauern der vernichteten Hoffnung. Plötzlich aber glühten seine sanften Augen; sie blitzten Entrüstung, er sprang

Digitized by Google

einen Schritt gegen Sabine vor, ballte die kleine Faust und rief: „Schweige! oder" — und sein Angesicht wurde noch röther. Dann raffte er sich zusammen und sagte mit erzwungener Ruhe: „Mir ist nur mein Recht geschehen für meine Nachlässigkeit und Hinterlist, und ich bin ganz froh, daß ich es abbüßen kann; sonst würde ich mich schämen, vor die Leute zu treten. Nein, meine Mama ist keine böse Stiefmutter, wie es in den dummen Büchern steht! es ist eine gute, liebe Mama! — Wer hat für mich beim Papa um Verzeihung gebeten? wer hat mit mir gelernt, bis das alte Latein mir ganz unterhaltlich wurde? wer hat immer mit mir Geduld gehabt? wer anders, als sie? Und das soll eine Stiefmutter sein? Na, da lob' ich mir die Stiefmütter!"

Richard hielt wahrhaft triumphirend inne, ich aber schlang beide Arme um ihn und gab ihm einen herzhaften Kuß; er gefiel mir gar zu gut in seiner gerechten Entrüstung und Lobpreisung. Sabine sah uns Beide sonderbar an und erwiderte nun:

„Wartet nur! es wird bald genug anders werden! Ist nur erst das kleine Kind da, ihr eigenes" —

„Nicht weiter!" ertönte nun hinter unserm Rücken des Vaters Stimme. Er faßte Sabinen unsanft beim Arme und sagte: „Was mußte ich hören? Sie reizen die Kinder gegen ihre Mama auf? Das ist schlecht!"

Richard klagte: „O Papa, so macht sie es immer. Stets wiederholt sie: Stiefmutter, Stiefmutter; und es ist doch unsere gute Mama."

Der Vater blieb auch jetzt, gegen seine sonstige Gewohnheit, ruhig und sprach:

„Wenige Worte genügen. Suchen Sie sich eine andere Stelle. Ich hätte nach diesem mit eigenen Ohren vernommenen Auftritte zwar das Recht, Sie sofort aus dem Hause zu weisen; doch eingedenk Ihrer Reputation und ferneren Zukunft gönne ich Ihnen bis Lichtmeß das Verbleiben." — Dann wendete er sich zu mir und sprach liebreich: „Ich wünsche, Margarethe, daß Du hinkünftig Deine freie Zeit bei der Mama und Richard verbringst. — Und jetzt hüllt Euch warm ein; wir wollen spazieren gehen."

Wir kleideten uns schweigend an und verließen zu beiden Seiten des Vaters das Haus. Ich fühlte den ganzen Ernst, aber auch die ganze Gerechtigkeit des erlebten Auftritts, wagte jedoch kein Wort, obgleich beständig eine Frage sich hervordrängte. Meine verstohlenen Blicke auf Richard bewiesen mir, daß es ihm ebenso, wie mir, zu Muthe war.

Digitized by Google

Der Vater schlug den Weg zum Friedhof ein, er ging mit uns zum Grabe der Mutter. Ein Immortellenkranz hing am Kreuze; er war erst vor Kurzem daselbst; wer mochte ihn gebracht haben? — O, es freute mich, daß Jemand ihrer liebevoll gedachte! Sabinen war es niemals eingefallen, das Grab zu schmücken.

Eine gute Weile standen wir mit gefalteten Händen neben dem Hügel. Wir sahen schüchtern zum Papa empor. Endlich hörten wir unsere Namen von seinen Lippen. Dicht an ihn geschmiegt, erzählte er uns, was Sabinens räthselhafte Worte andeuteten: daß der liebe Gott uns ein kleines Geschwisterchen schenken werde. Seine Stimme klang so zärtlich bittend, als er uns ermahnte, wir sollten es mit Liebe empfangen, wir sollten jetzt die selige Mama bitten, sie möge das kleine Kindlein als ihr eigenes betrachten und es auch als Schutzgeist behüten, wie ja die lebende Mama uns ebenfalls wie eigne Kinder liebe und beschirme.

Uns Beiden floß bei diesen Worten das Herz über von Liebe und Rührung. Als der Vater schwieg, knieten wir neben das Grab und sagten Alles der seligen Mama. Dann ergriffen wir des Vaters Hand und verließen den Gottesacker. Auf unserm Spaziergange bestürmten wir den Papa mit Fragen über das kleine Kind, ob es ein Brüderchen, oder Schwesterchen sei, wie es heiße, wann es komme; aber der Vater ermahnte uns, dies Alles geduldig abzuwarten.

Es dunkelte bereits, als wir uns dem Hause näherten. Wie erstaunten wir aber, die Fenster des Wohnzimmers erleuchtet zu sehen. Mit beschleunigten Schritten ging's vorwärts, die Treppe hinauf, den Corridor entlang; Richard war der Erste an der Thüre, öffnete sie und: „Mama!“ klang es jauchzend von seinen Lippen.

Freudestrahlend, mit offenen Armen, trat sie uns entgegen und rief: „Ich konnte es ohne Euch nicht länger aushalten und da bin ich wieder!“

Wir stürzten an ihre Brust, wir küßten sie, wir lachten und küßten stets auf's Neue ihre beiden Hände, ich so gut, wie Richard. Dann aber folgte auf den öden Nachmittag ein belebter Abend mit Erzählungen und mit Kuchen von Schloß Eisenburg; erst spät trennte man sich.

Als ich im Bett lag und Sabine mir das Kreuzzeichen machen wollte, kehrte ich mein Gesicht abwehrend gegen die Wand. Ihre Macht war gebrochen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Horch auf den Sturm!

Aus dem Engliſchen nach Anne Procter.

Von **F. v. Hoffnaaß.**

Rückt näher zum traulichen Herde!
Mehr Holz in das Feuer, geſchwind!
Es leuchte mit freundlichem Scheine;
Denn außen erhebt ſich der Wind.
Der Kinder Plaudern verſtummet
Vor ſeinem heulenden Weh
Und wilder toſt ſein Gebrauſe
Als das der ſchäumenden See.
Horch auf den Sturm!

Es ſpricht von ſchrecklichen Dingen
Sein mächt'ger, klagender Laut.
Laß' hören, von wo er gekommen,
Laß' hören, was er geſchaut?
Er ſtürmt rings um das Gebäude
Und rüttelt an Fenſter und Thor
Und glaubſt du, nun ſei er entſchwunden,
Bricht neu ſein Wüthen hervor.
Horch auf den Sturm!

Er ſah auf dem Felde der Ehre
Der Gefallenen blutige Schaar,
Er bringt uns ihr Todesſtöhnen
Und den Ruf des gierigen Aar.
Wo die Berge von ſtarrendem Eiſe
Sich einen mit dröhnendem Stoß,
An Ufern, wo Keiner je wandert,
Da hört' er der Fluthen Getos'.
Horch auf den Sturm!

Digitized by Google

Und als auf dem öden Meere
Ein Blitz vernichtet den Maſt,
Als der Schiffer die Planke umklammert,
Da ſauſt er vorüber mit Haſt.
Den Jammerruf, der an kein Ohr dringt,
Des Sterbenden Angſtgeſchrei,
Den Schuß, den kein Zeichen erwiedert,
Er bringt uns dieß Alles herbei:
Horch auf den Sturm!

Er ſah den einſamen Moorgrund
Verräth'riſch mit Schnee bedeckt,
Sah, matt von Erſchöpfung und Elend,
Den Wanderer hingeſtreckt.
Er hörte des Bluthund's Gebelle
Gehetzt auf des Sklaven Spur
Und wie auf den Rücken ſchnellte
Des Meiſters geißelnde Schnur.
Horch auf den Sturm!

Er ſchwebte durch finſtere Wälder,
Wo am Schlitten das ſtampfende Roß
Dahinflog, verfolgt und geängſtet
Von der Wölfe heulendem Troß.
Er ſchwebte vorüber am Teiche,
D'rein plötzlich der Gram ſich geſenkt,
Nur den Himmel als düſteren Zeugen
Und Den, der die Sterne lenkt!
Horch auf den Sturm!

D'rum leget nur Holz in das Feuer,
Den Kindern wird kalt und bang;
Sie drücken ſich enge zuſammen,
Erſchreckt von des Sturmes Geſang.
Ja! ſchmiegt euch nur recht aneinander!

Digitized by Google

Die Flammen sind fröhlich genährt,
Und tosen auch draußen die Winde, —
Wie gut ist's am heimischen Herd'!
Horch auf den Sturm!

Im grünen Walde.

Von **F. Alfred.**

II.

Die Birke.

Die Sonne umfließt die fernen westlichen Berge mit ihrem Gold und überfluthet nochmals den Himmel mit Lichtschein; ich bin wieder durch den sommergrünen Wald gezogen, habe nach den Blumen und Vögeln geschaut und ruhe im Grase an der Hügelhalde, die Wipfel säuseln, die Vögel schlagen — doch jetzt wird es Ruhe und die Buche beginnt:

„Töchterchen Birke, wie schön stehst du vor mir in schlanker Gestalt, mit schneeweißem Kleide und von oben bis unten mit Büschchen von Moos gleichwie mit Zierrathen zum Balle geschmückt; dein Laub glitzert und flimmert, als sei der Sommernacht süßes Mondlicht an dir hängen geblieben, deine schwanken Zweige säuseln so lieblich im Windhauch wie ein Märchen der Liebe und Sehnsucht. Und doch weiß ich noch, wie der Sturm dein erstes Reis, mit Staub und Blättern einherbrausend, pflanzte, wie du mit frischen Kinderaugen zum erstenmal in's Licht schautest und in Demuth und lieblicher Unschuld wuchsest, mit jedem Frühlingshauche vertraut, mit jedem Veilchen des Grases befreundet. Doch auch jetzt schüttelst du noch bescheiden die Locken deiner Haare da ich dich preise. Schüttle deine Blätter, gleich sind neue Kätzchen zur Stelle! Du erträgst die Kälte in den höchsten Gegenden, hoch auf den Bergen schaust du frei in's weite Land, in die Felsritzen schlägst du deine Wurzeln. Dich besingt jubelnd der Nordländer, du bist ihm lieb, gibst ihm ein Bild ab für seine innigsten Gefühle. Doch erzähle nun selbst, was ich nicht weiß und was deine Bescheidenheit dir zu erzählen erlaubt."

Digitized by Google

Birke begann in schlichter schüchterner Weise:

„In unsern Wäldern birgt sich eine Menge geflügelter und ungeflügelter Thiere; die Maulwurfsgrille scharrt für ihr Leben gerne an meinen Wurzeln; verschiedene Käfer und deren Larven nähren sich von meinem Laub, und sind mir oft lästige, ungenügsame Gäste. Ein sehr seltener und schöner Schmetterling, der Birkenspinner, trägt von mir seinen Namen. Der schönste der Zeisige mit seinem schwarzen Köpfchen, grüner Brust und schwarzgrauen Flügeln nennt sich nach mir, weil mein Same seine liebste Nahrung ist. Der bunte, muntre Stieglitz ist mein täglicher Gast. Für die Waldmäuschen sind meine zu Boden fallenden Samen wahre Leckerbissen und die Birkhühner fressen nichts lieber. Aus meiner Rinde gewinnt man in Rußland Oel und Theer, und mit ihr bereitet man das feine und dauerhafte Juchtenleder; auch brennt sie wie Kerzenlicht, weßhalb sie öfter zur Beleuchtung verwendet wird. Ein Weiteres, was ich erzählen könnte, weiß ich nicht." Damit senkte sie bescheiden den Wipfel. Die Buche fuhr fort, ihr war das Beste noch eingefallen:

„Hast du denn Pfingsten, das Fest der Freude, das da feiern Wald und Haide, ganz vergessen? Pfingsten mit Tanz und Maien? Ist die Tanne das Sinnbild der Beständigkeit, so bist du das Sinnbild, der treulichste Bote der Sinnigkeit und Frühlingssinnigkeit. Und erst am heiligen Fronleichnamsfeste, wenn die Christenheit die ganze schöne Naturwelt in die Kirche tragen möchte, wie stellt man dein lichtes Grün an die Säulen, an Portal und Altar! du hörest der Glocken Klang, dich umrauscht das Lied beim feierlichen Umzuge." —

„Mutter Buche," fiel die Tanne ein, „erlaubst du mir wohl, daß ich in dem Lobe unserer Schwester fortfahre?"

„Sehr gerne," war der Buche Erwiderung, „es macht mir viele Freude, wenn ihr ohne Neid und Klage eure Vorzüge gegenseitig erkennt; ich hasse nur Stolz und Eigenlob."

Und die Tanne begann:

„Schwester Birke, ich komme weit umher in der Welt bis hoch nach Norden; da hab' ich gesehen, wie man mit deinen Reisern in strohharmen Gegenden die Hütten der Armen überdeckt, sie vor Regen, Sturm und Schneegestöber zu schützen. Doch auch in der Hütte, ja selbst in Palästen wohnst du und wirst in Ehren gehalten von Müttern und Vätern, wirst bescheert am St. Nicolaus-

Digitized by Google

abend, gefürchtet von böſen Kindern. Weißt du aber auch, was ein engliſcher Dichter, bei einem Glaſe Birkenſaft ausrief?

„Ha, du grauſam tyranniſcher Baum,
Endlich geb' ich der Rache nun Raum,
Oft labteſt an meinem Blute du dich,
Jetzt lab' ich entzückt an dem deinen mich."

So die Tanne.

„Ja, in der That," fügte Mutter Buche hinzu, „man gewinnt von dir, o Töchterchen Birke, einen Saft, berauſchend wie junger Wein, und du kannſt davon ein gutes Maß abgeben, ohne daß es dir ſchadet. — Doch laßt uns jetzt ſchlafen."

Bald zeigte die tiefe Stille, daß Alle dem Rath der guten Buche gefolgt hatten; ſie ſchlummerten, nur der Wind hauchte zuweilen neckend die Schlafenden an, ſie aber merkten es nicht. (Fortſetzung folgt.)

Logogryph.

Von **Fritz Ziegelwallner.**

Mit W.
Wohl kein beſſer Werkzeug haſt,
Aufzuheben ſchwere Laſt.
Mit R.
An dem Stamm iſt's und am Aſt,
Nimmer an des Schiffes Maſt.
Mit L.
Hältſt Du unter ihr die Raſt,
Biſt Du ſtets willkommner Gaſt.
Mit B.
Wenn Du's vor den Augen haſt,
Iſt's Dir wahrlich eine Laſt.

Digitized by Google

Jung Rubens.

Singſpiel in zwei Aufzügen.

Von **Eliſe von Sainte-Marie.**

Komponirt für Sopran- und Altſtimmen mit Begleitung des Pianoforte, zu vier Händen, nebſt nicht obligater Violine und Violoncello.

Von **Karl Greith.***)

Opus 14.

Perſonen.

Maria Rubens.
Peter Paul, } ihre Kinder.
Blandina }
Gudule, Haushälterin.
Gräfin Célimène.
Margot, ihre Zofe.
Otto Voenius.
Eine Schnitterin.
Hausgeſinde, Landleute, Schnitterinen.
(Ort der Handlung.) Landhaus bei Antwerpen.

---

*) Die Muſik iſt zu beziehen durch die Redaktion dieſer Blätter (Amalienſtraße Nr. 69), ſowie durch die Hofkunſthandlung von Hermann Manz in München. Preis des Exemplars mit den einzelnen Stimmen 4 fl. 24 kr

Digitized by Google

Erſter Aufzug.

1. Scene.

(Ein Gemach im gothiſchen Style. Haupteingang durch die Mitte. Die geöffnete Seitenthüre führt in eine Gallerie mit Ahnenbildern. Peter ſitzt vor einem Büchertiſche, Blandina am Spinnrädchen.)

Blandina.

Schnurre, Rädchen,
Dreh' das Fädchen,
Kreiſe unaufhaltſam fort!
Dreh' den Faden Rädchen mein
Dreh' ihn nur recht fein und rein.

Mädchen, ſpinne,
Mädchen, ſinge,
Zartes Fädchen, hüpfe mit;
Wenn ein froher Sang erklingt,
Schnell die Arbeit dann gelingt.

Hurtig, Mädchen,
An dem Rädchen
Haſt geſponnen Fädchen klar,
Und Dein Lied allein noch tönt,
Das den Morgen Dir verſchönt.

(Sich erhebend.)

Peter, ſo höre doch! Da brüteſt Du ſchon eine Stunde über weiß der Himmel was für lateiniſchen und griechiſchen Folianten, ſtatt daß Du darauf bedacht wäreſt, mich zu unterhalten.

Peter.

Du biſt aber auch nicht leicht zufrieden; und doch habe ich mich jetzt die ganze Zeit nur für Dich geplagt, undankbare Schweſter!

Digitized by Google

Blandina.

Für mich?

Peter. (ihr ein großes Buch überreichend.)

Hier, sieh selbst!

Blandina.

Schwarzer Verrath! . . . Mein schönes Märchenbuch vandalisch verdorben, verunstaltet, zu Grunde gerichtet!

Peter.

So nimm doch Vernunft an, — ich habe nur die alten Sagen ein bischen illustrirt. Wärst Du nicht ein Mädchen (denn ihr habt in solchen Dingen gar kein Urtheil), so wüßtest Du mein Talent zu schätzen!

Blandina. (unwillig weiter blätternd.)

Was soll die garstige Hexe hier?

Peter.

Die tritt eben ihre Besenstielreise nach dem Blocksberge an.

Blandina.

Und das plumpe Unthier da am Rande?

Peter.

Ist ein ganz harmloser Bär, der sich auf der nächsten Seite schon in einen schlanken Prinzen verwandelt.

Blandina.

Erfordert vielleicht der Kunstsinn auch, daß ich das unförmliche Gesträuch bewundere, das da ein ganzes Schloß überwuchert?

Peter.

Nun, ich wollte mich eben in jedem genre versuchen! Bedenke überdieß, daß wir vor Dornröschens Palast stehen; wäre der Eingang dazu nicht so dicht verwachsen, so hätte irgend ein naseweiser Ritter eindringen, und die Prinzessin zu früh aufwecken können.

Blandina.

Also das waren Deine Studien?

Peter.

Also das ist Deine Dankbarkeit?

(Sie wenden sich schmollend von einander ab.)

Digitized by Google

2. Scene.

Gudule, die Vorigen.

Gudule (kopfschüttelnd die Beiden betrachtend.)

Dacht' ich mir's doch gleich! — Diese Nacht hat mir von einer Kreuzspinne geträumt — und da haben wir jetzt auch schon den Verdruß!

Blandina.

Nun, Gudule, und wenn Du von einem Kameel geträumt hättest? . . .

Peter.

Oder gar von einem Elephanten? Das müßte von kolossaler Vorbedeutung sein!

Gudule.

Ja, ja, treibt nur Euren Scherz mit der alten Gudule — sie prophezeit doch richtig.

Peter.

Wer, — Du oder die Kreuzspinne?

Gudule.

Natürlich rede ich jetzt von mir; sie ist mir im Traume über die Nase gekrochen . . . dann schwoll sie hoch auf.

Blandina.

Die arme Nase!

Gudule. (ärgerlich.)

Ich sage ja deutlich: die Spinne auf meiner Nase — und wie ich schon meine, daß ich sie habe, — da ist sie plötzlich fort.

Blandina.

Die Nase war fort? Das ist ja schrecklich, wo fandest Du sie dann wieder?

Gudule.

Muthwilliges Volk, hört Ihr nicht, — die Spinne war verschwunden! — und hat man es mit einem solchen Thiere zu thun, so bedeutet das immer Unfrieden im Hause und böse Ueberraschungen.

Peter. (Blandina die Hand reichend.)

Nun, zum Hader wollen wir es heute, Gudulens Prophezeiung zum Trotze, nicht kommen lassen.

Digitized by Google

Blandina.

Und was die Ueberraſchung betrifft . . .

Gudule.

Wie vergeßlich ich bin, — die hab' ich ſchon in der Taſche! — Hier ein Brief für Peter Paul Rubens.

Blandina. (zu Peter, der ihn freudig durchfliegt.)

Bringt er Dir frohe Kunde?

Peter.

Sieh mich einmal recht an, Blandina, merkſt Du nichts?

Blandina.

Ich ſehe nur einen Jungen, der den Kopf gewaltig hoch trägt. – Hat Dich vielleicht der König von Spanien an ſeinen Hof geladen? Legte Dir Flandern einen Geſandtſchaftspoſten zu Füßen?

Peter.

Was nicht iſt, kann noch werden. Nachdem Du nun ſeit 14 Jahren das Glück genießeſt, meine Schweſter zu ſein, haſt Du heute die weitere Ehre, den Pagen der edlen Gräfin Lalaing, meiner Pathin, vor Dir zu ſehen!

Blandina.

Peter, Du nimmſt es an, Du gehſt fort von uns?

Gudule.

Fort zu der vornehmen, fremden Pathin, die ſich noch nie bei uns ſehen ließ, und von der wir noch kein anderes Freundſchaftspfand empfangen als ihre moſchusduftenden Briefe!

Peter. (Blandina das offene Blatt reichend.)

Dafür enthalten ſie aber auch ſüße Verſprechungen! Unter Anderm ſchreibt ſie von zwei lieben Gefährten, die ihre ſchöne Häuslichkeit mit ihr theilen ſollen; — wer dieſe wohl ſein mögen?

Gudule.

Kind, das ich mit meinem Sange
Oft zur Ruhe eingewiegt,
Sieh das Herz jetzt trüb und bange,
D'ran ſich einſt Dein Haupt geſchmiegt.

Glaube mir, es ſchwebt durch Träume
Unſ'rer Zukunft fernes Bild;

Digitized by Google

Was noch ſchlummert tief im Keime
Schaut das Auge dann enthüllt.

In prophetiſch ſtiller Stunde
Sah ich klar auch Dein Geſchick;
O vernimm's aus treuem Munde,
Nicht bei ihr winkt Dir das Glück.

(Peter ſteht in ernſte Gedanken verſunken zwiſchen Gudule und Blandina.)

Blandina.

Deine Worte klingen wie Orakelſpruch, dunkel und geheimnißvoll; — laß uns Deinen Traum hören!

Gudule.

Seht, mir war's, als ſei ich wieder daheim in Antwerpen. — Durch die Straßen wogte das Volk dem Rathhauſe zu, ich fühlte mich wie mit fortgetragen, — und ſo gelangte ich in den großen Saal. Dort zeigte ſich mir ein Bild — ſchön und herrlich, wie ich keines je zuvor geſehen! Der Adel von Flandern und Brabant drängte ſich grüßend um den großen Meiſter, der unſerer Stadt dieſes Kunſtwerk geſchenkt, — und wie er ſich nach der Menge wendet, ſchaue ich ſeine Züge — und erkenne meinen Peter!

Peter. (ſie umarmend.)

Das war ein ſchöner, kühner Traum, den Du mir aus der Seele geträumt! Blandina, was ſagſt Du dazu?

Blandina.

Ich kann jetzt nichts anderes denken und fühlen, als daß Du fort willſt, — fort bis nach Köln!

Peter.

Nach Köln, wo die deutſche Malerſchule blüht! — Verſtehſt Du mich, Gudule? — Das wäre ja ſchon der erſte Schritt auf der Künſtlerbahn! . . (Beiden die Hände reichend) Der junge Vogel iſt flügge geworden, das Leben ruft; — ſagt, wollt Ihr ihn in ſeinem Fluge hemmen?

Gudule.

Goldjunge, verhüte der Himmel, daß ich Dir je etwas ſchwer mache! Ich

Digitized by Google

habe Deine Mutter und alle ihre Geschwister, ein ganzes Dutzend Pipelinge großgezogen, aber nie ein Kind . . .

Blandina.

So verzogen, wie Deinen Peter. Ja, wollte er statt nach Köln in den Mond reisen, Du wärest die Erste, die sich die Augen herausschauen würde, ob nicht doch eine Straße hinaufführt!

Peter.

Nun, Blandina, und wenn über's Jahr ein schmucker Jüngling mit wallendem Federbusche auf bäumendem Rosse des Weges kömmt, — wer schaut sich dann die Augen heraus, — wer ist dann die Erste, die ihm stolz und froh entgegen eilt?

Blandina.

Jetzt hat er sein Anstellungs-Dekret kaum fünf Minuten in der Tasche, und thut, als wäre er bereits um einen ganzen Schuh gewachsen; grüßt schon im Geist mit ritterlicher Gewogenheit vom hohen Roß auf uns herab!

Peter.

Welche Lust, ein Page zu sein,
Er kredenzt den edlen Wein,
Steht nur in der Ehre Sold,
Dienet treu der Dame hold.

Wo sie wandelt, wo sie weilt,
Er im Fluge zu ihr eilt;
Sanft zur Laute tönt sein Sang,
Und sie lauscht dem hellen Klang.

Bläst das Horn zur Falkenjagd,
Sieh, wie hoch zu Pferd' er ragt!
Welche Lust, ein Pag' zu sein!
Und dies schöne Loos ist mein!

Blandina.

Nun, Glück und Heil geleite Dich! Aber so lange wir noch beisammen sind, wollen wir nur Kinder sein, und uns wie Kinder freuen.

Digitized by Google

Peter. (zu Gudule.)

Ja, nun soll's lustig hergehen; bereite nur einen Festschmaus, brate, siede, dampfe und vor Allem backe uns einen großen Kirschkuchen, denn das ist meine Leibspeise.

Gudule. (bei Seite.)

Seine Leibspeise! Mein junger Herr zählt deren wenigstens 365 im Jahre.

(ab.)

---

3. Scene.

Blandina, Peter.

Blandina.

Aber wer in aller Welt soll den großen Kirschkuchen essen?

Peter.

Pah, um Gäste bin ich nicht verlegen. Sieh, (das Fenster öffnend) da kömmt eben ein gelber Reisewagen die Landstraße herauf. In dieser dumpfen Transportmaschine sitzt vielleicht Einer, der nach einem guten Bissen lechzt. Wer er auch sei, ihm kann geholfen werden. (er ergreift ein in der Ecke stehendes Sprachrohr.)

Blandina. (abwehrend.)

Peter, was fällt Dir ein?

Peter. (durch das Rohr sprechend.)

Bitte bei uns einzukehren.

Blandina. (versucht, ihn vom Fenster zurückzuziehen.)

Ich beschwöre Dich, laß ab!

Peter. (wie zuvor.)

Für gute Küche und freundliche Bewirthung ist gesorgt.

Blandina.

Was hast Du gethan? Der Wagen lenkt schon in die Allee ein . . . er kommt immer näher.

Peter. (erschrocken.)

Ich sehe nichts als Schachteln und wieder Schachteln, — die Reisenden müssen dem schönen Geschlechte angehören!

Digitized by Google

Blandina. (am Fenster.)

Da sind sie schon, sie steigen aus, Gudule sucht sie vergebens aufzuhalten, was nur gleich beginnen?

(Beide rennen rathlos hin und her.)

---

4. Scene.

(Gräfin Célimène tritt durch die Mittelthüre ein; sie trägt ihren Schooßhund in ein Tuch eingehüllt im Arm; hinter ihr kommt die Zofe mit einem Papagei im Drahtkäfig. Peter und Blandina drücken sich in die fernste Ecke.)

Gräfin. (Ohne die Vorigen zu bemerken.)

Margot, bestelle sogleich ein warmes Bad für meinen Joli. Der arme Coco ist auch von der Reise angegriffen, (ihren Papagei zärtlich betrachtend) Biscuit und Orangenwasser werden ihn erquicken.

Margot. (den Käfig unwillig hinstellend.)

Das Vielfraß aben schon sweimal dinirt, hund ick nur Staub avalirt; o wäre ick blieben in meine schöne Frankreik! (ab.)

(Peter sucht Blandina durch die lebhaftesten Geberden zu bewegen, vorzutreten.)

Blandina.

(Sich vor der Gräfin, die in einem Lehnstuhl ganz im Vordergrunde Platz genommen, tief verneigend.)

Edle Dame . . . (mit wachsender Beklommenheit) Sie sehen unsere Bestürzung . . . mein Bruder beging die Unbesonnenheit . . .

Gräfin.

Uns zu Tische zu bitten? Wir haben die Einladung gerne angenommen, und finden Ihren Landaufenthalt so reizend, daß wir gesonnen sind, hier zu übernachten.

Blandina. (bei Seite.)

Das fehlte noch!

Gräfin.

(Jetzt erst Peter gewahrend, der sich hinter seine Schwester gestellt hatte.)

Aber da ist ja auch mein junger Wirth! (erschöpft in den Stuhl zurücksinkend.) Will er mir nicht einen Trunk von dem edlen Rebensafte kredenzen, den ich dort auf dem Kamine sehe?

Digitized by Google

Peter. (bei Seite.)

Nicht nur einen Trunk, ein ganzes Faß, wenn sie dann nur ginge! (ihr den unterdessen von Blandina gefüllten Becher reichend) Wir bedauern, in Abwesenheit unserer Mutter, die verreist ist, die Gastfreundschaft nicht weiter ausdehnen zu können . . . (zögernd) und hoffen . . .

Gräfin. (lachend.)

Daß wir bald wieder weiter gehen? Da begegnen wir uns gar nicht in unseren Wünschen. Sie haben sich den Spaß gemacht, mich einzuladen; ich mache mir jetzt den Spaß und bleibe da. Seien Sie nur hübsch gelehrig, mein schmucker, junger Ritter, dann sollen auch Joli und Coco Ihnen anvertraut sein.

Peter.

Schönen Dank, ich diene nur einer Dame, der edlen Gräfin Laleing!

Gräfin.

Das trifft sich charmant, denn da gehören Sie meiner intimsten Freundin an.

Peter.

Meine Pathin ist Ihre Freundin? (bei Seite) Möge ihr der Himmel diesen Geschmack verzeihen!

Blandina.

Sie kennen die Gräfin? wie sieht sie denn aus?

---

5. Scene.

Gudule. Die Vorigen.

Gudule. (hereinstürzend.)

Meine Geduld hängt an einem dicken Faden, aber jetzt ist er gerissen!

Gräfin.

Ei, da ist ja Ihr Major-domus wieder! Höflich war er schon bei unserer Ankunft nicht; jetzt hat er sich aber in einen vollständigen Drachen ausgewachsen.

Digitized by Google

Gudule.

Wäre ich nur einer! o dieser kauderwelschenden Zofe wollte ich das Fliegen lehren. Sie dringt in meine Küche ein, haust darin, wie eine feindliche Einquartierung, (mit steigender Entrüstung) befiehlt heute, wo andere anständige Menschen vor Hitze braten, — Feuer im Gastzimmer anzumachen . . . durchstöbert meinen Speiseschrank . . . . versucht Alles . . . tadelt Alles . . . und was man ihr nicht gibt, das nimmt sie!

Gräfin.

(Eine Prise Tabak schnupfend, bei Seite.)

Diese alte Windmühle ist gut im Zuge; aber sie mahlt grob.

Gudule.

(Zu Blandina und Peter gewendet.)

Doch das Unerhörteste kommt noch: Denkt Euch, in unserm Suppennapfe wollte sie den Pudel baden!

Blandina.

Unerhörter Frevel!

Peter.

Was wird sie erst mit meinem Kirschkuchen anfangen!

---

6. Scene.

Die Vorigen. Margot.

(Sie trägt einen Teller mit Biscuit und füttert den Papagei, dessen Käfig auf einem Tischchen neben der Gräfin steht; Gudule schaut mit zornigen Blicken zu ihr hinüber.)

Coco.

Merci, merci!

Gudule. (Verwundert den Vogel betrachtend.)

Nein, das muß ich sagen, so ein ungezogenes Federvieh ist mir noch in keinem Bauernhofe vorgekommen! Hat den ganzen Schnabel voll und schreit noch: Mehr — Sie, Mehr Sie! (auf Margot deutend.) Das macht halt die gute, die feine Erziehung!

Margot.

Schweigen Sie, Sie sein eine flämische Schaffskoff!

Digitized by Google

Gräfin.

Margot, vergiß Dich nicht in Gegenwart Deiner Herrin, der Gräfin Célimène.

Margot.

Ja, aber ick gehören fur grande nation, hund ick mick nick laſſen inſultir. Meine Errin aben ſagen: Margot, faites comme si vous étiez chez vous, hund ick aben gemackt, gans als ob ick wäre bei mick.

Blandina. (ſich raſch dem Fenſter nahend.)

Peter, horch, ich höre etwas rollen!

Peter.

Den Donner?

Blandina.

Nein, es iſt ein Wagen . . . ein grüner Wagen . . . zwei Rappen . . . ein Kutſcher in rother Livree . . .

Blandina. (aufjauchzend.)

Es iſt . . . es iſt die theure Mutter!

Peter.

Siehſt Du, wie die Leute vom Dorfe ſich um ihren Wagen drängen? Komm, laß uns ihr entgegen eilen!

(Beide ab.)

Gudule.

Gott ſei's gedankt! (vor die Gräfin hintretend.) Ja, Frau Gräfin, wenn Sie eine wirkliche ſind, denn ich habe noch gar nie die Ehre gehabt, etwas von Ihnen zu hören: — zwei jungen, hülfloſen Geſchöpfen und einer alten Dienerin gegenüber, da war es leicht, die vornehme Dame zu ſpielen, uns zu überrumpeln, und ſich dann zu geberden, als hätten Sie hier zu befehlen. Aber vor meiner edlen Herrin, Marie Rubens (ihr immer näher rückend) aus dem Geſchlechte der Pipeling — hören Sie, der Pipeling!

Gräfin. (ſich die Ohren zuhaltend.)

Ach meine Nerven! ſchreien Sie nur nicht ſo, ich bin nicht taub!

Gudule.

Ja, da wollen wir ſehen, ob Sie ſich den Spaß machen, dazubleiben.

Digitized by Google

Margot. (sich vergnügt die Hände reibend.)

Jest werden die Spektakel erst pikant.

---

7. Scene.

(Die Vorigen. Marie Rubens tritt mit Peter und Blandina ein; Gudule empfängt sie an der Thüre und küßt die Hand ihrer Herrin; das Gesicht der Letzteren drückt, sobald sie die Gräfin erblickt, die freudigste Ueberraschung aus.)

M. Rubens.

Wie, meine theure Gräfin Lalaing!

Gräfin. (sie umarmend.)

Nach zwanzig Jahren sehen wir uns wieder!

Peter.

Mutter, sie wäre meine Pathin?

Gräfin.

Ja, mein schmucker Page, die Pathin, welche selbst kam, um Sie abzuholen, und die Sie so beflissen waren, aus dem Hause zu weisen.

Peter. (bei Seite.)

Ich ihr Page — schrecklicher Gedanke!

Gudule. (zu Peter.)

Sie die Pathin, — furchtbare Kreuzspinne! Da wage man es noch, nicht an Träume zu glauben!

Blandina.

(Sich vor der Gräfin verneigend, die sich unterdessen leise mit M. Rubens unterhalten.)

Gnädige Gräfin . . . unsere Beschämung ist grenzenlos . . . aber . . . Sie führten sich unter dem Namen Célimène bei uns ein . . . und . . .

Gräfin. (zu M. Rubens.)

Célimène ist der Name, unter dem sich meine bescheidene Muse verbirgt. Haben Sie noch keines (verschämt mit ihrem Fächer spielend) von meinen ziemlich berühmten Schäfergedichten gelesen?

Coco.

Elles sont bêtes — tres bêtes!

Gräfin. (entrüstet)

Wer sagt das, wer wagt es . . .

Digitized by Google

Coco.

Coco . . . bon jour Célimène . . .

Gräfin. (zornig.)

Margot, trage Deinen Zögling fort, er führt sich unanständig auf.

Margot. (für sich.)

Ja, die Wahrheit oft sein unanständig. (Im Vorbeigehen zu Gudule) Werfen Sie mich keine so bösen Augenblicke an; ich will ja schließen mit Sie eine Freundschaftsbund.

Gudule. (hinter ihr drohend.)

Schlange, warte nur, Du sollst die alte Gudule noch kennen lernen!

---

8. Scene.

(Die Gräfin geht ab, von M. Rubens bis zum Seiten-Ausgange geleitet, unterdessen drängen sich die Dorfbewohner durch die Mittelthüre. Während der Instrumental-Einleitung ordnen sie sich zum Begrüßungschore; Frau Rubens macht die Runde, manchen unter ihnen die Hand reichend und ihnen freundlich zuwinkend.)

Chor.

Unſ're Herrin zu begrüßen
Eilen Alle hocherfreut;
Du ſah'ſt unſ're Thränen fließen,
Hör' des Herzens Jubel heut'.

Eine Stimme.

Mit Dir kehre Fried' und Segen
Wieder in's verwaiſte Haus,
Und auf allen Deinen Wegen
Ziehe Dir das Glück voraus.

Chor.

(wie oben wiederholt.)

Ende des erſten Aktes.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Zweiter Aufzug.

1. Scene.

(Während der einleitenden Instrumentalmusik treten junge Schnitterinen paarweise durch die Mittelthüre ein; sie tragen Sicheln, Blumengewinde, Garben ꝛc.)

Chor mit Tanz.

Wie Aehren sich wiegen
Geschaukelt im Wind,
Im Tanz wir uns schmiegen
In Lüften so lind.

Viel Blumen bunt schmücken
Das Mieder und Haar,
O Lust sie zu pflücken
Am Quell silberklar!

Es schallen die Lieder
Durch Wälder und Au,
Es grüßet uns wieder
Der Himmel so blau.

D'rum schlinget den Reigen
Im Kreis ohne Ruh'
Singt froh in den Zweigen
Ihr Vöglein dazu.

2. Scene.

Gudule. Die Vorigen.

Gudule.

Ja wohl, nur immer zugesungen und zugesprungen, als wäre die Welt ein großer Tanzboden. Nun, das Wetter, das da heraufzieht, schlägt Euch bald den Takt dazu!

Digitized by Google

Erste Schnitterin.

Aber Gudule, wie grämlich Ihr seid, — heute war ja das Erntefest, da tanzte uns das Herz im Leibe, wie können dann die Füße ruhig bleiben! Freilich, Ihr . . .

Gudule.

O, ich könnte vor Aerger tanzen, wenn ich sehe, wie Alles drunter und drüber geht, — so wahr ich aber Gudule heiße, der Wirthschaft mache ich ein Ende!

Erste Schnitterin.

Es wäre ja Alles recht, wenn sie nur unsern jungen Herrn daließen . .

Gudule.

Mischt Euch nicht in das, was nicht Eures Amtes ist! Ich habe schon über ein Dutzend Pipelinge großgezogen und gehütet wie eine Henne ihre Küchlein, ich werde auch für Peter Paul . . .

Erste Schnitterin.

Eine Henne sein?

Gudule. (unwillig.)

Schweigt, naseweises Volk, und jetzt hurtig an die Arbeit!

---

3. Scene.

Margot.

(Während Gudulens letzten Worten durch die Seitenthüre eintretend.)

Ja, nur macken urtig, denn wir wollen uns bald retirir in unsere Appartement. (Schnitterinen ab.) Hört, Gudule, aus welke Rumpelkammer ab Sie genommen die formidable l'Himmelbett in der ick soll schlaf, eine Bette so groß daß Mausen unde Ratten könn darin spiel cache-cache?

Gudule.

Hm, Mäuse und Ratten; das gibt es bei uns gerade nicht, . . aber . .

Margot. (ängstlich)

Aber? . . .

Gudule.

Nun, wenn sich Nachts auch etwas rühren sollte, so würde doch eine tapfere Französin nicht erschrecken?

Digitized by Google

Margot. (mit steigender Angst)

Nats . . . rührt sick etwas? — was rührt sick . . . spreckt . . .

Gudule.

So hört:

Wenn in sternenloser Nacht
Der Gespenster Reich erwacht,
Zieht ein Geist durch unser Haus,
Schreitet alle Räume aus.

(Während Gudule singt, streckt Blandina den Kopf horchend durch die Seitenthüre)

Diese weiße Frau'ngestalt,
Deren Schleier niederwallt,
Tritt ganz dicht an Euch heran,
Schauer faßt die Seele an.

Laßt ihr Peter nicht zurück,
Stört ihr dieses Knaben Glück
Und führt ihn gewaltsam fort,
Folgt sie Euch von Ort zu Ort.

Margot.

(Die während des Gesanges ihre Furcht durch die lebhaftesten Geberden bekundet)

Von Ort zu Ort! — Arme Margot, meine Errin nehmen den Pagen für sick allein und die Geiste will erscheinen uns alle swei! Gudule, liebe Gudule, wo kann ick mick versteck?

Gudule.

Verstecken? . . . Als ob man sich vor Gespenstern verstecken könnte!

Blandina.

(im Hintergrund durch das Gemach schreitend in dumpfem Tone:)

Wo Du Dich auch hin verkriechst, er wird Dich zu finden wissen. (sie entschlüpft von den Beiden unbemerkt durch die Mittelthüre.)

Gudule.

Schaut nur wie dunkel es wird, grelle Blitze zucken durch die grauen Wolken. Gerade eine solche Nacht war es als plötzlich . . . . (sie wird von einem Donnerschlag und heftigem Läuten unterbrochen.)

Digitized by Google

Margot. (sich an Gudulens Rock anklammernd.)

O weh, o weh, die Gespenste, da ist es schon!

Gudule (zum Fenster hinausrufend)

Wer da?

Boenius. (von außen)

Ein Reisender, vom Gewitter überrascht, bittet um Aufnahme.

Gudule. (im Hinausgehen)

Ja, so blind sind die Menschen, jetzt steht das Wetter schon seit drei Stunden ganz deutlich da, — und der ist noch überrascht! (ab.)

Margot.

Sie laß mich alleine in diese Schreckens-Ort, o gelbe Reisewagen, wo bist du! — wenn doch wäre unser ganse Bagage forte von hier! (eiligst ab.)

---

4. Scene.

(Das Zimmer ist ganz dunkel gehalten.)

Gudule. (den Fremden durch die Mitte einführend.)

Nur hier herein, gleich bring ich Licht und Erquickung, ruht Euch einstweilen aus. (ab.)

Boenius. (sich in den Armstuhl werfend)

Ausruhen — ja, das will ich mit all dem Behagen eines erschöpften Wanderers, der sich endlich von schützenden Räumen umfangen fühlt! (um sich blickend) Sie scheinen mich überdieß so vertraut zu grüßen, als wollten sie von einer schönen Vergangenheit zu mir reden. — Mancher fahrende Ritter hat wohl schon hier eingesprochen, sang beim frohen Mahle sein Kämpenlied, während ihm das schüchtern erröthende Fräulein den Humpen füllte. O könnte ich diese glückliche Zeit wieder heraufbeschwören! (sich erhebend und lauschend) Die jetzigen Bewohner scheinen sich schon mit der Sonne zu Bette zu legen, denn kein Laut regt sich. Die Alte kommt auch nicht zurück, — wo sie nur so lange weilen mag? (tritt an's Fenster.)

Auf des müden Sturmes Schwingen
Sinkt hernieder jetzt die Nacht,
Und das Mondlicht seh' ich ringen
Durch der Wolken dunklen Schacht.

Digitized by Google

Mög' der Schlaf mir Ruhe ſpenden
Unter dieſem ſtillen Dach,
Ahnenbilder an den Wänden,
Haltet eure ſtille Wach!

Dort entlang die weiten Hallen
Steht ihr Glied an Glied gereiht;
Von euch, Rittern, Damen allen,
Wer theilt meine Einſamkeit?

(ſich dem Seiteneingange nähernd) Doch was ſeh' ich? Hat mein Sang wirklich eine der hundertjährigen Damen aus ihrem Schlummer geweckt? — Dort durch den langen Gang bewegt ſich eine weiße Geſtalt . . . ſie kommt näher . . . ſie wendet ſich dieſem Gemache zu . . . der Beſuch ſcheint mir zu gelten! (er drückt ſich in ſeinen ſchwarzen Mantel gehüllt in den Lehnſtuhl, ſo daß er der Eintretenden den Rücken zuwendet, ſchielt aber über die Achſel hinüber.)

Blandina.

(weiß gekleidet und tief verſchleiert; auf die verhüllte Geſtalt im Lehnſtuhl hinüberblickend.)

Mir pocht das Herz, denn es iſt doch recht ſchwer, einen Geiſt vorzuſtellen; wie leicht fällt man da aus ſeiner Rolle! Da ſitzt die Gräfin zuſammengekauert, finſter brütend; Margot hat ſie wohl ſchon mit ihrer Geiſterfurcht angeſteckt, daher friſch das Eiſen geſchmiedet, ſo lange es warm iſt. (Mit hohler Stimme) Gräfin Lalaing, hört mich!

Voenius.

Da habe ich es alſo mit einem Geiſt zu thun, aber mit einem ſehr kurzſichtigen, da er mich für ein Frauenzimmer hält. (Mit feiner Stimme) Ich höre!

Blandina. (für ſich)

Wie ihr doch der Schrecken die Stimme verändert! (Wie oben) Die Ahnfrau des Hauſes Pipeling ſpricht zu Euch.

Voenius. (bei Seite)

Die hat wenigſtens die Höflichkeit, ſich gleich mit Namen vorzuſtellen, damit man doch weiß, mit wem man die Ehre hat . . .

Digitized by Google

Blandina.

Ruhelos muß ich wandeln, bis die Geſchicke meines Hauſes ſich erfüllt haben, (auf das Buch deutend) ſo wie es hier geſchrieben ſteht. Daher ſollt Ihr es nimmer wagen, den edelſten Sprößling dieſes Stammes den Armen ſeiner Mutter und Schweſter zu entreißen; — nimmer ſoll er in Geſellſchaft Eures Pudels und Papageis ſein junges Leben vertrauern! (Näher rückend) Ich laſſe nicht ab von Euch, bis Ihr gelobet, beim erſten Morgengrauen weiter zu ziehen . . .

Voenius. (aufſpringend)

Weiterziehen? Nicht eher, als bis ich (raſch ihren Schleier zurückſchlagend) mit dieſem Geiſte und ſeinem ſibylliniſchen Buche nähere Bekanntſchaft gemacht! (er windet das Buch aus ihren Händen; es iſt das Märchenbuch, das ſchon in der erſten Scene des erſten Aktes figurirte.)

Blandina.

Himmel, was hab' ich gethan, ich bin entdeckt, alles iſt verloren! (in größter Beſtürzung) Mein Herr, ich weiß nicht, wer Sie ſind . . . noch wie Sie da herein gekommen . . . aber ich dachte . . . ich wollte . . . ich bin . . (ſie rückt der Thüre immer näher.)

---

5. Scene.

Die Vorigen. Gudule.

Gudule. (ſie trägt ein Licht)

Herr des Lebens! ſeh' ich recht? . . . Blandina, Du da, und wie ſiehſt Du aus?

Voenius.

(das Licht ſchnell erfaſſend und Blandina voll beleuchtend)

Nun, für eine Ahnfrau gar nicht übel, ungewöhnlich gut erhalten.

Blandina.

Ach Gudule, ich belauſchte Dich, als Du vorhin Margot durch Deine Geſpenſtergeſchichte in die Flucht jagteſt. Da gelüſtete es mich, dieſen Geiſt zu machen und meinen Bruder zu retten, aber ſtatt der Erwarteten . . .

Voenius.

Fanden Sie, mein Fräulein, einen Mann, der mit Rath und That zu helfen bereit iſt.

Digitized by Google

Gudule.

Ja, thun Sie das! aber es ist höchste Zeit, denn die Gräfin hat plötzlich Befehl zur Abreise gegeben, und meine Herrin ist so gut, so gut, daß sie zu Allem ja sagt.

Blandina.

Ich höre Schritte; laßt uns schnell das Feld räumen, geschwinde hier herein zur weiteren Berathung. (sie wendet sich nach dem Seiteneingang.)

Voenius.

Und muß ihr Erfolg nicht ein günstiger sein, (sich ritterlich verbeugend) wenn uns der Geist vorausgeht. (alle Drei ab.)

---

6. Scene.

Maria Rubens. Gräfin, dann Peter.

Gräfin. (hinter der Scene)

Meine Wärmflasche in die rechte Wagenecke, Joli's Schlummerkissen in die linke, die Fenster gut mit Baumwolle verstopft, daß es nicht zieht, dann soll angespannt werden. (Die Gräfin tritt durch die Mittelthüre ein; sie stützt sich auf Maria Rubens.) Nur schön langsam, liebe Freundin, denn heute reißt mich die Gicht im linken Fuße. (sich in den Lehnstuhl werfend) Aber wo bleibt denn mein neuer Page?

M. Rubens.

Da kommt er eben. (Peter tritt mit niedergeschlagener Miene ein; sie schließt ihn in ihre Arme) O, daß ich von ihm lassen muß!

Duett.

M. Rubens.

Scheiden, ach scheiden, o schweres Wort,
Fern von Dir, wie werd' ich leiden!

Beide.

Ob auch geschieden, sind wir vereint,
Ob auch geschieden, wir bleiben vereint,
Im Herzen vereint.

Digitized by Google

Peter.

Mir leuchtet in die Ferne Dein treuer Blick,
Weich' nicht von mir, schönster der Sterne!

Beide.

Ob auch geschieden, sind wir vereint,
Ob auch geschieden, wir bleiben vereint,
Im Herzen vereint.

---

7. Scene.

M. Rubens. Die Gräfin. Gudule.

Gudule.

(sie ist noch während des Gesanges eingetreten und weint im Hintergrunde der Scene; nachdem Peter sich schmerzbewegt aus den Armen der Mutter gerissen, tritt Gudule vor, so daß sie zwischen die Gräfin und ihre Herrin zu stehen kommt)

Heraus muß es, wenn ich nicht daran ersticken soll! (gegen die Gräfin gewendet) Ja, es ist schmählich, wie gewisse Leute Andern ihr Liebstes rauben! (gegen M. Rubens sich kehrend) und gewisse Leute sollten wiederum mehr Courage haben und auch einmal nein sagen können. (zur Gräfin) Und gewisse Leute haben eine Menagerie und eine Zofe, und was für eine! — eine wahre Musterkarte von Untugenden! Das wäre Plaisir genug. (zu M. Rubens) und gewisse Leute . . .

M. Rubens.

Gudule, bist Du von Sinnen?

Gudule.

Nun, eine alte ehrbare Dienerin, die schon über ein Dutzend Pipelinge . .

M. Rubens.

Ich sage Dir, daß Du schweigen sollst!

Gräfin (zu Gudule)

Senden Sie mir durch Margot mein englisches Riechsalz, und infisciren Sie die Atmosphäre, in der ich athme, nicht länger mit ihrer plebeischen Dialektik.

Gudule. (für sich)

Was das wieder für närrische ausländische Sachen sind! Das Zimmer

Digitized by Google

ſoll ich inſpiciren, und am Dialekt will ſie riechen? Dieß Kauderwelſch verſtehe wer da mag.

M. Rubens.

Was murmelſt Du noch zwiſchen den Zähnen?

Gudule.

Nichts, gar nichts; wollte nur ſagen, daß der fremde Herr jetzt ſeinen Beſuch machen will, denn er ſchickt ſich ſchon wieder zur Abreiſe an. Da iſt er ſchon! (Boenius kommt durch die Seitenthüre, verneigt ſich ſtumm vor den beiden Damen.)

Gudule. (im Hinausgehen für ſich)

Jetzt mag der ſehen, was er ausrichtet, ich habe mich gewiß fein und höflich verſtändlich gemacht. (ab.)

---

8. Scene.

Die Vorigen, ſpäter Margot, Peter und Gudule.

Boenius. (zu M. Rubens)

Edle Frau, unter Blitz und Donner hat mich der Himmel in dieß Haus geführt, offenbar um mir einen verborgenen Schatz zu enthüllen, auf den ich auch das Finderrecht beanſpruche.

M. Rubens. (kopfſchüttelnd)

Einen verborgenen Schatz? (für ſich) Der Mann ſcheint nicht bei Troſt!

Boenius.

Ein guter Geiſt hat ihn mir gezeigt.

Margot. (bringt das Riechſalz; zur Gräfin)

Vous l'entendez, es geiſtern alſo wirklich, die Alte aben nick gelogen.

M. Rubens.

Ich faſſe Sie nicht, reden Sie deutlicher!

(Gudule und Peter kommen durch die Mittelthüre.)

Boenius.

(Blandinas Märchenbuch unter dem Mantel hervorziehend.)

In dieſen Blättern durfte ich zuerſt die Ueberzeugung finden . . .

Digitized by Google

Peter. (raſch vortretend)

Das iſt ja Blandina's Märchenbuch!

Voenius.

(Ihm freundlich zunickend und die Hand auf ſeine Schulter legend)

Die Ueberzeugung, daß in Peter Paul eine Künſtlerſeele wogt und drängt. (zur Gräfin gewendet) Geben Sie ihn frei, gnädige Gräfin, (ironiſch) Ihr ungemein idilliſches Leben und Dichten . .

Peter. (bei Seite)

Würde ihn zur Verzweiflung bringen.

Gräfin.

Und von wem empfange ich dieſen unberufenen Rath?

Gudule. (mit triumphirender Miene vortretend)

Das kann ich Ihnen ſagen: Otto Voenius!

Peter. (freudig bewegt)

Wie, der große Meiſter von Antwerpen!

Voenius. (Zu Maria Rubens gewendet)

Will Ihrem Sohne Freund und Lehrer ſein, wenn Sie Peter mit ihm ziehen laſſen.

M. Rubens. (ihm die Hand reichend)

Könnte ich ihn unter treuerem Schutze wiſſen? Aber Gudule ſagte mir, daß Sie unverzüglich weiterreiſen und ſomit müßte ich mich alſo doch jetzt ſchon von meinem Sohne trennen?

Gräfin.

Er wechſelt wohl nur die Reiſegeſellſchaft. Der gelbe Wagen harrt unten, mir iſt jetzt plötzlich die Gicht auch in den andern Fuß gefahren, ich bleibe alſo hier und die Herren können ſtatt mir gehen.

Voenius.

Das nehme ich dankbar an und bedaure nur . . .

Gräfin.

Daß Sie mir meinen Pagen abſpenſtig gemacht haben? Vor der Rivalin, die Sie mir gegenüber geſtellt, könnte ich freilich nicht beſtehen. Wenn die Ruhmesgöttin mit ihrer Poſaune ruft, zieht ſich die lyriſche Muſe ſtill zurück.

(ſie wankt an ihrem Stocke hinaus.)

Digitized by Google

Peter. (ihr nachschauend)

Und dieser Muse zieht Keiner nach.

Margot.

Nun, so mag sie hallein bleiben hier, ick gehe auck mit die gelbe Reisewagen, denn diese schreckliche Ahnfrau . . .

---

9. Scene.

(Blandina tritt in weißem Gewande und verschleiert durch die Seitenthüre, Margot drückt sich mit einem Angstruf an die Wand.)

Blandina.

Diese schreckliche Ahnfrau hat ihre Mission erfüllt, und erscheint heute zum ersten und letzten Male. (sie schlägt den Schleier zurück.)

M. Rubens.

Blandina, Du, Du warst der Geist?

Peter.

Der gute Geist, der das Märchenbuch in Boenius Hände gelegt?

Blandina.

Verzeihung, Mütterchen, ich will Dir später Alles eingestehen.

Peter. (Blandina die Hand drückend)

Dir verdanke ich mein Glück; was Du heute für Jung Rubens gethan. —

Boenius.

Das möge der Meister Rubens einst tausendfach lohnen!

Margot. (im Abgehen drohend zu Gudule)

Sie hab mir gespielt eine Schabernack!

Gudule. (mit tiefem Knixe)

Bitte, ist gerne geschehen, nicht der Erwähnung werth.

---

10. Scene.

(Schnitterinen und Landleute treten durch die Mitte ein.)

Erste Schnitterin. (zu Gudule)

Unser junger Herr geht mit dem jungen Manne fort, laßt uns ihm Lebewohl sagen!

Digitized by Google

Gudule.

Ja, Kinder, Euer junger Herr geht fort, um ein berühmter Maler zu werden, und wenn er wiederkommt . . .

Peter.

Dann malt er Euch den Patron des Dorfes lebensgroß, (zu Gudule) dann malt er ein Bild, wie Du es im Traume geſehen.

Boenius.

Komm mit mir in's Wunderland,
Heimath Rafael's genannt,
Schau' mit mir das ew'ge Rom,
Am Tiberſtrand den hehren Dom.
Was Großes je die Erde ſah,
Und was des Höchſten je geſchah,
Beut dort in Bildern wunderbar
Sich dem entzückten Auge dar.
Es rufet Dir gewaltig zu:
Ring' nach dem Lorbeer nun auch Du,
Ew'gem weihe Deine Gluth
Kämpfe, ringe, ſtrebe, dem Höchſten nach voll Muth!

Recitativ.

Peter.

Doch wenn ich Dein gedenk'
O Vaterhaus, o Heimathland,
Wie werd' ich dann träumen,
Wie dann ſingen! —
Singt mir das Lied!

Chor.

Wenn ich ein Vög'lein wär'
Und auch zwei Flügel hätt'
Flög' ich zu Dir.
Weil's aber nicht kann ſein,
Bleib' ich allhier.
Es vergeht keine Stund' in der Nacht,
Wo nicht mein Herz erwacht.

Digitized by Google

Recitativ.

Peter.

Genug des Sangs!
Dann, o Himmel, leih' mir Kraft,
Die Kraft, die Großes, Hohes schafft!

Schlußchor.

Aus dem theuren Vaterhaus
Ziehst Du in die Fremde aus,
Gott mit Dir, Du junges Blut!
Dich geleite froher Muth.
Kehr' den Deinen treu zurück,
Sei einst Flanderns Stolz und Glück,
Leuchte als ein Stern voran
Auf der hohen Künstlerbahn!
Gott mit Dir!

Der Geißbub.

Ein Lebensbild von **Th. Mefferer.**

(Mit Bild.)

In den Bergen dämmerte der Morgen. Die dichte graue Nebelwand davor begann schon, sich hin und her zu bewegen, als die Strahlen der aufgehenden Sonne sie plötzlich durchbrachen. Hinter dem zerrissenen Vorhang trat das zerklüftete Gestein des Karwendel zu Tage. Höher und höher schwebte der zerrinnende Nebelschleier, die kahlen bleichen Wände des Bergriesen wurden sichtbar und allmälig erglänzten seine schroffen Zacken und Grate im schönsten Golde der Morgensonne. Ein geübtes Auge vermochte bald auch das hölzerne Kreuz auf der höchsten Spitze zu erkennen.

Auf der Straße von Partenkirchen her klangen durch die Morgenstille

Digitized by Google

die gemüthlichen Weisen des Posthorns, indeß im Markte Mittenwald, am Fuße des Karwendel, auch schon Alles lebendig wurde. Mächtige Fanfaren, dem Kuhhorn entlockt, erschallten am Sammelplatze der ausziehenden Rinder und das melodische Schellengeläute der Kuhheerden drang schon zu den Bergen.

Den Rinderhirten weit voraus zog aber heute schon Einer die Bahn gegen die Scharnitz hin. Hinter seiner meckernden kleinen Heerde führte er ein prächtiges Peitschenconcert aus. Es war Loisl, der lustige Geißbub. Trotz der Morgenkühle trug er seine Jacke um die Schulter gehängt, ein rothes Tuch hielt am Halse das grobe Hemd zusammen und eine abgetragene Lederhose, die nur bis an's Knie reichte, umschloß die wettergebräunten, sehnigen Beine des jungen Bergsohnes. Einen alten, von manchem Sturm zerfetzten Filzhut hatte er stolz auf das rechte Ohr gedrückt. Es zierte denselben aber auch kein geringerer Schmuck, als ein schneeig weißer Adlerflaum sammt einer schönen Spielhahnfeder. Unter diesem treuen Filze leuchteten hinter dunkeln Brauen ein Paar tiefblaue Augen voll kecken Muthes und jugendlichen Feuers fröhlich in die Welt hinein.

Auf thaublitzender, duftiger Matte stieg die kleine Heerde immer höher bergan. Den prächtig gehörnten, alten Bock an der Spitze, zog sie jetzt durch jungen Fichtenschlag, kam weiter aufwärts durch die Föhrenwaldung und war erst hoch oben auf einer Waldblöße unter mächtigen Felsblöcken wieder sichtbar.

Loisl erkletterte einen Block, sandte einen helljauchzenden Juhschrei hinab in's Thal, und indem er seinen Hut in die Höhe schwang, hub er frisch zu singen an:

Schö' kloaweis kimmt d' Sunna
Mit all' ihra Pracht,
Steigt auffa zu'n Goaßbuab'n,
Den s' liabli o'lacht.

Die Thiere kannten ihren gewohnten Weideplatz und weideten friedlich die saftigen Alpenkräuter und die zarten Rauten aus den Felsenrissen ab; die Zicklein sprangen und scherzten um die Wette, während Ruap, der alte Bock, hinter einem Felsblocke lag und in beschaulicher Ruhe wiederkaute.

Loisl schritt jodelnd und pfeifend immer tiefer in den Wald hinein. Er hatte gestern in dem weichen Sande bei einer nahen Quelle die Fährte eines Fuchses entdeckt, heute wollte er weiter nachspüren. An einer Bergleite ließ er

Digitized by Google

sich gewandt in den Thaleinschnitt hinunter, doch plötzlich hielt er lebhaft stutzend inne.

An einem Wachholderstrauch hing ein großes Buch. Einzelne lose Blätter daraus lagen weit umher zerstreut. Emsig holte Loisl, der sich begierig schon des Buches bemächtigt hatte, sie zusammen, und bei jedem Blatte brach der aufgeweckte Knabe in neue Verwunderung, in neues Staunen aus.

„Das hat Einer von den städtischen Herren verloren, die den ganzen Sommer da heroben so viel herumgestiegen sind," vermuthete Loisl, und der Gedanke, daß das Buch trotz aller Nachforschungen wohl längere Zeit in seiner Verwahrung bleiben dürfte, ehe sich der Eigenthümer dazu meldete, gewährte ihm ein inniges Vergnügen. Bildwerke hatte er ja immer schon so gerne betrachtet, so etwas Liebliches und Lebensvolles, wie in diesem Buche, hatte er aber wahrhaftig noch nie gesehen. Sorgfältig glättete er die zerknitterten Blätter auf seinem lederbesetzten Knie und eilte hastig zurück zu seinen Ziegen. Er suchte ein schattiges Plätzchen auf, um sich behaglich seinen Fund zu beschauen. Stumme Bewunderung erregte ein jedes der Blätter bei dem glücklichen Finder, war doch ein jedes voll von seinen alten, lieben, heimathlichen Bergen, die er in schönster Farbenpracht skizzirt fand.

Das erste Blatt zeigte das herrliche Wettersteingebirge mit all' seinen Zacken und Hörnern, das zweite den alten, über 6000 Fuß hohen Kramer von der Abendsonne geröthet, das dritte das Ettaler Mannl mit seiner freundlichen Umgebung, und so führte ihm jede Seite des wunderbaren Buches wieder, alte bekannte Berge und Gegenden vor. Eines der Blätter fesselte den lebhaften Jungen ganz besonders. Es stellte eine hohe schroffe Felswand dar. Ein verwundeter Jägerbursche stürzte jählings daran herab, und oben am Bergrande erblickte man noch einen wild aussehenden Kerl mit der rauchenden Büchse. Lange betrachtete Loisl das Bild. Er kannte selber nur zu gut die Gefahren des Jägerlebens und fand es so treu und wahr, daß er andächtig ausrief: „Herr, gib ihm die ewige Ruh!" Dann blätterte er eifrig weiter.

Das folgende Bild begrüßte er mit einem lauten Juhschrei und ein glückseliger Ausdruck erhellte das hübsche, verständige Gesicht. Es war ihm wohl auch aus dem Herzen gezeichnet, das liebe Bild! Eine Heerde der prächtigsten Ziegen weidete an einer grünen Bergleite hinauf, und was ihm über die Maßen wohlgefiel, war die unverkennbare Aehnlichkeit eines der Thiere mit seiner Lieblingsziege, der schwarzen Mirzel. Auch sein Scheckei fand er gleich heraus,

Digitized by Google

nur an dem alten bärtigen Ruap auf dem Blatte hatte er Manches zu tadeln. Mehrmals legte er das Bild fort, doch immer wieder nahm er es von Neuem auf. Die großen lebendigen Augen leuchteten begeistert auf und in dem munkern frischen Knaben ging eine mächtige Veränderung vor.

Neidisch blickte er in seinem Geiste auf den Mann, der so prächtige Bilder geschaffen und seine Zeit so köstlich verwerthet hatte. Niemand aber kannte die Berge und das Thierleben in den Alpen besser, Niemand war mit den Neigungen und Gewohnheiten der Thiere vertrauter, als er selber — was könnte nun wohl er nicht Alles leisten? Und hatte er nicht vollauf Zeit und Lust dazu vom Aufgang der Sonne bis zu ihrem Niedergang? Ein kühner Entschluß erwachte in seiner Seele. „Das kann so schwer nicht sein!" murmelte er vor sich hin, nahm das spitze Ende seiner Peitsche und fuhr damit sorgfältig und behutsam den Umrissen im Bilde nach. So zeichnete er nun unermüdlich mit dem Peitschenstiele, bis die untergehende Sonne ihn mahnte, zu Thal zu treiben.

Jetzt lag ein schönes Ziel vor Loisl's Augen. Er wollte auch ein Maler werden! Der frohe geschäftige Müßiggang, der ihm die Einsamkeit des Hirtenlebens bisher erheitert, sollte von nun an ernstem Streben und rastlosem Eifer weichen. Den nächsten Morgen trieb er rascher als sonst die muntere kleine Heerde zu Berge. Vom alten Schulmeister bereitwillig mit Papier und Bleistift versehen, führte er auch das große Skizzenbuch in seinem Rucksacke wohlgeborgen bei sich. Die Sonne hatte noch nicht den Thau von der grünen Matte aufgesogen, da saß Loisl schon hinter einem Felsblock, die kostbare Mappe vor sich. Ganz genau dieselben Bilder wollte er nachmachen, und er versuchte es zuerst mit den Bergen, aber ach, das sah wohl aus wie Berge, doch es waren lange noch keine. Er wußte kein Leben, keine Rundung in seine Striche zu bringen. Enttäuscht wollte er schon Alles fortwerfen, da machte er nach vielem vergeblichem Bemühen noch den Versuch mit den Ziegen und wirklich, das gelang ein wenig besser. Er jauchzte fröhlich auf und unverdrossen versuchte er, verbesserte er und wischte jeden unrichtigen Strich geduldig wieder fort. Da überraschte ihn die brennende Mittagssonne noch über der Arbeit, und als er nach beendigter Mahlzeit sich im Schatten dunkler Tannen zur Ruhe legte, umgaukelten ihn im Traume noch die herrlichen Bilder, die er mit dem Stifte vergebens festzuhalten sich bemühte.

So zeichnete Loisl Tag für Tag schon manche Woche aus dem gefundenen

Digitized by Google

Buche, und wollte es einmal nicht recht gelingen, sank ihm der Muth, holte der kluge Bursche seine Erstlingszeichnungen hervor, und welch' eine Freude war es dann für den Strebsamen, wenn er den gemachten Fortschritt gewahrte! Das spornte ihn mit frischem Eifer zur Ausdauer, zu neuem Schaffen an. Der von Natur begabte Knabe gewahrte auch gar bald, daß die Kopieen in dem schönen Buche ihm nicht allein zur Richtschnur dienen sollten, sondern daß er auch das Original, das dort mit schneeigem Gipfel in die Wolken ragte, oder vor ihm auf grünem Rasen weidete, studiren müsse, und stundenlang beobachtete er seine Ziegen oder schaute sinnend nach den vom Sonnenglanze beleuchteten Bergen. Jedes Blümchen am Weg, jeden Strauch und jeden Baum betrachtete der kleine Kunstbeflissene jetzt mit dem brennenden Verlangen, das Alles auf seinem Papier naturgetreu nachbilden zu können.

Kalter Nebel und nächtliche Reife zerstörten bald den Flor des Waldes, der Föhn entblätterte die Laubbäume und peitschte vom hohen Wettersteinzug die Schneeflocken stürmisch durch das Thal. Da war es vorüber mit der Bergfahrt. Kein lustiges Lied des Hirten, kein Juhschrei des frischen Geißbuben, kein Schellengeläute der Heerden drang mehr von den Höhen herab. Von den beschneiten Hängen und Matten aber hoben sich die riesigen schwarzen Tannen, um deren Wipfel in weiten ruhigen Schwüngen blos noch die Geier und Sperber kreisten, nur um so mächtiger ab.

Der lange düstere Winter in dem engen und rauhen Gebirgsthale war sonst für den fröhlichen Geißbuben immer eine traurige Zeit gewesen. Jetzt sah man ihn aber gerne jeden warmen Winkel des Hauses aufsuchen, um dort nach seinen Vorlagen zu zeichnen. Alle Blätter des geliebten Buches, ja den herabstürzenden Jäger selbst, hatte er schon mehr als einmal copirt und sein richtiges Gefühl sagte ihm, daß er in der kurzen Zeit doch schon Manches gelernt habe. Mancher seiner Hausgenossen nickte zwar wohlgefällig zu dem ungewohnten Fleiß des lebhaften Burschen, doch Niemand zeigte ein Verständniß für sein Streben. Wie groß war also seine Freude, als er endlich gar im Orte einen Gesinnungs- und Zunftgenossen gefunden hatte!

Der Schreiner des Fleckens war so eine Art Bauernraphael. Er malte die Votivtafeln für die Wallfahrtskirchen und die armen Seelen im glühenden Fegfeuer für die Kreuzstraßen. An diesen Schreiner hatte sich Loisl gewendet, damit er als Kunstrichter seine Versuche beurtheile. Der schreinernde Maler erkannte bald das keimende Talent in dem eifrigen Knaben und sah voraus,

Digitized by Google

daß ihm in dem Geißbuben ein gefürchteter Rivale erwachse. Gleichwohl weihte er denselben in manches Geheimniß seiner Kunst und der Farbenmischung ein.

Loisl hatte eben sein neues Atelier auf einer alten Hobelbank bei dem kunstverwandten Freunde aufgeschlagen, da trat ein hübsches hochgewachsenes Bauernmädchen herein. Kein Sträußchen schmückte heute ihren breitgeränderten Hut, kein Silbergeschnür prangte auf dem reichgestickten Mieder. Schwarz gekleidet, in tiefer Trauer, trat sie auf den Meister zu.

„Ihr habt wohl schon gehört," fing sie an, „daß sie gestern einen Wilderer in der Schneidmühlklamm gefunden haben. Der arme Bub, er hat sich erfallen!" Dabei konnte sie sich der Thränen nicht erwehren. „Wir sind zusammen aufgewachsen," fuhr sie fort, „und er ist sonst ein rechtschaffener Bursch gewesen. Malt mir jetzt ein Marterl, aber ein recht schönes. Mir wär's am liebsten, Ihr malet, wie er grad die Wand 'runterstürzt und steckt's nachher dort in der Klamm auf, wo ich den Kranz da hinleg." Hier brachte sie unter der Schürze einen Kranz von Waldepheu und Edelweiß hervor. „Behüt Enk Gott!" sagte sie noch im Fortgehen, „Ihr kennt mich doch, ich bin 's Kramerresei von Garmisch."

Mit wahrem Künstlereifer ergriff Loisl diese Aufgabe. Kein Anderer als er durfte dieses Marterl malen, und mehrmals mußte Meister Schreiner es wieder abhobeln, bis es nach Loisls Ansicht künstlerisch gelungen war. Am Rande der Malerei wurde Name, Geburts- und Todestag des Verunglückten bezeichnet, und der Meister setzte dann noch mit goldenen Buchstaben nach der Sitte jener Gegend den Vers darunter:

Wanderer steh still,
Bet' für die arme Seel!
Wenn unser Herrgott will,
Geht's mit dem Menschen schnell.

So wurde das Marterl schon in den nächsten Tagen an der Unglücksstätte angebracht. Loisl wandte sich mit freudestrahlendem Gesichte ab, als er das große Lob über dieses Kunstwerk aus dem Munde der umstehenden Bauern vernahm. Das Krammerresei von Garmisch aber ließ es an einem frischen Kranz nie fehlen und oft konnte man das junge Mädchen in der einsamen Klamm vor der Gedächtnißtafel im stillen Gebete versunken treffen.

Der erste sichere Bote, der den nahenden Frühling in den Bergen verkündet, ist das donnernde Getöse der stürzenden Bergwasser. Von Fels zu Fels

Digitized by Google

rauscht die wilde Fluth, zwängt sich ächzend und stöhnend durch Felsspalten und bricht dann schäumend und tosend weiter unten hervor. Holzstämme und Steine vor sich her wälzend, sucht sie ihr altes ausgewaschenes Rinnsal auf, und während sie Alles, was ihr im Wege ist, gewaltsam niederreißt, stürzt sie sich brausend in das Flüßchen am Fuße des Karwendel. Hoch angeschwollen und zum reißenden Strom geworden, droht die Isar bald, ihr schmales Flußbett zu überschreiten, und wälzt ihre Fluthen oft verheerend über die Ufer.

Die warme Frühlingsluft schüttelte den Tannen und Föhren schon ihr Winterkleid ab und das belebende Sonnenlicht zauberte wieder frisches Grün und Blumenflor auf Wiesen und Hängen. Schon zog die Vogelwelt zu Berge, lustig hämmerte der Specht an der Rinde und die Waldamsel sandte ihr Abendlied durch die frische Alpenluft. Da schaute auch Loisl sehnsüchtig hinauf zu den blauen Firnen und duftigen Höhen und als er das erste Mal wieder sein Lieblingsplätzchen droben bei den Felsblöcken erstiegen hatte, grüßte er aus voller Brust mit hellem Juhschrei seine alten felsgekrönten Nachbarn.

Der Frühling war mit aller Pracht kaum in die Berge eingezogen, als auch wieder alle Naturfreunde, Maler und Touristen erschienen. Das Thal herauf pilgerte um jene Zeit einer dieser Fremden der Schneidmühle zu. Ein breitkrämpiger Hut beschattete sein fein geschnittenes, von einem schwarzen Vollbarte eingerahmtes Gesicht. Das Plaid nachlässig über die Schulter geschlungen, trug er auf dem Rücken ein zierliches Ränzchen mit mächtig großem Sonnenschirm. „Er war nicht in dem Thal geboren, man wußte nicht, woher er kam" — doch ihm schien diese Gegend nicht ganz unbekannt. Herzlich schüttelte er die Hand der Schneidmüllerin und ruhte auf der Bank unter dem weit vorspringenden Dach der Mühle aus. Lächelnd sprach er sein: „Vergelt's Gott!" aus vollem Herzen und leerem Magen, als die Müllerin ihm gastfreundlich eine Schüssel voll köstlicher Milch vorgesetzt hatte.

„Gesegn's Gott, Herr!" erwiderte die stattliche Frau.

Bald war zwischen den Beiden ein Gespräch im Gange. Es zeigte sich, daß der Fremde schon vergangenen Sommer ein paar Wochen in der Gegend zugebracht, doch auf seine Frage, was seitdem Neues hier herum vorgefallen, wußte die Frau nur von dem letzten großen Hochwasser zu berichten und daß zu Anfang des Winters wieder ein Wildschütz durch einen Sturz von der Felswand verunglückt sei. Sie mußte dem Herrn manches Stücklein von dem verwegenen Bürschen erzählen, der guter Leute Kind war und in seiner Tollkühn-

Digitized by Google

heit ein so schreckliches Ende gefunden hatte. Als der Fremde mit freundlichem Gruße sich zum Gehen wandte, rief sie ihm noch nach: „Herr, betet ein Vaterunser für den armen Sepp! Einen Büchsenschuß weit drinn' in der Klamm seht Ihr schon das Marterl. Behüt Enk Gott!"

Rüstig schritt der Fremde mit seinem Gebirgsstock aus. Plötzlich verließ er die Straße und bog neben dem Flüßchen rechts ab. Kaum die Breite eines Wagens hatte hier der steinerne Pfad, zu dessen beiden Seiten feuchte Felsenwände zum Himmel emporstiegen. Das war die Klamm. Unser Wanderer schaute während des Gehens oft hinauf nach den eng zusammengerückten, wild zerklüfteten schwarzen Steinwänden oder horchte auf das Tosen niederstürzender Bergwasser. Da stand er auch schon vor dem Marterl.

Es war ein eichener Pfosten, an dem sich das Bild vertieft eingelassen zeigte. Ein verzierter Blechschild darüber schützte es vor Sturm und Wetter. Unter demselben waren an einer Drahtspange hölzerne Rosenkranzperlen aufgereiht, in heimathlicher Sprache „Beterln" genannt. Mit einem flüchtigen Blick auf das kleine Gemälde, das den Sturz des Wilderers über die steile Wand darstellte, wollte der Fremde vorüber gehen, doch mit einem Male hemmte er seine Schritte. War es der Spruch unter dem Bilde, war es das Bild selbst, was ihn hier fesselte? Lange verweilte er vor dem Marterl und betrachtete es mit sichtlichem Interesse. Ein launiges Lächeln glitt über sein Gesicht, als er endlich weiter schritt und vor sich hin murmelte: „So ist es also doch gefunden worden!"

Obgleich er tüchtig marschirte, war die Sonne schon hinter den Bergen verschwunden, als er durch das Thor des Posthauses von Mittenwald trat. Mit einem kräftigen Händedruck und dem frohen Ausruf: „Ja, grüß Enk Gott, Herr Maler! Seid's jetzt da, die Sachen sind gestern richtig eingetroffen," bewillkommnete ihn der Posthalter schon unter dem Thorweg. Auf dessen Ruf: „Frau, Frau, da komm' 'raus, unser Maler ist wieder da!" sah er sich auch von der braven Frau Posthalterin freudig begrüßt, und dem liebgewonnenen bekannten Sommergast wurde das schönste Zimmer des Hauses eingeräumt.

Bald darauf saß der Maler im Honoratiorenstübchen, doch zog ihn die Unterhaltung dort wenig an. Ihm war es gleichgültig, daß der letzte Sturm so viel Lärchenstämme auf dem Karwendel versandet hatte, es interessirte ihn auch nicht, daß schon seit Wochen ein Zwölfender aus Oesterreich herüber wechselte. Er war im Geiste noch immer mit dem Marterl beschäftigt. Erst

Digitized by Google

als die Gesellschaft auf den im letzten Winter erstürzten Burschen zu sprechen kam, wurde seine Aufmerksamkeit erregt. Er erkundigte sich lebhaft um den Urheber jenes kleinen Gemäldes und die Frau Wirthin mußte ihm genau die Wohnung des malenden Schreiners bezeichnen.

Am frühesten Morgen zog er auch schon aus, den Meister zu suchen. Er hoffte dabei sicher, sein im vergangenen Jahre hier verlorenes Skizzenbuch nun wieder zu finden, denn das Bild auf der Tafel war unverkennbar eine Copie aus demselben. Aber nicht das allein war es, was ihn so rasch in Bewegung gebracht, er wollte auch den Meister kennen lernen. Ob auch das Bild nur eine stümperhafte Malerei zeigte, die Auffassung desselben war äußerst gelungen und einige kecke Striche verriethen offenbar ein keimendes Talent.

„Grüß Gott, Herr Kollega!“ lautete der Gruß des Malers, als er bei dem Schreiner eintrat. Es kostete ihn aber viel Mühe, beim Anblick einer halb fertigen Votivtafel den gehörigen Ernst zu bewahren und seine Lachmuskeln im Zaume zu halten.

„Ihr habt doch das Marterl in der Klamm nicht gemalt?“ war die rasche Frage, die ihm jetzt entschlüpfte, und etwas wie Enttäuschung malte sich auf seinem Gesicht.

Verdutzt schaute der Angeredete von seiner Arbeit auf und sichtbar wuchs die Verlegenheit des Schreiners und damit das Staunen des Malers, als es nach längerem Hin- und Herreden zu Tage kam, daß der Schöpfer jenes Bildes kein Anderer, als Loisl, der Geißbub, sei. Mit freundlichem Händeschütteln schied der Maler, um auch sogleich den originellen jungen Künstler aufzusuchen.

Loisl hatte auch heute schon wieder droben unter dem blauen Himmelszelt seine Werkstatt aufgeschlagen, als der Fremde, mit sämmtlichem Malergeräth versehen, rüstig den Berg hinanschritt. Vertraut mit der Gebirgssitte, begrüßte er den Buben von weitem schon mit lautem Juhschrei. Mit heller Stimme antwortete Loisl, so wie er aber den großen Schirm und den Kasten auf dem Rücken des Fremden gewahrte, erschrack er gewaltig und blitzschnell raffte er all' seine Zeichnungen und Papiere zusammen. Der plötzliche Schrecken verflog bald wieder vor der gewinnenden Erscheinung des Malers und ein befriedigtes Lächeln glitt über das freundliche Gesicht desselben, als er in die großen klaren Augen des Knaben schaute, aus denen Entschlossenheit und heller Verstand leuchteten.

Digitized by Google

„Nun, Loisl," sagte der Fremde, „Du kannst ja so schön zeichnen und malen, wie ich gehört und selbst gesehen habe. Wie hast Du denn das Alles gelernt?"

Ermuntert durch die freundliche Ansprache erzählte Loisl zutraulich: „Sehen's, Herr, im vorigen Sommer hab' ich da drüben das Buch gefunden" — hier zog er unter seinem Hute das wohlbekannte Skizzenbuch hervor — „hab' viel herum gefragt, aber Niemand erfragt, dem 's gehört. Seitdem zeichne ich alle Tag' und alle Tag' daraus, denn das sind gar zu schöne Sachen und es muß ein richtiger Maler gewesen sein, der die Berge und das Vieh da drinn' so prächtig hat malen können. Ich bring's aber nicht so zusammen, denn das ist so viel schwer, daß ich glaub', ich lern's nimmer — und muß es doch noch lernen!"

Eine so kühne Zuversicht, ein so fester Wille klang aus des Knaben Rede, daß der warmherzige Künstler als höhere Fügung den Zufall pries, der ihn damals sein Skizzenbuch verlieren ließ. Freudig durchblätterte er es, während er dem begierig aufhorchenden Buben mittheilte, wie er selber das Buch vergangenen Spätsommer hier oben verloren, den unangenehmen Verlust über seiner schnellen Abreise aber erst später entdeckt und an ein Wiedererhalten desselben gar nicht mehr gedacht hatte.

Eifrig überreichte auf sein Zureden Loisl jetzt alle seine Zeichnungen dem Maler, der sich neben ihm auf seinem Feldstuhl niederließ und Blatt für Blatt aufmerksam durchging. Mit klopfendem Herzen und in höchster Spannung folgte der kleine Bursche jeder Bewegung des Künstlers, als dieser, nachdem er mit wohlgefälligem Lächeln Loisl's Versuche bei Seite gelegt, seinen Farbenkasten aufschlug, eine Mappe hervorzog und zu zeichnen und malen begann.

Athemlos kniete er daneben und mit fast heiliger Scheu betrachtete er den Mann, der mit so wenigen Pinselstrichen sein schönstes Zicklein, wie es leibte und lebte, auf's Papier zauberte. Mit gefalteten Händen und so flehender Geberde schaute der Knabe zu dem Maler auf, daß dieser gerne versprach, ihm das Bildchen zu schenken. Doch das war es nicht, was Loisl mit allen Kräften seiner Seele ersehnte. Als der Fremde ihn aber in ernstem Tone und mit einem bis in's Innerste dringenden Blicke fragte: „Du möchtest wohl auch ein Maler werden, Bursch?" sprang er mit einem jauchzenden Ja in die Höhe. Seine großen dunkelblauen Augen erglänzten vor innerer Freude und herzhaft drückte er die beiden Hände des Künstlers, auf den er jetzt alle seine Hoffnung setzte.

Digitized by Google

Auch der Maler hatte den prächtigen unternehmenden Buben gleich beim ersten Anblick herzlich liebgewonnen und in beinahe väterlich weicher Stimmung sprach er: „Loisl, das ist leicht gesagt, schwer aber ausgeführt. Obgleich die Natur Dich selten begabt hat, gehört doch jahrelanges Studium, jahrelanges Kämpfen und Ringen dazu, bis man das Ziel erreicht, und dann ist das ganze Leben noch ein fortgesetztes mühevolles Streben nach Vervollkommnung. Und hast Du auch bedacht, Loisl, daß Du dann fort müßtest von hier, von Deiner Heimath, Deinen lieben Bergen?"

„Aber ich kann ja wieder kommen, wie auch Ihr hieher kommt," warf der Bursche lebhaft ein. „Habe ich erst etwas gelernt, male ich Alles, was ich um mich sehe und was mir lieb ist und nehme es mit mir in die Stadt."

Zufrieden lächelte der gute Herr, glaubte indeß bei der kitzlichen Frage, wovon er während seiner Lehrjahre in der Stadt zu leben gedenke, den allzu Zuversichtlichen von dem Gedanken abzubringen, dahinzuziehen und der Kunst zu leben.

Loisl zählte ihm aber mit gar wichtigem Gesicht alle seine Geldquellen auf: „Zwei Sommer habe ich noch den Lohn zu bekommen von meinem Dienstherrn," begann er, „dann sagt mein Vetter, der Wirth von Wallgau, immer, wenn ich etwas Gescheidtes lerne, gibt er mir etwas dazu. Der Herr Pfarrer ist auch ein braver Herr und laßt mich nicht im Stich und zuletzt hab' ich noch eine nagelneue Lederhose, die brauch' ich in der Stadt nicht und kann sie verkaufen."

Herzlich lachte der Maler über dieses kindlich naive Vertrauen des angehenden Kunstjüngers und der kleine Bursche gewann damit sein ganzes Herz. Froh bewegt reichte er ihm die Hand und versprach, Alles für ihn thun zu wollen, was in seiner Macht stehe, um ihn auf seinem neuen Lebensweg zu fördern, und in der edelsten Weise hat der eben so menschenfreundliche als tüchtige Künstler in der Folge sein Wort gehalten.

Noch ehe dieß Jahr der Winter den Schmuck der Berge zerstört, saß Loisl schon hinter dem Zeichnungstische in der Stadt. Alle Hindernisse wären glücklich beseitigt, und von verschiedenen Seiten großmüthig unterstützt, besuchte der strebsame Knabe mehrere Jahre hindurch mit bestem Erfolge alle Schulen und Bildungsanstalten für junge Künstler. Doch zog es ihn jeden Sommer unwiderstehlich hinaus in die Heimath und dort, an der Stelle, wo der muntere Geißbub einst die Ziegen gehütet, stand nun oftmals ein hochstrebender Jüngling

Digitized by Google

und ſchaute glänzenden Auges um ſich. Mit ſeligen Empfindungen betrachtete er die wunderbare Gegend, ein eigenes wonniges Gefühl beſchlich die junge Bruſt und mit heißem Danke blickte er zum Himmel auf, daß es auch ihm endlich vergönnt ſei, die große Schöpfung und die Allmacht Gottes im Bilde zu verherrlichen.

Jahre auf Jahre verrannen, bis ſich ſein Name ruhmvoll durchgerungen. Durch ſeelenvolle Auffaſſung, durch packende Naturtreue und ein tiefes Verſtändniß der Kunſt waren ſeine Bilder bald unter den geſuchteſten und ſein Name erklang unter den gefeiertſten. Sein neueſtes Bild, das auf einer größeren Gemälde-Ausſtellung preisgekrönt wurde, erregte die Bewunderung aller Kunſtkenner. Konnte man ſich doch nicht ſatt ſehen an der ſchönen Berglandſchaft im Abendſchein, wo der duftige Nebelſchleier von der Thalſohle ſich hinaufzog, während der im Sonnengolde leuchtende Gipfel des Karwendelgebirges ſeine Spitzen und Zacken in den blauen Aether tauchte. Der lebensfriſche prächtige Geißbub im Vordergrunde, der von dort herab ſeine Heerde zu Thale trieb, feſſelte vollends alle Blicke.

In dieſes Bild aus den heimathlichen Bergen hatte der junge Künſtler ſeine ganze Seele gelegt.

Kinder und Blumen.

Von **Michael Becker.**

„Sie ſelbſt, wie Flocken, die ein warmer Hauch
Geſchüttelt von den roſ'gen Blüthenbäumen,
Sie ſuchen, nach des Frühlings altem Brauch,
Sich Wieſenblumen in den grünen Räumen."

Wolfg. Müller.

Ja die Kinder ſind Blumen. Ihre Jugend iſt die Blüthezeit ihres Lebens, ihr Herz, ihr Verſtand ſind die Knospe, welche Hoffnungen für Zeit und Ewigkeit in ſich verſchließet, an ihren Wangen hängen Roſenblätter, die des Lebens heiße Sommerzeit noch nicht gebleicht hat, all ihr Thun und Treiben iſt ein Entfalten ihrer Anlagen und Neigungen.

Digitized by Google

Sie dürsten nach Lust und Freude wie die Blume nach Thau und Morgenlicht. Zart ist ihr Leben. Ein rauher Windhauch kann sie zerknicken wie eine Blume, die nach frostiger Nacht sich zur Erde neigt und erstirbt.

Der Hilfe und Pflege sind die Kinder bedürftig, wie die Blumen, die des Gärtners Sorge an Stäbchen bindet und vom Unkraut frei erhält.

Und sind sie nicht auch — Kinder wie Blumen — die Günstlinge der Menschen und werden sie nicht von ihnen sorgsam an liebender Brust getragen?

Aber, aber — wie leicht auch welkt so ein Kindlein dahin! nicht anders als ein Blümchen, das die verzehrende Natur mit ihrer Sense gefühllos niedermähet. Und liegt es dann bleich auf seinem Todtenbettchen wie ein abgefallenes Blüthenblatt auf hoffnungsgrünem Moose, so schwebt seine Seele schon hoch über dem Himmelsblau, unter den Engeln, in denen der hl. Ambrosius lauter Himmelsblumen sieht.

Noch etwas darf ich nicht vergessen: Sehe ich nicht die Kinder alle wie Blumen in gar verschiedenen Farben und Formen um mich her stehen? Ich meine hier nicht so sehr die Bildung ihres Körpers oder die Art ihrer Kleidung, als vielmehr die Verschiedenheit ihres Willens, ihrer Fähigkeiten und Neigungen. Und soll ich ihnen darnach ihre Namen geben, so meine ich, ich muß sie so nennen, wie die Blumen.

Da heiße ich denn das reine, schuldlose Kind eine Lilie, das bescheidene ein Veilchen, das stolze ein Gretchen in der Staude, das fromme eine brennende Liebe, das folgsame eine Trichterwinde, das dankbare ein Vergißmeinnicht, das eitle eine Spiegelglocke, das falsche eine Herbstzeitlose, das geschwätzige eine Klatschrose, das unmäßige einen Märzenbecher, das träge ein Faulieschen, das putzsüchtige ein Tausendschön, das zornige eine Brennnessel, das eigensinnige einen Schlehdorn, das rachesüchtige eine Heckenrose — und so fort, bis das Register von allen guten und bösen Eigenschaften fertig ist.

Aber auch die Blumen sind Kinder. Man schaue sie nur an, wie sie weinen und lachen, kosen und spielen, wie sie sich wiegen und schaukeln, wie sie traurig werden und dahinsterben, gerade wie die Kinder es thun.

Es kommt der Morgen, sie sollen aus ihrem Thaupfühle sich erheben, der Sonne Strahlen wollen ihnen die Aeuglein öffnen — da weinen sie, daß die Tröpflein niederfallen. Es dauert nicht lange, die Thränen trocknen an den Wimpern, die Aeuglein gehen auf, sie lächeln und schauen freudig umher, als

Digitized by Google

wollten sie Alles lieben und sich selbst an die Menschenbrust drücken. Und dann, wenn sie vollends wach, in heiterster Morgenlaune ihre frischgefärbten Kleidchen zeigen und sich einander streicheln und necken, und wenn die Lüftchen kommen und mit ihnen spielen, und wenn sie sich von diesen schaukeln lassen von einem Gräslein zum andern, und wenn sie die Bienlein auf ihren Schooß nehmen und die Schmetterlinge in ihre Arme, ist's da nicht, als wären sie Kinder auf dem Maifelde des Lebens?

Aber sieh, da und dort steht auch ein Blümlein, das ist krank und matt, ein Würmchen hat sein Herz benagt, ein giftiger Hauch sein junges Leben berührt. Und jetzt welkt es hin und stirbt, und die Gespielen umstehen sein Grab und trauern ein Weilchen und weinen wie Kinder, bis der Morgenstrahl ihre Thränen trocknet. Und wie das Schwesterchen dahingewelkt, so legen sie alle nach und nach ihre Häupter der lieben Mutter Erde in den Schooß, um in einem neuen, noch schönern Frühling in herrlicherem Gewande wieder zu erstehen.

Also: Kinder sind Blumen, und Blumen sind Kinder, und weil sie dieses sind, so will ich auch den Einen von den Andern so manches erzählen. Ich will den Kindern von Zeit zu Zeit so ein Blümlein bringen, sie daran riechen und es beschauen lassen. Sie sollen es aber dann auch recht vernünftig ansehen und wohl etwas dabei denken und fühlen. Was? das will ich ihnen andeuten.

Bald kommt der Frühling. Schon schmilzt der Schnee, und die Keime gewinnen Leben. Also freuet Euch auf den März und seine Veilchen.

Die Stiefmutter.

Erzählung von **Isabella Braun.**

VIII.

Was uns das Christkind brachte.

„Horch! was pocht an Thür und Fenster?
Horch! was rieselt durch den Wind? —

Digitized by Google

Seid nur ruhig, vor Gespenster
Fürchtet sich kein gutes Kind.
Nur der Engel Flügelrauschen
Hört es wachend und im Traum;
Nur dem Christkind gilt sein Lauschen
Mit dem schönen Weihnachtsbaum."

Diesen Vers und noch mehrere nachfolgende Strophen hatte uns die Mutter gelehrt. Wir sagten ihn nicht nur mit feierlich-deklamatorischem Vortrage, sondern fühlten auch in unsern Kinderherzen all die geheimnißvollen Schauer und Wonnen der nahenden Weihnacht, welche wir seit zwei Jahren fast gänzlich entbehrt hatten. Obwohl wir Beide alt genug waren, um die Werkstätte des heiligen Christkindes auf Erden zu suchen, umschwebte doch ein himmlischer Einfluß die Vorbereitungen, und auch die selige Mama war darein verflochten. Sie kannte ja am allerbesten unsere geheimen Wünsche; sie würde gewiß das Christkind bitten, dieselben zu erfüllen und der jetzigen Mutter in's Ohr und Herz flüstern, was unter dem Baume liegen solle. — Auf diese Weise verschwammen die Beiden in Eins, und die Liebe gedieh von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag.

Ja, ich liebte meine Mutter! das stund nicht mehr in Frage; aber ob sie mich liebe, das quälte mich fort und fort mit bangen Zweifeln. Ich hatte ein böses Gewissen; ich hatte sie kalt zurückgestoßen, mit beständigem Mißtrauen beobachtet; ich hatte Sabinen mein Ohr geliehen: nein, nein — die Mutter konnte mich nicht lieben, sie that nur ihre Pflicht an mir, wie ich mit eignen Ohren gehört.

Gab es kein Mittel, ihre Liebe zu gewinnen? — Vielleicht, wenn ich ihr zeigte, wie sehr ich sie liebte? aber wie sollte ich das so auf einmal beginnen, nachdem ich bisher jede Liebkosung vermieden hatte? — Während mich diese Gedanken beschäftigten, machte ich merkliche Fortschritte in der Besserung, wie Jeder, welcher mehr an Andere, als an sich selbst denkt. Nun forschte ich auch nach einem Gegenstande, um die Mutter zu beschenken und vertraute dieses Vorhaben meinem Bruder Richard, der mit Eifer darauf einging. Ich war ein Dorfkind, kein Stadtmädchen, das vor den Schaufenstern fürstliche Herrlichkeiten sieht, und so bewegte sich meine Phantasie in gar engen Schranken. Der Inbegriff alles Schönen dünkte mich eines jener Geldbeutelchen zu sein, welche damals in unserer Arbeitsschule sichtbar wurden. Es bestand aus zwei

Digitized by Google

ausgehöhlten Schalen einer großen, welschen Nuß. In den spitzen Theil wurden Löchlein gebohrt. Ein schmales Seidenbändchen in den Farben des Regenbogens, oder in sonst einer lebhaften Farbe vereinte diese Schalen vermittelst einer durch die Löchlein gezogenen Schleife. Das Innere der Schalen umfaßte ein filetgestricktes Beutelchen, welches wieder durch gebohrte Löchlein und Bändchen mit dem breiten Theile vereint wurde, zu- und aufgezogen werden konnte. —

O, Wonne meiner Kinderseele, solch ein Nußschalenbeutelchen! aber nicht ich, sie — meine Mutter sollte es besitzen, von mir, zum Weihnachtsgeschenke, und ich wollte alle meine zusammengesparten, nagelneuen Kreuzer hinein legen. — Würde dieses Geschenk ihr nicht deutlich sagen, daß ich sie liebe?

Als ich meinen Plan dem aufhorchenden Richard entdeckte, leuchtete zuerst sein Augenpaar in freudiger Zustimmung; dann blickte er fast traurig auf seine kurzen, dicken Finger, welche eben ziemlich dintenbeschmiert waren. Sie konnten freilich kein niedliches Filet stricken. Schnell aber blitzte ein Gedanke durch seinen Geist. Er flüsterte mir in's Ohr, obgleich weit und breit Niemand war, der uns hätte belauschen können: „Und ich schreibe für die Mama lateinisch, wunderschön, das Gloria, weißt, Gretchen, den ganzen Spruch. Glaubst Du nicht, daß es sie freut, weil sie sich mit meinem Latein so viel Mühe gibt?"

Ich bejahte es und wir waren unerschöpflich in Plänen zur Vervollkommnung und weiteren Ausschmückung dieser Weihnachtsgaben.

In all dieser Zeit zwischen Sct. Nikolaus und Weihnachten vermied ich Sabine auf das Aengstlichste. Ich fürchtete jedes ihrer Worte, und dennoch that es mir leid, wenn mein Blick ihr trauriges Gesicht streifte, daß sie uns bald verlassen mußte. Es kam mir vor, als ob ich doch auch einige Schuld daran hätte und ich grübelte nach, wohin sie wohl von uns aus gehen würde? Sollte ich den Papa recht inständig bitten, daß sie bleiben dürfe und ihm feierlich geloben, nie mehr auf ihr Wort zu hören? — Ja, ich war in der That besser geworden: selbstsuchtsloser, mitleidsvoller, gerechter. Das mütterliche Beispiel erwärmte und erleuchtete meine Kindesseele.

Die Weihnachtszeit war nun ganz nahe. Bereits hatte der Gärtner den mächtig großen Tannenbaum in's Haus gebracht; das schöne Wohnzimmer war und blieb verschlossen, obwohl ein Feuer im Ofen prasselte; auch mein Nebenstübchen wurde von der Mutter in Beschlag gelegt. — Wir beide Geschwister hielten uns beständig im Speisezimmer auf und deklamirten im Einklange:

Digitized by Google

„Christkind naht mit leisen Schritten
Morgens, Abends, für und für;
Lauschet auf der Kinder Bitten
Draußen vor der Stubenthür,
Was es Alles solle bringen,
Schönes, Gutes mancherlei,
Doch es frägt vor allen Dingen,
Wer da fromm und artig sei? —

Christkind höret die Gedanken,
Christkind hört ein jedes Wort;
Da, wo Lärmen ist und Zanken,
Schleicht es bang und traurig fort.
Aber wo mit holden Scherzen,
Kinder froh beisammen sind,
Da erfreuet sich von Herzen
Das verborg'ne Jesukind.

Wollen nun des Kindleins warten,
Morgens, Abends, früh und spät,
Bis das Wünschen aller Arten
Reichlich in Erfüllung geht;
Bis Du endlich uns erscheinest,
Christkind, in dem Strahlenkranz,
Jung und Alt im Chor vereinest
Um des Baumes Lichterglanz." —

Ja, friedlich und heiter waren wir Beide vereint in diesen Stunden des Wartens, als nun der 24. Dezember anbrach, und wir den Zeiger der Uhr mit sehnsüchtigen Blicken begleiteten. Richard betrachtete stets von Neuem seine lateinische Schrift, welche der Buchbinder auf Pappdeckel gezogen und mit Goldbördchen eingefaßt hatte. Wie oftmals wir Beide das Schächtelchen öffneten, in welchem die Nußschale wie eine Kostbarkeit lag, ist nicht zu zählen.

Endlich kam das Mittagessen auf den Tisch. Die Aufregung benahm uns den Appetit; auch den Eltern schien es nicht anders zu gehen. Die Mutter

Digitized by Google

saß müde und zurückgelehnt im Stuhle, von ihrem großen Tuche, welches sie im Winter beständig zu tragen pflegte, umhüllt. Der Vater betrachtete sie häufig mit besorgten Blicken. Es fiel mir mit wahrhaftem Schrecken auf und erinnerte mich an seine Blicke damals — o, ich konnte nicht weiter denken! „Bist Du krank?“ wagte ich ganz schüchtern zu flüstern, als ich nach dem Essen der Mutter Hand küßte. Sie sah mich eine Weile schweigend an und erwiderte: „Ich? — nein, nein, Gretchen; — ich hoffe, es geht Alles gut. Das Christkind wird uns gewiß einen glücklichen Abend schenken.“

Wir befanden uns bald wieder allein; aber nicht mehr in freudiger Hoffnung, sondern in banger Besorgniß: sie sah mir aus Richards Augen, und ihm aus den meinigen entgegen. Unsere Ohren lauschten; sie lauschten nicht mehr auf des heiligen Christkinds Nahen, wohl aber auf die schwerfälligen Tritte des Gesindes. Wir verfolgten diese Tritte, ach! nicht bis zur Wohnstube, wo die Eltern den Baum aufgeputzt hatten, sondern zum Schlafzimmer der Mutter und plötzlich gedachte ich des Bettes, wo unsere im Tod erbleichte Mama gelegen war. Ein Schauer erfaßte meine Seele und zwei Bilder verschwammen in Eines.

Bei jedem sich nahenden Schritte öffneten wir leise die Thüre und erschracken heftig, als wir den Arzt erblickten. Von nun an schlichen die Leute den Corridor entlang, Niemand beachtete unsere geflüsterten Fragen, Niemand hatte ein erklärendes Wort auf unsere ängstlichen Geberden, nicht einmal der Papa, dessen sorgenvolles Gesicht uns erschreckte und der uns einschärfte, im Zimmer zu bleiben. O, gewiß war die Mutter erkrankt und für mich war Krankheit wie Tod gleichbedeutend. Nun steigerte sich meine Liebe zum höchsten Grade mit dem drohenden Verluste; sie wurde selbstsuchtslos; ich frug nicht mehr, ob sie mich liebe; ich fühlte nur an dem heftigen Schlag meines Herzens, wie zärtlich ich an ihr hing. Ein Leben ohne sie, — der gefürchteten Stiefmutter — erschien mir wie schauerliche Oede und Verlassenheit. Wie öde und verlassen war nur der Eine Tag verstrichen, an dem sie uns allein ließ während Richards Buße. — Im Geiste sah ich an ihrer Stelle Sabine durch das Wohnzimmer gehen, und es überkam mich ein Frösteln.

Es wurde todtenstille im Hause. Nichts regte sich, als die Uhr und ihr „tick, tack“ klang schauerlich, ernst, langsam. Stunde um Stunde verstrich, während wir Beide eng an einander geschmiegt im Lehnstuhle saßen, Hand in Hand, in banger Erwartung. Der Abend senkte sich herab, Niemand gedachte

Digitized by Google

unſer. Da läutete vom Thurme feierlich das „Ave.“ Wir ſanken neben einander auf die Kniee und beteten mit einer Inbrunſt, wie niemals zuvor: „Gegrüßt ſeiſt Du, Maria! Du biſt voll der Gnaden! der Herr iſt mit Dir!“ — O, ſie, die Mutter des Heilands, deſſen Geburt wir feierten, ſie ſollte bei ihm für unſere Mutter bitten.

Nach dieſem Gebete kam einige Beruhigung in mein Herz, obgleich ich mich an Richards Bruſt lehnte und dort leiſe zu weinen begann. Aber er war ein ſchlechter Tröſter und wurde zornig, denn er wollte gar nichts davon wiſſen, daß Urſache zum Weinen vorhanden ſei. Mit erregter Stimme rief er: „Wenn wir nur ein Licht hätten! ich möchte gerne ſehen, wie ſich mein „Gloria in excelsis Deo“ im Lichtſchimmer ausnimmt!“

Da öffnete ſich, wie gerufen, die Thüre; der Vater trat unter dieſelbe. Die Lampe in ſeiner Hand beleuchtete ein von Glück ſtrahlendes Antlitz, indem er ſagte: „Arme Kinder! da ſitzen ſie in der Dunkelheit! Habt lange warten müſſen auf's Chriſtkind! Nur noch ein wenig Geduld. Bereitet Euch vor auf die große Freude.“

Er betonte die letzten Worte und ſtellte die Lampe auf den Tiſch. Dann küßte er Jedes von uns innig, ließ uns aber keine Zeit zum Fragen, ſondern entſchlüpfte unſern Armen und verſchwand hinter der Thüre. Wir verfolgten lauſchend ſeine leichten Schritte bis zum Wohnzimmer. O, glückverheißende Vorbedeutung. Wir athmeten befreit von Angſt und Sorge! Es war uns Beiden, als ob wir die ſchönſte Weihnachtsgabe ſchon empfangen hätten! Auf welche Freude ſollten wir unſere jubelnden Kinderherzen denn noch vorbereiten? —

Wieder vernahmen wir Schritt auf Schritt im Corridor, aber alle klangen gemäßigt. Nach Verlauf einer halben Stunde ertönte das wohlbekannte Weihnachtsglöckchen. Wir traten Hand in Hand durch die Thüre des Eßzimmers in den hell erleuchteten Corridor. Dort ſtanden die Knechte und Mägde, der Gärtner, Hausmeiſter mit ihren Familien, alle im Feſtkleide, und ſie lächelten uns entgegen, als wir dahinſchritten; dann folgten ſie uns bis zur Wohnſtube. Beide Flügelthüren öffneten ſich: ein Meer von Licht und Glanz ſtrömte uns vom großen Chriſtbaume, den Lampen und Girandolen auf mehreren Tiſchen entgegen; eine wahre Farbenpracht leuchtete dazu; das Zimmer war in einen ganzen Bazar umgewandelt, denn für Jedes der Anweſenden hatte der heilige Chriſt etwas geſpendet.

Digitized by Google

Und dennoch zog Enttäuschung über unsere beiden Gesichter: die Mutter fehlte. Wir bewegten uns nicht von der Stelle, bis unser Papa rief: „Nun, Kinder, freut Euch, freut Euch! sucht Eure Zettelchen und nehmt die Gaben. Dann kommt erst noch die Hauptsache, welche Euch das Christkind brachte: „Ein Schwesterlein!“ —

„Wo? wo?“ frugen unsere von Ueberraschung strahlenden Blicke. Wir suchten es unter dem Christbaume und übersahen völlig alles Andere und doch waren unsere sehnlichsten Wünsche in Erfüllung gegangen. Da leuchtete in Richards Augen ein Gedanke auf und er frug den Papa:

„Liegt's im Stalle?“

Der Vater lächelte und sagte: „Nein! es geht ihm viel besser als dem armen Jesuskindlein; es liegt in der Wiege auf weichem Bettlein mit grünen Vorhängen.“

„Wo?“ — frug ich.

„In Mama's Schlafzimmer; es ist ja ihr winzig kleines Kindchen.“

„Und die Mama? — ist sie krank?“ wagte ich zu stottern. Der Vater erwiderte:

„Nur ein wenig, aus Freude! sie wird bald wieder unter uns sitzen; inzwischen seid nur recht ruhig und brav.“

„Dürfen wir die Mama und das Schwesterchen nicht grüßen?“ forschte Richard.

„Wenn Ihr Euch ganz ruhig verhalten wollt“ —

Unsere vor Freude glänzenden Gesichter versprachen es. Schon jetzt getrauten wir uns nicht mehr eine laute Freudenäußerung. Im Wohnzimmer summste es Bienen gleich, denn Jedes dämpfte die Stimme, konnte jedoch die Ueberraschung, seine geheimsten Wünsche erfüllt zu sehen, nicht unterdrücken. Alle erkannten mit dankbarer Rührung — die gnädige Frau habe mit dem Ohre und Blicke der Menschenliebe dem Christkind die Allwissenheit abgelauscht.

Nun gab der Vater das Zeichen zum Aufbruche. Er entdeckte in unsern Gesichtern das Verlangen nach dem Schwesterlein. Vorher gelangten unsere Weihnachtsgeschenke unmöglich zur gebührenden Würdigung.

Wir schlichen auf den Zehen zum Schlafgemach der Mutter. Es war nur ganz matt von einer beschirmten Lampe erleuchtet. Unsere Blicke forschten nach der Wiege, doch ein quicksender Laut drang vom Lager der Mutter. Der Papa schob den Schirm der Lampe etwas zur Seite. Ihr Licht fiel gleich

Digitized by Google

Mondschein auf das Bett und beleuchtete die Mutter und ihr Kindlein. — „Gretchen, Richard!“ tönte es zärtlich von ihren Lippen und als wir nun neben ihr standen, zeigte sie uns die kleine, lebende Puppe und sagte: „Nicht wahr, Ihr werdet das Schwesterchen lieb haben?“

O, wie komisch das Kindlein war! Es schnitt mit seinem rothen Gesichte Grimassen und bewegte die Fingerchen krabbelnd. Der Vater reichte es uns zum ersten Kuße, dann sagte er: „Wie soll es heißen?“ — „„Hedwig““ — flüsterten wir gleichzeitig und das zustimmende Lächeln der Eltern zeigte uns, daß der „Familienrath“ diese Frage einstimmig bejahte.

„Wann ist der Taufschmauß?“ frug Richard bereits mit erhöhter Stimme und der Vater hauchte ein „Bst“ — dann aber sagte er: „Am Tage der unschuldigen Kinder natürlich. Jetzt aber ist's genug. Fort, zu Euren Geschenken! Unserm kleinen Gast zu Ehren dürft Ihr mit Sabinen auch in die Christmette gehen.“

O Freude, über Freude! Wir küßten der Mutter die zarte, weiße Hand und trippelten von dannen. Jetzt erst kam der Weihnachtsjubel zum Durchbruche. „Herz, was begehrst Du?“ hieß es da. Alle unsere kühnsten Wünsche und Erwartungen waren erfüllt.

Nun folgte mit dem Papa ein fröhliches Abendessen. Er blieb bei uns, bis wir in den neuen, warmen Mänteln und Pelzmützen uns zum mitternächtlichen Kirchgang anschickten, und seliger haben gewiß nie zwei Kinder vor der Krippe gekniet, als wir an diesem glücklichsten aller Weihnachtsfeste. Wir flehten das Jesulein um Glück und Segen für das Schwesterchen, für den Papa, und ich flüsterte heute zum erstenmal, aber nur vor den Ohren Gottes für „Mama.“ —

IX.

Zum Abschiede.

Am Tage „der unschuldigen Kinder“ lag frischer Schnee auf der fest gefrornen Erde und der glitzernde Sonnenschein stickte in dies himmlische Linnen goldene Martyrerkronen. Unser „unschuldiges Kindchen“ sollte nach Dorfsitte in der Kirche getauft werden. Den Pathen — Tante und Onkel von Eisen-

Digitized by Google

burg, — ihren Kindern und uns Dreien, folgte in großer Prozession die halbe Ortseinwohnerschaft, als rührendes Zeugniß der Anhänglichkeit, welche der Mutter Menschenliebe gewonnen hatte.

Die kleine Hedwig benahm sich ungemein tapfer beim Taufakte und ließ auch eine gute Weile lang sich die Wanderung von einem Arm zum andern gefallen, bis sie endlich lauten Protest erhob. Man trug sie fort in's fern gelegene Zimmer der Mutter und hierauf begann der Taufschmaus mit guten Sachen, mit perlendem Weine in hohen, schlanken Gläsern.

Wir Kinder saßen heute bei den Erwachsenen; ein „Hoch!" nach dem Andern ließ die Mutter und den Täufling leben. Jedes brachte diese Gesundheit in verschiedener Form aus, und schließlich rief der Pfarrer: „Nun Richard, laß auch Deinen Toast hören; aber in gutem Latein hoffe ich, wie's die Mama um Dich verdient."

Richards Augen leuchteten. Sogleich erhob er sich, sprang auf den Stuhl und sagte in triumphirendem Tone: „Gloria in excelsis Deo!"

O, welch' ein Weihnachtsschimmer glänzte bei diesen Worten in Aller Augen. Es war ein feierlicher Moment, als die Gläser so hell klangen, fast wie Kirchenglocken und dann folgte tiefes Schweigen. Der Pfarrer unterbrach es mit den Worten: „Friede und Gottes Wohlgefallen den Menschen, die eines guten Willens sind!"

Ja, die ganze Versammlung war „friedvoll." Des Pfarrers Toast zollte unserer Familie nur die gebührende Anerkennung.

Nachdem Jedes getrunken und man sich die Hände geschüttelt hatte, klopfte der Lehrer seinem Schüler auf die Schulter und sagte: „Hast Dich gut und geschickt aus der Klemme gezogen, Kleiner!"

Richard schien nur mit halbem Ohre diesem Lobspruch zu lauschen; ein anderer Gedanke beschäftigte ihn. Bald schlich er hinaus und ich mußte beständig denken, was er wohl im Schilde führe? Nach Verlauf einer Viertelstunde kam er mit von Glück strahlendem Gesichte zurück, trat zu mir und flüsterte: „Gretchen, ich war bei der Mama und dem Schwesterchen. Du sollst auch kommen."

O, wie glücklich pochte mein Herz bei dieser Aufforderung! Ich eilte von dannen. Richard erfaßte mich noch beim Arme und ermahnte mich flüsternd, doch recht leise aufzutreten und ja kein Geräusch zu machen.

Ich öffnete sachte die Schlafzimmerthür. Die grünen Vorhänge von der

Digitized by Google

Wintersonne beleuchtet, erfüllten das Zimmer wie mit Mondlicht und verbreiteten magischen Schimmer.

Meine Blicke suchten die Mutter und das Schwesterlein. Jetzt sah ich die weißbekleideten Arme sich nach mir ausstrecken und vernahm meinen Namen im zärtlichsten Tone von ihren Lippen. Ich schlich herbei, ich stieg auf das Schemelchen vor ihrem Bette; ihre Arme umschloßen mich zugleich mit der kleinen Hedwig, welche in's Kissen gebunden an ihrem Herzen ruhte. Es war ein seliger Augenblick, ich hätte schweigend und doch mit tausend innerlich gesprochenen Worten liegen bleiben mögen. Doch ich fühlte, wie der Mutter Arme sich öffneten und erhob mich.

Da schaute ich empor. Was hatte ich gesehen? was riß mich aus meiner süßen Glückesstimmung? Ober dem Bette der Mutter hing Richards lateinische Inschrift, und in meiner erregten Brust klopfte es: „O, der schmeichlerische, hinterlistige Bube! Er sagt mir kein Wort von seinem Vorhaben, schleicht sich heimlich hieher, nur um mir wieder zuvor zu kommen, um der Erste zu sein in der Liebe unserer Mutter."

Diese Empfindungen waren so plötzlich und so hastig in mir erwacht, daß ich empor sprang, daß der Schemel unter meinen Füßen wankte, umklappte und mit schallendem Geräusche nebst meiner eignen Person und einem Trinkglase, welches ich streifte, zu Boden fiel.

Ein fast gellender Schrei tönte von den Lippen der Mutter, auch das vom Schlaf aufgeschreckte Kindchen schrie mörderisch. Bevor ich noch auf den Füßen stand, war der Vater herbeigekommen, übersah den Vorfall und zog mich, einem Verbrecher gleich, aus der Stube. Ich verbarg mich in einem Winkel und getraute mich nicht einmal herauszutreten, als ich das Stampfen der Pferde und meinen Namen von den Abfahrenden vernahm.

Im Hause herrschte wieder fast unheimliche Stille und mich quälte der Gedanke: Wenn nun meine Heftigkeit der Mutter wirklich geschadet hätte? Wer aber trug dann die Schuld? — Wer anders, als Richard, der so unbrüderlich gegen mich gehandelt hatte! Von mir stammte der Gedanke, die Mutter freudig zu überraschen. Er hatte ihn benützt; er hatte ihn nun ausgeführt, als ob nur er die Mutter liebe, während mein Geldbeutelchen noch in der Schachtel lag. „O, der Schmeichler!" tönte es beständig in meinem Herzen und ich grollte ihm.

Es wurde Abend, Nacht. Immer noch blieb ich in meinem Verstecke und

Digitized by Google

lauschte. — Wo blieb Richard? Hielt ihn ein Unglück ferne? — War der Schrecken meiner Mutter wirklich schädlich geworden? — Von Minute zu Minute steigerte sich meine Angst; endlich konnte ich sie nicht mehr ertragen und ging in's Speisezimmer. Hier verwandelte sie sich in heftige Entrüstung. Vor dem Büffet und den Ueberresten der Torte stand Richard und begann mit vollgestopftem Munde mich zu schelten. Er nannte mich ein ungeschicktes, unvorsichtiges Ding und daß es gefährlich sei, mich das Schwesterchen tragen zu lassen. „Du darfst der Mutter Schlafzimmer gar nicht mehr betreten, hat der Vater gesagt" — war das Ende seiner Strafpredigt.

Ich stand in maßloser Entrüstung vor ihm. Sollte ich ihm seine Hinterlist vorwerfen? — Nein, er kam mir gar zu erbärmlich vor. Da naschte er, während ich mich absorgte! Verächtlich kehrte ich ihm den Rücken und schwieg.

Am nächsten Morgen folgte Papa's Strafpredigt und die wahrscheinlich gar nicht ernstlich gemeinte Ermahnung „die Mama in Ruhe zu lassen," denn ich bemerkte, daß Richard in jenem Zimmer ungehindert ein- und ausging. Gerade deßhalb nahm ich sie sehr ernst, sehr tief und fühlte mich zurückgesetzt, ausgeschlossen, verstoßen.

Sei es nun, daß der verursachte Schrecken oder andere Umstände die Schuld trugen: die Mutter bekam ein Fieber und viele Tage lang herrschte die größte Besorgniß. Trotz der Sehnsucht meines Herzens hielt ich mich ferne und gedachte jenes ersten Krankenbettes, wo ich mit Papa geweilt, wo *sie*, die Verklärte, meine Hand in die seine gelegt hatte! O, wie anders war es jetzt! wie ferne stand ich *ihm*, aber auch Allen, Allen, sogar meinem Bruder Richard, dem kleinen Schwesterchen, auf das ich mich so gefreut hatte und das ich nun nicht einmal herumtragen sollte! wie ferne stand ich ihr, der *Stiefmutter*! Ja, ja, ich war nichts anderes, als ein armes, bemitleidenswerthes *Stiefkind*!

Wie waren mir nur diese beiden, vergessenen Worte wieder eingefallen? Sonderbar! sie stiegen gleichsam aus Sabinens Augen heraus. Diese seltsamen, runden Augen suchten und verfolgten mich beständig. So oft ich die meinen erhob, sah ich sie auf mich gerichtet mit dem stets gleichen Ausdrucke. Beständig schienen sie zu sagen: „Armes, verlassenes, verwaistes Kind!"

Wie tief schmerzte mich gerade diese Augensprache! Ich fühlte ein heftiges Bedürfniß nach Liebe und Zärtlichkeit. Wo, wo fand ich sie? — Nirgends! O ja, doch irgendwo, — hier, bei Sabinen. *Ihre* Arme waren bereit,

Digitized by Google

mich zu umschließen; ihre Augen weilten voll Mitleid auf mir. Aber — wie lange noch? — Bald sollte die Stunde des Abschieds schlagen. „Hätte ich nur ein Herz für sie!“ pochte es in mir, und sehnsüchtig wandte ich mich zu jener verschlossenen Pforte.

Endlich, nach Verlauf einer sorgenvollen Woche öffnete sich dieselbe wieder. Die Mutter war genesen und außer Bette. Auch ich trat schüchtern herzu und blickte auf mein Schwesterchen in ihren Armen. So oft ich aber die Hände nach ihm ausstreckte, schrie auch schon Richard: „Grethel, Du läßt sie gewiß fallen! weißt Du noch?“ und nahm die Kleine an sich. Die Mutter untersagte es ihm zwar und reichte mir selbst das Kind; aber ich bemerkte ihren besorgten Blick, worauf ich, meine Kränkung stolz verbergend, mich unter dem Vorwande, lernen zu müssen, entfernte.

Lernte ich wirklich? — Ja, ich lernte nur zu gründlich eine falsche Lehre. Ich ging nämlich zu Sabinen und als wieder der mitleidsvolle Blick mich empfing, weinte ich an ihrer Brust und schluchzte: „Niemand liebt mich, Niemand will mich!“ —

Und es tönte mir die traurige Bestätigung als Antwort entgegen: „Armes, verwaistes Kind! Ja, sie haben Alle nur ein Herz für die Kleine! Was ich gefürchtet habe, ist leider in Erfüllung gegangen! Denkst Du noch daran, was ich prophezeite: wenn sie einmal ein eignes Kind hat, gelten ihr die Stiefkinder gar nichts mehr! — So ist's gekommen! — Armes Grethchen! und ich, Deine letzte, einzige Freundin muß Dich verlassen! ich muß fort von Dir, fort in die heimathlose Fremde!“

Sabine brach in Thränen aus; ich aber warf mich in ihre Arme und rief schluchzend: „Nein, Du darfst nicht fort! Du mußt bei mir bleiben! Ich will den Vater anflehen, Dich mir zu lassen!“

„Deinetwegen, weil ich Dich liebe, muß ich ja eben fort!“ entgegnete sie mit Bitterkeit.

Ich fuhr empor. Wahrhaftig, meinetwegen mußte sie fort, jetzt, mitten im Winter. Wie hatte sie gesagt? — „in die heimathlose Fremde.“ Augenblicklich wollte ich zum Vater eilen, doch Sabine hielt mich zurück und hieß mich einen günstigen Augenblick abwarten.

Von diesem Tage wich ich in keiner freien Stunde von Sabinen, aber ich betrachtete auch zugleich das kleine Schwesterchen mit einem neidischen Gefühle, der Funke war in mein Herz gefallen, er zündete. Ich beobachtete nun den

Digitized by Google

kleinen Familienkreis mit dem bittern Gefühle der Zurücksetzung. „Es werden Dir die Augen erst recht aufgehen," ziſchelte meine Schlange fortwährend. Was ſahen meine Augen?

Wenn Papa von der Kanzlei kam, war ſein erſtes Wort: „Wie geht's der Kleinen? wo iſt ſie?" — Dann eilte er davon und ſtand bald darauf mit höchſtem Intereſſe vor dem Bettchen. Alles verſammelte ſich um dasſelbe, ſogar der Hausmeiſter, die Gärtnersleute, die Mägde erhielten Eintritt. Man betrachtete das Kind, wenn es ſchlief, wenn es erwachte, wenn es die Milch trank, wenn es gebadet und gewickelt wurde; man wartete auf das erſte Lächeln und nahm die gräulichſten Grimmaſſen als liebliche Vorboten. Die Mutter konnte ſtundenlang ihren „kleinen Liebling, ihr ſüßes Herzchen, ihren goldenen Schatz," wie ſie Hedwig abwechſelnd nannte, anblicken. Alle ihre ſonſtigen Beſchäftigungen hatten die ehemalige Wichtigkeit verloren, ſelbſt das Ueberhören der lateiniſchen Aufgaben und ich war auf den nächſten Spektakel wegen Richards ſchlechten Noten begierig; doch zu meiner größten Verwunderung lauteten dieſelben immer gut. Wann fand er denn nur Zeit zum Studiren? denn auch ſeine erſte Frage bei der Heimkehr galt dem Kinde. Nicht ein allereinzigſtes Mal frug er, wie ſonſt: „Wo ſteckt Gretchen?" — Es war, als ob er nur Eine Schweſter hätte; dieſe hieß jedoch nicht Margaretha, ſondern Hedwig.

Einmal wollte er den neuen Schlitten probiren und lud mich gnädiglich zur Schlittenfahrt auf dem gefrornen Weiher ein. Nun wollte aber ich nicht; das heißt, ich wollte ganz unbeſchreiblich gerne, aber bitten mußte er mich zuvor. — Mit nichten! — Nach meiner erſten Weigerung rief er mit Zornesgluth: „So, Du willſt nicht? — Gut! — dann will ich auch nicht! unfreundlich garſtiges Ding! Ich brauch' Dich gar nicht! ich brauch' den Schlitten eben ſo wenig, ſondern ſpiele mit meinem Schweſterchen. Im Sommer führe ich dann ſie im Wagen! O, wird das ein Vergnügen werden! — Ich weiß, was ich thu: ich lerne mein Latein, damit Mama Freude hat und ich zur Belohnung das Kindchen herumtragen darf."

Mein Herz pochte ungeſtüm! Immer das Kind und nichts als das Kind! Ja, Sabine hatte doch Recht gehabt: — die Kleine verdrängte mich vollends. „Ob meine Mutter mich liebe?" Dieſe einſt ſo ſehnſüchtig geſtellte Frage ſchien jetzt gelöſt: ſie liebte nur ihr Kindchen, nicht aber die Stieftochter.

Dies Alles ſahen meine ſtets forſchenden Augen und ich litt dabei unſäglich und verſchlechterte mich von Tag zu Tag. Während ich mich ſelber

Digitized by Google

aus „dem Zauberkreis um das Kindchen“ ausschloß, fühlte ich mich in meiner Verirrung ausgeschlossen und überzählig. Und dennoch zog es mich mit aller Liebesmacht hin zur schönen, freundlichen Mutter und dem Schwesterchen. Bisweilen schob ich meine Nußschale in die Tasche, um das Beutelchen zu überreichen. Kaum hatten aber Sabinens lauernde Blicke dies bemerkt, als sie höhnisch lächelte und sagte: „Meinst gar, das werde sie freuen? ja, vielleicht als Spielzeug — kling, kling, für die Kleine, die es zu Boden wirft! Bleib' bei mir, Gretchen! Bald wird doch Alles vorüber und wir weit, weit getrennt sein! Ach! ich muß fort in die heimathlose Fremde!“

Immer häufiger und jammervoller wiederholte Sabine diesen letzten Satz, der mich stets durchschauerte und erinnerte mich dadurch an mein Versprechen, den Vater anzuflehen, sie bei uns zu behalten. Nun war es allerhöchste Zeit. Ohne die Geburt des Kindes und die Erkrankung der Mutter würde Sabine schon längst in „die heimathlose Fremde“ gezogen sein, so aber verabredete man sich gegenseitig für den ersten März. Bereits erweichten die lauen Lüfte den Boden, ein Frühlingsahnen erfüllte die ganze Natur.

Bei jedem Erwachen erfüllte mich die Nothwendigkeit, endlich mit meiner Bitte herauszurücken mit Angst; täglich verschob ich es wieder, studirte an einer wohlgesetzten Rede, dachte mir Papa's Antwort darauf, ersann eine Entgegnung, wobei ich auf der Mutter Fürsprache hoffte und fühlte meinen Muth wachsen, bis ich des Vaters Schritte im Corridor hörte. Bald klangen sie mir zu eilig, bald zu schwer; nein, es war nicht der rechte Augenblick! So kamen und gingen die Tage bis zum 27. Februar; jetzt gab es kein Entrinnen mehr.

Nach vollendeter Morgenschule stellte ich mich in die Ofenecke meines Zimmerchens und erwartete den Papa; ich wußte, daß er in die große Wohnstube kommen würde, denn die Mutter saß am Nähtische und stichelte an meiner Frühjahrsgarderobe herum. Er ließ heute ungewöhnlich lange auf sich warten, was meine unterdrückte Unruhe steigerte. Endlich vernahm ich seinen Schritt und hörte die noch ferne klingenden Worte: „Wo ist meine Frau?“ — Nach einer Pause: „Nicht im Kindszimmer?“ — Dann mündeten die Schritte in dasselbe — wieder eine Verlängerung meiner Angst, wieder gesteigerte Unruhe. — Jetzt, jetzt kam er, jetzt wurde die Thüre rasch geöffnet und der Vater sagte beim Eintreten: „Ei, Mama, Du hier ohne die Kleine? — Eben fiel mir ein,

Digitized by Google

daß es für Dich weit bequemer wäre, die Wiege unter Tags in Gretchens Zimmer zu ſtellen."

Mein Stübchen, mein Heiligthum! auch das wollten ſie mir nehmen! auch das ſollte die Kleine bekommen! Mein ohnedem erregtes Herz hämmerte voll Entrüſtung. Es ſauſte mir vor den Ohren; ich hörte faſt undeutlich eine Entgegnung von den Lippen der Mutter, dann des Vaters Worte: „Warum nicht gar! man wird doch mit Grethel keine Umſtände machen" — und dann zog er haſtig an dem Glockenzuge, wahrſcheinlich um die Veränderung gleich in Scene zu ſetzen.

„Gut! ſie ſollen mir nur Alles nehmen! So habe ich um ſo mehr ein Recht, Sabine zu verlangen!"

Mit einem böſen Muthe im Herzen trat ich aus meinem Verſtecke, durchſchritt das Wohnzimmer, bis ich am Fenſter dicht vor den Beiden ſtand und mochte wohl ſonderbar genug ausgeſehen haben, denn Papa blickte mich ängſtlich an und rief: „Was iſt geſchehen?"

Da ſagte ich mit von Zorn bebender Stimme: „Papa, nimm mir Alles, das Zimmer und Alles! aber laß mir wenigſtens Sabine! ſchicke ſie nicht fort! ich habe ja Niemand, Niemand außer ihr!"

Mein Vater ſchwieg; auf ſeinem Antlitze prägte ſich namenloſe Verwirrung aus. Er ſah von mir auf die Mutter, welche ihr Geſicht mit beiden Händen bedeckte, deren Bruſt ſich heftig hob und ſenkte. Jetzt wandte er ſich mit einer raſchen Bewegung zu mir. In dieſem Augenblicke aber lag auch ſchon der Mutter Hand auf ſeinem Arme, ihr Geſicht war innig flehend zu ihm erhoben.

Ja, der erſte Ausbruch ſeines Zornes war geſänftigt. Er blieb mit verſchränkten Armen vor mir ſtehen und ſagte:

„Was muß ich hören, Margaretha? Haſt Du nicht Deine Mama, mich, Richard und das Schweſterchen?"

Nun brach der Sturm in meinem Herzen los. Mir war es zu Muthe, wie es dem Schiffbrüchigen beim Anblicke des untrinkbaren Salzwaſſers, während er vor Durſt verſchmachtet, ſein muß, und ich ſchrie: „Was nützen mich Alle! Keines, Keines liebt mich! nur Sabine, und ſie ſoll fort, darum, weil ſie mich liebt."

„Wie die Schlange ihr Opfer liebt, welches ſie vergiftet," ſagte der Vater mit dumpfer Stimme und fuhr nach tiefem Athemzuge fort: „Ja, Margaretha,

Digitized by Google

Sabine iſt ſolch eine Schlange. Weil ich mit Herzeleid bemerkte, daß ſie Gift in Deine junge Seele träufelt, Dich an ſich lockt und Deiner Familie entfremdet, darum muß ſie fort, und jetzt, nach dieſem Auftritte, lieber heute, als morgen!" — Dann athmete er wieder tief und ſagte in verändertem, weichem, faſt bittendem Tone: „O, Gretchen, warum wendeſt Du Dich von Deiner edlen Mama zur Fremden?"

Ich warf mich auf das Sopha, verbarg mein Geſicht in die Polſter und ſchluchzte erweicht und in Sehnſucht nach eben dieſem Herzen:

„Weil ſie mich nicht liebt!"

Trotz meines Schluchzens vernahm ich die leiſen, ſich nähernden Tritte der Mutter. Ich fühlte ihre Hand auf meinem Haare, ich ſpürte ihren Athem an meiner Wange, ich hörte ihr Flüſtern:

„Dich nicht lieben! Gretchen! O, wie oftmals habe ich meine Flügel über Dich gebreitet; aber Du haſt nicht gewollt!" und wieder ſchlang ſie ihre Arme um meinen Nacken.

Da wand ich mich los, ſtieß ſie von mir und rief: „Ich bin nur das Stiefkind! Ich habe keinen Papa, keine Mama, keinen Bruder und keine Schweſter! Keines liebt mich! O, ich armes, unglückliches, verlaſſenes Kind! O Sabine! Sabine! geh nicht fort!"

Bei dem maßloſen Ausbruche meines Schmerzes, der aber eigentlich dem letzten Rollen des Donners beim abziehenden Gewitter glich, war meines Vaters Geduld erſchöpft.

„Fort! aus dem Hauſe!" rief er und eilte zur Thüre. Ich ſprang gleichfalls auf und folgte ſeinem Schritte zu Sabinens Zimmer. Dort war ich Zeuge ihrer Entlaſſung. Der Vater nahm aus ſeiner Brieftaſche mehrere Banknoten, übergab ihr dieſelben und ſagte: „Das iſt Ihr rückſtändiger Lohn und noch mehr! Aber heute noch richten Sie ſich zur Abreiſe; morgen in aller Frühe ſoll die blaue Kutſche Sie fort bringen. Leben Sie wohl. Meine Frau erläßt Ihnen den Abſchied."

Mein Vater hatte mit Ruhe und Würde geſprochen. Dann verließ er mit einem Neigen des Hauptes das Zimmer. Ich war allein mit Sabinen. Dies alſo das Ende meiner lang einſtudirten Bitte! —

Ich blickte ängſtlich auf Sabinen; ich wollte mich ihr in die Arme werfen; aber ſie beachtete mich nicht im Mindeſten, ſondern zählte die Banknoten, ja

Digitized by Google

ein zufriedenes Lächeln zog um ihre schmalen Lippen. Dann ging sie zur Komode und machte sich bereits mit ihren Habseligkeiten zu schaffen.

Staunend, verwirrt blickte ich auf sie. War dies Sabine, welche „in die heimathlose Fremde, von ihrem geliebten Mädchen für immer scheiden sollte?" Hatte sie nun keine Thränen, kein Wort des Trostes für mich? — Immer noch blieb ich, wie angewurzelt stehen, als sie bereits das Zimmer verlassen hatte. Immer stand ich noch auf dem gleichen Flecke, als einer der Knechte die große Kiste vom Speicher herbei trug und sie begann, einzupacken. Jetzt trat ich herbei und half ihr schweigend, indem ich ihr meine kleinen Arme hinbot, um darauf die Wäsche zu laden, welche ich dann zur Kiste trug. Dazwischen hinein hörte ich manch ungeduldiges Wort, wenn ich etwas ungeschickt machte, oder fallen ließ; sogar mancher Stoß traf mich, wenn ich ihr im Wege stand. Aber das Schuldbewußtsein machte mich geduldig und demüthig. Ich hatte ja mit meiner Heftigkeit Alles verdorben, anstatt geschlichtet. Mein Herz fühlte das Bedürfniß, ihr ein Zeichen der Liebe zu geben, und während ich meinen ganzen, kleinen Besitz in Gedanken musterte, glänzte mir das Nußschalenbeutelchen mit den ersparten Kreuzern entgegen. Rasch vervollständigte ich den Inhalt; Thränen perlten über die beiden Wangen und es Sabinen darbietend, sagte ich: „Nimm es zum Abschiede!"

Sie lachte und rief: „So hab' also doch ich es bekommen und nicht sie!" und schob es in die Kleidertasche, ohne Dank und ohne Kuß.

Während des ganzen Tages störte mich, auf Papa's ausdrücklichen Befehl, Niemand im Beisammensein mit Sabinen und ich hütete mich wohl, dem Vater, der Mutter, oder Richard unter die Augen zu kommen. Doch glich kein früherer Tag diesem einen Tage an Verlassenheit. Nun hatte ich wirklich „Niemand, gar Niemand."

Bald legte ich mich zu Bette, denn Sabine verließ das Zimmer, um da und dort Abschied zu nehmen. Mit Aengstlichkeit, vor ihrer Rückkehr ja nicht einzuschlafen, warf ich mich auf meinem Lager hin und her. Dann fielen mir doch die Augen zu und als ich erwachte, brannte kein Nachtlicht mehr. War Sabine im Zimmer? — Ich sprang aus dem Bette und ging zu dem ihrigen. Sie athmete tief und schlief fest. Nun folgte eine unruhige Nacht. Mich quälte die Angst, ich möchte ihre Abreise und den Abschied verschlafen. So oft ich erwachte, sprang ich also aus dem Bett und sah nach ihr. Da vernahm ich einen heftigen Sturm. Hatte das Wetter sich geändert? — Wieder

Digitized by Google

ſprang ich aus den warmen Federn, öffnete das Fenſter und prallte vor dem heftigſten Schneegeſtöber zurück. O, ſo mußte ſie wirklich fort „in die kalte, heimathloſe Fremde!“ Eine Weile weinte ich bitterlich und weinte mich in fieberhaften, traumverwirrenden Schlaf. In demſelben ſah ich Schlangen, welche mich umziſchelten; ich konnte nicht von der Stelle, ſondern war wie gefeſſelt.

Endlich gelang es mir, mich aus den Armen des Schlafes herauszuwinden. Es war heller Tag, aber weiße Schneeflocken glänzten mir entgegen. Ich ſchrie laut auf: „Sabine!“ — keine Antwort. Ich ſetzte mich im Bette auf — ihr Lager war leer, auch die Kiſte war fort. — Mit einem Sprunge ſtand ich auf dem Boden, eilte zur Thüre, riß ſie weit auf — kalter Wind ſtrömte mir entgegen. Da vernahm ich das Rollen eines Wagens durch den Hofraum. — Mit unausſprechlichem Schmerze kehrte ich in mein Bett zurück, ſchluchzte bitterlich und krampfhaft, bis mich das klare Bewußtſein verließ.

(Schluß folgt.)

Versus memoriales.

Neue Maße.

Von **Fritz Ziegelwallner.**

Längenmaß.

Das Meter oder deutſch: der Stab
Mißt Länge, Breite, Höhe ab;
An Größe zu vergleichen mit
Dem großen, ſtarken Manneſchritt.

In Zehntel wenn man es zerſtückt,
Das Decimeter man erblickt;
Es gleicht, (auch dieſes ſei bekannt)
Der Breite einer Manneshand.

Digitized by Google

Und fingernagelbreit erſcheint,
Was man mit Centimeter meint;
Auch Neuzoll dieſes Theilchen heißt,
Ein Hundertſtel des Meters weiſt.

Doch nadelbreit nur zeiget ſich
Das Millimeter oder Strich;
In tauſend Theile winzig klein
Theilt es des Meters Länge ein.

Auf Decameter (Kette) geh'n
Von ganzen Metern ihrer zehn.
Das Tauſend Meter aneinand' —
Ein Kilometer wird's genannt.

Flächenmaß.

Am Viereck, gleich an jeder Seit',
Und auch Ein Meter lang und breit —
Am Meter alſo im Quadrat
Man Flächenmaßes Einheit hat.
Einhundert ſolcher ſtellen dar
Die Ruthe metriſch, auch das Ar.
Ein Hectar mißt der Wald, das Feld,
So hundert Aren Fläche hält. —
Das Meter im Quadrat erträgt
Auch, daß man es zertheilt, zerlegt.
Zehn Streifen nach der Länge ſchneid',
Theil' jeden zehnmal nach der Breit',
So werden hundert Theile d'raus,
Sieht jeder wie ein Viereck aus;
Den nenne Dezimeter dann,
Nur ſetz' das Wort: „Quadrat" voran.
Und willſt Du klein're Theile noch,
So theile fort — mit hundert doch;

Digitized by Google

Denn „Hundert“ ist hier Währungszahl,
Das merke ein für allemal.

Gewichtmaß.

Des Maßes Einheit im Gewicht
Ist nur das Gramm und And'res nicht.
Mit zehn getheilt heißt's Decigramm,
Ein Hundertel nenn' Centigramm,
Und theilst Du es mit tausend gar,
So stellt es Milligramme dar.
Zum Neuloth oder Decagramm
Nimm zehn der Gramme Du zusamm';
Und tausend Gramme wiegen rund,
Ein Kilogramm, das sind zwei Pfund.
Einhundert Pfunde sind bekannt
Als Centner schon im ganzen Land;
Und zwanzig Centnern lege Du
Den kurzen Namen: Tonne zu.

Hohlmaß.

Das Liter (deutsch die Kanne) mißt
Die Körner und was flüssig ist.
Beim halben Liter kommt nun auch
Der Name Schoppen in Gebrauch.
Das Liter erst getheilt mit zehn,
Gibt Decifliter — wirst's verstehen;
Und auch getheilt mit hundert dann
Man 's Centiliter nennen kann;
Das Milliliter theilt es ein
In tausend Theile nett und klein.
An fünfzig Liter wenn man nimmt,
So ist's ein Scheffel ganz bestimmt.
Die hundert Liter geben paß
Das Hectoliter oder Faß.

Digitized by Google

Der Maße Grund.

Ein Mittagskreis durchzieht Paris.
Der ward gemeſſen und er wies
Als vierzigmillionſten Part
Das Meter in bekannter Art.

Vom Meter nun (auch deutſch dem Stab)
Leit' alle andern Maße ab.
Nach ſicher richtigem Befund
Iſt es der Maße feſter Grund.

Ein Decimeter im Kubik
Gibt Dir genau ein Würfelſtück,
Deß Inhalt ſo viel Waſſer faßt,
Als Du im Liter vor Dir haſt.

Und was an Waſſer füllen kann
Den Centimeterwürfel dann,
Das zeigt (wenn man genau es wägt)
Was Eines Gramm's Gewicht beträgt.

Im grünen Walde.

Von **F. Alfred.**

III.

Die Tanne.

Die Wechſelreden der Bäume hatten mir ſo lieblich geklungen, daß ich heute wieder in den Wald eilte. Die Sonne war ſcheiden gegangen, da winkte die Buche der Birke zu, ſie möge dies Mal beginnen. Dieſe hub begeiſtert an:

Digitized by Google

Es ist ein Bäumlein gestanden im Wald
Bei gutem und schlechtem Wetter,
Das hat von Unten bis Oben
Nur Nadeln gehabt statt der Blätter;
Die and'ren Bäume lachten's aus,
Das Bäumchen machte sich gar nichts d'raus —

und es hatte Recht. Eines klaren Wintermorgens kam ein Mann durch den tiefen Schnee und hielt Musterung unter Büschen und Bäumen; er fragte nichts nach unsereins, er hieb Tannenbäumchen um, lud sie auf einen Wagen, brachte sie in die Stadt und verkaufte sie an vornehme und geringe Leute. Am Weihnachtsabend, der seligen Kinderzeit, welch' Glück wird dir, o Tanne, zu Theil! Grün „nicht blos zur Sommerzeit, nein auch im Winter, wenn es schneit," wie ein altes Volkslied von dir sagt, bist du ein Bild der ewigen Liebe Gottes, ein Bild des lieben Kindes, das in der Christnacht in Bethlehems Stall lag, das, ein kleines Reis, nun als Baum mit dichten Zweigen sich über den ganzen Erdkreis ausbreitet. Darum überdeckt man dich, o Tanne, am hl. Abende mit goldenen Lichtlein, die hell und freundlich in die stumme Winternacht leuchten, und behängt dich mit süßen Früchten, wie sie Kinderaugen erfreuen und Kindesherz laben. Sogar Spielzeug hat die wunderselige Nacht unter deine Zweige gelegt:

„Spielen mögen wir und fühlen,
Daß wir wieder Kinder sind" —

sagt ein frommer Dichter darum. — Weihnachtsbaum, Christbäumchen! wie die Kinder sagen, knüpfen sich nicht die süßesten, innigsten Gefühle und Erinnerungen an dich; Kindesunschuld, Kinderfreude, ein Glaube, dem der Himmel offen, dem das Leben verklärt ist? Mag man dich meinetwegen, wenn du genug in die Seele geredet hast, o Tanne, fortwerfen, und mögen traurige Gefühle versuchend dir dann nahen, du hast genug gelebt! — Ja lächle nur, Tanne, ist es nicht so?"

„Gewiß!" riefen Alle, „es ist geradeso, wie die Birke erzählte."

„Ja," hub die Linde an, „meine Schwester Tanne ist der Liebling der Menschen; sie begleitet ihn in Gesellschaft der Birke auf die höchsten Berge und in die nördlichsten Gegenden, wo Eis und Schnee Berg und Thal mit weißer Schlummerdecke einhüllen:

Digitized by Google

Ein Tannenbaum ſteht einſam
Im Norden auf kahler Höh',
Ihn ſchläfert, mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee."

Aber Verwandte der Tanne wie die weitäſtige Ceder ſtehen dafür fern im Süden auf den hohen Bergen Libanons, wo die Sonne flammt und das blaue Meer ſeine Wogen wälzt, oder auf ſtillen Friedhöfen, wo nur die Lerche ſingt und der Schmetterling, der Trauermantel, fliegt. Mag ſein, daß wegen deines düſtern Grün, o Tanne, ſo viele Hexen und Geiſtergeſchichten mit dir in Verbindung gebracht werden; oder ſind heidniſche Ueberlieferungen daran ſchuld aus der Zeit des acht Tage dauernden Juelfeſtes der alten Deutſchen, gefeiert aus Freude über die endliche Herrſchaft des Lichtes über die Nacht? Hexen und Geiſter ſind dir fern, höchſtens die Zwerge hämmern und lärmen unter deinem Wurzelwerk, das läßt ſich einmal kein Goldſucher ausreden. Doch laſſen wir lieber den Dichter von dir ſingen und alles Düſtere bannen:

„Tanne, könnt' ich mit dir tauſchen!"

Er hat wohl Recht, mit dir tauſchen zu wollen; dich umblühen die Blumen der Haide, auf dir niſtet die Waldtaube. Und wie ihr Tannen ſo da ſteht, jung und alt, ſchmächtig und mächtig, voll Harzduft am goldnen Sommermittag, oder ernſtrauſchend am heitern, ſonnigblauen Herbſtmorgen, im weißen oder röthlichen Kleid, wie Rieſen aus alten Sagen, unverwittert, unerſchüttert — hat ſchon Mancher ausgerufen: prächtige Bäume, dieſe Tannen! Und hätteſt du erſt vernommen, was jüngſt einer deiner Brüder einer prunkenden Weinrebe zur Antwort gab, die ihrer Weinbeeren Süßigkeit und ihres Weines ſonnige Gluth pries:

„Gern ſpend' ich dir Preis und Ruhm!
Eines doch iſt mir beſchieden;
Mehr zu laben als dein Wein!
Welchen heilig ſüßen Frieden
Schließen meine Bretter ein!"

Ja, o Tanne, du ſchaukelſt das Kindlein, und wenn der Greis müde geworden, ſo umfängſt du ihn zum ewigen Schlummer."

Es wurde nach dieſen Worten ſtill in den Wipfeln, nur die Pappel zitterte noch lange in ihren Blättern, ehe ſie zur Ruhe kommen konnte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Stiefmutter.

Erzählung von **Isabella Braun.**

X.

Endlich!

Ich lag sterbenskrank darnieder. Die lang genährte Aufregung und die nächtliche Erkältung hatten mir das eben herrschende Scharlachfieber zugezogen. Meine Erinnerung an diese Zeit gleicht einem schweren, doch ganz deutlichen Traume. Manches wurde mir erst später durch die Mittheilung der Mutter klar und in dieser Weise will ich es nun aufzeichnen.

Als ich nicht beim Frühstücke erschien, suchte mich meine Mutter und fand mich in heftigen Fieberphantasien. Bei Ankunft des Arztes, welcher Papa's lieber, vertrauter Freund war, lag ich bereits ruhiger, sogar mit vollem Bewußtsein da, denn ich hörte und verstand jedes Wort, ich bemerkte jede Bewegung der Umstehenden, aber eine totale Theilnahmslosigkeit, als ob ich mir selbst eine fremde Person wäre, hatte sich meiner bemächtigt.

Der Arzt befühlte meinen Puls lange Zeit; dann richtete er mich im Bette empor und untersuchte meinen Nacken. Sanft legte er mich wieder in die Kissen zurück und ließ die Hand eine Weile auf meiner brennenden Stirne ruhen. Unter halbgesenkten Augenlidern sah ich ihn den Arm der Mutter berühren und Beide hinter die spanische Wand, welche mein Bett zur Hälfte umschloß, treten.

In diesem Augenblicke öffnete sich behutsam die Thüre, mein Vater schlich herein. Armer Papa, wie ängstlich sahst Du aus! Es malte sich Alles gar so deutlich auf Deinem lieben, offenen Gesichte! — Er neigte sich über mich und küßte meine Stirne. Dann ging er auf den Fußspitzen zu den Beiden hinter der spanischen Wand.

Sie sprachen leise; dennoch klang jedes Wort in merkwürdiger Deutlichkeit an mein Ohr. Zuerst forschte der Arzt nach den Vorgängen, welche diese plötzliche Erkrankung verursacht, oder befördert haben konnten. Ich vernahm die kurzgefaßte Geschichte von Sabinens Entlassung, dazwischen einen Ausruf der Entrüstung von des Doctors Munde. — Nach einer kurzen Pause frug der Vater mit ängstlichem Tone: „Ist Gretchen sehr krank?" — Scharlach-

Digitized by Google

fieber — war die Antwort. Es folgte ein tiefer Seufzer, fast einem Stöhnen gleich. Der Arzt sagte flüsternd: „Noch vermehrte Gefahr durch die große Nervenüberreizung. Hier ist die allersorgfältigste Pflege und Ueberwachung von Nöthen! Das geringste Versehen könnte den Tod zur Folge haben. Woher nehmen wir nur eine passende Wärterin?“

Rasch fiel ihm der Vater mit der Frage in's Wort: „Soll ich Sabine zurückholen?“ Doch beinahe rauh und heftig entgegnete der Arzt:

„Die Schlange! niemals! sie trägt die hauptsächlichste Schuld.“ Jetzt ertönte gleichzeitig wie von einer Engelsstimme das Wort der Mutter:

„Nicht Sabine! ich, ich ganz allein pflege Gretchen.“

„Du?“ — „Sie, gnädige Frau?“ lautete die zweifache Gegenfrage und wieder vernahm ich der Mutter Stimme:

„Ja, ich! Kein Fremdes soll dieses Amt übernehmen!“

„Aber Sie sind selbst noch schwach.“ —

„Ich bin kräftig genug und die Liebe macht mich stark. Die Mutter allein kann ihr Kind pflegen.“

„Die Mutter! — Aber Ihr kleines, eignes Kindchen?“

„Gott sei Lob und Dank, es ist gesund! es steht in guter Wart und Pflege; der heilige Schutzengel und sein lieber Papa werden darüber Wache halten.“

„Aber — aber — ich muß Sie aufmerksam machen, gnädige Frau, Sie dürfen Ihr Kindchen nicht einmal sehen, während Sie Ihre Stieftochter pflegen; die Gefahr der Ansteckung“ —

Die Stimme meiner Mutter klang zitternd, als sie erwiderte: „In Gottes Namen!“ Dann aber fügte sie beinahe laut, mit Begeisterung hinzu: „O, kein Stiefkind! sagen Sie dieses häßliche Wort nicht, am allerwenigsten in dem Augenblicke, wo mein ganzes Herz in Sorge und Angst um sie bebt. Gott hat an seinem Altare mir dieses Kind so heilig übergeben, wie das andere am Taufsteine. Ich aber habe es angenommen mit einem feierlichen Gelöbniß gegen seine verklärte Mutter, gegen seinen treuen Vater. Sie ist unser Kind, unser ältestes, kostbares Kind. Jetzt, jetzt will ich meine Mutterschaft antreten, jetzt will ich mein Mutterrecht ausüben. Kein Wort mehr! keines! — Leb' wohl, Papa! Gott beschütze Euch und uns! Noch diesen Kuß! bring' ihn der Kleinen und Richard. Jetzt aber fort, fort aus diesem Fieberpfühle! Auf Wiedersehen! auf vereintes, glückliches Wiedersehen!“

„Amen!“ klang es feierlich von den Lippen des Arztes. Unterdrücktes,

Digitized by Google

leises Weinen, des Vaters schleichende Tritte, sein kurzes Verweilen an meinem Lager, seine zum Segen erhöbene Hand, — und nur zwei Menschen, die Mutter und der Arzt standen wieder an meinem Bette.

Eine tiefe, heilige Stille herrschte, wie stets nach gewaltiger, innerer Erregung. Ich hatte Alles vernommen, klar und deutlich, wie ich es hier niederschreibe; ich hatte es gehört, wie das Ohr des Baches Rauschen, der Bäume Flüstern, des Vogels Lied vernimmt, ohne deren vollen Sinn zu verstehen und zu begreifen. Ich hatte jedes Wort in meinen Geist aufgenommen. Sie lagen wohl geborgen darin, wie die Goldstücke in der Sparkasse: — das Kind versteht seinen Werth nicht, aber später, wenn es die Sparkasse öffnet zum Gebrauche, dann zeigt sich der Schatz! — Ja, ihr goldenen Worte der aufopfernden Mutterliebe, ihr ruhtet wohlbehütet von meinem Schutzengel im verschlossenen Geiste.

Ich hörte die Mutter und den Arzt zusammen flüstern; allmählig jedoch schwand mein Bewußtsein. Dieser umnachtete Zustand dauerte fort und fort. Dennoch schweben aus jener Zeit noch jetzt stets wiederkehrende Bilder vor meinen Augen; — ich will sie zu malen versuchen.

Da lag ich also, bewußtlos, umnachteten Geistes, aber von Unruhe und Angst hin und hergeworfen. „Eine Schlange!“ Dieses Wort des Arztes schuf das Fiebergebilde, welches mich nunmehr namenlos peinigte. Aus der fernsten Zimmerecke, wo das Nachtlicht zu brennen pflegte, leuchtete mir ein glühendes Augenpaar entgegen. Es kam näher und näher, ein langer, sich ringelnder Körper kroch zum Bette; mein Herz hämmerte zum Zerspringen, ich wollte rufen, aber konnte keinen Ton hervorbringen. — Immer näher kam die Schlange; jetzt hob sie das Haupt an meinem Lager empor — Gott im Himmel! — es war ein menschlicher Kopf, zwei runde, starre Augen, Sabinens Augen! und nun quoll aus ihrem Munde ein heißer, brodelnder Athem — ein feuriger, zischender Strahl, er spritzte Blutstropfen über mich. „Zu Hilfe! zu Hilfe!“ rief ich in Verzweiflung. Ja, es kam Hilfe. — Vor meinem Bette tauchte eine nebelhafte, graue Gestalt empor, aber nicht furchterregend, sondern unbeschreiblich beschwichtigend. Ich konnte ihr Antlitz nicht erkennen; gleich einem Schleier lag Duft darüber gebreitet. Zwei lilienweiße Hände erfaßten die meinigen und die Schlange kroch unter das Bett. — O, wie ruhig lag ich da, während ich diesen Schutz fühlte. Vielleicht dauerte diese Ruhe lang, vielleicht kurz, ich weiß es nicht; ich weiß nur das Eine: so oft

Digitized by Google

ich die Augen aufschlug, sah ich auch diese liebliche, schützende Gestalt. Dann aber gab es wieder Augenblicke, wo die Gluth des feurigen Odems durch das Bett zu dringen schien; wo die Schlange von allen Seiten zischelte, wo ihre giftigen Zähne mir sogar aus der Luft entgegen blinkten. — Auf meinen Hilferuf erschien stets der graue, umflorte Schutzgeist. Er goß kühlenden Trank zwischen die brennenden Lippen, er löschte das Feuer auf meinem Munde mit einem Kuße, er dämpfte das Feuer auf meiner Stirne mit einem weißen Lilienblatte; gleich der Hand lag es darauf.

Diese in hundertfachen Variationen wiederkehrenden Phantasien quälten mich unsäglich. Bisweilen hörte ich meinen Namen, laut in die Ohren gerufen. Ich fuhr empor und erkannte unsern Arzt und sah neben ihm die graue Gestalt. Ich wollte ihn fragen, wer sie sei? aber ich vermochte kein Wort zu bilden, gleich wieder schwand mein Bewußtsein, gleich wieder war die Schlange da. Jetzt stand meine Beschützerin triumphirend auf ihr. — O, war es vielleicht die Muttergottes, welche so abgebildet ist? — Wie oftmals hatte ich schöne Marienlieder gesungen und sie um Schutz und Schirm angefleht? — Nein, nein — jetzt leuchtete mir etwas entgegen: ein goldener Reif an ihrer weißen Hand und jubelnd pochte mein Herz: es ist die selige Mama! diesen Ring trug sie stets an ihrer Hand — noch im Sarge — sie nahm ihn mit hinüber zum lichten Himmel, wo die goldenen Sterne prangen!

In diesem Augenblicke beugte sie sich über mich! ich fühlte einen lieblichen Duft, statt des Hauches und mir ward unbeschreiblich wohl. Ich empfand die Nähe einer liebenden Mutter, ich war nicht mehr verwaist, verlassen, verstoßen; die Schlange konnte mir nichts mehr zu Leide thun. Da breitete ich meine Arme nach ihr aus, ich rief mit aller mir möglichen Anstrengung: „Meine Mama! meine liebe Mama!“ — Und o, zwei weiße, schimmernde Flügel wanden sich um mich, ich sah zwei kostbare Perlen statt der Augen; sie lösten sich ab, sie rollten auf meine brennenden Wangen: „Mein Kind, mein süßes Kind!“ tönte es leise. Ja, ich lag im Arm der Mutter, sie trug mich auf ihren Flügeln zum Himmel empor, — ich schwebte in den Lüften, höher, höher, immer höher; — jetzt klang der Engel Gloria, jetzt schimmerte das Gold des Christbaums, jetzt sah ich die Muttergottes mit dem Jesuskinde, den Himmel offen, Sankt Michael, aber — o, es war mein eigener Papa! — stieß mit dem Speere mitten durch den Rachen der Schlange;

Digitized by Google

nun konnte sie mir nichts mehr anhaben. Deutlich vernahm ich das Wort: „Gerettet!“ —

Ich schlug die Augen auf und blickte verwundert um mich. Da stand, meine Hand in der seinigen, unser Arzt; da stand neben ihm, schneeweiß gekleidet die Mutter, nicht die selige, die lebende, zweite Mutter, aber mit seligem Gesichtsausdrucke; da schwammen in ihren braunen Augen zwei kostbare Freudenthränen; ihre Lippen öffneten sich und sie flüsterte im Ton der süßesten Zärtlichkeit: „Gerettet! mein Kind, mein Gretchen, mein Liebling!“ — Ich aber breitete in plötzlicher Eingebung die müden Arme aus und hauchte dagegen: „O Mama, meine liebe Mama!“

„Das Fieber ist gänzlich vorüber,“ — sagte der Arzt, neigte sich zu mir und frug: „Kennst Du mich, Gretchen?“ — Ich lächelte nur als Antwort; ich konnte nicht reden, ich war noch halb und halb im Himmel, auch fühlte ich mich unbeschreiblich matt und schläfrig. Die Mama — denn so und nicht anders nannte sie nun mein Herz, — setzte sich zu mir auf's Bett und schob den einen Arm unter meinen Nacken. So entschlief ich, fest, tief, traumlos.

Ich mochte lange geschlafen haben, denn als ich erwachte, ruhte ich nicht mehr im Arm der Mama, sondern in den Kissen. — Mit zärtlicher Sehnsucht forschte ich nach ihr. Da vernahm ich gedämpfte Stimmen hinter der spanischen Wand, zwei wohlbekannte Stimmen: jene der Mama und des Arztes. Der Letztere sprach eindringlich:

„Ich bestehe darauf, Sie müssen sich nun von Gretchen trennen; diese letzten acht Tage waren mehr, als genug.“

„Wer soll sie pflegen? o, wer wird dieses achtsam genug thun?“

„Ihr Stubenmädchen, die Rosine. Sie ist wacker und verlässig; ich werde ihr meine Instruktionen einschärfen.“

„Aber darf ich täglich nach Gretchen sehen?“

„Das auch noch! Keineswegs! — Etwa um die Andern anzustecken? — Sie müssen jetzt wenigstens zwei Tage lang in „der Sperre“ verbringen und am Besten ist's, Sie verschlafen die Zeit! Haben ja seit einer Woche die Augen nicht mehr geschlossen.“

„In Gottes Namen!“ flüsterte die Mama. Dann hörte ich ihren leisen Tritt und schloß die Augen, als ob ich schliefe, um meine hervorquellenden Thränen zu unterdrücken. Sie trat an mein Bett, küßte mich leise, bekreuzte mir Stirne, Mund und Brust; dann verweilte sie noch einige Augenblicke an

Digitized by Google

meinem Lager. Jetzt wandte sie sich zur Thüre; ich öffnete ein wenig die Augen, ich sah, wie sie nochmals inne hielt und zurückblickte. O, welch' ein froher, liebender, zärtlicher, segnender Blick war dies! —

Die Beiden hatten das Zimmer verlassen. Tiefe Stille herrschte, doch nicht die Stille des Todes. Nein, neues Leben kreiste in meinem Blute, und wem anders, als ihr, der zweiten Mama, die mich so treu gepflegt hatte, verdankte ich das neue, zweite Leben. —

Wachend, klaren Geistes, ohne jeglichen Schmerz lag ich in meinen Kissen; aber ich war müde und schloß die Augen. Was war nach Mama's Entfernung hier zu sehen? nichts, als Stühle, Tisch und Schrank, während an meiner Seele wechselnde Bilder vorüberzogen. Alle, alle trugen eine und dieselbe Inschrift: „Mutterliebe."

Endlich erkannte ich das bitter verkannte Herz! endlich wußte ich es: die selige Mama hatte für ihre verwaisten Kinder von Gottes Erbarmen eine zärtliche, sorgsame, aufopfernde Stellvertreterin erbeten, und Gott hatte ihr Gebet erhört, als die „geliebte Tante Hedwig" von Schloß Eisenburg in unser Trauerhaus zog, um es zur neuen, trauten Heimath umzugestalten und darin als „zweite Mama" zu walten und zu schalten. Ihre Arme waren für die beiden Kinder ausgebreitet; doch nur der Knabe hielt Einzug; das Mädchen wandte sich trotzig ab, es vergalt die entgegenkommende Liebe mit Bitterkeit. Und dennoch floß der Born dieser Liebe tagtäglich frisch und klar; Blümlein der Freude sproßten an seinem Rande; das Mädchen pflückte sie, nicht um einen Ehrenkranz für diese edle Mama daraus zu flechten, sondern um in Selbstsucht sich damit zu schmücken. Dennoch quoll dieser Liebesborn unversiegt, unvergiftet, trotz der bittern Tropfen des Undanks, welche das Mädchen hineingoß; dennoch lenkte sein Lauf nicht hinweg, obgleich auf einer andern Seite das eigne, kleine Kindchen nach ihm dürstete. — Und dann lag dieses verblendete Mädchen krank, fiebernd darnieder; die Gefahr der Ansteckung erhob sich aus dem heißen Athem; hier drohte der bleiche Tod, dort winkte gleich einem duftigen Rosenknösplein das eigene, süße Kindchen. Aber die Mama zauderte nicht! sie lenkte ihren Liebesborn zum kranken Mädchen und er wurde zum Teich Bethesda. „Gerettet!" tönte es mit Engelsfang wieder vor meinen Ohren.

Als dieses letzte Bild der hingebenden Mutterliebe vor meine Seele zog, brach ich in Thränen der Rührung aus. Ich weinte still und lange; ich be-

Digitized by Google

zahlte meine Schuld aber nicht nur mit Thränen der Reue, sondern mit Thränen der Liebe. Ihr Werth sollte sich erproben im Leben. Ich wollte die Mama und ihr kleines Kindchen damit schmücken, gleichwie mit köstlichen Perlen; ich wollte mich zu diesem Zwecke mit Richard verbinden, von ihm wollte ich lernen, diese Perlenschnur um Vater, Mutter und das Schwesterlein zu schlingen. — Immer reichlicher flossen meine Thränen, aber ich fühlte mich unbeschreiblich glücklich; mein Liebesbedürfniß ward endlich gestillt!

Nun trat meine neue Pflegerin in's Zimmer und nahm ihren Platz an meinem Bette ein. Sogleich beherrschte ich mich, um die Mama, welche der Ruhe bedurfte, nicht durch Rosinens Bericht zu ängstigen. Obwohl ich mich stürmisch nach derselben sehnte, fügte ich mich geduldig in die Trennung, frug aber beständig nach ihr. Keine Geschichte, kein Märchen vermochte mich so vollständig zu unterhalten, als die Plaudereien aus der Kinderstube. Täglich frug ich unsern guten Doktor, wann ich denn endlich aus dem langweiligen Bette kriechen dürfte; meine Besserung nahm einen raschen Verlauf, und ich fühlte mich kräftig genug, um durch die ganze Zimmerreihe zu tanzen. Als ich mich endlich schuppte und täglich gebadet wurde, nahte auch der Tag meiner Befreiung. Doch mit dem Tanzen war es nichts! Ich saß auf Mama's Lehnstuhl und stieg während Rosinens Abwesenheit herab, um mir vom Schranke ein Buch zu holen. — Plumps — da lag ich in gestreckter Länge. Ich vernahm ein schallendes Gelächter und fühlte mich von zwei starken Armen empor gehoben. Ganz dicht vor meinen Augen war des Doktors fröhliches Antlitz. Indem er ein großes Tuch um meine ganze Gestalt schlang, deklamirte er:

„Schönes Fräulein, darf ich's wagen,
Arm und Geleit Ihnen anzutragen?"

und schritt mit seiner Last durch die weitgeöffnete Thüre. Ich zitterte vor Freude, hielt mich an seinem Nacken fest und während mein Herz jubelnd pochte, ging die Thüre des Speisezimmers auf, Richard sprang mir entgegen und schrie ein „Hoch!" nach dem andern, Papa kam mit glückseligem Angesichte, nahm mich, wie ein kleines Kind von des Doktors Armen auf den seinigen, schloß mich innig an die Brust, beschleunigte seinen Tritt, küßte mich einige Male auf das kleine Fleckchen, welches zwischen dem Tuche heraussah und rief schon im Kabinete: „Mama, Mama, da sind wir!" — Aus der gemüthlichen Wohnstube kam bei diesem Rufe, etwas bleicher, als ehedem, die Mama und vier ausgebreitete Arme umfingen sich in tiefseliger Zärtlichkeit.

Digitized by Google

„Meine Mama, o, meine gute Mama!“ — „Mein Herzenskind! mein Gretchen!“ — flüsterten wir, als ob es ein Geheimniß wäre.

Und nun saß ich zwischen Vater und Mutter auf dem Sopha, Richard faßte mich bei den zwei Händen und nickte mir sprachlos vor Freude, sechzigmal in der Minute, als ob sein Kopf ein Pendel wäre, zu, und der Doktor nahm aus der silbernen Dose Prieſe nach Prieſe. — Ich legte mein Haupt an die Bruſt der treuen Mutter und war nahe daran, aus Seligkeit zu ſchluchzen. Da ertönte ein quickſender Schrei; Richard lief fort und im Nu brachte er die Kleine in ihrem Tragkiſſen. „Ja, ſie will auch bei uns ſein, ſie will unſere Freude theilen,“ ſagte die Mama. Ich ſtreckte den Arm nach dem Schweſterchen aus, erinnerte mich jedoch meiner früheren Ungeſchicklichkeit und zog ihn ſchüchtern zurück. „Nimm es nur, ich ſchenk' es Dir!“ ſagte ſie mit wunderſamem Lächeln und fügte bei: „denn was Dein iſt, gehört doch auch wieder mir; Du ſelbſt gehörſt ja mir, uns Allen. O, wir ſind Alle nur Eins!“ Und ſie langte zuerſt nach meiner Hand, dann nach Richards und legte ſie in Papa's Hand, indem ſie mit der ihrigen alle umſchloß.

Trat in dieſem Augenblicke wohl dem guten Papa, wie mir, jene Scheideſcene am Sterbelager der nun Verklärten, wo unſere Hände vereinigt wurden, vor die Seele? — Ich ſah ſein feuchtes Auge empor gerichtet; durch mein erregtes, warmes Kindergemüth leuchtete es wie von einem Heiligenſchimmer. Es war ein „neuer Hochzeittag;“ es war der Augenblick, wo die zweite Mutter mir durch die erſte gleichſam „angetraut“ wurde. Ich aber gelobte dieſer guten Mama Liebe und Treue in Zeit und Ewigkeit.

Der tief gerührte Papa erhob ſich von ſeinem Sitze und überließ uns der glücklichen Wiedervereinigung, indem er den Doktor hinaus begleitete; auch Richard verſchwand mit den Beiden. — Mein Herz war zu übervoll zum Reden; die Glocken der Freude läuteten durch alle meine Pulſe den neuen Feſttag ein. Ich umfing mein Schweſterchen und beſah es mit Muße; ich küßte ſeine zierlichen Fingerchen, ich wagte mich ſogar zu den beiden Wangen, und als die Kleine mich anlächelte, überſtieg mein Entzücken alles Maaß. O welch ein Glück gab es auf der Welt! wie reich war ich geworden nach meiner ſelbſtverſchuldeten Armuth! reich durch ſie, welche ich ſo lange gefürchtet und gemieden hatte! Konnte ſie mir verzeihen? — Doch nichts von Verzeihen, nur von Lieben ſtand in dieſen klaren Augen.

Digitized by Google

Nach kurzer Weile kam der Papa wieder, trat vor mich hin, lächelte, öffnete langsam ein Schächtelchen und sagte:

„Gretchen, kennst Du es? — willst Du es nun haben?"

Ja, ich erkannte es augenblicklich. — Es war jene Broche, — das Stiefmütterchen, welches mir Papa von seiner Reise mitgebracht und welches ich damals so schnöde zurückgewiesen hatte. — Tiefes Erröthen bedeckte mein Gesicht, die Mama aber nahm statt meiner die Broche und steckte die Nadel in mein Kleid, indem sie sagte: „Gedenk an mich! so heißt dies Blümchen;" und ich schlang auf's Neue meine beiden Arme um ihren Hals.

Jetzt kam Richard eilig herbei, den rechten Arm emporgehoben, die Faust fest geschlossen. Er rief: „Was hab' ich, Gretchen?" — Dicht vor meinen Augen öffnete er die Faust. — Es war mein Nußgeldbeutelchen. — Ich griff darnach und sagte fast athemlos: „Woher hast Du's? ist Sabine wieder da?" — und bei dem bloßen Gedanken erfaßte mich ein Schauder, als ob die Schlange mich anzischelte. — Richard entgegnete: „Nein, nein! die ist besorgt und aufgehoben! der Graf wird seine Diener loben." —

Nun überkam mich eine neue Angst, denn die Worte des Gedichtes zauberten die Gluth des Eisenhammers, in welcher der böse Robert seine Schuld büßte, vor die Augen; ich erinnerte mich meiner Sorge, daß sie in der fremden, weiten, kalten Welt erfrieren möchte. — So sehr ich ihr nunmehr auch abgeneigt war, peinigte mich doch diese Vorstellung. Der Vater las in meinem Gesichte und sagte: „O, ängstige Dich nicht, Gretchen; Sabinen geht es ganz gut. Sie ist Haushälterin beim Pfarrer von Wettenried, wohin unsere blaue Kutsche sie wohlbehalten brachte. Ich selbst habe ihr den Platz verschafft, denn man kann sie mit bestem Gewissen zur Führung eines Haushaltes empfehlen. Richard citirt nur gerne den Gang nach dem Eisenhammer; es ist ja Dein Lieblingsgedicht, Gretchen."

„Aber woher hast Du das Geldbeutelchen?" frug ich nun, und Richard erzählte:

„Ich fand es in einem Winkel von Sabinens Stube, aber ohne Deine neuen Kreuzer; diese hat sie schon mitgenommen, die waren ihr werthvoller, als Deine Arbeit." —

Heftige Entrüstung erfüllte mein Herz. Die Mama überließ mich jedoch keine Minute lang dieser Mißstimmung, sondern streckte ihre Hand nach dem Geldbeutelchen aus, indem sie rief: „Ei, das gehört ja mir! Das Christkind-

Digitized by Google

chen hat mir's verrathen, daß es einzig und allein für mich bestimmt war. Nun thu ich gleich meinen neuen Schatz hinein, Gretchens Liebe!"

Ich sank ihr auf's Neue an die Brust und war nahe daran, aus purem Glücke zu weinen. Die Mama fühlte mein heftig pochendes Herz an dem ihrigen und flüsterte: „Ruhig, Kind, ruhig. Es ist nun genug der Rührung für heute. Du mußt wieder in Dein Nest." — Ich schaute erschrocken empor; schon wieder eine Trennung? — Sie verstand den Blick und entgegnete: „Nicht in das alte Nest, sondern in's neue, dort im Kabinete. Du mußt Deine Genesung mitten unter uns feiern, damit uns die Zeit nicht zu lange wird."

Von einem plötzlichen Impulse getrieben, richtete ich mich nun empor und kniete neben ihr auf dem Sopha, indem ich die Hände zum Gebete faltete. Sie verstand mich. Himmlische Andacht zog über ihr schönes Gesicht, während sie mich mit dem Kreuze bezeichnete und mit weicher Stimme sagte: „Es segne und bewahre Dich der dreieinige Gott, Vater, Sohn und Geist!" — „Amen!" tönte es feierlich von des Vaters Lippen.

Meine Genesung machte rasche Fortschritte. Bald lebte ich wieder froh und gesund im Kreise der Meinigen, aber nach Außen, wie Innen merklich verändert. Nun reifte mein Verständniß in jenen unvergeßlich köstlichen Stunden des Vertrauens, wo ich der theuren Mama meine offenen Bekenntnisse ablegte. Sie umfaßten Alles, Sabinens und meine Schuld: wie die Erstere das Mißtrauen säte und ich es nur zu willig aufnahm, bis mein Herz einem von Unkraut verwilderten Acker glich. Ich schilderte meinen Kampf von Abneigung und Liebe gegen die Stiefmutter; ich erzählte ihr von meiner stillen Bewunderung, der heißen Sehnsucht nach ihrer Liebe, der Entrüstung, als ich mich zurückgesetzt glaubte, dem aufkeimenden Neide gegen Richard, den sie bevorzugte und noch mehr gegen das Schwesterlein, welches Alle mit Zärtlichkeit überhäuften.

Bei diesem Abschnitte verbarg ich mein vor Scham erglühtes Gesicht an ihrer Brust und schluchzte bitterlich: „O vergieb, Mama! verstoß mich nicht! liebe mich nur ein wenig! ich liebe Dich ja so sehr, so sehr!"

Ich fühlte die beiden um mich geschlungenen Arme sich noch enger verschlingen und hörte die Worte: „Ich liebe Dich und habe Dich immer geliebt; ich habe immer gebetet und gehofft! Nun wollen wir uns vertrauen. Es hat nur am Vertrauen gefehlt, mein armes Kind. Das Vertrauen gleicht dem Verkehr zwischen Sonnenschein und Erdreich: es lockt Blumen und Früchte hervor."

Digitized by Google

Nun besuchte ich wieder die Schule und eines Morgens brachte ich die Nachricht heim, daß nunmehr auch für mich die Vorbereitungen zum heiligen Altarssakramente begännen.

O, welch' geeigneter Zeitpunkt war dies für mich, während das volle Gefühl meiner Sündhaftigkeit sich regte. Ich erkannte ja den Keim des Bösen in der Menschenbrust und die Reue heiligte mein Erkenntniß. Mit der lieben Mama, meiner besten Führerin, erforschte ich das Gewissen. In zärtlicher Weise, doch ohne verhüllende Schonung, ging sie mit mir die ganze Vergangenheit durch. Während ich alle meine Fehler gründlich erkannte, erstarkte mein Vorsatz zum heiligen Gelöbnisse.

Ja, die Mama, der Papa hatten mir vergeben. Nun vernahm ich aber auch noch die Vergebung Gottes durch den Mund des Priesters: „Geh hin in Frieden!" und empfing zur Stärkung meiner guten Vorsätze das Brod des ewigen Lebens.

Die Einleitung zu meinem Tagebuche ist hiemit zu Ende. — O, welch' ein glückliches Ende war es! welch ein verheißungsreicher Anfang des neuen Familienlebens! — Aber ich vermag diese Blätter nicht zu beschließen, ohne noch einige Worte beizufügen.

Dank und Segen Dir, geliebteste aller Stiefmütter. Du hast Dein schweres, heiliges Amt getreu verwaltet, nicht nur mit dem stets offenen Auge, das unser Thun und Lassen überwachte, das bis in die Herzensfalten drang; nicht nur mit den Händen, welche uns vorsichtig leiteten, für uns arbeiteten, sparten, opferten; nicht nur mit den Füßen, welche uns vorangingen auf dem Pfad der Tugend: — vor Allem mit dem Herzen, das uns, den mutterlosen Kindern, die Mutter ersetzte und den reichen Schatz ihrer Liebe gewissenhaft, unparteiisch zwischen uns und der kleinen Hedwig austheilte.

O, Herzensmama! wie glücklich hast Du unsere Jugend gemacht, indem Du Papa's vom Schicksalssturm gebeugtes Haupt wieder aufrichtetest und uns ein neues, schönes, traunliches Familienleben schufest!

Aber was verdanken wir Dir erst, o Mama, seit jenem Schmerzenstage, als der Todesbote von Neuem unser Haus betrat und den lieben Vater wegführte in die ewige Heimath! Gleich Engelsflügeln breiteten sich Deine beiden Arme über uns aus. Ja, wir waren vaterlose Waisen, aber keine

Digitized by Google

mutterlosen. Die Hand des Ernährers ruhte zwar im Grabe, doch die Hand der Stiefmutter schützte uns vor Armuth; sie theilte mit uns Alles! Wie oftmals sah ich sie überlegend berechnen, um die nöthigen Mittel für Richards Studien zu beschaffen; wie oftmals sah ich sie vom eigenen Bedarfe eine Summe streichen, um meine Ausbildung zu fördern; wie oftmals sah ich sie meine alten Kleider für Hedwigchen zurechtmachen!

Mama, liebe Mama! wie verlassen und einsam hätte ich mich ohne Dich gefühlt, als Richard seinem Berufe folgte! wie hätte mein liebebedürftiges Gemüth gedarbt! Aber nun hatte ich eine Mutter und Freundin zugleich; unser gegenseitiges Verständniß wuchs ja mit jedem Jahre! Nun hatte ich unsere „Feldblume," unsere liebliche, kleine Hedwig, die mich so zärtlich liebte, für die ich auch ein wenig sorgen durfte.

Wenn ich mich festlich herausputze, dann stecke ich mein „Pensée" — mein „Stiefmütterchen" an die Brust; es ist und bleibt mein liebstes Kleinod, Papa's Andenken. Aber das lebende Stiefmütterchen an meiner Seite ist doch weit schöner; Anmuth der Seele ist über sie ausgegossen und der Zauber des innern Frühlings, welcher der Ewigkeit entgegenblüht, überkleidet ihr ganzes Wesen.

Und jetzt neige ich meine Lippen über Deine Hand, Herzensmama, um sie mit dankender Inbrunst zu küssen. Ich flüstere dabei: „O, ich weiß, daß Du mich liebst, denn ich erprobte es tausendfach! Weißt auch Du es, wie sehr ich Dich liebe?" —

Symbolik der Thiere.

Von **C. Otto Kornmüller.**

(Mit Bild.)

I.

Der Adler.

Der alte Lehrer Jörg, ein wahrer Kinderfreund, welcher in der Stadt Straubing noch in gutem Andenken steht, hatte die Gewohnheit, an schönen

Digitized by Google

Sommermorgen uns Schulbuben, so vielen es eben die Eltern verstatteten, außer die Thore der Stadt zu führen und mit uns durch die blühenden Fluren oder im Schatten der Alleen einen kleinen Spaziergang zu unternehmen. Solche Morgenpromenaden verschafften uns jederzeit viel Freude, da sie nicht blos eine leibliche, sondern auch eine geistige Erheiterung und Erquickung gewährten. Lehrer Jörg nämlich, welcher, bevor er sich dem Schulfach zuwendete, das Gymnasium absolvirt und zudem Philosophie und einen Cursus Theologie studirt hatte, besaß einen beträchtlichen Schatz gediegener Kenntnisse mancherlei Art, den er nachgehends als Lehrer durch fleißiges Lesen und fortgesetztes Studium noch ansehnlich vermehrte. Davon seinen lieben Zöglingen etwas zukommen zu lassen, war ihm eine wahre Lust, und es war ihm hiebei nicht blos darum zu thun, unsere kleinen Köpfe mit leerem Wissen anzufüllen, sondern vielmehr noch suchte er dadurch auf Veredlung des Herzens zu wirken; stets wußte er den Dingen eine höhere Seite abzugewinnen und sie mit sittlichen und religiösen Grundsätzen in Beziehung zu setzen. Wie der Hausvater im Evangelium holte er aus seiner Schatzkammer Altes und Neues hervor und spendete mit Liebe und beredtem Munde, auf solchen Spaziergängen besonders, viel des Guten und Schönen an seine lauschenden Schüler.

So fand uns denn wieder einmal ein prächtiger Junimorgen „vor dem obern Thore“ versammelt, harrend der Ankunft des Lehrers. Es hatte kaum halb sieben Uhr geschlagen, als der freundliche Mann zu uns trat und uns mit der liebevollsten Miene von der Welt begrüßte.

„Guten Morgen, guten Morgen!“ tönte es ihm von unserer Seite entgegen und mit freudiger Stimme erwiderte er unsern Gruß. „Wohin, Herr Lehrer, werden wir heute gehen?“

„Ich denke, gen Frauenbrünnl wird es heute am angenehmsten sein, da uns die Bäume mit ihrem kühlenden Schatten begleiten.“

Und alsbald setzte sich die fröhliche Schaar in Bewegung. Eine Strecke Weges ging es ohne besondere Dinge dahin; Jeder freute sich der schönen Natur und hätte mit den muntern Vögeln in den Zweigen und Gebüschen dem lieben Gott ein Lobliedchen singen mögen.

Dazwischen guckte neugierig auch dann und wann Einer nach der linken Rocktasche des Herrn Lehrers, die selten ohne gelehrten Inhalt war und meistens ein Buch oder doch wenigstens eine Zeitung enthielt. Auch heute entbehrte sie desselben nicht, nur war das, was sie barg, kein Buch und sah sich auch nicht

Digitized by Google

wie eine Zeitung an — es ragte ein klein wenig aus der Tasche hervor: es war ein Heft, sorgsam gebogen mit schönem rothen Umschlag versehen; — was mochte dahinterstecken?

Freudige Erwartung erfüllte alle Herzen und „wenn doch bald ein Platz zum Lagern käme!" war der stille Seufzer Aller.

Endlich kam der ersehnte Platz, es waren zwar nur Balkenstücke um einen großen Kastanienbaum aufgehäuft, aber der Ort war doch genügend und einladend zur Rast.

„Hier wollen wir uns niederlassen," sprach Jörg und zog ein unbenütztes Taschentuch heraus, welches — wir kannten schon seine Bestimmung — schnell ein paar dienstfertige Hände ergriffen und über einen glatten Balken ausbreiteten zum sauberen und angenehmen Sitze für den Herrn Lehrer. Kaum hatte er seinen Platz eingenommen, so stand auch das junge Völkchen dichtgedrängt um ihn, oder lagerte sich an tauglicher Stelle, sogar auf den Zweigen des Baumes, von wo aus man Alles so gut vernehmen konnte, voll Erwartung der schönen Dinge, welche der geheimnißbergenden Tasche entsteigen sollten.

„Gestern," so hub jetzt Herr Jörg an, „gestern schickte mir der Buchhändler ein Heft zu mit so schönem und lieblichem Inhalte, daß ich dergleichen noch nicht unter die Hand bekommen habe. Was glaubt Ihr wohl, daß darin ist?" Und sofort zog er behutsam das Heft aus der Tasche.

Gespannten Blickes schaute die kleine Gesellschaft darnach. „Ach, das können wir kaum errathen! Etwa Bilder?"

„Gut getroffen! Herrliche Bilder sind's!"

Bei Oeffnung des Heftes zeigte sich denn auch ein prächtiges Doppelbild in Kupferstich, den hl. Johannes Evangelist und den hl. Johannes den Täufer darstellend. Da statt der Namen nur ein lateinischer Vers darunter gesetzt war, so kam die Reihe an uns, zu bestimmen, was die Bilder vorstellten.

„Was sind das für Heilige?"

„Dieser zur Rechten ist der hl. Johann Evangelist, jener zur Linken der hl. Johann Baptist," erklärte Joseph, der Sohn eines gelehrten und verständigen Bäckers, welcher Scharfsinn und Klugheit von seinem Vater reichlich geerbt hatte.

„Recht so, mein Kind! Aber sage mir auch, woran Du so genau erkennst, daß dieß die genannten zwei heiligen Männer sind."

„O, das wüßte ich nicht;" fiel Otto ein, „woran kennt man denn dieß?"

Digitized by Google

„Wenn es nicht schon durch die besondere Gestaltung der Personen sichtbar gemacht ist, so geben die daneben angebrachten Thiere die nähere Erklärung: beim hl. Apostel Johannes findet sich ein Adler, und den hl. Johannes Baptist begleitet ein Lamm. Mein Vater hat solchen Thieren oder auch Sachen, welche auf andern Bildern zur Erläuterung vorkommen, einen eigenen Namen gegeben, der mir aber jetzt nicht einfällt."

„Symbole, d. h. Sinnbilder, wird er sie genannt haben," fiel Jörg ein.

„Ja, ja, Symbole hat er sie geheißen, Sinnbilder, weil die Maler und Bildhauer dadurch etwas andeuten wollen, was sie nicht mit Worten ausdrücken; oder weil diese Bilder einen höheren Sinn, eine höhere Bedeutung in sich schließen."

„Weißt Du aber auch, was für eine Bedeutung diese unsere Bilder haben?"

„Der Adler," antwortete Joseph, „bedeutet die hohe göttliche Wissenschaft, welche der hl. Apostel und Evangelist Johannes besaß; das Lamm aber erzählt uns vom hl. Johannes Baptist, daß er der Vorläufer, nächster Verkündiger und Täufer des göttlichen Lammes, welches unser Herr Jesus Christus ist, gewesen."

„Sehr gut; Du hast Dir die Bedeutung dieser Symbole wohl gemerkt."

„Wäre es," meinte nun Otto, „nicht besser, gleich den Namen der Heiligen darunter zu schreiben? dann brauchte man sich nicht so viel zu merken."

„Das könnte man wohl auch thun," entgegnete Jörg, „jedoch lieben es die Künstler, mit solchen Beigaben oder Symbolen uns etwas in Kürze zu erzählen, wozu es sonst vieler Worte bedürfte; und ich glaube auch noch, Du wirst Dir die genannten Eigenschaften unserer beiden Heiligen leichter merken, wenn Du an Adler und Lamm Dich erinnerst, und diese rufen Dir, wenn Du sie siehst, jene gar schnell in das Gedächtniß zurück. Uebrigens liegt es nicht gerade im Belieben der Künstler, eine solche Bildersprache anzuwenden. Maler, Zeichner, Bildhauer haben mit der Sprache, d. h. mit dem Worte, dem geschriebenen oder gesprochenen Worte nichts zu thun; ihre Bilder sollen reden und erzählen durch Form, Farbe, Anordnung; was der Mund des Erzählers, Redners, Dichters in Worten ausdrückt, die Verkörperung oder Versinnlichung der Gedanken geschieht bei ihnen durch bildliche Darstellung."

„Das ist eine sehr kurze und deutliche Darstellung," meinte Joseph, „die auch von solchen verstanden wird, welche nicht lesen können."

„Gewiß", fuhr Jörg weiter, „und in den ältesten Zeiten, wo weder die

Digitized by Google

Sprache wortreich, noch die Schrift ausgebildet war, mußte man sich um so mehr der bildlichen Darstellungen bedienen. So erzählen die Hyroglyphen auf den altägyptischen Obelisken und Monumenten die Geschichte eines Königs größtentheils in Bildern, und an den Mauern der assyrischen Palläste, von denen man in neuerer Zeit einen sehr großen Theil ausgegraben hat, findet sich ein ungeheuerer Reichthum von Sculpturen, welche nichts anderes sind, als die Darstellung glorreicher Kämpfe, der Siegeszüge ihrer Könige, der Thätigkeit für Kultur des Landes und Bildung des Volkes. Aber auch bei den späteren gebildetsten Völkern fand man es ganz natürlich und kunstgemäß, Bilder zum Ausdruck der Gedanken, oder zur Bezeichnung einer Eigenschaft z. B. einer Tugend, oder zur Andeutung eines Standes und Geschäftes oder zur Hinweisung auf ein besonderes Ereigniß aus dem Leben eines Menschen zu benützen und nicht gerade aus Nothwendigkeit, sondern auch um der Klarheit, Deutlichkeit, Kürze, Eindringlichkeit oder der bloßen künstlerischen Schönheit wegen. Das geschah dann nicht blos bei den darstellenden Künsten, sondern auch bei dem Wortausdruck, bei der Sprache selber. Je ärmer eine Sprache an Ausdrücken für allgemeine oder übersinnliche Begriffe ist, desto mehr ist sie auf den Gebrauch von Bildern angewiesen, und muß sich mit Vergleichungen behelfen. Ihr kennt ja die Sprachweise des gemeinen Volkes, welches, wenn es recht deutlich sein will, oder einem Ding keinen Namen geben kann, etwas Anderes dafür setzt, oder eine Vergleichung anbringt; auch seine Kraftausdrücke bei Beschimpfungen sind meistenstheils nur Bilder: einen dummen Menschen nennt der gemeine Mann „ein Schaf" u. s. w. In edlerer Weise hat es auch der gebildete Mann beibehalten und es gibt einer Rede oder einem Buche einen erheblichen Vorzug, wenn mit Maaß und Verständniß darin Bilder angewendet werden. Bei Völkern und Leuten von sehr erregbarer Phantasie oder Einbildungskraft, z. B. Dichtern, kommt dieß in sehr hohem Maaße vor, da ihnen Alles Lebloſe ein Leben zu haben und die instinktive Wirksamkeit der Thiere mit der freien Thätigkeit des Menschen verwechselungsfähig erscheint. Was kann man Alles in Fabeln, Legenden, Märchen lesen! Wie bilderreich sind die Werke der Dichter; welch schöne und erhabene Gleichnisse und Sinnbilder enthalten die Bücher der heil. Schrift, namentlich die Psalmen, das Buch Job u. s. w. Doch um nun wieder auf unsere beiden Bilder zu kommen, — zu Symbolen oder Sinnbildern werden in der Regel solche Gegenstände, lebendige und leblose Wesen gewählt, welche

Digitized by Google

in ihren hervorstehenden Eigenschaften allgemein bekannt sind und darin eine fühlbare Aehnlichkeit mit andern Dingen, oder mit menschlichen Charakteren, Eigenschaften, Beziehungen bieten, weßhalb sie an deren Stelle als Bilder und sinnliche Erinnerungszeichen gesetzt werden. So haben sich neben den Blumen und Farben besonders die Thiere als brauchbar für die Symbolik auf die natürlichste Weise erwiesen, da die thierische Handlungsart und ihre (wenn ich sagen darf) sittlichen Eigenschaften mit den menschlichen die anschaulichste Aehnlichkeit besitzen, die dem sinnlichen Menschen vornehmlich auffallen mußte. Dazu kommt noch, daß die Charaktere der Thiere allgemein bekannt und ihnen beständig und auf gleiche Art eigen sind.

„Das ist beim Adler des hl. Johann Evangelist schon der Fall; der Adler fliegt sehr hoch und der hl. Johannes ist mit seinem Geiste auch weit über die Einsichten der übrigen Apostel in die Geheimnisse Gottes gleichsam hinauf und höher geflogen. Aber beim hl. Johannes dem Täufer muß das Lamm bloß um das göttliche Lamm anzudeuten, beigesetzt worden sein."

„Ja freilich, hier hat das Lamm nicht auf eine sittliche Eigenschaft des hl. Johannes hinzuweisen, hier deutet es bloß hin auf eine vorzügliche Begebenheit seines Lebens und auf seinen Beruf. So werden auch manche Geschäfte und Gewerbe angedeutet und gesinnbildet durch ein Instrument oder Werkzeug oder irgend einen Gegenstand, welcher diesem Geschäfte, Berufe oder Gewerbe vornehmlich eigen ist. Ihr werdet auf den Aushängschildern der Gewerbtreibenden schon oft derartige Symbole gesehen haben."

„Ja, Waarenballen, beim Kaufmann, ein Hufeisen, beim Hufschmied, ein Schiff, beim Schiffmeister" —

„In meinem Bilderbuch," fiel Otto ein, „sind Ritter abgemalt, welche auf ihren Schilden auch verschiedene Figuren haben; das sind gewiß auch solche Sinnbilder?"

„Nicht immer; meistens sind sie nur Erkennungszeichen, welchem Geschlechte dieser Ritter zugehört. Diese Zeichen waren nothwendig, als die Ritter im 11. und 12. Jahrhundert durch ihre Alles verhüllende Waffenrüstung ganz unkenntlich geworden waren. Um ihren Knappen und befreundeten Rittern kennbar zu bleiben, setzten sie auf ihren Schild irgend ein symbolisches Zeichen; von daher schreiben sich auch die erblichen oder Familienwappen. Anfangs wählten sich die Ritter und Adeligen diese Symbole selbst, später aber ertheilten Könige und Kaiser das Recht, dieses oder jenes Zeichen in's Wappen zu setzen. Den

Digitized by Google

Rittern ahmten bald auch Städte und Genossenschaften nach und bedienten sich solcher Wappen auf ihren Siegeln u. dgl. Diese Wappenfiguren wählte man nun bald in Beziehung auf den Namen, bald aus Anlaß eines vorzüglichen Ereignisses oder einer besonderen Tugend oder verdienstlichen Handlung des dadurch Geehrten, bald in Rücksicht auf eine örtliche Eigenschaft.

Doch schauen wir uns das Symbol des Adlers erst recht an, da es häufig vorkommt. Um seine häufige Anwendung zu erklären, muß ich Euch über diesen Vogel schon mehreres aus seiner Lebensweise und von seinen hervorstehenden Eigenschaften sagen. Ein naturkundiger Mann schreibt von ihm: „Vor allen andern Vögeln sind die Adler ausgezeichnet durch königlichen Anstand, durch den gedrungenen, nervigten Körper, durch das feurige, geistvolle Auge, durch den edlen Stolz bei der Wahl ihrer Beute, indem sie gemeiniglich kleinere Thiere und Aas verachten, durch die Stärke, welche ihrem Muthe entspricht und durch Mäßigung im Genuße ihres Raubes. Am meisten zeichnet sich der Goldadler aus, welcher am liebsten auf den Felsen der Hochgebirge und in der Einsamkeit der Hochwälder thront und stets am unzugänglichen Rande eines schroffen Abhanges horstet. Die Adler schwingen sich auch am höchsten auf in das freie Reich der himmlischen Lüfte und steigen zu einer Höhe von mehr als 24,000 Fuß, während selbst der Mensch in einer Höhe von 22,000 Fuß kaum mehr athmen kann. Stark abgehärtet und der Kälte trotzend gehen sie bei den größten Stürmen auf Raub aus, doch selten entfernen sie sich weit von dem Orte, wo ihr Nest liegt, und ebenso selten steigen sie in die Niederungen herab."

Diese Eigenthümlichkeiten machen den Adler würdig, vielfach als Symbol verwendet zu werden, sowohl von den Malern und Bildhauern, als von den Rednern und Dichtern, wie in den Künsten so auch im gewöhnlichen Sprachgebrauche.

Im Alterthum wird er schon „königlicher Vogel" geheißen und als Sinbild der Macht, der Stärke und königlichen Oberherrlichkeit angesehen. Die heidnischen Griechen nannten ihn den Vogel des Zeus oder Jupiters und auch in der Götterlehre der nordischen Völker nimmt er den Ehrenplatz als Lieblings-Vogel des obersten Gottes ein. Die alten Römer setzten den Adler, welcher, zugleich ein Attribut der Republik war und von den Kaisern auch später noch beibehalten wurde, auf ihre Feldzeichen. Eine Zeit lang rüsteten sie ihn auch noch mit Blitzstrahlen aus, da der Adler nach ihrer Mythologie dem Jupiter, dem Donnergotte, die Blitze zutrug. Doch schon früher kommt er als Heerzeichen

Digitized by Google

und als Symbol der Könige bei den Persern vor, welche dem Heere ein goldenes Adlerbild mit ausgebreiteten Flügeln vortrugen. Wie einst die Römer, so hatte in neuerer Zeit der französische Cäsar, Napoleon I. (und wieder Napoleon III.) den Adler als Feldzeichen für sein Banner gewählt.

Wie weit die heidnischen Römer den Gebrauch dieses Symbol kaiserlicher Macht und Hoheit ausbeuteten, zeigt uns ein absonderlicher Gebrauch, der den Nachrichten einiger Schriftsteller zufolge bestanden haben soll: An dem Scheiterhaufen, auf welchen eine kaiserliche Leiche verbrannt wurde, ließ man heimlich einen Adler emporfliegen, damit das Volk glaubte, der Adler trüge die Seele des Kaisers zum Olymp empor, oder der Kaiser fliege als Adler zu den himmlischen Höhen. Mit Beziehung darauf findet sich auch auf einigen Münzen die kaiserliche Gestalt auf einem Adler sitzend, und wenn der Kaiser träumte, er reite auf einem Adler, so hielt man das für eine Vorbedeutung seines nahen Todes.

Wie die heidnischen Römer diesen Vogel als Sinnbild königlicher Macht und Herrlichkeit behandelten, so nahmen ihn auch christliche Herrscher als das nämliche Symbol, so Oesterreich, Preußen, Rußland, Spanien, Sicilien, Polen; auch in dem Wappen manch anderer Fürsten finden wir ihn; ebenso wählte die nordamerikanische Republik sich denselben."

„Woher kommt denn dieß," fiel Joseph ein, „daß Oesterreich einen doppelten Adler hat?"

„Nicht blos Oesterreich hat einen doppelköpfigen Adler im Wappen, sondern auch Rußland. Zuerst war dieses Symbol bei den Kaisern des Orients, den griechischen Kaisern, üblich, die damit ihren Anspruch auf das Morgen- und Abendland bezeichneten. Vom Orient kam der Doppeladler dann auf die abendländischen (römisch-deutschen) Kaiser. Der deutsche Kaiser Otto IV. (1208) soll diesen „Reichsadler" zuerst auf den Siegeln gebraucht haben, und um diese Zeit erscheint er auch auf Münzen. Nach der Auflösung des deutschen Reiches behielt Oesterreich denselben in seinem Wappen bei. Wenn er, oder auch der einfache Adler die Wappen anderer Fürsten, Grafen und Baronen des Reichs schmückt, so deutet dieß nicht etwa ihre Herrschergewalt an, sondern hat seinen Grund darin, daß ein oder das andere Glied solcher Adelsgeschlechter einmal ein vorzügliches Reichsamt verwaltet hatten, das ihnen vom Kaiser war anvertraut worden; in solchem Falle nahmen sie mit kaiserlicher Genehmigung ihm zu Ehren und zur Dankbarkeit dieses Symbol in

Digitized by Google

ihre Wappen auf, so z. B. finden wir es bei den Grafen von Arco in Bayern, welchen Kaiser Sigismund 1413 diese Aenderung ihres Wappens zugestanden hatte. Rußland hat, wie schon erwähnt, ebenfalls den doppelköpfigen Adler, aber mit einer dreifachen Krone, ohne Zweifel um dadurch auf das russische Reich, dann das ehemalige griechische Kaiserthum, als dessen Erbe es sich betrachtet, und zuletzt auf seine geistliche Oberhoheit, welche es über alle Glieder der griechischen Kirche in Anspruch nimmt, hinzudeuten.

Doch genug von dem Adler als Wappenthier; — auch sonst noch gilt er als Symbol der Macht und Stärke, namentlich bedient sich die heilige Schrift oft des Adlers als Gleichniß, um dadurch die allmächtige Kraft Gottes und seinen liebevollen Schutz, welchen er den Gerechten und Bedrängten angedeihen läßt, in kräftigen Zügen zu malen. Wie schön erinnert Gott das Volk Israel (II. Mos. 19. 4) an seinen allmächtigen Schutz und seine liebevolle Führung „Ihr habt selbst gesehen, was ich den Aegyptern gethan, wie ich Euch auf Adlerschwingen getragen und an mich genommen habe." Und Moses singt dem Herrn Lob (V. Mos. 32, 11.): „Wie der Adler lockt zum Fluge seine Jungen und über ihnen schwebt und seine Flügel spreitet: so nahm er es (das Volk Israel) und trug es auf seinen Schultern — vertheidigte es gegen seine Feinde mit unbezwinglicher Stärke, Er, der in den Höhen thront und geleitete es endlich in's verheißene Land Kanaan. Diesem Herrn müssen wir uns auch stets anvertrauen und die Bitten des königlichen Propheten (Ps. 16, 8.); Unter Deiner Flügel Schatten beschütze uns, o Herr! zu den unsrigen machen.

In der Legende und in den Lebensbeschreibungen der Heiligen tritt dann noch der Adler als wirklich von Gott gesendeter, helfender und beschützender Vogel auf: den hl. Corbinian speiste ein Adler und ein solcher brachte dem hl. Cuthbert einen Fisch; ein Adler flog beständig über dem hl. Medard und dem hl. Bertulf und schützte Beide vor dem Regen.

Als ein Symbol erscheint der Adler, der allen Stürmen Trotz bietet und unbeirrt von der Windsbraut seine Bahn verfolgt, ferner noch für den christlichen Muth und die männliche Standhaftigkeit, welche vor Schwierigkeiten nicht zurückweicht, sondern entschlossen und kühn vorwärts schreitet, wenn es sich darum handelt, Edles und Gutes zu vollbringen."

„Ich habe einmal," fiel Joseph ein, „an dem Portale einer Kirche, ich weiß nicht mehr wo, einen Adler mit einer Schlange kämpfend abgebildet gesehen; hat dieß vielleicht auch eine symbolische Bedeutung?"

Digitized by Google

„Ja gewiß; an solchen Orten besonders sind derartige Bilder nicht müßig angebracht etwa zum bloßen Schmuck oder zur bloßen Ausfüllung des Platzes, sondern der Bildhauer will damit auf eine höhere Wahrheit hinweisen. Uebrigens war dieses Symbol schon in der grauen heidnischen Vorzeit bekannt und bedeutete dort den Kampf des Lichtes mit der Finsterniß. In's Christenthum dann in höherem Sinne herübergenommen, sinnbildet es den Sieg, welchen die christliche Wahrheit, das durch Jesus Christus der Welt gebrachte Licht göttlicher Erkenntnisse über die Irrthümer und Finsternisse des Heidenthums errungen hat, den Triumph des aus den himmlischen Höhen herabgestiegenen Friedensfürsten über Sünde, Tod und Hölle.

Wie nun der Adler zur Versinnlichung guter Eigenschaften genommen wird, so figurirt er doch auch als Symbol schlimmer oder minder guter Eigenschaften. Die hl. Schrift stellt unter seinem Bilde, insofern er Raubthier ist, auch den Teufel dar, und öfters werden die Feinde des Volkes Gottes als Adler bezeichnet oder wird ihnen „Adlersgeschwindigkeit" beigelegt. Auch unserm gewöhnlichen Sprachgebrauche dient er oft, und wenn wir von einem Gewalthaber oder Mächtigen sagen oder lesen, daß er dieß oder jenes Gut mit seinen „Adlerkrallen" erfaßt habe, so wollen wir damit weder ausdrücken, daß er es ganz mit Rechtem an sich gebracht habe, noch daß er gedenke, seinen Raub so bald wieder fahren zu lassen. Dann, wenn einer die Hinterlist oder die verborgenen Pläne eines andern mit seinem „Adlerblicke" durchschaut, so ist es diesem keineswegs angenehm, und die Nase, welche das Prädikat „Adlernase" verdient, zählt eben auch nicht unter die preiswürdigsten Formen.

In so vielfacher Beziehung also werden der Adler oder Theile von ihm zur Versinnlichung mancher Begriffe und Eigenschaften verwendet. Es wird Euch nun nicht mehr schwer sein, wenn Ihr dergleichen Symbole sehet, auch ihren Sinn zu verstehen.

Lasset aber den Adler als ein Sinnbild ausharrenden Muthes und nach Höherem strebenden Herzens und Geistes auch Euch stets mahnen, vom Guten nie abzulassen, sondern immer darin höher zu steigen, und nicht in den niederen Genüssen dieser Welt Euer Glück zu suchen.

Im 12. und 13. Jahrhundert, als das edle Ritterthum am schönsten blühte und ein Feuer heiliger Begeisterung die Welt durchdrang, glühten auch ungleich mehr Herzen, als sonst je, in heiliger Gottesliebe, und so sehr war ihr Geist dem Himmlischen nachstrebend und so sehr von ihm erfüllt, daß sie

Digitized by Google

in jeder ſichtbaren Creatur des Schöpfers Spur nachgingen, oder ſie zur Sproße einer himmliſchen Leiter geſtalteten, d. h. an ſie höhere Gedanken und Erwägungen anſchloſſen und durch ſie zu raſtloſem Streben nach Gotteinigung ſich antreiben ließen. Die Thiere, als lebende, dem Menſchen am nächſten ſtehende und in Thätigkeit ähnliche Weſen, erſchienen ihnen hiezu am Tauglichſten, und da ſie ſelbe nicht immer um ſich haben konnten, ſo malten ſie deren Bilder, und hingen ſie in den Kammern und Zellen auf, ſetzten auch Sinnſprüche darunter, welche derlei fromme Gedanken ausdrückten, und hielten ſo dieſe Prediger immer ſich vor Augen. Von dieſen Sinnſprüchen haben ſich noch manche erhalten, und da ich auch auf den Adler einen ſolchen gefunden habe, ſo will ich ihn Euch anführen; er war für die Schweſtern des ehemaligen Kloſters Villingen in Baden beſtimmt und lautet:

Ein Adler bin ich genannt,
Den himmelſpähenden Menſchen wohl bekannt;
Ich bin ein Vogel, der gewaltig ſingt,*)
Mein Ton zum Rath der Gottheit dringt,
Wo den ſchauenden Menſchen iſt bereit
Wonne, Freud' und ewige Süßigkeit."

Da ſchlug die Uhr des Stadtthurmes ſieben und mahnte zur Rückkehr; die Fortſetzung der Thierſymbolik mußte darum auf einen folgenden Tag verſchoben werden, auf den ſich Jeder ſchon freute.

Die Erzählungen der Großmutter.

Von **Eliſabeth Grube.**

III.

Der kleine Heinz hatte eine hinreißende Neigung zum Werfen; überall fand er ein paſſendes Ziel für ſeine Steinwürfe, und wenn er auch nicht ge-

*) Von eigentlichem Geſange des Adlers kann keine Rede ſein, da er nur ein heiſeres Kreiſchen und widerliches Geſchrei hören läßt; das Singen iſt nur um eines volleren Bildes der nach Gott ſtrebenden und ſeufzenden Seele willen herbeigezogen.

Digitized by Google

rade nach den Köpfen seiner Spielkameraden, oder sonstiger Vorübergehender zielte, so waren doch die Fensterscheiben der Nachbarshäuser und die versteckt liegenden Fensterchen des Vaterhauses nicht sicher vor dem kleinen, muthwilligen Bürschlein. Daß diese verderbliche Neigung viele Ermahnungen und manche Strafe der Mutter zur Folge hatten, könnt Ihr leicht denken, und es wäre demnach unbegreiflich, wie dre Heinz dennoch längere Zeit bei seiner Unart beharrte, wenn wir nicht wüßten, wie auch schlimme Neigungen zu einer Gewohnheit werden können, deren Bekämpfung oder Unterlassung schwer ist.

Eines Tages, an dem die Nachbarin, eine alte Krämersfrau, wieder unter heftigen Zornausbrüchen gegen den kleinen Missethäter geklagt und dieser von der betrübten Mutter die verdiente Züchtigung empfangen hatte, saßen die Enkelkinder wie gewöhnlich um den Sessel der Großmutter, und die Matrone betrachtete mit liebevollem Ernst ihren Liebling, den Heinz, der ganz still und bleich auf seinem Stühlchen in der Ecke saß und gar nicht Theil nahm an der freudigen Unruhe der Geschwister.

„Komm her, mein Junge," sagte die Großmutter und reichte dem Heinz die Hand entgegen. „Warum bist Du denn so still, so betrübt?"

Das Kind kam schnell gelaufen, drückte einen Kuß auf die ausgestreckte Hand und verbarg dann leise weinend sein Gesicht in den Schooß der geliebten Großmutter. Die alte Frau legte sanft ihre Hand auf das kleine Kindeshaupt und sah dann wie fragend die Geschwister an.

„Großmutter, ich glaube, der Heinz ist betrübt, weil er wieder eine Fensterscheibe zerworfen hat; — er will es gewiß nicht wieder thun — nichtwahr Heinzelmännchen?" — plauderte das Schwesterchen Emmy und der Heinz hob rasch sein Gesicht empor und fiel der Emmy um den Hals; die Großmutter aber freute sich in ihrem Herzen über die Liebe der Kinder zu einander.

Mild und ernst fragte sie dann den Jungen: „Sage mir nur einmal recht aufrichtig, lieber Heinz, wie ist es nur möglich, daß Du so unartig und so dumm sein kannst, Fensterscheiben einzuwerfen, die Dich doch gar nichts angehen und die doch ganz bleiben müssen, wenn sie das Haus schützen und schmücken sollen? — Und ist Dir die Strafe so gleichgültig? — Und willst Du Deine gute Mutter denn durchaus betrüben?"

Der Junge stotterte: „Ach! wie leid ist es mir, wenn ich die Mutter betrübt habe! — doch sieh — die Scheiben klirren so hübsch und heute standen gerade Aepfel am Schaufenster; ich zielte deßhalb gut und traf auch gerade den

Digitized by Google

dickſten durch die Scheiben mitten heraus! — Aber, liebe Großmutter, ich will es gewiß nicht wieder thun, ſei mir nur nicht böſe; Du ſollſt ſehen, ich werfe niemals wieder mit Steinen nach den Fenſtern.“

Großmutter entgegnete ſehr ernſt: „Ich werde Dich bei dem Wort halten und kann Dir nur verzeihen, wenn Du ſtandhaft bleibſt. Das Werfen iſt eine gefährliche Handlung, mag es mit Steinen oder andern Dingen, mag es im Scherz, oder im Ernſt geſchehen; ich will Euch eine Geſchichte aus meinem Heimathdörfchen erzählen, von einem Wurf, bei dem es Euch angſt und bange werden ſoll, ſo ſcherzhaft er auch gemeint war. Und ich habe ſelbſt dieſen Wurf gethan und mir iſt auch ganz bange dabei geworden. Seitdem beſann ich mich wohl, wenn wir Ball ſpielten, oder Schneebälle kneteten, daß ich Niemand ſchaden mochte. — Friedrich, Guſtav und Wilhelm, kommt näher zu mir her; Heinz und Ihr, Elly und Clärchen, ſetzt Euch neben Eliſabeth und Emmychen und hört mir zu, was ich Euch erzählen will von dem luſtigen Wurf, der ein ſo trauriges Ziel fand.

In dem Bergländchen, wo meine Heimath liegt, wurde zu meiner Zeit, als ich noch ein Kind war, der Faſtnachtabend mit allerlei muthwilligen Streichen gefeiert, und es durfte ſich Niemand darüber beklagen, wenn ihm die Bratwurſt aus dem Rauchfang, oder gar der Feſtbraten von dem Feuer weg getragen wurde. Jedermann hütete ſorgſam die häuslichen Schätze und gab mit argwöhniſchem Blick auf den Nachbar acht, der ihm ſonſt lieb war, und die jungen Burſche zogen förmlich aus zu dieſen luſtigen Räuberthaten. Auch hatten am Faſtnachtmontag-Abend die Mädchen das Recht, jeden Mann oder Jungen, deſſen ſie habhaft werden konnten, mit Waſſer begießen zu dürfen. Ich habe zugeſehen, wie unſere Magd einen Burſchen unter die Pumpe hielt und tapfer daraus lospumpte. Der Pudelnaſſe lachte eben ſo herzlich wie die handfeſte Dirne, die ihn überliſtet hatte; doch am andern Abend wagte ſie ſich nicht aus der Stube, weil ſie der gleichen, unfreiwilligen Wäſche von den ſtärkeren Fäuſten des Begoſſenen gewärtig ſein mußte. Faſtdienſtag-Abend ſind die Männer die Waſſermeiſter, und Alles, was weiblich iſt, hält ſich möglichſt fern von ihnen. Doch dauern dieſe gegenſeitigen Gerechtſame nur bis zum Lichtanbrennen; friedlich verſammelt ſich dann des Dorfes Jugend im Scheine der geſelligen Lampe, um einen andern Schabernack zu berathen.

Alle Scherben von „irdenem“ und „ſteinernem“ Geſchirr wurden zuſammen getragen, auch wohl alte Töpfe und Schüſſeln, die noch dienſtfähig waren, ſind

Digitized by Google

nicht ausgeschlossen und wer etwa mißliebig, oder besonders schreckhaft ist im Dorfe, der darf erwarten, daß ihm unter gewaltigem Getöse ein Scherbenberg vor die Hausthüre geworfen wird, am Fastnachtabend.

Doch jetzt kommt mein Wurf! Ihr wißt aus meiner Erzählung von der Handelsfrau Lisbeth und den Tinten-Pferdchen, daß in meinem Dörfchen ein Haus „Schockeln" hieß, oder auch „Schockels." Drinn wohnten nun damals nur Frauen, außer einem blödsinnigen Jungen, der bei den unverheiratheten drei Schwestern in Kost gethan war. Die alte Lisbeth war gestorben; die hätte sich nicht erschrecken lassen, vor dieser hatten wir Kinder schon Respekt. Aber die Schwestern waren so furchtsam, daß es übermüthige Kinder reizen konnte, sie zu erschrecken. Die älteste, auch Lisbeth geheißen, nähte und bügelte sehr geschickt und war in ihrer Kleidung so rein und zierlich und konnte so klug sprechen, daß ich sie gerne sah, wenn auch ihre Gestalt klein und verwachsen, kaum Kindeshöhe erreichte. Annemarie, die Zweite, verdiente ihr Brod als Wäscherin und spann fleißig im langen Winter und Elschen, nicht mehr jung, aber auch klein, war das gute Aschenbrödel des Hauses, ohne doch auf einen Prinzen zu warten.

Eine alte, schwere, mit dickköpfigen Nägeln beschlagene, große Thüre öffnete das baufällige Haus und diese Thüre hatte ich mir zur Zielscheibe ersehen, um einen Haufen Schüsseln und Töpfe d'ran zu zerwerfen, die mir zwei Gespielinnen in aller Stille zusammentragen halfen. Kräftig geschwungen von uns Dreien, donnerte die erste Salve gegen die Thüre, und mit Entzücken hörten wir das laute Gekreisch der drei Schwestern, die in der abendlichen Stille fleißig um das einsame Lämpchen sitzen mochten, und ehe sie noch sich erholen konnten von dem Schrecken, prasselte schon wieder ein zweiter Wurf die dröhnenden Geschosse gegen die Hausthüre, dem bald ein dritter, vierter folgte, weil das Getöse unsern Eifer erhöhte. Wir standen etwas entfernt in der Straße, dem Haus gegenüber, doch lockte das Geprassel lachende Zuschauer an die nächsten Fenster, die sich freuten, daß dem Fastnachtabend sein altes Recht geschehe.

Leider, für unser Vergnügen leider, ging der Geschirrvorrath bald zu Ende, wir hatten schon eine Zeitlang innehalten müssen; da brachte mir „Dübens Christine," eine der Helferinnen, noch einen prächtigen, großen Topf, der nur gesprungen war und so herrlich knallen mußte. Ich nahm alle Kraft zusammen und warf! — im selben Augenblick öffnete sich die Hausthüre und ein heller

Digitized by Google

Schmerzensschrei folgte dem unglücklichen Wurf. — Ich sprang schnell hinzu — Annemarie war getroffen und blutete sehr, wie ich zu meinem größesten Schrecken sehen mußte. Ihr könnt wohl denken, daß auch die beiden Gespielinnen mit mir in das Haus eilten und da fanden wir denn reichliche Veranlassung, unsern thörichten Fastnachtabendscherz zu bereuen. Die Lisbeth war gleich bei dem ersten unvermutheten Lärm so erschrocken, daß sie noch ganz ohnmächtig auf dem Bette lag; um ihr Tropfen aus der Apotheke des alten Lieutenant Bär zu holen, hatte Annemarie die Thüre geöffnet, sie glaubte, das Werfen sei zu Ende und so traf denn der letzte Topf das arme Mädchen — sie hätte den Tod erleiden können!"

Die Kinder, die hie und da über die Beschreibung der Großmutter gelacht hatten, blickten jetzt stumm nach dem Gesicht der alten Frau, in dem sich noch einmal der Schmerz spiegeln mochte, den sie als Kind über ihre Unvorsichtigkeit getragen. Dem Heinz zitterte das kleine Herz, als hätte er auch heute statt des Apfels das hübsche Enkelkind der Krämersfrau getroffen; es spielte ja stets in dem Laden. — Die Großmutter verstand des Jungen inneres Empfinden und zog ihn an ihr Herz; dann fuhr sie fort:

„Daß die armen, guten Schwestern, von meiner Angst und meinem Schmerz gerührt, mir schnell vergaben, könnt Ihr wohl denken, um so mehr, da ich ja nur gethan, was, dumm genug, die Sitte erlaubte. Doch meine Sparbüchse wurde ganz leer durch die Kurkosten für Annemarie's Wunde. Als Schmerzensgelder bracht' ich, von meiner lieben Mutter unterstützt, den Schwestern allerlei Geschenke und so wurde mein Verkehr mit ihnen durch den verunglückten Fastnachtabendscherz nicht nur nicht gestört, sondern befestigt. Ich wenigstens fühlte stets, daß ich etwas zu sühnen hätte. Und Ihr, liebe Kinder!" schloß die Großmutter für dießmal das Gespräch mit den Kleinen, „nehmt Ihr Euch vor dem Werfen in Acht; besonders, wenn Ihr in's Ungewisse werft, so denkt vorher an Eure Großmutter und ihren unglücklichen Wurf!" — —

Digitized by Google

Friedrich Overbeck.

Von Rheineck.

„Um Gottes eig'ne Glorie zu ſchweben
Vermag die Kunſt allein und darf es wagen,
Und weſſen Herz Vollendetem geſchlagen,
Dem hat der Himmel weiter nichts zu geben."

Platen.

Lichter und lichter werden die Reihen der Männer, welche beim Beginn unſeres Jahrhunderts, als Europa wiederhallte vom Donner der Kanonen, es unternahmen, die Kunſt, die deutſche Kunſt insbeſondere, neu zu beleben, friſchen Odem einzugießen in die ſtarr gewordenen Formen. Sie zogen fort aus der ſturmdurchtobten Heimath, um jenſeits der Alpen ſich vorzubereiten auf ihren Beruf, um in Rom die Grundveſten zu legen zu einem Bau, der höher ragen ſollte, als Deutſchlands Dome — zum Bau einer Kunſt, wie ſie rein und erhaben nur einmal, unter einem Raphael und Michelangelo geblüht.

Wenige Jahre ſind es, daß Cornelius zu Grabe gegangen, der das eine Haupt jener Schule geweſen, und am 13. November 1869 folgte ihm ſein edler Freund Overbeck in die Ewigkeit. Iſt ſein Hinſcheiden auch nicht von ſo gewaltigem Eindruck auf die Mitwelt geweſen, wie der Tod Cornelius', ſo war doch der Schmerz in Jenen, die ihn oder ſeine Werke gekannt und geliebt, nicht minder heftig — es war ein Engel weniger auf Erden.

„Fromm, wie er gelebt, iſt er geſtorben." — Mit dieſen Worten drang die Nachricht von Overbeck's Tod in die deutſchen Gauen; und wenn in dieſen Blättern dem Gedächtniſſe des großen Malers Worte gewidmet werden, ſo ſollen ſie insbeſondere dem frommen Meiſter in den Herzen der Jugend ein Andenken ſchaffen, ihm, der bis zu ſeinem Ende rein und unſchuldig geblieben war, der noch als Greis die Einfalt des Kindes im Herzen trug. —

Das Vaterhaus Overbeck's ſtand in Lübeck, und es war ein Dichterhaus. War es da zu verwundern, daß im Gemüthe des Kindes und Jünglings das Bewußtſein für das Schöne, das Ideale früh erwachte, daß ein Beſuch des Bildhauers Carſtens bei ſeinen Eltern großen Einfluß hatte? War es zu verwundern, wenn der Dom zu Lübeck, der noch heute wie ein

Digitized by Google

Juwel des Mittelalters erhalten ist, den Knaben begeisterte, wenn er vor einem dort befindlichen Bilde des Altmeisters Memling sich seines Berufes gewiß ward?

Er fand keinen Widerstand bei seiner Familie, wie manch Anderer seiner Genossen, und wanderte 1808, 19 Jahre alt, zu seiner weiteren Ausbildung nach Wien. Doch vermochte er sich nicht mit den dortigen Lehrern zu verstehen, und sie verstanden ihn gar nicht; und so zog er weiter nach Süden, nach Rom. Die ewige Stadt hielt ihn fortan gefesselt; er hatte wohl zu viel vom Wasser der Fontana di Trevi*) getrunken, die ihn nicht mehr entließ aus ihrem Zauberkreise.

Ohne es zu wissen oder zu wollen, ward er dort bald Gründer und Mittelpunkt einer Schule, deren Anhänger man mit dem Namen „Nazarener" bezeichnete. Cornelius, Veit, Schadow, Schnorr, Vogel von Vogelstein gesellten sich zu ihm, und die Zellen des Klosters St. Isidoro, das sie bewohnten, wurden zu Werkstätten der Kunst umgewandelt. Das Refektorium wurde der gemeinsame Studiensaal, und da die Mittel zum Bezahlen von Modellen fehlten, half man sich gegenseitig aus; und gar wunderlich mochte es sich ausnehmen, wenn in der Küche der eine oder der andere die Stelle eines Koches versah. Aber vergnügt waren sie dabei, und ihre Arbeiten rückten wacker vorwärts. Und waren sie auch noch so verschieden in ihrer Natur, das Streben nach dem gleichen Ziele ließ diese Unterschiede verschwinden; sie lernten gegenseitig von einander und ergänzten sich. Wie groß besonders der Abstand zwischen Overbeck und Cornelius war, zeigen des Letzteren Worte: „Overbeck malt nur Engel, ich male auch Teufel."

Um diese Engel so vollkommen als möglich darstellen zu können, glaubte Overbeck in der protestantischen Kirche, in der er geboren, nicht die Tiefe der religiösen Empfindung, deren er bedurfte, zu finden; er trat deßhalb 1813 zum Katholizismus über. Und wahrlich, seine Werke haben den Beweis geliefert, daß er dieß gethan aus voller Ueberzeugung denn ein Künstler, der es wie er verstanden, fromm zu malen, die Herzen zu rühren und das, was er gefühlt, auch in Anderen wachzurufen — ein solcher Künstler konnte nur im gewaltigen Drange seiner Seele so handeln.

---

*) Jener Brunnen, von dem die Sage geht, daß wer davon getrunken, wieder nach Rom zurückkehren würde.

Digitized by Google

Overbeck malte seinen Glauben in die Bilder hinein; von Anbeginn bis zu seinem Tode hat er religiöse Gegenstände behandelt mit wenigen Ausnahmen. — Die Münchener neue Pinakothek besitzt eine solche: es sind sinnbildliche Brustbilder Deutschlands und Italiens. Er mochte fühlen, daß seine Natur, die nordische, doch der Sonne Italiens bedürfe, um reife Früchte zu tragen, und vielleicht verdankt das Gemälde nur diesem Gedanken seine Entstehung.

Auch eine heilige Familie nennt München sein Eigen, deren Schönheit in Form und Farbe sie auf gleiche Höhe mit Raphael hebt. König Ludwig, der Künstler- und Bayern-König, wollte diesen Namen nicht in seiner Sammlung missen; er hätte ja auch dessen Träger gerne nach seiner Hauptstadt gezogen. Er besaß in Cornelius seinen Michel-Angelo, und in Overbeck gedachte er Raphael zu finden. Aber die Unterhandlungen, welche der seinen Freund überlebende Geheimrath Ringseis im Namen des Fürsten führte, blieben erfolglos; Overbeck mochte die stille Heimath, die er in der ewigen Roma gefunden, nicht wieder verlassen. Dafür suchte ihn der Monarch, wenn er selbst die Siebenhügel-Stadt betrat, in seiner Werkstatt auf; und noch vor wenigen Jahren trafen sich die großen Männer, die zusammen jung gewesen waren und mit den Jahren doch nicht gealtert schienen.

Das erste Bild, welches Overbeck ausführte, ist der Einzug Christi in Jerusalem. Wenige Figuren genügten ihm nicht zu seinem Zwecke, bis in den fernsten Hintergrund reiht sich Gestalt an Gestalt, ohne den Eindruck zu verwirren. Schon hier zeigt es sich, daß er nicht bei Raphael in seinen Studien stehen blieb; er griff zurück bis zu dem frommen Mönche von Fiesole, und wenn auch manche Härte, mancher überstrenge Zug der Falten mit herübergekommen ist — an Innigkeit der Empfindung hat er den großen Vorgänger wo nicht übertroffen, so doch erreicht, und das ist in der Kunst wohl das Höchste und darum auch Schwerste.

Das Gemälde hatte Baron Rumohr bestellt, Overbeck es schon in Wien begonnen, aber erst in Rom vollendet; der edle Freiherr überließ es an Lübeck unter der Bedingung, daß dem Meister der Preis von 800 Scudi noch einmal bezahlt würde. Ein anderes, die Anbetung der Könige, kam in den Besitz der Königin Karolina von Bayern.

Bedeutsamer für die Entwicklung der Kunst wurde der von Overbeck mit den schon genannten Freunden unternommene Versuch, die Fresko-

Digitized by Google

malerei, deren Technik fast ganz abhanden gekommen war, und mit ihr die monumentale Kunst neu zu begründen. Der preußische Consul Bartholdi gab die Gelegenheit, indem er den jungen Künstlern die Ausschmückung eines Saales überließ, freilich ohne sie anders als für ihre Auslagen zu entschädigen. Overbeck wählte den Verkauf Josephs und die sieben mageren Jahre. Erst lachte man und spöttelte über die „Nazarener;“ als aber das Werk vollendet war, mußten diese Stimmen schweigen. Hier empfing König Ludwig, damals noch Kronprinz, die erste Anregung zu seinen späteren Unternehmungen, und hier lernte er die Künstler persönlich kennen, um später die rechten Männer für seine Zwecke zu finden.

In der Villa des Marchese Massimo fand sich bald ein weiteres Feld für unseres und anderer Meister Thätigkeit; von drei Stoffen, die gegeben waren, traf auf Overbeck das befreite Jerusalem von Tasso. Doch möchte man fast sagen, hiezu sei Overbecks Natur zu weich und milde gewesen; für sein friedfertiges stilles Gemüth war die Darstellung wilder, sturmbewegter Begebenheiten nicht geeignet. Die Erweckung des Lazarus, im Besitze des Herrn v. Mayer in Frankfurt, zeigt viel mehr, was ihm zusagte und wo er sich Herr fühlte.

In jene Zeit fällt das schon erwähnte Bild „Italia und Germania;“ und um eben diese Zeit, 1831, verließ er das Land seiner Sehnsucht, um auf kurze Weile heimzukehren in sein Vaterland, und zu schauen, was die Genossen seiner Jugend als Männer gewirkt. Unbeschreiblich war der Jubel, als er in die Mauern Münchens einzog; und nicht allein die Künstlerschaft, sondern mit ihr alle anderen Einwohner, feierten den frohen Tag mit. An den Ufern des Starnberger See's bereitete man ihm ein Fest, um ihn zu ehren; aber er blieb nicht, es war ihm erspart, dort als einzig Ueberlebender hinein zu ragen in eine Zeit, die das, was vor wenig Jahrzehnten noch als heilig und unantastbar galt, mit Füßen tritt.

Er kehrte wieder zurück nach der Siebenhügel-Stadt; und mehr als die Freude, mit der man ihn an der Isar aufgenommen, mochte ihm eine Fügung Gottes, die ein Bild von ihm inmitten eines Erdbebens unversehrt erhielt, in seinem glaubensinnigen Gemüthe das Bewußtsein festigen, daß er auf den rechten Bahnen der Kunst wandle. Er hatte nämlich 1829 in der Franziskanerkirche zu St. Maria degli Angeli bei Assisi ein Gemälde al fresco ausgeführt, welches das „Rosenwunder des heiligen Franziskus“ zum

Digitized by Google

Gegenstand hatte. Als nun in Folge der gewaltigen Erschütterung des Erdbodens 1832 die Kirche bedeutend beschädigt wurde und die Kuppel ganz einstürzte, blieb wie durch ein Wunder jene Kapelle, welche das „Rosenwunder" enthielt, mit diesem selbst vollständig ohne jeglichen Makel bewahrt. Andere würden hierin vielleicht einen Zufall sehen; Overbeck glaubte Gottes Fingerzeig wahrzunehmen.

Fort und fort arbeitete er im Dienste Gottes und seiner Kirche; in diesem Dienste entstand auch das große Bild: „Der Bund der Kirche mit den Künsten," jetzt im Städel'schen Institute zu Frankfurt a./M. An der Hand der christlichen Religion wollte Overbeck deren Einfluß auf die Entwicklung der Kunst darstellen. Er theilte das Ganze in einen oberen und unteren Raum: es ist der christliche Himmel, unter welchem die Kunst in ihren verschiedenartigsten Erscheinungen zu Tage tritt.

In der Mitte der oberen Abtheilung thront die hl. Jungfrau mit dem göttlichen Kinde, wie sie eben das „Magnificat" niederschreibt; ihr zur Seite David, Johannes, Salomon, Lukas und andere Heilige des alten und neuen Bundes. In der unteren Hälfte wird in verschiedenen Gruppen die Entwicklung der christlichen Kunst dargestellt; wir schauen da den Baumeister der Stephanskirche zu Wien, wir sehen Erwin von Steinbach, Brunelleschi, Bramante als Vertreter der Architektur; Niccolo Pisano, Ghiberti, Peter Vischer als Heroen der Bildhauerkunst; und unter denen, welche als Maler sich ein Denkmal in der Kunstgeschichte gesetzt, finden wir Michelangelo, Raphael, Fiesole, Van Eyk, Memling, Dürer, Tizian, Leonardo da Vinci und Holbein.

In der Mitte des Bildes steht ein Springbrunnen, um auf das Aufwärtsstreben der Kunst hinzuweisen; in seinem oberen Becken spiegelt sich der Himmel, in seinem unteren die irdischen Gegenstände. Die Bescheidenheit verbot dem Meister, sich selbst darzustellen; es hätte dieß Werk allein ihm seinen Platz unter den Größten der Jahrhunderte gesichert.

Noch während Overbeck hieran arbeitete, bekam er den Auftrag, für Lübeck ein Gemälde zu machen, dessen Stoff er selbst wählen konnte. Er bestimmte als solchen „die Klage um den todten Christus," und die Ausführung in Form und Farbe ist hinter der Größe des Vorwurfes nicht zurückgeblieben.

Betrachten wir sodann die 40 Zeichnungen zu den Evangelien im Besitze des Freiherrn von Lotzbeck, so wird es fast unmöglich, etwas zu ihrem

Digitized by Google

Lobe zu sagen; denn was kann kräftiger und eindringlicher dieses verkünden, als die Blätter selbst? Sie sind durch den Kupferstich vervielfältigt und predigen deutlich die Göttlichkeit des Heilands und mit ihr auch die innerste Ueberzeugung, den reinsten Glauben des Meisters. Nicht minder „die 14 Stationen des Leidens Christi," nach deren Vollendung Pius IX. dem bescheidenen Künstler schriftlich seine Anerkennung und seinen Segen aussprach.

In der Glasmalerei zu München wurde für die Katharinenkirche zu Hamburg ein Glasfenster mit überlebensgroßen Figuren nach einem Carton Overbecks ausgeführt, auf welchem „Christus seinen Jüngern das Vaterunser lehrt." Freudig nehmen die Apostel das Wort von seinen Lippen, um es hinauszutragen in die weite Welt, um überall die Größe Gottes und seines eingebornen Sohnes zu verkünden.

Für den Kölner Dom malte er „die Krönung Maria," für England „die Ueberführung des ungläubigen Thomas;" und das Zimmer, aus welchem Pius IX. 1848 seine Flucht bewerkstelligte, erhielt als Zierde ein Gemälde von seiner Hand.

Um eben diese Zeit begann er das letzte umfangreiche Werk, das seinen Namen auf Kinder und Kindeskinder fortpflanzen wird: es sind Darstellungen der sieben Sakramente. Sie sind als Teppiche gedacht und mit einem reichen Rahmen sinniger und sinnreicher Anspielungen umgeben. Biblische Gestalten sind herangezogen zur Darstellung kirchlicher Handlungen, und die sieben hl. Quellen sind in Figuren von zartester Empfindung zur Anschauung gebracht.

Und noch war des starken Geistes Kraft nicht erschöpft, noch entsprangen ihm Gedanken, zu deren Verwirklichung nur die Zeit gebrach — da gebot ihm des Allmächtigen Wille Stillstand, und sanft und fromm, ein gehorsames Kind seines Vaters, folgte er dem Rufe, um die himmlischen Heerschaaren, die er so oft mit Griffel und Pinsel verherrlicht, für immer zu schauen. Losgelöst von Allem, an dem sonst Menschen hängen, war es für ihn leicht, zu scheiden — er ward ja nun mit Gattin und Sohn vereinigt. Viel Ungemach war über ihn gekommen; er, der von Allen als der Erste im Gebiete der christlichen Kunst war anerkannt, er arbeitete großen Theiles ohne Bestellung, nur seinem Drange nach Schaffen gehorchend. Die Generationen, die um ihn heranwuchsen, verstanden ihn nicht; wohl drang auch an sein Ohr der Lärm, der eine neue Kunstrichtung zu erregen wußte — aber fest und unerschütterlich wandelte er die Bahn, die er betreten, ein Markstein einer vergangenen Zeit.

Digitized by Google

Er war zu bescheiden, sich als das geltend zu machen, was er war; er arbeitete um Gottes Willen und gab wenig auf äußere Anerkennung. Wohl haben seine Gebilde seinen Namen hinausgetragen in alle Welt, aber eben auch nicht mehr als seinen Namen. Von ihm werden keine Begebenheiten erzählt von der Art, daß man mit ihrer Wiedergabe seinen Lebensgang ausschmücken könnte; aber von seiner Frömmigkeit, seiner Milde und Demuth berichten uns reichlich seine Werke. Und in diesen seinen Tugenden war er glücklich als Jüngling, Mann und Greis; denn

„Was kein Verstand der Verständigen sieht
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth."

Schon oft und nicht mit Unrecht ist Overbeck mit Raphael verglichen worden, und ersterer soll in seiner Jugend, strahlend von Schönheit, auffallend dem letzteren ähnlich gesehen haben; aber ungleich treffender hat man Overbeck den Johannes unter den Künstlern genannt, und wie von diesem Jünger die Sage ging, daß er nie sterben würde, so wird die Kunstgeschichte den Namen Overbecks unter die Reihen der Unsterblichen setzen.

Wie er aber als Mensch gelebt, das zeigt uns auch sein Tod; die letzten Stunden des Meisters werden also geschildert: „Das Krankenbett des herrlichen Mannes ist eine wahre Erbauung. Er betet fast ohne Unterlaß und hat auf den sterbenden Lippen für Jeden noch ein liebendes tröstendes Wort. Er ist fast beständig bei vollem Bewußtsein, betäubt ihn aber zuweilen die Schwäche, so ist sein Blick nach oben gerichtet und seine Hand bewegt sich, als wenn er zeichnen wollte . . . Heute hat er vollendet. Nachdem er noch wenige Minuten vorher einem deutschen Künstler, der ihn besuchte, gesagt, wie sehr er sie Alle liebe, betete Frau H. ihm vor: Jesus Dir lebe ich, Jesus Dir sterbe ich — er wollte noch sein Amen sagen, aber nur die erste Silbe war vernehmlich. Vollständige Ruhe in Gott war, wie sein ganzes Leben und seine Krankheit, auch sein Ende; kein Röcheln, kein Anzeichen des Todes — wer so sterben könnte!"

Ja, wer so sterben könnte! — —

Zu seinen Häupten standen seine letzten Werke, er hat sie nicht vollendet: ein jüngstes Gericht und die Heimkehr eines Brautpaares. Sein Geist hat sich emporgeschwungen, auf zu seinem Herrn und Schöpfer, der verkündet hat: „Selig sind, die ein reines Herz haben, denn sie werden Gott anschauen in Ewigkeit."

Digitized by Google

Im grünen Walde.

Von F. Alfred.

IV.

Die Eſche und Linde.

Anderen Tages war ich, wie immer, bei Zeiten zur Stelle. Die Buche ragte ganz ſtumm in die Lüfte und da wagte Niemand zu beginnen. Endlich flüſterte die Eſche mit zaghafter Stimme: „Mutter Buche, erzähle freundlich, was du von mir weißt. Doch da magſt du bald zu Ende ſein; denn ich bin viel zu unbedeutend.“

„Still, ſtill!“ rief die Buche, „wenn dir das Ernſt iſt, täuſcheſt du dich; du biſt ein höchſt merkwürdiger Baum; höre und höret Alle! Du und unſere Schweſter Linde ſteht nie in großen Beſtänden, nur einzeln kommt ihr vor und bildet nie einen Wald. Viele ſonderbare Begebenheiten verbindet Mythe und Sage mit dir. Als König Gilfe von Asgard fragte, wo der Götter eigentlicher Aufenthaltsort ſei, hieß es: „Das iſt die Eſche Iggdraſil, dort wohnt der vielwiſſende Adler und der Honig der Bienen tropft dort herunter.“ Nach der nordiſchen Mythe waren ſogar deine Wurzeln hoch zu verehren, man glaubte, daß ſie alle Seelen zu Göttern führten. Die eine führt zu den Rheindruſen, eine andere zu den Aſen, eine dritte zu den Nymphen u. ſ. f. Dein Holz iſt das ſtärkſte und zäheſte, ſchon in den älteſten Heldenliedern als Lanzenſchaft in der Hand hoher Helden geprieſen. Auch ſagt man, daß die Schlange einen großen Abſcheu vor dir habe; darum ſei ein Haus, das in deiner Nähe ſtünde, vor Gefahren geſchützt. Ein altdeutſches Lied ſingt:

Ich bin von den Alten gelehrt,
Der Eſchenbaum hab' dieſe Art,
Daß keine Schlang' unter ihm bleib',
Der Schatten ſelbſt hinweg ſie treib'.

Und ſo könnte ich dir noch hunderterlei erzählen.“

„Bitte, bitte, Mutter Buche, höre auf, ich bin ganz beſchämt; erzähle uns lieber noch etwas von der Linde!“

Digitized by Google

„So sei es!“ war der Buche Erwiderung.

„Wie die Eiche das Bild der Majestät ist, so galt stets die Linde mit ihrem weichen, linden Holz, ihren blüthenduftigen Zweigen und frischgrünen Blättern als Bild zarter Weiblichkeit. Die liebe, werthe, süße Linde war es, unter der Siegfried den Lindwurm erschlug und unter der er am kühlen Born vom grimmen Hagen von Tronek selbst erschlagen ward. Die Linde „oben breit und unten schmal,“ war der Liebling der ritterlichen Sänger wie des Volksliedes: „Unter der Linden auf der Haide, da möcht' ihr finden, wie wir Beide die Blumen brachen und das Gras,“ singt Walter von der Vogelweide, der edle Ritter. Und Konrad von Würzburg klagt in herben Tönen, wie die Linde im Winde falb würde, ihre Blätter und seines Herzens Glück dahin wehten. An der Linde spielte die Kinderwelt, sprang das Volk zu Pfingsten seinen Reihen. „Unsere liebe Frau unter der Linde,“ wem wäre sie fremd? In Gebirgsgegenden, im einsam gelegenen Dörflein, auf grüner Haide, wie oft findet man das Bild der Hochgebenedeiten unter dem Lindenstamm, von Rosen umrankt!

In Burghöfen stand die Linde dereinst am kühlen Brunnen; wuchs und grünte sie, so bedeutete es Heil, dorrte sie, so war's Unheil; sie stand inmitten des Dorfes als Gerichtsort, wie als Freistätte. Von der Wiege bis zum Grab knüpfen sich für den Menschen viele Beziehungen von der Linde für ihn. Weise Frauen wohnen in ihr, Schätze liegen unter ihr verborgen; ein Schatz bist du selbst, o Linde. Doch nun laßt uns schlafen“ — so die Buche.

V.

Die Zitterpappel.

Am folgenden Abend kam die Zitterpappel an die Reihe; sie ergriff das Wort selbst und sprach kurz und ernst: „Es sind der Unseren verschiedene Arten. Hier Fremdlinge, stammen wir aus weiter Ferne. Die Menschen dieser Länder sind uns nicht gewogen. Meine Schwester, die Pyramidenpappel, pflanzt man häufig an Landstraßen, an bergigem Wegrain, um das Fuhrwerk vor Absturz zu wahren. Und doch verdienen wir schon mehr; eine aus meiner Familie blühte sogar mitten im Winter, als man die Leiche der hl. Gudula vorüber-

Digitized by Google

trug. Die Menschen haben, — ach! — so häßliches Gerede gegen uns aufgebracht. Als noch der Herr auf Erden wandelte — so erzählen sie — da beugten sich alle Bäume vor ihm, nur die Pappel nicht, darum wurde sie gestraft mit ewiger Unruhe, daß sie bei jedem Windhauche erschrickt und zittert. Und doch, so meine ich, wenn alle Bäume sich vor dem Herrn geneigt haben, so hat es auch der Urahn gethan; denn alle sind seine Geschöpfe und in den Gewächsen der Erde ist kein Trotz und Laster wie in dem Menschen, sondern sie folgen einfaltsvoll den Gesetzen des Herrn und gedeihen nach ihnen zu Blüthe und Frucht."

„Schwester Pappel," fiel die Trauerweide ein, „wenn es überhaupt ein Trost ist, Leidensgefährten zu haben, so tröste dich mit mir. Meine Verwandten und ich haben mit dir gleiches Loos. Als die Juden sangen: „an den Bächen Babylons, da saßen wir und weinten und hingen unsere Harfen an Weidenbäumen auf," da waren wir schon unglückliche Bäume und ließen unsere Zweige schlaff herabhängen; aber das Schrecklichste sollte noch kommen; denn mit meinem Gezweig schlug man das Lamm Gottes blutig Und seitdem war in Deutschland Hundetragen und Weidentragen gleich entehrend. Unglückliche bekränzten sich zum Zeichen der Trauer mit Weidenzweigen, Gespenster und Geister tanzten unter mir den Reigen. Wo die Hexenkönigin an Sümpfen ihr Wesen treibt, Wetter braut und Irrlichter aufschickt, ist unser Stand."

„Kinder!" rief die Lärche, „haltet ein!"

„Höre nur mich erst noch!" entgegnete die Erle. „Es thut mir leid, daß ich die gedrückte Stimmung nicht aufheitern kann; ich gehöre auch zu den verachteten Bäumen. Erlkönigs Töchter spielen unter mir, wenn Herbstnebel wallen und kalte Winde klagen. Unter mir huschen Irrwische, mein Grün ist düster und unheimlich, nur der Erlenzeisig hält bei mir aus, weil ich ihm Nahrung biete."

„Haltet ein!" rief die Buche wieder und diesmal noch ernster. „Ihr seid Alle nützlich, und wird dies oft nicht anerkannt, so kommt es lediglich daher, daß die eingebildeten Menschen Himmel und Erde bloß nach sich selbst bemessen."

Alle Bäume schlummerten dann ein, nur die Erlen und Weiden hörte ich noch leise schluchzen, sie konnten nicht zur Ruhe kommen. Endlich drückte der gute Schlaf auch ihnen die Aeuglein zu. Gedankenbewegt ging ich dann auch nach Hause.

Digitized by Google

Selbstbeherrschung.

Friedrich Wilhelm, der Sohn des schwachen Kurfürsten Georg Wilhelm, war am 6. Februar 1620 zu Cölln an der Spree, wie dazumal die brandenburgische Residenz hieß, geboren. Der junge Kurprinz hatte tüchtige ehrenwerthe Erzieher. Da war zuerst der Oberhofmeister und Geheimrath Johann von der Borch, einer der hervorragendsten Gelehrten der damaligen Zeit, später aber der noch berühmtere Rumelion von Kalkhun, ein Mann von außerordentlicher geistiger Begabung, großer Weltanschauung und bedeutenden diplomatischen Fähigkeiten, womit sich noch ein ehrenwerther edler Charakter verband.

Schon in seiner zartesten Jugend mußte der Kurprinz kleine Reisen machen, wodurch seine kindliche Phantasie auf sinnige Weise angeregt wurde. Im Jahre 1633 reiste der junge Kurprinz noch weiter von seinem Vaterlande weg, in die Welt hinein. Noch immer wüthete der Krieg in den deutschen Gauen und um das Unglück vollständig zu machen, brach die Pest in den brandenburgischen Landen aus. Jetzt reiste Friedrich Wilhelm mit seinem Erzieher, dem obenerwähnten Herrn v. Kalkhun nach Holland, wo er von seinem 14. bis 18. Lebensjahre blieb, und wo er auch den Grund zu seiner späteren Größe legte. Der junge Kurprinz fand hier ganz andere Menschen, als daheim in dem gewissermaßen spießbürgerlichen Brandenburg. Damals wurden auch die Wissenschaften und Künste in Holland im hohen Grade gepflegt. Friedrich Wilhelm bewegte sich in einem Kreise kluger, intelligenter und gebildeter Leute. Sein Geist gewann eine größere Weltanschauung, sie würde vielleicht kleinlich und beschränkt geblieben sein, hätte er sein heimathliches Land nicht verlassen.

Seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt Friedrich Wilhelm auf der Hochschule in Leyden, wo er einer der fleißigsten und strebsamsten Schüler war. Aber um auch in Bezug auf Ritterlichkeit und Gewandheit einer der Ersten zu sein, begab er sich von Leyden aus nach Arnheim. Hier gab er sich mit dem regsten Eifer allen ritterlichen Uebungen hin, und bald stand er in dem Rufe eines tollkühnen Reiters, eines unübertrefflichen Fechters, eines ausdauernden Schwimmers. Seine Muskelkraft war so bedeutend, daß er einen schweren Eisenstab mit Leichtigkeit auf seinem Arme zerschlug, eine zolldicke Eisenstange in weniger als einer Minute viermal zusammenbog.

Seine Ausbildung als Staatsmann erhielt der Kurprinz im Haag, der

Digitized by Google

damaligen Hauptstadt des Landes, berühmt durch die Kunst der sogenannten praktischen Politik, welche hier gelehrt wurde. Fürsten und Cavaliere aus allen Weltgegenden hatten sich hier zusammengefunden, und wenn auch dadurch der Haag für Geist und Lebensart ein sehr lehrreicher Ort wurde, so war er doch wiederum ein sehr gefährlicher für Herz und Sittlichkeit. Der Kurprinz war ein feuriger, leicht erregbarer junger Mann, aber er besaß auch bereits eine Willensstärke, eine Festigkeit des Charakters, wie kaum ein zweiter Jüngling seines Alters. Die nachstehende Episode aus seinem Jugendleben wird dies veranschaulichen.

In dem glänzendsten Vergnügungslocale des Haag war eine elegante Gesellschaft versammelt. Mehr als dreißig junge Männer, den ersten Ständen angehörig, saßen um die mit den köstlichsten Speisen und Getränken besetzte Tafel und ließen es sich vortrefflich schmecken. Der Wein floß in Strömen und ebenso feurig und lebhaft flossen Scherze und Witzreden von jedem jugendlichen Munde. Toaste wurden ausgebracht, die heitersten Anekdoten erzählt, und das brausende Gelächter machte oftmals die Fensterscheiben des prächtigen Saales erbeben.

Auch Friedrich Wilhelm befand sich unter den Zechenden und auch er gab sich mit der ganzen Empfänglichkeit seines feurigen Naturels den Bankettfreuden hin. Er befand sich in der heitersten Stimmung und bezauberte durch seine geistreichen Wortspiele, durch die sprühenden Witzfunken seiner Rede alle Anwesenden. Jedermann erwartete, daß der Kurprinz bis zum Ende des Banketts ausharren werde. Umsomehr wurden die Gäste überrascht, als mit dem zehnten Glockenschlag und mit dem Augenblicke, wo die allgemeine Fröhlichkeit ihren Höhepunkt erreicht hatte, Friedrich Wilhelm ruhig aufstand und so gleichgültig, als handle es sich um das Verlassen eines leeren Zimmers, an einen Seitentisch trat, auf welchen er Hut und Handschuhe niedergelegt hatte.

Erst jetzt merkte man die Absicht des jungen Fürstensohnes, daß er sich nach seiner Wohnung begeben wolle, und von allen Seiten eilten die Genossen auf ihn zu, bestürmten ihn mit Bitten zum Dableiben und suchten ihn in freundschaftlicher Weise zurückzuhalten. Iwan Gottschakoff, ein zwanzigjähriger russischer Fürst, dessen Vermögen nach Hunderttausenden zählte, zeigte sich vor allen Andern sehr zudringlich. Er stellte dem jungen Brandenburger vor, wie ganz unbegreiflich es wäre, eine Gesellschaft so frühzeitig zu verlassen, die aus den besten Elementen zusammengesetzt sei. „Jetzt, wo es endlich beginnt, schön

Digitized by Google

zu werden," schloß er seine Rede, „würde ich unter keinen Umständen meine Freunde verlassen!"

„Ich weiß," antwortete Friedrich Wilhelm, „daß es so anständig nicht bleibt, wie es bisher gewesen ist. Ihr habt im Sinn, Euch bis zum frühen Morgen solchen Freuden zu überlassen, die der Ehrbarkeit und Sittsamkeit schnurstracks zuwiderlaufen. Mein Haushofmeister hat es mir wohl gesagt!"

Umsonst bemühten sich die Zechgenossen, ihn zu überzeugen, daß es durchaus nichts auf sich habe, wenn ein junger Mann von hoher Geburt und mit hinreichenden Mitteln versehen, eine Nacht den Freuden dieser Erde opfere. Der Kurprinz wies standhaft alle Verlockungen von sich, riß sich zuletzt mit Entschiedenheit los und stürzte zur Thüre hinaus mit den denkwürdigen Worten: „Nein! Ich bin es meinen Eltern, meiner Ehre und meinem Lande schuldig!"

Aber der biedere Jüngling ließ es dabei nicht bewenden. Wie er frühzeitig die große Kunst der Menschenkenntniß und die Unterscheidung der Geister inne hatte, die da fähig macht, für jedes Geschäft den rechten Mann auszuwählen und jeden Menschen an der richtigen Stelle zu verwenden, so hatte er auch tief in sein eigenes Herz geschaut. Er kannte sein rasches feuriges Blut, seine glühende Phantasie, die ihm so manches im blendenden Farbenschimmer vorführte, was in Wirklichkeit allen Glanzes entbehrte. So kam er zu dem Entschlusse, sich durch die Flucht vor einem Erröthen über sich selbst zu bewahren; und schnell wie er zu handeln gewohnt war, führte er den Vorsatz aus. Keiner von den lustigen übermüthigen Freunden sollte ihm je wieder mit verführerischen Worten nahen. So verließ er schon am Morgen nach jenem geräuschvollen Feste den Haag und begab sich unverzüglich in das Feldlager vor Breda, wo der Statthalter der Republik Holland, Prinz Friedrich von Oranien, commandirte. Diesem gab er seinen Wunsch, daß er Kriegsdienste nehmen wolle, zu erkennen. Er verschwieg auch dem Feldherrn nicht, weshalb er den lebensfrohen Haag verlassen und das rauhe Feldlager aufgesucht habe. „Ich muß mich zum Manne heranbilden, damit ich meinem Lande nützen kann," schloß er seine Rede. „Ich habe Manches im Haag gelernt, aber ich habe keine Lust, mich, zu verweichlichen. Mit den Wissenschaften ist's nun genug, und ich mein', von der Kriegskunst müßte ein Regent doch auch etwas verstehen. Darum, Vetter nehmt mich ein wenig in die Lehre und zeigt mir, wie man mit Ehren Sieger wird!"

Digitized by Google

Mit Wohlgefallen schaute Friedrich von Oranien auf den jungen schönen und ritterlichen Prinzen: „Fürwahr, Vetter!“ antwortete er, „Ihr seid bereits ein ehrenvoller Sieger, da Ihr die schwere Kunst versteht, Euch selbst zu besiegen. Eure Flucht ist eine größere Heldenthat, als wenn ich Breda einnähme. Wer sich in solcher Weise selbst beherrschen kann, der wird auch mit Verstand und Leichtigkeit über Andere zu herrschen verstehen und alle seine Feinde zu besiegen wissen. Ich gratulire Euch, Vetter! und prophezeie Euch eine große Zukunft!“ —

Die Prinzen aus dem Hause Oranien waren von jeher Meister in der Kriegskunst. Es darf uns daher auch nicht Wunder nehmen, wenn Friedrich Wilhelm sich unter der Leitung des Prinzen Heinrich Friedrich zu einem der tüchtigsten Feldherrn seiner Zeit heranbildete. Ebenso eignete er sich durch das Beispiel des oranischen Prinzen die Fähigkeit an, auf seine Umgebung mehr mittelst der geistigen Ueberlegenheit, als mittelst des Ranges einzuwirken, wodurch selbstverständlich der Respect, den er einflößte, ein ungleich größerer war.

In dieser Weise benutzte der ernste, strebsame Jüngling seine Jugendzeit um sich alle Eigenschaften eines tüchtigen Regenten zu erwerben. Aber er versäumte auch nicht, sich diejenigen Kenntnisse anzueignen, welche nöthig waren, um sein Land zum Wohlstand und zur Blüthe zu bringen. Er sah, wie rührig und tüchtig die Holländer im Ackerbau, in der Gartenkultur, im Handel, in den Gewerben waren, wie Bedeutendes sie in Kunst und Wissenschaft leisteten. Er prägte sich Alles tief ein, um es dereinst seinem eigenen Lande als Musterbild aufstellen zu können, und als er im Jahre 1638, dem Rufe seines Vaters folgend, sich an den heimathlichen Hof begab, wurden die Räthe der Krone, sowie sämmtliche Höflinge bald gewahr, daß der neue Regent ein Mann von vorzüglichen Geistesgaben, außerordentlicher Willenskraft und energischem Charakter war.

Thatenreich und ernst wie seine Jugendjahre war denn auch sein ganzes späteres Leben. Die Geschichte hat ihm den Beinamen des „großen Kurfürsten“ verliehen. Ob er der große Regent geworden wäre, wenn er damals im Haag geblieben und den Lockungen sinnlicher Freuden nicht einen so energischen Widerstand entgegen gesetzt hätte? Es ist kaum anzunehmen, denn was der Mensch im Mannesalter wird oder ist, dazu legt in den allermeisten Fällen seine Jugenderziehung in Verbindung mit seinem Jugendleben den Keim.

Digitized by Google

Der März und sein Veilchen.

Von **Michael Becker.**

Der Frühling kommt! Schon hat er seine Boten ausgesendet, milde Luft und warmen Regen, und diese haben den Winter heimgejagt und der Erde ihre eisernen Fesseln und ihren weißen Pelzrock abgenommen. Das muntere Bächlein rieselt wieder traulich spielend den Weg zum Thale dahin, und der See kräuselt seine silberne Fläche. Oben am blauen heiteren Himmel trillert die Lerche und im Walde jauchzen und jubeln unzählige Sänger. Auch die Schwalben und Störche sind wieder auf der Reise nach der trauten Heimath und werden uns bald begrüßen. Alles ist voll Freude und Lust und sehnt sich nach grünen Wiesen und belaubten Wäldern; denn diese schauen noch schmuck- und farblos aus. Kaum daß ein Gräslein auf dem vermoderten Grunde, ein Blättlein an dem bemoosten Baume hervorguckt.

Und doch ist's Zeit — höchste Zeit, daß die Pflanzen sprossen und die Blumen kommen. Wir müssen ja dem Frühlinge mit Sträußchen entgegen gehen, sonst ist er übler Laune und macht ein düsteres Gesicht. Und er will einziehen, wenn der März zum einundzwanzigsten Male seine Sonne sendet — so steht's im Kalender.

Wohlan du liebe Mutter Natur! öffne wie alljährlich dein reiches Schmuckkästchen und sende uns die lieben Blümchen: das Schneeglöcklein und die Frühlingsknotenblume, das Maaßliebchen und die Frühlingsseide und das liebe Veilchen und was immer du uns schenken willst. Wir wollen uns davon Sträußchen und Kränzlein machen, und jedes Blümlein wollen wir neugierig beschauen und forschen nach seiner Pracht und Schönheit, nach seiner Farbe und Malerei, nach seinem Schmuck und seinem Namen. Auch horchen wollen wir, was jedes spricht; denn wir wissen, auch die Blumen haben ihre Sprache.

Doch wie! Ist's nicht, als hörten wir schon das Summen von tausend zarten Kehlen durch die Lüfte ziehen? Ist's nicht wie ein harmonisches Geläute aus weiter Ferne, was in unsere Ohren und Herzen dringt? Ist's nicht wie ein Geflüster von Geistern, die aus der Erde schlüpfen und wie winzige kleine Gestalten am Hügel dort wandeln? — Ja!

Digitized by Google

Der Lenz will kommen, der Winter iſt aus,
Schneeglöcklein läutet: „Heraus, heraus!
Heraus ihr Schläfer in Flur und Haid',
Es iſt nicht länger Schlafenszeit;
Ihr Sänger hervor aus Feld und Wald,
Die Blüthen erwachen, ſie kommen bald;
Und wer noch ſchlummert im Winterhaus —
Zum Leben und Weben heraus, heraus!"

So läutet Schneeglöcklein durch's weite Land,
Da hören's die Schläfer allerhand;
Und es läutet fort zu Tag und Nacht,
Bis endlich alleſammt aufgewacht,
Und läutet noch immer und ſchweigt nicht ſtill,
Bis auch Dein Herz erwachen will.

So öffne nun doch den engen Schrein,
Zeuch aus, in die junge Welt hinein,
In das große, weite Gotteshaus
Erſchwing Dich, o Seele, und ſleuch hinaus,
Und halte Andacht und ſtimme erfreut
In das volle, ſüße Frühlingsgeläut! *)

Nun denn, meine Lieben! Der Frühling iſt angekommen — der März hat ihn gebracht. Jetzt wollen wir auch gleich auf's Blumenſuchen gehen. Da haben wir denn bald die Hände voll von dieſen Erſtlingen des Frühlings — alle jung, klein, ſchön und beſcheiden. Am beſcheidenſten aber unter allen iſt das Veilchen, und deßhalb wollen wir ihm auch ganz beſonders unſere Aufmerkſamkeit und Liebe ſchenken.

Man ſoll's aber nicht ſo geradweg Veilchen heißen, ſondern wohlriechen-

*) G. Scheuerlin.

Digitized by Google

des Veilchen (viola odorata) oder auch Märzenveilchen; denn es gibt gar viele Blumen im Lande, die sich Veilchen nennen lassen und, weil sie gar prächtig ausgeputzt und mit Farben geschmückt sind, sich auch recht viel einbilden; aber sie haben keinen Wohlgeruch und dürfen also ja sich nicht getrauen, an die Seite unserer duftenden Viole sich zu stellen.

Diese blüht im März und bis in den April hinein auf Wiesen und bebautem Lande, an Hecken, Mauern und Zäunen. Sie versteckt sich im Grase, als wollte sie verborgen bleiben, aber ihr Duft verräth sie. Da kommen denn die Mädchen herbei und pflücken und pflücken, und bald halten sie ein Büschlein zwischen den Fingerchen und eilen damit nach Hause und versorgen die kleinen Pfleglinge mit Wasser und stellen sie auf ihr Arbeitstischchen.

Betrachtet man so ein Veilchen näher, so bemerkt man, daß die grünen, breitherzförmigen Blätter, wie sie da aus dem Wurzelstocke herauswachsen, ihre Blüthen wie im Schooße tragen, und diese in ihrem zarten, dunkelblauen Kleide auf feinen, gekrümmten Stengeln sich kaum über die Wurzelblätter erheben. Sie entbehren alles Farbenspieles und jeglichen Schmuckes. Und dennoch ergötzt sich das Auge an ihnen, als wären sie mit der Pracht aller Blumen ausgestattet.

Und was sagt denn das liebe Veilchen von sich selbst und was sagt es uns?

Ich hab' ein blaues Kleidchen an,
Das hat nicht Schmuck noch Falten,
Auch möcht' ich mich, wie ich nur kann,
Gar gern verborgen halten.

Und unter meinem grünen Dach,
Entfernt vom Weltgewühle,
Da schlaf' ich ein, da werd' ich wach,
Erquick' mich in der Kühle.

Ich dürste nur nach Gottes Thau,
Der ist auch meine Speise;
So leb' ich froh auf grüner Au
In froher Schwestern Kreise.

Digitized by Google

Nur gute Menſchen ſuchen mich
Mit freundlich trauten Mienen.
„O ſeid beſcheiden, ſo wie ich!“
Das ſag' ich liebend ihnen.

Nun, meine Lieben, habt Ihr gehört von unſerm Märzenveilchen, das Ihr gewiß alle kennt und gewiß auch ſchon gepflückt habt. Da werdet Ihr aber auch oft ſolche gefunden haben, die ihm ähnlich ſehen, als wären ſie Schweſtern zuſammen. Ja, in der That, nahe verwandt ſind ſie ſchon, aber die ſchönen Eigenſchaften haben ſie nicht, wie unſer duftendes Veilchen ſie hat. Sie gleichen ausgearteten Kindern, welche von der Einfalt und den Sitten ihrer Eltern und Großeltern abgekommen ſind und deren vortreffliche Eigenſchaften mit ſchlechten vertauſcht haben, wie gerade Mode und Zeitgeiſt ſie bieten.

Solche ſind: das Hundsveilchen (viola canina) und das behaarte Veilchen (viola hirta). Beide blühen etwas ſpäter — bis in den Mai und Juni hinein, ihr Blau iſt bläßer, als wäre es von der Sonne gebleicht, und von Duft ſpenden ſie nicht mehr — ja kaum ſo viel — als das Gras, unter dem ſie ſtehen.

Aber noch eine andere, gar große Sippſchaft unſeres Märzenveilchens ſollt Ihr kennen lernen — oder kennt Ihr ſchon — die vielen, vielen Baſen und Bäschen, die der Gärtner in ſeinem Gartenlande zieht, und die unter dem Namen Tag- und Nachtveilchen bekannt ſind. Die ſind wohl recht eitle Geſchöpfe und halten gar viel auf ſchöne Kleider. Da gibt es faſt keine Farbe, die man nicht an ihnen ſieht. Sie ſtehen da in Sammt und Seide und in glänzendem Atlaß und dazu noch ausgeputzt mit allerlei färbigem Geſchnörkel. Sie ſind auch wie die Lilien auf dem Felde, ſie arbeiten nicht, ſpinnen nicht und ſind überhaupt nichts nütze, geben nicht einmal einen Wohlgeruch von ſich — und ſind dennoch ſchöner gekleidet, als Salomon in all ſeiner Pracht.

Dieſes Veilchen gedeiht aber nur unter der künſtlichen Pflege des Gärtners zu ſolcher Pracht, wie eitle Mädchen nur durch Geld und Modegeſchmack zu ihrem nichtigen Werthe gelangen. Indeſſen hat es doch allerlei ſinnige Namen und muß alſo wohl die Aufmerkſamkeit denkender Menſchen auf ſich gezogen haben, die ihm die ſchönen Namen ſpendeten.

In der Naturgeſchichte heißt es dreifarbiges Veilchen. (viola tricolor)

Digitized by Google

Einige nennen's auch Dreifaltigkeitsblüthe (Flos Trinitatis). Die Franzosen nennen es Gedanke (Pensée), die Italiener Seufzer (Sospiri). Da könntet Ihr, meine Lieben, recht schön nachdenken, warum es diese Namen trägt: denn ganz ohne Grund wird man es ihm doch nicht gegeben haben.

Eine gar kleine Gattung dieses dreifarbigen Veilchens heißt auch: „Je länger, je lieber." Das wächst aber nicht im Garten — es müßte nur unterm Unkraut sich treffen lassen. Am häufigsten findet man's auf magern Aeckern, wenn die Frucht eingeheimst ist und nur mehr die Stoppeln starr und dürr aus den Furchen hervorragen

Wie vernachläßigt steht es da auf magerem Grunde, aus welchem längst vorher die Schooßkinder, die Aehren, alles Fett ausgesogen haben. Der Hunger hat es schier bleich gemacht, und ein ärmliches, abgenütztes Kleidchen ist all sein Putz. Aber dennoch ist es zufrieden, freut sich stille seines Lebens und blüht „je länger, je lieber", bis endlich der Pflug es unter der Scholle begräbt und der Winter ein weißes Bahrtuch darüber deckt.

Wie ähnlich ist der arme, genügsame Mensch diesem Blümchen! Unverdrossen entbehrt er der Genüsse des Reichen und müht sich ab Tag für Tag, sein Leben zu fristen. Und doch lebt er gerne und je länger, je lieber. Dann, wenn der Tod die Furche zieht, die ihm zum Grabe dient, und den Rasenhügel über ihn wölbet — dann ruhet er und schläft, bis ein neuer Frühling anbricht und er verklärt aus seinem Grabe ersteht.

Die höchste Quelle der Alpen.

Mitgetheilt von **F. Binder.**

Wenn der einsame Bergwanderer auf hoher, unwirthlicher Alpenregion, wo bereits alle Vegetation zu Ende gegangen, noch unverhofft auf eine Quelle stößt, so ist ihm das gewiß ein köstlicher Anblick. Er begrüßt sie mit froher Bewegung in dieser Höhe, als ein letztes äußerstes Zeichen des pulsirenden Lebens in der ringsum erstarrten Natur.

Wo hört nun auch dieses pulsirende Leben auf? Wo quillt die höchste

Digitized by Google

Quelle der Alpen? Diese Frage hat sicher für jeden sinnigen Naturfreund und fröhlichen Bergsteiger etwas Anziehendes.

Wie es für den Botaniker einen Reiz hat, in den Gebirgen die Höhe aufzusuchen, an welcher die Welt der Flora ihre Grenze findet, in welcher die letzte Pflanze ihre Blüthen dem Sonnenstrahl öffnet: ganz ebenso birgt auch die Frage nach der obersten Grenze der Quellen einen eigenthümlichen Reiz, die Frage: in welcher Höhe und Lage das letzte frische klare Quellwässerchen den öden Felsklippen entspringt, um mit seinem Gesprudel die starre Hochgebirgslandschaft zu beleben.

Der Lösung dieser anziehenden Frage ist schon mancher Forscher im Hochgebirge nachgegangen und geklettert und gestiegen. Vor einigen Jahren hat sich besonders der Innsbrucker Professor A. Kerner in zahlreichen Messungen auf seinen Bergwanderungen damit beschäftigt, und das Ergebniß seiner Nachforschungen und Messungen lautet:

Das höchstgelegene Quellchen ist das Bründel am Plerchner Kamm.

Das Bründel am Plerchner Kamm liegt in den centralen Schieferalpen von Tyrol, südlich von Innsbruck, zwischen Stubai und Selrain. Bisher wurde das Grubenwasser der großen Fleuß in der mehr östlich gelegenen Tauernkette für die höchste Quelle gehalten, 9102 Fuß hoch. Die Quelle am Plerchner Kamm aber hat eine Höhe von 9230 Fuß, ist also um 128 Fuß höher.

Dieses einzige „Bründel" entspringt an der Westseite des Plerchner Kamms, dessen Kuppe eine breite felsige Schiefermasse darstellt, und zwar nur 240 Fuß unterhalb dieser höchsten Kuppe des Berges, der eine Höhe von 9470 Fuß erreicht. Was aber das Merkwürdigste ist, die Quelle liegt um etwa 200 Fuß höher als das Niveau des sogenannten Plerchner Ferners, eines kleinen Gletschers, welcher sich etwas östlich von der großen Eismasse des Lisenser Ferners, zwischen dem Fernerkogel und Plerchner Kamm hinzieht. Die Quelle stellt also keineswegs nur etwa das Schmelzwasser eines Schneefeldes oder eines Gletschers dar. Die Kuppe selber war beim Besuche des Prof. Kerner ganz schneefrei; es war im Hochsommer, im Juli.

Auch ist die Quelle nicht bloß ein schwaches Sickerwässerchen, vielmehr spendet sie ihr klares Wasser in reichlicher Menge. Die Senner in dem benachbarten Alpein, denen das „Bründel" wegen seiner eigenthümlichen Lage über dem Gletscher längst aufgefallen war, versicherten auf das be-

Digitized by Google

ſtimmteſte, daß es ſo den ganzen Sommer über, ſo lange ſie oben weilen, reichlich fließe.

Ob ſie auch in den Wintermonaten hervorquillt, wagt Prof. Kerner nicht beſtimmt zu entſcheiden; doch hält er es für ſehr wahrſcheinlich, daß ſie auch unter der gewaltigen Schneedecke des Winters, wenngleich ſehr vermindert, in einem beſtändigen Fluſſe ſei. Die Beſtändigkeit der Quelle ſcheint auch durch ihre Flora beſtätigt zu werden. Der Reiſende fand nämlich das ganze Rinnſal des kalten Wäſſerleins mit einer ſmaragdgrünen Alge erfüllt, nämlich der ebenſo reizenden als intereſſanten Prasiola Sauteri, wie ſie in der Botanik heißt. Dieſe Pflanze, welche bisher nur in Spitzbergen, dann in einer Quelle der Salzburger Alpen und bei Liſens in Tyrol gefunden worden iſt, würde gewiß nicht in einem Rinnſale wuchern, welches nur ein paar Monate des Jahres mit Waſſer überfluthet iſt. Man darf alſo annehmen, daß die Quelle ohne Unterbrechung aus dieſer wunderſam hohen Brunnenkammer der Natur fortquillt. Es iſt ein eiſig friſches Wäſſerlein, dieſes „Brünbel.“ Denn die Temperatur deſſelben war 0,8 Grad Reaumur, mitten im Juli.

Kerner glaubt, daß es nicht nur als die höchſtgelegene Quelle der öſterreichiſchen Alpen, ſondern der Alpen überhaupt und wahrſcheinlich des ganzen europäiſchen Continents anzuſehen ſei.

Wer alſo dieſe höchſte Quelle ſehen will und dazu friſche Füße und einen frohen Wandermuth hat, der ſteige zum „Brünbel“ am Plerchner Kamm!

Räthſel.

Von **Friedrich Beck.**

Auf Erden haben feſte Stützen wir gefunden,
Und ſind doch mit des Himmels Höhen eng verbunden;
Wir ſcheiden Städte, trennen e i n Land von dem andern,
Und zwingen Flüſſe, auf verſchied'nem Pfad zu wandern.

Digitized by Google

Ich ſtamme aus den Wolken. Vom Himmel durch die Lüfte
Sink' ich zur Erde nieder in ihrer Innern Klüfte;
Im Finſtern dort getrieben durch Höhlen und Geſtein,
Steig' ich zum Lichte wieder, geläutert, hell und rein.

Mich trägt die Luft, mich nährt die Blum' im Thal,
Doch ich berühre nur das ſüße Mahl.
Noch and're Gäſte nah'n; 's iſt eine wilde Schaar,
Ein zottig Raubgeſchlecht und unerſättlich gar.
Ich flieh' die frechen Diebe, die heimlich Waffen tragen.
Gewinn, nicht nur das Schöne, wird Schönem ſtets behagen.

Ohne Schultern, ohne Arme, ſtreck' ich doch die Wälder nieder,
Ueber Land und Meere flieg' ich, mangelt mir's auch an Gefieder,
Ohne Mund und ohne Zunge ſprech' ich mit gewalt'gem Schalle;
Sehen kann mich Niemand, aber fühlbar werd' ich doch für Alle.

Ein Ungeheuer iſt es aus des Meer's Bereich;
Vielfüßig und geflügelt, ſchwimmt es doch zugleich,
Geſchnabelt iſt's, gewaffnet auch mit krummem Zahn;
Bald brüllt's wie Donner und ſpeit Feuer in die Lüfte,
Bald führt's mit ſich des Morgenlandes Düfte:
Wech Ungeheu'r ich meine, ſag' es an!

Auflöſung der Räthſel S. 148.

Sonne und Mond. Der Schatten.

Auflöſung des Logogryphs S. 178.

Winde, Rinde, Linde, Binde.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Friedrich Händel.

Von J. St.

(Mit Bild.)

Es war zu Anfang des Jahres 1685, in dem kurzen Zeitraum von vier Wochen, daß in dem benachbarten Sachsenlande jene zwei Männer das Licht der Welt erblickten, die wir noch heute als die Begründer und Altmeister deutscher Tonkunst bewundern und verehren: Friedrich Händel und Joh. Sebastian Bach.

Mit Stolz nennt sie Deutschland die Seinen; aber ihre Namen und Werke sind weit über die Grenzen ihres Vaterlands hinaus, seit nahezu zwei Jahrhunderten gekannt und hoch geehrt.

Beide aus dem Volke hervorgegangen, Söhne armer Eltern, beide früh verwaist, waren sie für ihre künstlerische und moralische Entwicklung nur auf die eigene Kraft und Willensstärke angewiesen. Sie haben gezeigt, was man damit zu erreichen vermag. Mit eisernem Fleiße und unerschütterlichem sittlichem Ernste rangen sie sich zu solcher Höhe empor, und die große Tragweite ihrer künstlerischen Leistungen beruht unbestritten ebenso sehr auf ihrer menschlichen Größe, als auf ihrer außerordentlichen musikalischen Begabung.

Von dem gleichen Streben beseelt, begannen sie ihre Laufbahn. Aber ihre Lebenswege, die wir nun im Einzelnen verfolgen wollen, waren sehr verschieden. Dadurch blieb ihnen denn auch der bei neidloser gegenseitiger Anerkennung so natürliche Wunsch persönlicher Annäherung zeitlebens unerfüllt.

I.

Friedrich Händel, geboren den 23. Februar 1685 zu Halle*), war der Sohn eines Barbiers, das jüngste von neun Geschwistern. Sein Vater, Georg Händel abweichend von dem Herkommen der Familie, welche durch mehrere Generationen hindurch ausschließlich das Schmiedehandwerk be-

*) Halle gehörte damals noch zu Sachsen.

Digitized by Google

trieben, hatte zwar den wuchtigen Hammer mit dem leichteren Werkzeuge des Baders vertauscht, damit aber durchaus nichts von der unbeugsamen Energie aufgegeben, die auch ein Familienerbtheil war.

Wie wenig dieser bescheidene Beruf auch Gelegenheit zu bieten schien, sich auszuzeichnen, hatte doch Herr Georg, durch seine Tüchtigkeit in Kurzem sich das allgemeine Vertrauen erworben, und vom einfachen Bader sich zum „Amtschirurg des Amtes Gibichenstein" und einige Jahre später sogar zur Würde eines fürstlich sächsischen und churfürstlich brandenburgischen Leibchirurgen emporgeschwungen. Sein ältester Sohn war erster Kammerdiener des Herzogs von Weißenfels, damals noch ein selbstständiges sächsisches Herzogthum, und die Gemahlin des Herzogs war Pathin seiner jüngsten Tochter, der Lieblingsschwester unseres berühmten Meisters, von der die einzigen noch lebenden Verwandten Händels abstammen.

Schon in den ersten Kinderjahren zeigte Friedrich Händel ebensoviel Neigung als Anlage zur Musik. Der Vater aber mißbilligte nicht nur, sondern verbot sogar aufs Strengste jede musikalische Uebung, die seinem praktischen Sinne als reiner Zeitverlust erschien. Der Knabe sollte ein tüchtiger Jurist werden; so wollte es der alte Herr, und in seinem Unmuth ging er selbst einmal soweit, Friedrichs kleine Kindergeige und Alles, was nur irgend zu einem musikalischen Zwecke hätte dienen können, in's Feuer zu werfen und zuzuschauen, bis Alles verbrannt war.

Damit war denn wohl für den Augenblick dem Knaben die Möglichkeit, aber durchaus nicht die Lust und Absicht zu musiciren benommen. Von allen Menschen, die ihn kannten, geliebt, wußte er sich bald heimlich ein Spinet (eine jetzt nicht mehr gebräuchliche Art kleiner Klaviere) zu verschaffen und durch dringendes Bitten die Mutter zu bewegen, dasselbe auf die Bodenkammer bringen zu dürfen. Dorthin schlich sich, wenn Alles im Hause schlief, der sechsjährige Knabe mit seinem spärlichen Oellämpchen und übte sich ohne jede Anleitung, ja selbst ohne Notenkenntniß unermüdlich im Klavierspiele, nur von seiner natürlichen Anlage geleitet. Damit legte er den Grund, nicht nur zu seiner später so oft bewunderten Fertigkeit, sondern auch zu der Wendung seines Schicksals.

Ungefähr ein Jahr später mußte der Vater in Geschäften nach Weißenfels fahren. Er sprach davon beim Abendessen und der kleine Friedrich bat dringend, ihn mitzunehmen.

Digitized by Google

„Dich mitnehmen? Warum nicht gar, was willst Du in Weißenfels machen?“ antwortete der Vater.

„„Das schöne Schloß sehen, Vater, und die Musik hören, wovon der Bruder schon öfter erzählt hat.““

„Ja natürlich, die werden Dir gleich Musik machen.“

„Bitte, lieber Vater, bitte, nimm mich mit.““

„Stille, daraus wird nichts,“ versetzte nun der Vater in einem Tone, dessen Bedeutung der Kleine gar wohl kannte. Er wagte nichts mehr zu sagen; aber noch lange saß er in bittender Stellung, die Händchen zusammengefügt und die thränenfeuchten Augen wiederholt zu dem Vater erhebend. Dieser aber schien den Knaben und seine Wünsche ganz vergessen zu haben.

Am andern Morgen, als der Vater seine Reise antrat, stand Friedrich wehmüthig unter der Thüre. Sobald aber der Wagen abgefahren war, begann er demselben nachzulaufen, so schnell die kleinen Füße ihn nur trugen, bis er, weit außerhalb dem Thore, wo der Wagen zufällig aufgehalten worden war, denselben wirklich einholte. Athemlos mit glühendem Gesichtchen und aufgehobenen Händen trat er vor den Vater mit den Worten: „Bitte, mitnehmen!“

Ob dem alten Herrn dieser Akt von Willenskraft des siebenjährigen Jungen gefiel, ob er sich vielleicht doch fürchtete, ihn den weiten Weg allein heimlaufen zu lassen, — genug, er nahm den freudestrahlenden Knaben zu sich in sein Wägelchen, und fuhr mit ihm nach Weißenfels. Dort blieben sie mehrere Tage. Der Vater ging seinen Geschäften nach und Friedrich blieb bei dem Bruder, der ihn sehr lieb hatte, und ihm in Abwesenheit der Herrschaften das Schloß mit allen seinen Herrlichkeiten zeigte. Von all den vielen Kostbarkeiten erregte nichts die Aufmerksamkeit des Knaben in so hohem Maaße, als die vielen Klaviere, die er im Schlosse sah; der Bruder gestattete ihm einige davon zu probiren, und nun erzählte ihm der Kleine, der gar nicht satt werden konnte auf den herrlichen Instrumenten zu spielen, wie sehnlich er wünschte Musik zu lernen und wie sehr der Vater dagegen sei.

Nun war aber sein höchstes Verlangen, sich auch auf der Orgel zu versuchen. Oft hatte er in Halle dem Organisten mit Entzücken gelauscht und ihn beneidet.

Am Sonntage, als der Gottesdienst beendet und die Kirche von Menschen

Digitized by Google

leer war, setzte er sich guten Muthes hin, und begann zu spielen. Freilich in eigenthümlichen Weisen und nicht ohne Fehlgriffe.

Der Herzog, der sich noch in der Nähe befand, befahl nachzusehen, was die seltsame Musik bedeute. Der Kammerdiener berichtete, daß es sein kleiner Bruder sei, und erzählte dem überraschten Fürsten von dessen Hang zur Musik und von dem Widerstreben des Vaters.

Der Herzog, ein wohlwollender und kunstliebender Herr, läßt Beide rufen. Er beschenkt und belobt den Knaben wegen seines ernsten Strebens und frägt ihn freundlich, ob er Lust habe, Musiker zu werden.

„Oh, lieber als alles Andere," erwiderte lebhaft der Kleine.

„„Nun, und was sagt der Vater dazu?"" fragte der Fürst.

„Der sagt „Nein," Durchlaucht," erwiderte mit der ihm eigenen Entschiedenheit der Befragte.

„„Und warum das?""

„Halten nicht zur Ungnade, Durchlaucht, aber der Junge soll etwas Ordentliches lernen, soll mir ein tüchtiger Jurist werden."

„„Wenn er aber zur Musik *mehr* Freude hat, dann wird er eben kein tüchtiger Jurist werden."

„Lieber der schlechteste Jurist, als der beste Musiker."

„„Händel,"" sprach der Fürst plötzlich in einem sehr ernsten Tone, „„ich habe Ihn immer als einen wackern, verständigen Mann gekannt; wie kann Er jetzt, wo es sich um das Wohl Seines Kindes handelt, so unvernünftig reden. Allerdings soll und wird der Junge etwas Tüchtiges lernen, auch nebst der Musik. Aber einen so bestimmt ausgeprägten Trieb, den Gott selbst in ein Kind gelegt hat, nicht ausbilden zu *wollen*, seht, das ist nicht nur unvernünftig, das ist geradezu sündhaft. Händel, bedenkt das wohl und laßt den Jungen Musik lernen.""

Mit klopfendem Herzen und ängstlicher Spannung vernahm der Knabe die Reden des Herzogs und seines Vaters Antworten; er wagte nicht die Augen aufzuschlagen und hätte doch so gerne dem gütigen Fürsten die Hände geküßt für seine Verwendung. Der Vater war allerdings weniger erfreut, indessen muß er wohl die letzten Worte des Fürsten beherzigt haben; denn kaum nach Halle zurückgekehrt, führte er, ohne ein Wort mehr über die Sache zu sprechen, Friedrich zu dem damaligen Organisten an der Marktkirche daselbst, Wilh. Zachau, mit dem Ansuchen, denselben in der Musik zu unterrichten.

Digitized by Google

Zachau, ein für jene Zeit tüchtiger Musiker, nahm sich mit Eifer und Sorgfalt seines Zöglings an, der bald Gegenstand seines Stolzes und seiner höchsten Freude wurde. Und dieser vergalt des Meisters Mühe durch eine treue und warme Anhänglichkeit. Noch in späteren Jahren, während seines Aufenthaltes in England, schickte er der Wittwe Zachau's bedeutende Geldsendungen, als er hörte, daß sie in bedrängten Verhältnissen lebe.

Die raschen Fortschritte des Knaben, das unerschöpfliche Lob des Lehrers, die Bewunderung Aller, die ihn hörten, versöhnten endlich auch den Vater mit dem gegen seinen Willen gewählten Beruf des Sohnes.

Mit neun Jahren konnte Friedrich bereits seinen Lehrer beim Gottesdienst auf der Orgel ersetzen, wenn dieser krank oder abwesend war; mit zehn Jahren lieferte er für jeden Sonntag eine kleine Kirchenmusik; auch zahlreiche Compositionen für sein Lieblingsinstrument, die Oboe, verfaßte er in jener Zeit, die sich noch in der kgl. Bibliothek zu London befinden. Schon damals zeigte sich die unglaubliche Fruchtbarkeit seines Genie's; die musikalischen Gedanken strömten ihm zu, wie ein nie versiegender Quell, und die Anzahl seiner hinterlassenen Werke gränzt an's Fabelhafte für ein Menschenleben. Bald verbreitete sich der Ruf seines außerordentlichen Talentes. Angesehene Fremde kamen eigens nach Halle um den Wunderknaben zu hören. Dieß spornte seinen Eifer und Ehrgeiz nur noch mehr an. Man rieth dem Vater, doch eine Kunstreise mit dem Knaben zu unternehmen, und wirklich entschloß sich der nun 75jährige Greis dazu und machte sich mit seinem Benjamin auf die Reise. Man wählte Berlin, wo damals der prachtliebende Churfürst Friedrich III. später Preußens erster König und seine Gemahlin, die hochgebildete Sophie Charlotte, die philosophische Königin genannt, einen glänzenden Hof hielten.

Dabei durfte nach damaliger Mode eine italienische Oper durchaus nicht fehlen. Zwei bedeutende Componisten, Buononcini und Ariosti, standen an der Spitze derselben und gaben überhaupt in musikalischen Angelegenheiten dort fast ausschließlich den Ton an.

So waren sie denn auch bei dem Hofkonzerte zugegen, in welchem der elfjährige Händel sich hören lassen sollte. Der finstere Buononcini sah mit schlecht verhehltem Grolle die glänzenden Erfolge des jugendlichen Künstlers. Er brachte ihm bei dem zweiten Concerte eigens für diesen Zweck componirte, sehr schwierige Stücke. Aber Händel spielte sie frisch vom Blatte weg, alle Schwierigkeiten überwindend und ärntete doppelten Beifall.

Digitized by Google

Ariosti, milder und wohlwollender von Charakter, beschäftigte sich dagegen viel mit dem talentvollen Knaben, und saß stundenlang, seinen Phantasien lauschend, neben ihm am Klavier.

Merkwürdigerweise waren es eben diese beiden Männer, in denen Händel später in England seine erbittertsten Gegner fand.

Der Churfürst, von den Leistungen des elfjährigen Künstlers auf's Höchste überrascht, bot dem Vater an, für seine weitere Ausbildung zu sorgen, und ihn auf seine Kosten nach Italien zu schicken; denn daß man nur dort wirkliche Musik lernen könne, war damals eine unbestrittene Ueberzeugung.

Der alte Händel aber, der sich vor jeder Verpflichtung fürchtete, die etwa seine oder seines Kindes Unabhängigkeit beeinträchtigen könnte, lehnte dankend das Anerbieten ab mit dem Bedeuten, daß er, bei seinem hohen Alter, sich nicht mehr von dem Knaben trennen, sondern ihn bis zu seinem Tode bei sich behalten möchte.

So kehrten sie denn reich beschenkt nach Halle zurück. Wenige Wochen später starb der Vater.

Hätte er das Anerbieten des Churfürsten angenommen, so wäre wohl dem nun verwaist und hilflos dastehenden Knaben eine schwere, sorgenvolle Lehr- und Prüfungszeit erspart gewesen. Für seine künstlerische Größe aber hatte wohl der Vater, wenn auch unbewußt, das Richtige gewählt. Bei seiner großen Jugend wäre wohl der Einfluß der italienischen Meister auf die Entwicklung seines Talentes so mächtig geworden, daß die Originalität desselben darunter gelitten hätte. Nicht als Schüler, sondern als Meister sollte er das gelobte Land der Musik betreten, und dessen große Vorzüge zur Ausbildung seiner Eigenthümlichkeit benützen, hingegen aber nicht diese einer fremden Weise opfern.

Es kamen nun schwere, kummervolle Jahre für unsern jungen Künstler und seine fromme, von ihm so zärtlich geliebte Mutter. Händel brachte dieselben größtentheils in Halle zu, und ergriff, was immer sich ihm darbot, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen. Dabei war sein erstes, unabläßiges Streben, eine möglichst umfassende, musikalische Ausbildung zu erlangen. Er lernte die Violine, studirte unermüdlich die Harmonielehre, und übte sich im Klavier- und Orgelspiel.

Aushilfsweise ersetzte er den Hoforganisten in Weißenfels gegen geringes Honorar, und ward dann in Halle selbst an der Domkirche mit 50 Thalern

Digitized by Google

Jahresgehalt angestellt. Im Jahre 1703 ging Händel nach Hamburg, wo damals die einzige in Deutschland bestehende deutsche Oper sich befand. Dort befreundete er sich mit Johannes Mattheson, der als Komponist und erster Sänger eine Hauptstütze derselben war. Händels Auftreten in Hamburg war ein äußerst bescheidenes; er übernahm eine Stelle bei der zweiten Violine im Orchester, und suchte durch Stundengeben sich Geld zu verdienen. Dieses gelang über Erwarten; er war bald überall gesucht, und nach Kurzem im Stande, seiner geliebten Mutter eine namhafte Unterstützung aus seinen Ersparnissen zu schicken. Mehr und mehr erwachte nun der Wunsch in ihm, Italien und dessen Kunstschätze kennen zu lernen. Sich das Reisegeld zu diesem Zwecke zu erwerben, war jetzt das Ziel seines eifrigsten Strebens. Händel hatte nun jene Stufe erreicht, wo ihm klar wurde, nicht nur, was er selbst zu leisten vermochte, sondern auch, was ihm noch fehlte, — die Kunst der Melodie.

Eines Abends, als Händel mit seiner Geige in's Orchester kam, fand er die Musiker in großer Bestürzung. Der Dirigent Keiser, welcher, wie es damals üblich war, am Klavier sitzend dirigirte und theilweise accompagnirte, hatte wegen Schulden die Flucht ergriffen; das Publikum war versammelt, die Stunde zum Anfang hatte geschlagen, wer sollte dirigiren? Händel erklärte sich bereit, aus dieser Verlegenheit zu helfen. Zur großen Verwunderung der Orchestermitglieder, die bisher nur einen gewöhnlichen Geiger in ihm gesehen hatten, führte er seine Aufgabe so glänzend durch, daß ihm einstimmig die Stelle zuerkannt wurde. Fast aber hätte ihm diese Ehre das Leben und die Freundschaft Matthesons gekostet. Am 5. Dezember 1704 wurde Mattheſons Oper Cleopatra gegeben, in welcher er selbst die Rolle des Antonius sang. Händel dirigirte am Klavier. Nach dem dritten Akte, wo Antonius stirbt, erschien Mattheſon im Orchester, und verlangte den letzten Akt selbst zu dirigiren. Händel war nicht der Mann, seinen Posten so schnell aufzugeben. Er nannte es abgeschmackt, wenn der eben verstorbene Held nun als Dirigent vor dem Publikum erschiene, und wich nicht von seinem Platze.

Mattheſon, wüthend darüber, stürzt nach kaum beendigtem Schauspiel auf Händel los und gibt ihm eine Ohrfeige. Dieser faßt den Beleidiger am Arme, zerrt ihn hinaus auf die Straße, und inmitten der herbeiströmenden Menge ziehen Beide ihre Degen, welche man zu jener Zeit immer an der Seite trug, und ein ernster Zweikampf beginnt. Wäre nicht Mattheſons Klinge an einem metallenen Knopfe Händels abgesprungen, so hätte der Stoß seinem Leben

Digitized by Google

ein Ende gemacht. Den Bemühungen einiger angesehener Freunde gelang es jedoch, die beiden Gegner bald wieder zu versöhnen und schon am 8. Januar 1705 sang Mattheson die erste Männerrolle in Händels neuer Oper, Almira, Königin von Castilien. Dieselbe wurde unter stürmischem Beifall dreißigmal wiederholt. Schon am 25. Februar, also nach kaum sechs Wochen, folgte eine zweite, Nero, und bald darauf noch zwei kleinere, Florinde und Daphnis. Der kunstsinnige Erbgroßherzog von Toscana, der Letzte von dem berühmten Stamme der Mediçaer, befand sich damals zufällig auf der Durchreise in Hamburg, wo er sich einige Zeit aufhielt, und der Aufführung dieser Opern beiwohnte. Ueberrascht und entzückt eilte er den jungen Componisten aufzusuchen, dessen Freund und Gönner er zeitlebens blieb.

„Aber nach Italien," rief er, „lieber Maestro, nach Italien müssen Sie; das ist das Land, die Heimath der Musik." Händel erwiderte, daß es seine Absicht sei, dieß in nächster Zeit zu thun.

„O so reisen Sie mit mir," rief der Prinz erfreut, „Sie sollen für gar nichts zu sorgen haben, kommen Sie mit nach Florenz."

Händel, als der würdige Sohn seines Vaters, lehnte das freundliche Anerbieten ab, unter dem Vorwande, daß er noch Verpflichtungen zu erfüllen habe, die ihn festhielten, versprach aber, sobald er könne, nach Florenz zu kommen. Er blieb in Hamburg, bis er die zur Reise ihm nöthig scheinende Summe von 200 Dukaten erworben hatte, und componirte eine große Anzahl der verschiedensten Musikstücke, deren Verzeichniß allein einen Begriff zu geben vermag von einer so rastlosen Thätigkeit und unermeßlichen Arbeitskraft, wobei man dann auch noch die den Schülern sowohl, als dem eigenen Studium zugewendete Zeit, berücksichtigen muß.

Im Jahre 1709 trat Händel endlich die langersehnte Reise nach Italien an, das mit vollem Rechte damals als das Land der Musik gepriesen wurde. Sie zu beschützen und zu fördern, ward als eine Ehrensache unter den Großen und Vornehmen betrachtet. Wer es vermochte, hielt sich eine eigene Kapelle; man wetteiferte, dafür die ersten hervorragendsten Talente zu gewinnen, welche dann auch mit Gunstbezeugungen, Geld und Auszeichnungen überhäuft wurden, wie in keinem andern Lande der Welt, und deßhalb auch vorzüglich gerne dort verweilten. In den größeren Städten waren Kunstschulen entstanden, geleitet von den namhaftesten lebenden Meistern, und das ganze Volk interessirte sich lebhaft für Musik.

Digitized by Google

Händel, damals 24 Jahre alt, wendete sich, seinem Versprechen und seinem Herzen entsprechend, zuerst nach Florenz, wo sein fürstlicher Freund und Gönner ihm einen ebenso glänzenden als herzlichen Empfang bereitete. Die hohe Anerkennung und Bewunderung, welche dieser Fürst ihm zollte, hatte gewiß wesentlich dazu beigetragen, Händels Namen und Werke vor seinem persönlichen Erscheinen in Italien zu verbreiten.

Seine ganze Reise war ein Triumphzug.

In Florenz trug ihm der Großherzog auf, eine Oper zu componiren: Rodrigo. Es war die erste italienische. Sie wurde mit Glanz in Scene gesetzt, und mit ungeheurem Beifall gegeben. Mit einem Honorare von hundert Dukaten und Kostbarkeiten aller Art beschenkt, verließ Händel nach drei Monaten Florenz, und lenkte seine Schritte nach Venedig. Es war eben Carneval. Dort angelangt, hörte er, daß in demselben Gasthofe, wo er abgestiegen war, ein großes Maskenfest stattfinden sollte. In Maske zu erscheinen, war Bedingung. Händel, immer frohen Muthes, verschafft sich eine Verkleidung, und mischt sich unter die fröhliche Menschenmenge, die auch ohne Maske ihm ebenso unbekannt gewesen wäre, als er ihr. Bald zieht ein offener Flügel im Nebenzimmer seine Aufmerksamkeit auf sich; er setzt sich daran und phantasirt, sich selbst und seine Umgebung vergessend. Allmählig verstummt der Maskenlärm; man lauscht; plötzlich springt der alte Alessandro Scarlatti — damals eine der ersten musikalischen Größen Italiens — von seinem Stuhle auf mit dem Rufe: „Oh, quest' è il Sassone o il diavolo," — („das ist der Sachse oder der Teufel") und stürzt in's Nebenzimmer, auf Händel zu; Alles drängt ihm nach, und mit echt italienischer Lebhaftigkeit schreit nun die bunte Gesellschaft durcheinander: „Oper componiren! — in Venedig bleiben! — Fortspielen! — Bravo bravissimo! — Caro Sassone."

Händel componirte nun in drei Wochen die Oper Agrippina, welche 27 Abende nach einander gegeben, und wobei jedesmal Händel, bei seinem Erscheinen im Orchester, und am Schluße, mit dem Rufe begrüßt wurde: Eh viva il caro Sassone! (Es lebe der geliebte Sachse!) Der Name Sassone, kurzweg, blieb nun Händel in ganz Italien.

Von Venedig ging Händel nach Rom, in Begleitung Domenico Scarlatti's, (Sohn des alten Alessandro,) welcher damals für den berühmtesten Klaviervirtuosen Italiens galt.

In Rom wohnten Beide bei dem Cardinal Ottoboni, der eine reiche

Digitized by Google

Sammlung von Kunstschätzen aller Art und eine selten werthvolle musikalische Bibliothek besaß, und eine eigene, ausgezeichnete Kapelle hielt, so daß seine musikalischen Abende zu den glänzendsten und besuchtesten in ganz Rom gehörten. An einem derselben wünschte nun der Kardinal einen Wettkampf der zwei befreundeten Meister zu vernehmen.

Diese gingen willig darauf ein. Ueber ihr Spiel auf dem Flügel blieb die Entscheidung schwankend; auf der Orgel dagegen errang Händel so entschieden den Sieg, daß Domenico noch nach vielen Jahren in Madrid, als man seine Kunst bewunderte, jedesmal erwiderte: „Ach, das ist nichts gegen Händel, *ihn* solltet Ihr hören."

An der Spitze von des Kardinals Kapelle stand Corelli, der berühmteste Violinspieler seiner Zeit. Für ihn schrieb Händel viele Conzertstücke, die an jenen Abenden vorgetragen wurden. Da geschah es, als einmal zwei Herren der Gesellschaft, während Corelli eben spielte, ziemlich laut mit einander sprachen, daß der Künstler mitten im Spiele aufhörte und seine Geige ruhig hinlegte. „Was ist Ihnen, Corelli, sind Sie unwohl?" fragte besorgt der Kardinal.

„Durchaus nicht, Eminenz," erwiderte mit einer Verbeugung, eben so gelassen, der Befragte. „Ich wollte nur diese beiden Herren nicht in ihrer Unterhaltung stören."

Von Rom aus, wo Händel nahezu 200 größere und kleinere Musikstücke componirt hatte, begab er sich zu einem mehrmonatlichen Aufenthalt nach Neapel. Dort schrieb er für die spanische Prinzessin Donna Laura eine Messe und die Oper Accis und Galatea. Dann besuchte er noch mehrere Städte Italiens, verweilte aber nirgends lange, und kehrte 1710 wieder in sein Vaterland zurück.

Händel hatte nun die größten Meister seiner Kunst persönlich kennen gelernt, und von ihnen den Zoll der Anerkennung und Bewunderung empfangen. Er hatte mit den Großen der Erde verkehrt, und überall Lob und Beifall geerntet. Und dieß nicht etwa durch Aufgeben seiner eignen Weise und Nachahmung des bisher allein als maßgebend anerkannten Fremden, — nein, er war sich selber treu geblieben, als Künstler, wie als Mensch, ein Deutscher. Aber persönlich einfach und bescheiden, anerkannte er das Große und Schöne, wo es ihm begegnete, und verschmähte nicht, in thörichteitlem Wahn befangen, noch zu lernen, wo er Gelegenheit dazu fand. Wie *viel* Händel in Italien gelernt, das bekunden seine Werke von jener Zeit an. Er strebte mit Glück

Digitized by Google

die Eleganz und den Melodienreichthum der Italiener mit der deutschen Tiefe und Strenge zu verbinden, und um dieser Vereinigung willen, sowie auch wegen der wunderbar frühen Entwicklung seines Talentes, wird er vor allen Andern mit Recht als Mozarts Vorgänger und Vorbild betrachtet.

(Schluß folgt.)

Wie das Hansjörgle ein Student wurde.

Von **Hermann Kurz**.

I.

Wo ist das Hansjörgle daheim?

Aufgepaßt jetzt, junger Freund! spitz den Mund und setz' Dich still an die Tafelrund! Ich will Dir von einem Bauernbüblein erzählen, wie er nach und nach ein Student wurde. Wie die meisten Leute hast wohl auch Du die Studenten gern; ist es ja so ein frisches, fröhliches Blut. Du hast vielleicht einen Bruder, der eine Studentenhaube trägt, oder Du bist wohl gar selbst ein Lateiner. O, dann hörst Du mich gerne an. Das Büblein heißt, wie viele Bauernbüblein hier zu Lande heißen, Hansjörgle. Nun, wo ist unser Hansjörgle daheim?

Seine Wiege stand in einem einsamen Dorfe, weit weg vom Weltgetümmel, durch welches nur eine kleine Straße führt. Von einer Eisenbahn ist dort auch jetzt noch keine Spur und Hansjörgles Geburtsort wird wohl auch sobald kein Dampfroß sehen.

Sein Heimathdorf liegt nicht schön für denjenigen, der die Erde da geschaut, wo Gott hohe Berge hingestellt, dazwischen fruchtbare Thäler ausgebreitet hat, bewässert vom hellen Wiesenbach. Kein blauer See lacht da dem Wanderer entgegen, kein Fluß wälzt seine Wogen dahin. Hier ist Alles klein und bescheiden. Nach drei Seiten hin ist die Fernsicht versperrt durch Wald, die vierte Seite bietet dem Auge eine Ebene, einförmig und langweilig, im Hinter-

Digitized by Google

grunde einige Thürme, die nicht hoch über die zwischen Obstbäumen traulich hervorblickenden Häuser hinausragen.

Was die Natur ihm bot, war nicht großartig und doch gefiel seinem jungen Herzen Alles so wohl und erschien ihm Alles so groß und schön, daß er nie daran dachte, es könnte die Erde irgendwo anders schöner sein, als daheim.

So wenig ihm die Natur bot, ebensowenig die Kunst. Die Kirche wies kein Kunstwerk auf, sie war nicht sehr geschmackvoll. Dennoch flößte sie ihm große Ehrfurcht und Andacht ein; war sie doch viel größer und schöner, als das schönste Haus im Dorfe, und hatte er ja von jeher gehört, daß Gott wirklich und wahrhaft hier wohne. Freilich hätte er Ihn selbst gerne einmal gesehen. Das war nicht möglich; nun betrachtete er um so öfter das Bild des Ritters St. Georg mit dem getödteten Drachen.

Selten führte der Weg einen Fremden von Bedeutung durch diesen Ort. Wenn aber einmal so eine Art Kutsche dahergefahren kam, oder ein Reisender gesehen wurde, dann eilte Alles an die Fenster, es war ein Ereigniß für die Bewohner und viele zerbrachen sich den Kopf, woher wohl der Wanderer komme, wer er sei und wohin er gehe oder fahre. Die komische Neugierde schien auch dem Jörgle angeboren, oder der Knabe hatte sie gelernt von den Alten im Dorfe, denn jedesmal lief er den Fremden nach und gar zu gerne hätte er mit denselben geredet.

Das hatte ihm, der, nebenbei gesagt, die Musik sehr liebte, einmal großen Verdruß bereitet.

Bisweilen kam eine Harfenspielerin in das Dorf, die einen blinden Vater führte. Dieser blinde Alte spielte auf einer Geige und Beide sangen dazu.

Dem Hansjörgle kam diese Musik unendlich schön vor. Aber nicht bloß ihm, auch seiner Großmutter muß es Freude bereitet haben; denn sie fing lustig zu tanzen an. Was Wunder, wenn nun auch der Enkel begeistert wird! Er freut sich herzlich an den heitern Melodien; doch die Freude verwandelt sich in Wehmuth. Die beiden Fremden singen jetzt jenes ergreifende Lied: „die Elternliebe.“ Da kommen Thränen in seine hellen, großen Augen und sie perlen hinab über die rothen, vollen Wangen. Er wird nicht satt am Hören, er begleitet das Paar von Haus zu Haus durch's ganze Dorf.

Was der Dichter so schön singt, empfand Jörgle an diesem Tage:

Digitized by Google

„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold,
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt u. s. w.“

„Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen:
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunklen Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.“

Ja, er empfindet es zu tiefst in seiner Seele. Er läuft nebenher bis in das nächste Dorf und schaut bald den blinden Greis an und dann wieder seine Geige, die er mit einem grünen Tuche zugedeckt hatte.

Erst die Nacht konnte ihn trennen von dem Reiche der Töne, den glücklichen Hansjörg. Ganz vergnügt sprang er heim und rief zur Thüre hinein: „Mutter, kauft mir auch so a Musik.“ Die Mutter aber gab ihm statt einer Harfe die Ruthe, weil er ohne Erlaubniß so weit fortgegangen und so lange ausgeblieben war. Zu dem mußte er ohne Abendessen schlafen gehen. Ein trauriger Abend nach einem so glücklichen Tag.

Du möchtest nun wohl wissen, wie er ausgesehen, dieser ländliche Freund des Saitenspiels? Ich kann Dir sein Bild nicht zeigen. Einen Photographen gab es damals auf dem Lande noch nicht, und selbst wenn ein solcher einmal seinen Guckkasten im Dorfe aufgeschlagen hätte, so wäre doch das Jörglein nicht abconterfeit worden.

Was also sein Aussehen betrifft, so besitzt er einen ziemlich großen Kopf mit weißen Locken, die ungeordnet über seine breite, hohe Stirne herabfallen. Nur am Sonntag trägt er Schuhe und ein Halstuch. So läuft er, ein freier Sohn der Natur, durch Wald und Flur. Selten trifft Du ihn zu Hause. Er liebt die frische Luft und den Sonnenschein und den kühlen Schatten des nahen Waldes. Das Rauschen der Tannen, das Gelispel der Blätter und der Gesang froher Vögel fesselt ihn oftmals; er versäumt die Essenszeit und muß zur Strafe dafür sein Mahl auf dem Boden zu sich nehmen.

Weil er die Schönheiten der Natur liebt, deßhalb sucht er von überall

Digitized by Google

her Blumen und Steine zusammen, fängt Käfer und Schmetterlinge und bewahrt sie auf. Er kennt jeden Baum im Umkreise einer Stunde, weiß, wo die Vögel nisten, besteigt hohe Tannen, um die jungen Raben zu sehen, ohne sie aber im Geringsten zu beschädigen; ja, er kann Dir von jeder Taube des Dorfes, die er fliegen sieht, sagen, wem sie gehört.

Aber auch für die Freuden des Winters ist Jörgle sehr empfänglich. Mit einer seltenen Meisterschaft lenkt er kleine und größere Schlitten und ruft mächtig mit seiner hellen Stimme: „Aus der Bahn, daß der Schlitten regieren kann.“ Auf dem Eis zeigt er Muth und Fertigkeit und Du kannst ihn sehen, wie er kleinere Knaben schleifen lehrt mit unermüdeter Geduld. Heute thürmt er einen Schneemann auf und morgen läßt er sich in den Schnee einmauern und wird selbst ein Schneemann, was ihm wieder eine empfindliche Strafe einträgt.

Kann er nun nicht in's Freie gelangen, dann schleicht er in den großen Taubenschlag, zieht die Leiter zu sich hinauf, um ungestört zu sein. Dort sitzt er stundenlang und schaut hinaus in die schöne Welt.

Hier bei den sanften Tauben weint er oft und ihnen klagt er seine Noth, daß er jetzt zur Schule gehen muß. Ach, wie geht es ihm da so hart! Er ist viel zu unruhig, viel zu zerstreut. Weder Kopf noch Füße kann er ruhig halten. Hat er nicht mit der Kreide die Bänke bezeichnet, so zerbricht er ein Tintengefäß, einmal sogar das große, gemeinsame Tintenglas. Bald darauf wirft er den Kasten um, in dem die Buchstaben für die Anfänger in Abtheilungen geordnet sind und diese gerathen in eine babylonische Verwirrung, und schlägt zu allem Ueberfluß seinem Nachbar die Tafel an den Kopf, daß dieser weint. Später einmal kommt er gar mit seinem Kameraden über den zufällig offenstehenden Schrank, in welchem die Notenbücher aufbewahrt werden.

Das ist ein Jubel! Er sucht viele Bekannte auf, auch seine eigene Mutter und findet da, was über sie in den Bemerkungen steht, aber auch das, was der Lehrer „über den Georg“ bemerkt hat.

Das machte ihm viele Freude, bereitete ihm aber auch viele traurige Stunden. Sein Vorwitz blieb nicht lange verborgen und die angemessene Strafe folgte.

Was sein Lernen betrifft, so faßte er bei seinem geweckten Kopf die Anfangsgründe viel schneller als seine Mitschüler, so daß ihm der langsame Gang des Unterrichtes oft zu Unaufmerksamkeit und Zerstreuung Veranlassung wurde.

Digitized by Google

Er konnte schon in der biblischen Geschichte lesen, als die Andern sich noch mit dem Gottbüchlein abplagen mußten.

So kam es, daß sein Lehrer täglich über Unaufmerksamkeit zu klagen hatte und ihn täglich strafte.

Das war eine freudenlose, eine schreckliche Zeit! Er hätte so gerne andere Bücher, als die hundert Erzählungen von Chr. v. Schmid gelesen. Die konnte er alle auswendig, aber Niemand gab sie ihm. Er hätte so gerne gesungen, fand aber keinen Lehrmeister.

Zum Glück hatte er einen Nachbar in der Schule, der erzählte ihm von Hans Däumling, von den vier Haimonskindern, von Schneewittchen, von Genofeva und dem Schmerzenreich. Das beschäftigte seinen Geist und er wurde ruhiger, und weil er ruhiger war, darum wurde er selten gestraft und nun war ihm die Schule ein angenehmer Ort.

Ein Lieblingsaufenthalt des dicken „Bachjörgls," so nannten ihn die andern Kinder, wenn sie ihn ärgern wollten, war der Glockenthurm. Er hatte alle vier Glocken sehr lieb, wußte ihre Namen und hatte jede schon oft mit Macht geläutet. Auch der Thurmuhr machte er fleißig Besuch. Von den Glocken hatte er „die Große" am liebsten. Sie wurde täglich Mittags um 12 Uhr geläutet. Einmal nun hatte er sich unmittelbar vor der Mittagszeit von Schullehrers Peppi die Schlüssel zum Glockenthurm zu verschaffen gewußt und sich zu den Glocken hinaufbegeben. Das Glockenseil zog er zu sich empor.

Es schlägt zwölf Uhr. Des Meßners Magd sucht die Schlüssel und will zur Kirche eilen; aber sie kann dieselben nicht finden. „Frau, es schlägt, ich soll läuten, wo sind die Schlüssel?" „Nimm sie von da weg, wo Du sie hingelegt hast." „Ich hab' sie heute noch gar nicht gesehen, seitdem ich in der Früh das Gebet läutete." Jetzt erscheint der Lehrer: „Mach, daß Du fort kommst! Es ist doch nie eine Ordnung und Ihr wißt doch, wie pünktlich der Herr Pfarrer ist. Man muß sich schämen vor der ganzen Gemeind'."

Noch war das letzte Wort nicht verklungen, da ertönt es vom Thurm in hochfeierlichem Tone: „Bum, bum, bum, bum." So feierlich schön ward nie geläutet seit dem letzten Feste. Und lange, sehr lange dauert dieses Geläute, viel länger noch als bei einer „Schiedung."*) Manch Bäuerlein nimmt den

*) In Schwaben ist es Gebrauch, daß auf dem Lande der Tod einer erwachsenen Person der Gemeinde verkündet wird durch's Geläute der großen Glocke mit dreimaliger Unterbrechung.

Digitized by Google

Kalender von der Wand, um zu sehen, ob heute oder morgen ein Fest sei. Der Lehrer selbst will überrascht und halb zornig zu den Glocken eilen, doch Hansjörgle hatte klug genug das Gitter von innen abgeschlossen; da konnte Niemand ihn unterbrechen.

So majestätisch schön, wie der Anfang, war der Schluß. Jörgle hatte nämlich eine seltene Fertigkeit mit dem Seile den Schwengel der Glocke zu fangen und so verstummte die Glocke auf einmal, was natürlich auf großen Eindruck berechnet war.

Selbst dem Herrn Pfarrer dauerte das Geläute zu lange. Da nahm er sein Perspektiv und schaute zu den Glocken hinauf und erkannte ganz deutlich „Schneiderbauers Hansjörg." Um recht kühn zu sein, hatte er sich auf das Gesims der großen Oeffnung gestellt, von wo er leicht hätte herabstürzen können. Die andern Buben bewunderten seinen Muth, er war der Held des Tages; denkende Leute aber haben ihm das übel ausgelegt, wie Du gleich nachher erfahren sollst, und die Kirchenverwaltung sah sich in Folge dessen veranlaßt, alle Oeffnungen dort oben bei den Glocken mit hölzernen Gittern versehen zu lassen.

II.

„Was, Schneiderbaurs Hansjörg will gar studire?"

Bis unser Hansjörg von seinen lieben Glocken in's Vaterhaus heimkam, war die Mahlzeit schon vorüber. Er konnte wieder einmal „mit den Gemalten" essen. Das wäre aber das Aergste noch nicht gewesen, aber des andern Tages durfte er dem Herrn Pfarrer nicht dienen am Altare. Er konnte sich gar nicht denken, warum? Er war sich keiner Schuld bewußt. Bald aber sollte er erfahren, wessen er sich schuldig gemacht. Der Herr Pfarrer, dessen Liebling Hansjörg bisher gewesen, hielt ihm eine tüchtige Strafpredigt. Und lange hat sie gedauert und sie muß großen Eindruck gemacht haben; denn Jörgle war so bescheiden und still daheim, daß Alle ganz überrascht waren!

Nun, was hat er denn verbrochen, der arme Schlucker? Ach, das Läuten, das wurde ihm sehr verargt, so daß er in der Kirche beim lieben Gott ganz gerührt um Verzeihung bat. Hernach kamen andere Klagen. „Georg, Du

Digitized by Google

lernst zu wenig," sprach in hohem Ernste der alte Herr, „Du läufst immer herum. Jüngst erst hast Du statt des Hirten Markus geschrieen: „Ochsen raus, aho!" und hast mit der Geißel geschnalzt wie ein Erwachsener. Dann bist Du zu oft beim Kuhhirten und beim Schäfer. Was wird noch aus Dir werden, wenn Du immer bei den Schafen Dich aufhältst? Georg, ich hätte Besseres von Dir erwartet!"

Diese Strafrede kam ihm wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Er war wirklich zerknirscht; denn so etwas war ihm neu. Er wurde nunmehr ernster und Manche wollen bemerkt haben, daß er andächtiger ministrire als früher. Nach kurzer Zeit hieß es plötzlich: „Was, Schneiderbaurs Hansjörg will gar studire?"

So ging auf einmal die Sage im Dorf, vom Nagelschmied angefangen bis zum Bachschuster, und selbst im Hirtenhaus wurde diese wichtige Frage verhandelt.

War es wirklich so? Ja, es war kein leeres Gerücht. Der Knabe war kaum zehn Jahre alt, da fällt ihm ein, er wolle studiren. Wer ihn auf diesen Gedanken gebracht, war Allen ein Räthsel, auch seinen Eltern. Er hatte noch keine Stadt gesehen, auch Studenten gab es seit Jahrzehnten nicht im Orte; Bücher brachten ihn kaum auf diesen Gedanken; denn außer der biblischen Geschichte und einer Sprachlehre stand keines in seiner Bibliothek. Zudem war er keineswegs ein hervorragender Schüler, nicht weil es an Anlagen, sondern weil es an Aufmerksamkeit fehlte. Deßhalb sagten Viele lachend zu einander: „Hast's au scho g'hert, Schneiderbaurs Jörgl will gar studire?"

Der Bube war bisher nicht verzärtelt worden. Ein Wort des Lobes hatte er selten gehört, wohl aber von vielen Seiten herben Tadel. War das auch etwas hart für sein Gemüth, das der Güte offen stand, so hatte es das Gute für sich, daß er sich nichts einbildete. Er hielt sich für ungeschickt, für ungeartet und hatte einen wahren Drang, gearteter und geschickter zu werden. Zudem war er der Meinung, daß sich um ihn Niemand kümmere, außer seinen Eltern und Lehrern und war höchst erstaunt darüber, daß sich plötzlich so viele Leute für ihn interessiren.

Ueberall wurde er angeredet und die bekümmerten Seelen machten ihm oft sein Herz recht schwer. „Hansjörg, isch waur, was i g'hert hau, willscht Du it gar a Herr weare?" „Bua, bös ischt a langs Handwerk," so sagten die Einen, Andere meinten, einen so lebhaften Buben könne man beim Studiren

Digitized by Google

gar nicht brauchen, und wenn man ein „Herr“ werden wolle, müsse man viel ruhiger und eingezogener sein. „In der Stadt mußt Du Hunger leiden genug,“ sagte Nachbars Xaver, und Isidor meinte, es gebe dort keinen Schäfer, keinen Ochsen- oder Kuhhirt und keinen Wald, da halte es der Hansjörg nicht aus. „Zwölfe läute kannst au numme, (nimmer) Du kommst bald me'a hoim,“ (wieder heim) meinte des Küsters Magd. So machten sie ihm den Kopf ganz voll, aber nicht bloß ihm, auch seinen Eltern. „Laß doch Deinen Hansjörg nicht studiren,“ sagte Kamilla, „der mag nur nichts thun. Er soll nur arbeiten, er ist groß und stark.“ Sibilla wußte schauerliche Dinge zu erzählen von solchen, die studirten und es zu Nichts brachten. „In Hausen brachte Einer zehn Jahre mit Studiren hin und ist als Bettler elendiglich gestorben, und des Metzgers Sohn in Höfen hat auch immer gesagt, er werde ein Herr, und noch im letzten Jahr ist er umgestanden.“ Das Studiren kostet zu viel Geld, meinte kein ungeschickter Mann im Dorf, und trage heut zu Tag nachher doch nicht viel ein. Einige hielten dafür, Jörgle habe einen zu dicken Kopf, in den könne nichts hinein, und der Lehrer sagte: „Der Kamerad hat daheim nichts gelernt, was wird er denn beim Studiren thun!“ Und wer weiß, was die besorgten Seelen alles noch gesagt haben mögen.

Hansjörg bildete, so jung er noch war, lange Zeit den Gegenstand des Gespräches, und er hätte sich etwas einbilden können, wenn es nicht so wenig schmeichelhaft für ihn gewesen wäre, was man von ihm sagte.

III.

Hansjörgle's alter Freund.

Sein Entschluß stand fest ein Student zu werden. Weil Niemand ihm half, wandte er sich an Gott. Er schlich sich oft in die Kirche und betete: „Lieb's Herrgottle, laß mich ein Studentlein werden.“ Endlich ließ sich auch der Herr Pfarrer herbei, ihm einige Stunden zu geben, obwohl er mit Arbeit überladen war.

Wer ihm den Gedanken eingegeben hat, das wußte Niemand, und weiß es kein Mensch bis zur Stunde. Viel mag zu diesem Entschlusse der alte

Digitized by Google

Taglöhner Dominikus beigetragen haben, den man kurz den „Kuß“ nannte. Der ackerte das Feld seines Vaters und Hansjörg mußte ihm das Gespann treiben. Das that er gerne, und das allein machte er gut. Alle andere Arbeit that er verkehrt und ungern, so daß der Vater mit seinem ältesten Sohne Hansjörg die liebe Noth hatte. Und warum machte ihm diese Beschäftigung Freude? Der alte Kuß war Soldat gewesen und hatte Feldzüge mitgemacht. Er erzählte seinem „Mähnetreiber“ vom „Auboleon,“ wie er den ersten Napoleon benamste. Mit dem großen Kaiser war er in Rußland, hatte Moskau brennen sehen und war beim Uebergang über die Beresina. Auch vom grünen Rhein hat er ihm erzählt und von der schönen Stadt Köln und vom hohen Thurm in Straßburg.

Viel hat er seinem kleinen Knecht, wie er den gutmüthigen Jörgel nannte, von Paris erzählt und namentlich von der Notredame-Kirche. In dieser Kirche habe er oft weinen müssen vor Heimweh und vor Freude; denn der französischen Sprache nicht mächtig, habe er sich in der großen Stadt mutterseelen allein gefühlt. Aber in dieser Kirche sei ihm Alles wie daheim vorgekommen. Sie sei zwar viel größer und schöner als das Kirchlein in seinem Dorfe; der Priester und seine Diener aber machten es gerade so, wie er es zu Hause stets gesehen habe, ja es sei ihm vorgekommen, als verstehe er jedes Wort.

Die Erzählungen seines alten Freundes machten einen tiefen Eindruck auf den Knaben. Besonders die Schilderung, wie hart es sei, wenn man in fremdem Lande wohnt, ohne einen Menschen zu verstehen. „Wie habe ich es damals gefühlt,“ sagte Kuß, „wie jene Menschen so viel voraus haben, die in ihrer Jugend etwas lernen, besonders fremde Sprachen. Hansjörgle, lerne nur so viel Du lernen kannst.“ Diese Unterredungen mögen viel zu seinem Entschlusse beigetragen haben. Vater und Mutter gaben nach längerem Widerstreben die Einwilligung zu seinem Vorhaben, wenn auch nur ungerne, und nun war der Knabe ganz verändert. „In einigen Monaten mußt Du Alle verlassen, die Du liebst,“ dieser Gedanke hat den Hansjörg viel beschäftigt und sinnig gemacht. Besonders gedachte er seiner Zukunft an schönen Abenden des letzten Sommers, den er in der Heimath erlebte.

Die Felder wurden allmählich leer. Ein kühler Wind wehte über die Stoppeln und schon fing das Laub an gelb zu werden und zur Erde zu fallen. Der Oktober nahte, Hansjörg hielt seinen Entschluß fest und so ging man daran, ihn städtisch kleiden zu lassen. Im nahen Flecken wurde Herbstmarkt

Digitized by Google

gehalten; dahin nahm ihn die Mutter mit an einem schönen Sonntagnachmittag. Er sollte Augenzeuge sein, mit welchen Opfern das Studiren beginnt. Es war dieß der erste Markt, den unser Jörgle besuchte. Hier sah er eine Morithat, ein Kasperl-Theater und ein Karoussel, lauter neue, niegesehene Dinge. Ach der Kasperl, der gefiel ihm gar zu gut, da war er kaum mehr wegzubringen. Erst noch auf einem hölzernen Pferde reiten und Ringlein stechen dürfen, welch eine Seligkeit! Und dazu die Drehorgel und der rührende Gesang und die noch ergreifendere Morithat, das ist zuviel auf einmal. Die Mutter geht und kauft ein und läßt ihn auf sein inniges Bitten hin vergessen, daß die Abschiedsstunde bald schlagen werde. Es ist ihm einerlei, welche Farbe das Tuch habe zum künftigen Festrock, ob es fein oder grob sei, der Kinderfreuden auf dieser Dult sind zu viele. Er wäre am liebsten über Nacht geblieben und nur mit schwerem Herzen konnte er sich trennen. Nachdem noch hundert und mehr Zwetschgen gekauft waren als Marktgabe für die kleinen Geschwister, trat man die Heimreise an. Der Weg führte durch ein Wäldchen. Er, der kurz vorher auf seinem stolzen Roße so hohen Muth gezeigt, wurde ganz kleinlaut. Er fürchtete, es könnten jene Räuber kommen, die das Weib mit ihrem Stabe unter wahrhaft rührendem Gesang gezeigt hatte.

Des andern Tages kamen Schneider und Schuster in's Haus. Nachdem beide das Maaß genommen, sagte jeder feierlich mit wichtiger Miene: „Hansjörg, wird's jetzt wirklich Ernst?"

So sehr ihn dieses Wort freute, so bewegte es doch seine Seele im tiefsten Innern. Seine Großmutter im „Stüble" war stille Zeugin seiner Besorgnisse und seiner Hoffnungen. Sie konnte ihm allerdings wenig rathen; denn sie hatte in sechzig Jahren ihres Lebens keine Stadt und selten nur einen Studenten gesehen.

„Guldiger Bua, bet' doch, daß Du ein Herr wirst, das möchte ich noch erleben, dann sterbe ich gerne," das hat sie oft gesagt.

Die noch übrigen Tage vor seiner Abreise suchte Hansjörg alle Lieblingsplätze auf, die Zeugen seiner glücklichen Kindheit, um von jedem einzeln Abschied nehmen zu können. Auch bei seinen Kameraden sprach er ernst von seinem Vorhaben, soweit man beim Jörgle von Ernst reden kann. Wie es draußen in der Natur war, so drinnen im Herzen des Knaben:

„Von hinnen geht die stille Reise,
Die Zeit der Liebe ist verklungen,

Digitized by Google

Die Vögel haben ausgesungen
Und dürre Blätter sinken leise.
Die Vögel zogen nach dem Süden,
Aus dem Verfall des Laubes tauchen
Die Nester, die nicht Schutz mehr brauchen,
Die Blätter fallen ab, die müden."

Der Tag der Abreise kam immer näher. Jörgle nimmt nach und nach Abschied bei den Verwandten und Bekannten. Das Essen will ihm nicht mehr recht schmecken. Theils freut er sich, theils ist ihm bange. Der Abschied so nah und die Studienanstalt so weit weg vom Vaterhause, und Jörglein ist noch so jung und seine Zeugnisse lauten nicht gut, was Kenntnisse betrifft. Fort und fort wird ihm die Sache so streng vorgestellt und die Prüfung so schwer! „Die Stadtbüblein sind schon gelehrte Herrchen, die können schreiben und lesen, daß es eine wahre Freude ist, und bei Dir, o Hansjörg, geht Alles so langsam und so schlecht. Der Vater wird ihn wohl gleich wieder mit heim bringen; dann, welche Schande!" So sagten Viele. Und wenn die Prüfung wirklich schlecht ausfallen sollte, Du armes Hansjörgle, wie wird es Dir erst dann ergehen? „Unsere Schule war Dir nicht gut genug," wird es dann heißen, „und in der Stadt kann man Dich nicht brauchen. Dir erging es wie dem Peter in der Fremde," werden Andere sagen, „Du wolltest den ersten Brief selbst heimtragen, damit Du gewiß weißt, daß er an den rechten Ort kommt." Wer den Schaden hat, der darf für den Spott nicht sorgen!

Du merkst, lieber Leser, die Sache wurde allgemach sehr ernst; doch:

„Der wackere Schwabe forcht sich nit."

Hansjörg ließ sich den Muth nicht nehmen, er baute auf die Hülfe von Oben. „Dazu verlasse ich ja Vater und Mutter, daß ich etwas lerne; die Herrn werden schon Geduld mit mir haben," dachte Hansjörgle. „Ich will recht brav und fleißig sein." Er wünschte, daß die Zeit der Abreise da wäre, damit er nicht mehr so viel ungeschicktes Zeug hören müßte. Die Zeit kam, und es wurden die Träume der vergangenen Monate Wirklichkeit.

Digitized by Google

IV.

„Behüt Dich Gott, Hansjörg!“

„Hansjörg, steh auf in Gottes Namen, es ist Zeit,“ so weckte eine helle wohlklingende Stimme um 3 Uhr in der Früh das junge Studentlein. Diesen Ruf und diese Stimme hatte er schon hundertemal gehört, doch so klang sie ihm nie, wie heute. Es war ihm, wie wenn Jemand ihm ein Messer in die Brust gestochen hätte. Ganz schnell war er wach geworden, was sonst seine Sache nie gewesen. Es bemächtigte sich seiner ein nie empfundenes Gefühl, ein Gemisch von Angst und Hoffnung, von Freude und Schmerz.

Draußen ist es noch ganz Nacht. Nicht ein einziges Sternlein kann durch die Wolken dringen. Es ist neblicht und kalt und alles so geheimnißvoll still, wie er es noch nie erlebt. So früh war er eben noch nie geweckt worden und noch nie zu solchem Zwecke.

So ernst wie heute war ihm sein Vater noch nie vorgekommen und nie so streng, und die Mutter war ganz traurig, es standen ihr Thränen in den Augen. Während sie ein Frühstück hinstellt, hört er das Wägelchen im Hofe vorschieben. Das hatte er selbst oft hin und her gefahren mit seinen Brüdern, doch heute verursacht es ihm Schrecken.

Der Scheidende sollte essen, doch er konnte nicht. Die Mutter steckte noch etwas in die Reisetasche, gab ihm gute Lehren und weinte dazu. O, dieses stille Weinen war ihm arg. „Alles meinetwegen,“ dachte er.

„Vergiß das Beten nicht.“ — Na, na, war die schwache Antwort. — „Schreib' bald, wie es Dir geht.“ — Ja. — „Spar' Dein Geld und gib nichts unnöthig aus und schone Deine Kleider und geh nicht mit bösen Kameraden.“ — O, na'. — „Warum ißt Du nicht? Magst einen Honig? Soll ich Dir ein Butterbrod geben?“ Er schüttelte nur mehr den Kopf, ohne etwas zu sagen.

„So, jetzt richtet Euch, ich spanne gleich ein,“ ließ sich jetzt ernst der Vater hören. Nun hieß es Abschied nehmen von seinen Geschwistern, mit denen er manchmal im Kriege gelebt, die er aber doch aufrichtig und innig liebte. Er ging von Bettchen zu Bettchen, konnte aber nicht viel sagen, er war zu sehr angegriffen und Thränen erstickten seine Stimme.

„Es ist eingespannt!“ Noch den mütterlichen Segen, einen warmen Händedruck und heiße Thränen rollten über seine rothen, vollen Wangen.

Digitized by Google

„Hü Räpple!“ „Behüt Di Gott Hansjörg!“ „B'hüt Gott — Mu—tter!“ Das Pferd zog ihn fort durch die kalte Nacht hin. Traurig sah die Mutter dem Wägelchen nach und kehrte erst in's Haus zurück, als sie nichts mehr von den Dahinfahrenden hörte.

Diese aber saßen schweigend nebeneinander und die tiefernste Stille des herbstlichen Morgens unterbrach nur bisweilen das Krähen eines Hahnes, wie ein Abschiedsgruß an den scheidenden Hansjörgle.

Was der scheidende Sohn gedacht und gefühlt haben mag, das kannst Du ermessen, wenn Du selbst schon in einer solchen Lage gewesen, in der wir ihn jetzt sehen. Die Heimath bleibt immer theuer und unvergeßlich, das elterliche Haus und das Scheiden von Daheim ist bitter und thut weh.

„Was auch auf fernen Wegen
Das Herz für Freuden fand,
Es gibt den reichsten Segen
Doch nur das Heimathland.
In ihm nur kann erstarken
Ein kindliches Gemüth,
Nur inner seiner Marken
Ist wo das Glück ihm blüht.
Ob höh'rer Glanz und Schimmer
Die Fremde auch erhellt,
Die Heimath bleibt doch immer
Der schönste Fleck der Welt.

Vater und Sohn mochten schon zwei Stunden gefahren sein, da führte sie der Weg an einem halbverfallenen Schlosse vorüber, das mit seinen röthlichen runden Thürmen aus dem Tannengrün hervorschaute. Nicht weit davon steht eine Kapelle und an sie hingebaut, ein hohes Haus, geschmückt mit Heiligenbildern aus dem Franziskanerorden. Hier stand vor Zeiten ein Klösterlein in der Waldeseinsamkeit.

Da war es, wo der kleine Wanderer zuerst das Stillschweigen brach. Der Vater sollte ihm nochmals Alles sagen, was er über die Vergangenheit dieser Gebäude wußte und über die einstigen Bewohner. Dann waren sie Beide wieder still. Die Luft war kalt, die Gegend nicht schön, und zudem wanderten die Gedanken heim, wo gewiß von ihm geredet wurde.

Digitized by Google

Nach fünf Stunden langer Fahrt wurde Halt gemacht. Als das Wägelchen mit dem Studentlein und seinem Bett angefahren kam, da wurde dem Hausknecht geläutet. Der sprang voll Erwartung herbei. Er mochte wohl eine Herrschaftskutsche erwartet haben und machte große Augen und kratzte sich hinter dem Ohr, als er diesen Aufzug sah. Desto freundlicher war der Posthalter. Er begrüßte in dem Fuhrmanne einen alten Bekannten, lobte den Knaben ob seines Eifers und ermunterte ihn.

„Schneiderbaur, Ihr zeigt doch Eurem Jungen unsere schöne Kirche und das Kloster," redete der Gastwirth den Vater an, „wer weiß, ob er nicht auch einmal so ein Klosterherr wird. Die haben den schönsten Beruf; mich hat es schon oft gereut, daß ich nicht fort studirt habe! Unsere Kirche ward in ihrer Art noch nirgends erreicht, vielweniger übertroffen; das Kloster ist und bleibt ein Muster der Baukunst, nicht bloß in Deutschland, sondern auf dem ganzen Erdkreis."

Obwohl der zukünftige Lateiner den Sinn dieser Worte nicht verstehen konnte, so bekam er doch großen Respekt vor dem studirten Wirth und vor dem majestätischen Bau, und groß war seine Freude, als ihn sein Vater in diese schönen Räume führte. So etwas Großartiges hatte er noch nie gesehen, nicht einmal gedacht. Mit dem Eintritt in die langen, hohen, freundlichen Gänge entfaltete sich ihm eine neue, nie geahnte Welt. Diese vielen Thüren und über jeder Thüre ein schönes Bild, die reichen Verzierungen, die prächtigen Kreuzgänge und Gärten nahmen all seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Hier wäre er gleich geblieben und hätte in dieser Kirche ministriren mögen. O wie gerne hätte er auch die Glocken besucht! doch die Stunde der Abreise schlug. Auf der Fahrt konnte der Vater nicht fertig werden, Hansjörgles Fragen zu beantworten und war froh, als sie nach einigen Stunden in weiter Ferne die Thürme jener Stadt sahen, die nun des Knaben Aufenthalt sein sollte. (Forts. f.)

Der April, die Schlüsselblumen und das Jungrün.

Von **Michael Becker.**

Wenn ich dem wetterlaunischen April auch nur ein Quintchen Glauben und Vertrauen schenke, so will ich mein Lebtag Aprilnarr heißen. Gibt es

Digitized by Google

denn unter allen Monaten einen, der ein so verschmitzter, boshafter Geselle ist, wie er? Er ist ja lauter Lug und Trug und hat uns schon vieles weiß gemacht — nämlich unsere grünen Wiesen und Felder, unsere Dächer und Wege.

Er ist ein Tagdieb — stiehlt dem Mai oft die schönsten Tage ab und putzt sich damit heraus; ein gewissenloser Schuldenmacher — borgt von seinem Nachfolger oft Blitz und Donner und bezahlt ihn dafür mit Schnee und Eis; ein lockerer Wechselbalg — bald Sommer statt Frühling, bald Winter statt Frühling, um 1 Uhr blau, um 2 Uhr grau; ein falscher Wetterprophet — verspricht oft einen Morgen schön und roth und bringt dafür Regen und Koth; ein launisches Windspiel — bald mild und lau, bald kalt und rauh, wie ihm's der Wind in die Ohren bläst, bläst er's wieder in die Welt hinaus; ein hoffärtiger Windbeutel — ist und macht eitel, bordirt dem Bauern oft Hut und Mantel und schneit ihm die Brust voll Stern und Ordenskreuzlein an; ein langsamer Dorfbarbier — seift den Bauern die Fluren Morgens ein und rasirt sie Mittags erst ab; ein echter Stadtfriseur — pudert die Häuser und Thürme ein, als wären sie vom Winter zum Ball geladen.

Das Alles ist er und bildet sich dabei nicht wenig ein, läßt sich gar für einen gnädigen Herrn halten und allerlei schöne Namen geben.

Man heißt ihn April. Das klingt gar vornehm und altadelig und kommt von dem lateinischen Worte aperio, was zu deutsch „ich öffne" heißt. Nun ja, er öffnet freilich so manche Blüthen- und Blätterknospen; aber was öffnet uns der Schelm noch? — Einen Schlauch voll kalter Winde oder einen Sack voll Flocken. Damit ist uns wenig mehr gedient; denn derlei Waaren hat der Winter mehr als genug geliefert. Von den Deutschen läßt er sich Ostermonat nennen. Das ist aber höchst unbillig und muß den März, der auch oft Ostern bringt, höchlich verdrießen und beleidigen. Und unrichtig ist es eben auch, weil es gar oft geschieht, daß der Ostermonat keine Ostern hat. Die Herrn Kalendermacher nennen ihn auch Blumenmonat, Keimmonat und Knospenmonat. Das klingt aber gerade wie eine Ironie; denn wie oft war es nicht schon, daß uns der April Keime, Knospen und Blumen zerstört hat, so daß der Mai kaum wieder gut machen konnte, was durch ihn — den April — zerstört worden war.

Uebrigens mag er heißen wie er will, er ist und bleibt ein launischer, falscher, hinterlistiger, muthwilliger, schadenfroher, boshafter, kecker, rachgieriger Geselle, und ich möchte ihn schier aus dem Kalender streichen, wenn er nicht

Digitized by Google

manchmal während seiner dreißig Tage den Osterhasen Eier legen ließe und auch sonst manches Gute und Liebe an sich hätte.

Oft zeigt er sich, wenn er gut aufgelegt ist, gar sanft und freundlich und läßt uns die Sonne so hell in's Auge und so warm in's Herz scheinen, daß wir vor Freude jauchzen müssen. Er lockt uns hinaus in's Freie, wo er die Wiesen schon hübsch grün gemacht und die Knospen im Walde reich gefüllt hat. Und da und dort hat er schon Blümlein in den Rasen gesteckt und an manchen Zweigen die Knospen geöffnet, daß die feingefälteten Blättchen hervorgucken. Und den Schlehdorn da drüben am Zaune hat er gar schon mit weißen Blüthen überschneit und den Hartriegel oder Kornelkirschbaum mit gelben.

Für all diese Blümlein, Blüthen und Blätter wollen wir ihm recht schön danken, und seine lieblichen Geschenke recht artig hinnehmen. Wir wollen uns wieder ein Büschlein pflücken, es lieben und pflegen. Zwei aber von seinen Lieblingen wollen wir besonders betrachten und uns von ihnen erzählen lassen.

Die Schlüsselblume.
(Primula veris.)

Schlüsselblumen! Schlüsselblumen!
Kinder kommt heraus!
Pflücket Euch davon ein Sträußchen,
Nehmt es mit nach Haus.

Schauet, wie sie steh'n und prangen
Hier auf Wies' und Au'n;
Müßt mir aber jetzt versprechen,
Sie recht anzuschau'n.

Ihre Blätter sind gekräuselt,
Schön gekerbt und grün,
Und in Mitte steht ein zarter,
Saft'ger Stengel d'rin.

Oben d'ran, da prangt die Blüthe
Gelb wie blasses Gold,

Digitized by Google

Zeigt die Kelche, nickt das Köpfchen
Wunderlieb und hold.

Und die Kelchlein steh'n beisammen
Niedlich, groß und klein,
Jedes möchte wohl das schönste
In dem Kreise sein.

Jedes strecket seine Lappen —
Fünf sind's an der Zahl —
Auseinander, ladet Bienchen
Lockend ein zum Mahl.

Schlüsselblume heißt das Blüthchen —
Warum dieses wohl?
Weil es unsern Frühlingsgarten
Jährlich öffnen soll.

„Weißt du sonst mir nichts zu sagen,
Liebes Blümchen du?" —
„„Schließ dein Herzchen vor dem Bösen
Immer sorgsam zu! —

Gilt es aber, Gott zu loben,
O da schließ es auf,
Daß wie Blumenduft die Andacht
Steig' zu Ihm hinauf.""

Dieß ist also unsere bekannte Schlüsselblume, die wir im April auf unseren Wiesen und in den Hainen allenthalben treffen. Es gibt aber in ihrer Familie noch gar viele Schwestern, von denen ich jedoch nur der einen erwähnen will, die auf feuchten Wiesen wächst und mehlblättrige Primel (Primula farinosa) heißt. Sie hat viele Aehnlichkeit mit der Frühlingsprimel, trägt aber ihre Blüthe in schöneren Schirmchen oder Dolden ausgebreitet. Auch sind diese

Digitized by Google

von frischrother, in's Lila spielender Farbe und auf der Rückseite mit Mehl bestäubt. Ihre Blüthezeit ist im April und Mai.

Von den Frühlingsprimeln und ihren verwandten Arten kommen auch die mannigfaltigen Spielarten der Gartenprimeln, welche im Frühlinge unsere Gärten schmücken. Noch beliebter und wegen ihrer unendlichen Verschiedenheit in Farbe und Form hochgeschätzt, ist die Aurikel, welche wild auf Felsen des Alpengebirges wächst und in dieser ihrer Heimath gelb ist wie die Primel.

Nun wollen wir noch von einem andern Pflänzchen etwas erfahren, und das heißt:

Das kleine Sinngrün.
(Vinca minor.)

Wenn alle Pflanzenwelt auf Feldern und in Wäldern erstorben ist, und die nackte Erde ihre farblose Oberfläche zeigt, schmückt noch das Sinngrün streckenweise den Boden. Und dann, wenn die Bäume sich wieder kleiden und schmücken mit Laub und Blüthe, ist es auch gleich wieder bei der Hand und läßt seine bescheidenen, blauen Blümchen zu Tausenden und Tausenden aus dem dunkeln Grün hervorgucken. Es ist fürwahr nicht anders, als wollte der liebe Gott uns in rauher Winterszeit ein bischen Hoffnung zurücklassen, damit wir nicht verzagen, sondern getrost die trüben Tage mit Frost und Schneegestöber vorüberziehen lassen und gleichsam unter dem Eise die Keime unserer Hoffnung lebendig erhalten. Und dann mit den ersten Frühlingsstrahlen soll das zarte Blüthchen unsere Hoffnung lohnen und frisch beleben, wie der Oelzweig, den die Taube zur Arche trug.

Das Sinngrün hat in den verschiedenen Gegenden, wo es vorkömmt, auch verschiedene Namen. Man nennt es: Immergrün, Wintergrün, Todtengrün, Todtenmyrthe, Todtenviole, Todtenkraut, Todtenkranz, Todtenblume, Bärwinkel, Jungfernkranz, Jungfernkrone, Mädchenpalme, Streit- und Lorberwinde. Jeder dieser Namen macht die Pflanze zu einem schönen Sinnbilde, dessen Deutung nicht schwer sein dürfte. Wir aber wollen nur die beiden im Titel angeführten Namen zu deuten versuchen.

Vinca kömmt vom lateinischen vincere, d. h. besiegen. Nach dieser Benennung wäre es also unsere Vinca, das Pflänzchen, das den Winter besiegt. Trotz Frost und Schnee bleibt es „immer grün," als wäre immer Sommer, und kümmert sich nicht um Kälte und Wind, Sturm und Regen. So besiegt

Digitized by Google

es den Winter und deſſen Geſellen und fängt nach überſtandenen Kämpfen zu blühen an, als wäre nichts Beſonderes an ihm vorübergegangen.

Aus dem Namen Sinngrün läßt ſich eine nicht minder ſchöne Deutung finden. Wenn ſchon das „Grün“ die Farbe der Hoffnung iſt, ſo gewinnt dieſes Symbol durch das Vorwort „Sinn“ an noch näherer Bezeichnung und an Schönheit. Ein Spruch, ein Gedicht, ein Bild ſind an und für ſich ſchon ganz hübſche Dinge; ſetze ich aber das Wort „Sinn“ voraus, ſo habe ich Wörter von noch viel höherer Bedeutung. So auch bei unſerem Sinngrün. Laſſen wir das Pflänzchen ſelber reden.

Ich ſteh' im Wald, im ſtillen,
Gedankenvoll und ſinn',
Wie ich durch Gottes Willen
Erſchaffen worden bin.

Er hat mir auch gegeben
Der Bäume hohen Dom,
Da drinnen ſoll ich leben
Recht ſelig froh und fromm.

Auch gibt er Thau und Regen
Und Luft und Sonnenſchein
Und tauſendfachen Segen. —
Wie gut doch muß er ſein!

Und wenn in Tages Frühe
Ertönt der Vögel Chor,
Da bet' ich ſtill und blühe
Und ſchau zu Gott empor.

Verhallet ſind die Lieder,
Und betend ſchlaf' ich ein,
Da wohnen bei mir wieder
Johanniskäferlein.

Digitized by Google

Das ist ein sinnig Leben,
So bleib' ich immer grün,
Und meine Düfte schweben
Zum Himmel immer hin.

So spricht das Sinngrün und auch wir wollen dabei sinnen und denken und nebenbei das liebe, gesprächige Pflänzchen auch ein Bischen näher anschauen.

Auf liegenden Stengeln stehen in etwa zollweiter Entfernung zwei Blätterpaare einander gegenüber. Diese sind dunkelgrün, lederartig und glänzend. Aus dem Blattwinkel des obern Paares kömmt ein gebogener Stengel, der eine blaue, fünftheilige Blume trägt. Die Blüthezeit dauert vom April bis Juni und die Heimath des Pflänzchens ist der schattige Hain, der nur sparsam die Sonnenstrahlen durch seine Laubdächer dringen läßt.

In Städten bepflanzt man die Gräber mit Sinngrün, damit die Hügel immer grün bleiben wie die Hoffnung auf die Auferstehung und unser Wiedersehen im ewigen Leben.

Nach dem Regen.

Von **Elise Ris.**

Du, in dessem milden Glanze
Nun sich Strauch und Gras erhebt;
Du, an dem sich Alles freuet,
Was da lebt und was da webt: —
Himmelblau, das um die Berge
Gießt so wunderbaren Schein,
Lächelst, wie ein freundlich Auge,
Tief auch in mein Herz hinein.
Eins nur wolle Gott mir lassen,
Daß an jedem sonn'gen Tag
Ich mich recht aus voller Seele
Kindlich daran freuen mag. —

Digitized by Google

Die Verbannung.

Von E. Betkowska.

I.

Die Gefangenschaft und der Transport in der Kibitka.

Nach langer verzweifelter Gegenwehr war mein Regiment der russischen Uebermacht erlegen. Verwundet und fast sämmtlicher Kleidungsstücke beraubt, wurde ich mit vielen andern Polen zum Gefangenen gemacht. Da die Morgen und Abende schon recht kalt waren, gab man uns aus Mitleid alte Thierfelle, die in großen Haufen aufgethürmt lagen, zur Umhüllung und transportirte uns nach Kijow.

Hier wurde ich von meinen Kameraden getrennt und unter scharfer Bedeckung in ein düsteres, feuchtes Gemach geführt, in dem ich einige Tage eingeschlossen blieb, ohne auch nur eine menschliche Stimme zu vernehmen, denn meiner Wache war es streng verboten, mit mir zu sprechen. In der sechsten Nacht weckte eine rauhe Kosakenstimme mich aus dem Schlafe mit der Weisung, mich sofort anzukleiden, um weiter transportirt zu werden. Zu meiner Aufnahme stand eine Kibitka bereit, eine Art Kasten, außen mit Thierhäuten und innen mit Eisenblech beschlagen; an der einen Seite derselben befindet sich ein kleines Fenster, durch welches die Nahrung gereicht wird. Da ich noch an meinen Wunden litt, gab man mir einen Strohsack und fuhr mich so unter dem Titel eines geheimen Arrestanten, statt des Namens nur mit einer Nummer versehen, sieben Tage und Nächte ohne Aufenthalt von Kijow nach Smolensk. Ueberall, wo die Postpferde gewechselt wurden, versammelte sich eine Volksmenge, um zu erforschen, was der Kasten enthalte, auf dessen Deck zwei bewaffnete Kosaken saßen. In Smolensk wurde ich wieder Nachts vor einer hohen alten Mauer abgesetzt, die von einer dichten Schaar Soldaten umgeben war und von nahem Waffengeklirr widerhallte. Durch einen langen Corridor geleitete man mich in einen engen Verschlag, an dessem Eingange ich bei dem düstern Schein einer Lampe einige wachthabende Kosaken erblickte. Die in dem Raume befindlichen beiden Fenster waren mit eisernen Stangen versehen und mit schwarzen Brettern dicht vernagelt, damit nirgends das Tageslicht durchdringe, und da Niemand auf meine Fragen antwortete, konnte ich nur ahnen,

Digitized by Google

daß es Tag sei, wenn man mir das Essen brachte, zu dessen Genuß ich weder Löffel, noch Messer und Gabel erhielt.

Nach acht Tagen erschien der Commandant aller Gefangenen; er befahl mir, zu ihm in den Wagen zu steigen und ich glaubte, er werde mich zum Richtplatz geleiten. Während der langen Fahrt umgab mich die tiefste Finsterniß, bis wir vor einem hohen, prächtigen Gebäude ausstiegen, das der Commandant den kaiserlichen Hof nannte. Wie ich bald erfuhr, befand ich mich im Gerichtshof, denn man brachte mich in einen großen Saal, in welchem mehrere Gerichtspersonen unter Vorsitz des Präsidenten versammelt waren. Letzterer legte mir Fragen vor über meinen Stand, meinen Lebenslauf und die Veranlassung zu meiner Verhaftung, die ich der Wahrheit gemäß beantwortete und schließlich dem Präsidenten in Ausdrücken des bittersten Schmerzes mein Elend klagte. Als Antwort erhielt ich den Auftrag, die ganze Begebenheit selbst aufzuschreiben, und wurde dann in einen andern großen Saal mit vierzig Fenstern und vier Oefen geführt, den man mir als meinen einstweiligen Aufenthaltsort bezeichnete. Es war dies der Saal, in dem früher der Adel seine Versammlungen und Berathungen hielt. An Licht fehlte es nicht in diesem weiten Raume, aber die Kälte war darin unerträglich, denn da ich zu meinem Unterhalte nur täglich dreißig Kopeken (eine Kopeke gleich vier Pfennigen) bekam, davon ich Essen, Heizung und Apotheke bestreiten mußte — nur eine düstere Nachtlampe wurde auf Staatskosten erhalten, — konnte ich nur einmal am Tage drei Stücke Holz in den einen der Oefen legen lassen, die kaum einige Kacheln erwärmten. Mein körperliches Leiden hatte bereits einen so hohen Grad erreicht, daß ich mit Ergebung meinen Tod erwartete und um einen Geistlichen bitten ließ; doch wurde ich abschläglich beschieden aus Furcht, ich könne irgend ein Geheimniß verrathen oder mir wichtigen Rath holen. Dagegen ließ man mich mein bisheriges Asyl, in Rücksicht darauf, daß ich erfrieren könnte, mit einem kleineren Gemache vertauschen, welches wärmer war und mir durch das mit Eisenstangen vergitterte Fenster die Aussicht auf den Kirchhof bot, wo mich die häufigen Begräbnisse und die Gesänge der Popen unterhielten. Ich mußte aber auch diese Abwechslung theuer durch einen Theil meines täglichen Soldes erkaufen und meiner Wache versprechen, dem Commandanten nicht zu verrathen, daß sie überhaupt mit mir rede, wonach dieser mich jede Woche einmal fragte.

In Smolensk leben einige tausend Polen als Verbannte; da ihre Ver-

Digitized by Google

gehen aber leichterer Art gewesen sind, dürfen sie frei umherwandeln und stehen nur unter polizeilicher Aufsicht. Nachdem die Aerzte mich bereits aufgegeben hatten, brachte mir eines Tages der Commandant die Nachricht, daß er mir meinen alten Kammerdiener zuführe, der mich trösten solle. Dieser treue Mensch hatte gleich nach meiner Gefangennehmung einen Paß erwirkt und war mit vierhundert Dukaten für mich nach Moskau und andern Festungen gereist, mich aufzusuchen und mein Loos zu theilen. Endlich hier in Smolensk angelangt, bemächtigte man sich seiner Person, nahm ihm das Geld ab, weil ein Gefangener solches nicht haben darf, und hielt ihn drei Monate fest, ohne daß ich sein Hiersein ahnte. Von den vierhundert Dukaten hatte er schon hundert auf seinen Reisen ausgegeben und mir blieben noch dreihundert im Verwahrsam des Commandanten, davon er von Zeit zu Zeit einige Rubel meinem Solde hinzufügte, so daß ich mir einige Bequemlichkeiten verschaffen und langsam in der Besserung fortschreiten konnte.

In dem vierten Monate meines Aufenthaltes in Smolensk kam der Befehl, die gefangenen Polen nach verschiedenen Gegenden weiter zu transportiren und mich nach Kamtschatka zu schicken. Noch in derselben Nacht wurde ich also von meinem treuen Diener für immer getrennt und bestieg in Gemeinschaft mit einigen Kosaken wieder die Kibitka. Meine Fragen, wohin man mich führe, blieben unbeachtet, denn es war strenger Befehl ergangen, mich darüber in Unwissenheit zu lassen. So kam ich über Moskau nach Kasan, wo wir, um meine Begleiter zu schonen, die den ununterbrochenen Strapazen der Reise nicht gewachsen waren, einige Rasttage hatten.

In Kasan gab man mir eine ziemlich gute Wohnung im zweiten Stockwerk eines großen gemauerten Hauses, deren Fenster mir die Aussicht auf die sehr belebte Straße gewährten, was meine Wache nicht sogleich bemerkt hatte. Ich benutzte diesen Vortheil und knüpfte mit einigen vorübergehenden Landsleuten ein Gespräch an, das mich über Manches belehrte. Leider schnitt man diese Verbindung bald ab, indem man das Fenster fest zunageln ließ. Kasan ist eine der bedeutendsten Städte des asiatischen Rußlands mit vielen Häusern in europäischem Style und großartigen Läden. Das weithin berühmte Kasaner-Marienbild macht die Stadt zu einem Wallfahrtsorte und bringt ihr sehr ansehnliche Einnahmen und Vortheile. Russen, Tartaren, Tscherkessen, Kalmucken, Syrier, Mongolen bevölkern die Straßen in buntem Gemisch, denn sie bewohnen nicht allein die Stadt, sondern ihre Kolonieen ziehen sich auf dem

Digitized by Google

ganzen Wege nach Irkutsk hin. Doch sind in der Umgegend auch große und reiche Niederlassungen der Verbannten aus früherer Zeit und deren Nachkommen, von denen eine große Anzahl Rekruten in das Kosakenheer gestellt wird, so daß in Ermangelung der Männer fast nur Frauen die Landwirthschaft und den Ackerbau besorgen. Diese Kolonisten müssen bedeutende Abgaben theils in baarem Gelde, theils in Pelzwerken zahlen; man findet aber hier noch nicht so kostbare und seltne Thiere, wie tiefer in Sibirien, auch keine Zobel, nur Marder, Biber, Luchse und Bären, die in sehr zahlreichen Heerden die Wälder durchstreifen. Die Tartaren gleichen den Türken in ihren Sitten und Trachten. Die Frauen verschleiern sich und tragen reiche Stoffe; sie sind größtentheils schöne, anmuthige Gestalten und werden von ihren Männern, welche mehrere Frauen haben, in Serails eingeschlossen, weßhalb man nur selten tartarische Frauen sieht. Sie sind sehr gewandte Amazonen, schießen mit Bogen und Pfeilen und spielen auf einer Art Guitarre, die sie selbst anfertigen und dabei statt der Saiten Pferdehaare verwenden. Die Mädchen tragen einen langen Zopf aus Pferdehaaren, der fast bis zur Erde herabhängt, mit Silberstückchen durchflochten und am Ende mit kleinen Glöckchen versehen ist. Die Männer kleiden sich ebenso wie die Frauen, nur fehlen ihnen die ungewöhnlich großen silbernen Ohrringe in Form eines Halbmondes. Will ein junger Mann einem Mädchen den Heirathsantrag machen, so schickt er ihr ein Pferd, dem die Auserwählte ein Band in die Mähne flicht, wenn sie den Antrag annimmt und es so zurücksendet. Die Trauungsceremonie wird wie bei den Juden vollzogen; auch muß jeder Hochzeitsgast ein ganzes Huhn verzehren. Sehr auffallend ist das Kostüm der Wodziaken, auch eines asiatischen Völkerstammes. Die Frauen tragen eine Art Grenadiermütze, die, eine Elle hoch, aus kostbarem Stoffe und mit bunten Fransen besetzt ist; ihre Wäsche und Kleider sticken sie sehr künstlich mit farbiger Wolle und beziehen die reichen Stoffe meistentheils aus der Bucharei. Die Männer dagegen verzichten in ihrer Tracht auf jede Eleganz, da ihre Kleidung nur aus Thierfellen hergestellt wird.

Von Kasan nach Tobolsk, eine Strecke von dreihundert europäischen Meilen, fuhr ich die Kama entlang an ungeheuren Ruinen und Zigeunerhütten vorbei, nur selten zeigten sich unbedeutende Städte und Kolonien Verbannter, welche an der Landstraße die Poststationen unterhalten müssen. Das Postgeld beträgt pro Werst nur eine Kopeke (sieben Werste gehen auf eine Meile); auf der Rückreise aus Sibirien aber das Doppelte.

Digitized by Google

Nach zweitägigem Aufenthalt in Tobolsk setzten wir unsern Weg nach Irkutsk fort und begegneten sechshundert Gefangenen männlichen und weiblichen Geschlechts unter sehr geringer Bedeckung, die zu Fuß hierher in die Verbannung geschickt werden und daher kaum in drei Jahren an den Ort ihrer Bestimmung gelangen. Eine Flucht wäre hier unmöglich, denn es gibt außer den Kolonieen an der Landstraße nirgends Niederlassungen noch Wege; nur führt ein Weg durch dichte, schaurige Wälder, in denen der Flüchtling den Bären und Wölfen preisgegeben wird. Zwischen Tobolsk und Irkutsk werden diese Unglücklichen getrennt; ein Theil ist für die Bergwerke, ein anderer für die Fabriken in Nerczinsk, Ekaterinenburg, ein dritter für wüste Kolonieen bestimmt. Aus solchen Arbeitern in den Bergwerken und Fabriken bilden sich zuweilen Räuberbanden, die sich mit andern wilden Horden vereinigen, ihre Wohnungen Winter und Sommer in undurchdringlichen Wäldern haben, die Karavanen russischer Kaufleute überfallen und die ganze Gegend unsicher machen; deßhalb gab man uns nach der chinesischen Grenze zu stärkere Begleitung. In der Nähe von Irkutsk mehren sich die Kolonieen, in welchen auch Polen, Preußen und Schweden wohnen, deren Vorfahren noch in den früheren Kriegen mit Rußland auf Lebenszeit hieher verbannt wurden. Fünfhundert Werste vor Irkutsk hielten wir in einer großen Kolonie an, in der sich auch eine Gerichts-Commission befand, die unserm Offizier sofort noch fünf andere Gefangene aus den höheren Ständen zum weiteren Transport anvertraute. Das Nachtlager wurde wie gewöhnlich auf den Stationen im Freien aufgeschlagen. Den nächsten Morgen sollten wir weiter befördert werden; es wurden daher am Abend vorher alle nöthigen Vorkehrungen dazu getroffen, und mit einbrechender Nacht versanken Gefangene sowohl wie Soldaten in tiefen Schlaf. Das Wachtfeuer brannte wie überall, wo wir rasteten, die ganze Nacht hindurch; da erhob sich der Offizier geräuschlos und löschte das Feuer. Gegen Morgen, als die Postpferde bereits angespannt waren, richtet sich der Offizier von seinem Lager auf, wirft sich in krampfhaften Zuckungen wild umher, durchsucht seine Kleider, sein Lager, und erklärt endlich mit wüthender Geberde, man habe ihm seine Brieftasche gestohlen, in der die ganze Baarschaft aller Gefangenen und noch eine ansehnliche Summe aus der Staatskasse enthalten war, nämlich sechsmonatliche Gagengelder für die Soldaten und Reisegeld für uns und den Offizier auch zurück nach Smolensk. Er requirirt sofort einige Gerichtspersonen und läßt seine und unsere Sachen durchsuchen; es wurde aber nichts gefunden. Der

Digitized by Google

Offizier ſchickt alſo einen Courier nach Irkutsk mit der Depeſche, daß er ſehr wichtige und geheime Gefangene transportire und während des nächtlichen Aufenthaltes in einer von Dieben und Räubern bewohnten Kolonie ſeines ganzen Vermögens beraubt worden ſei, daher die Arreſtanten nicht weiter bringen könne. Zur Beglaubigung ſeines Berichtes fügte er Atteſte einiger kleiner Kaufleute des Ortes bei, wonach es früheren Expeditionen hier ebenſo ergangen war. Der Schurke hatte ſich, wie ich ſpäter erfuhr, ſelbſt beſtohlen: er war in der Nacht aufgeſtanden und hatte das Geld unter einen Stein gelegt nahe an dem Wege, den wir fahren mußten. Unſere Abreiſe von hier wurde nun ſo lange verzögert, bis der Courier mit dem nöthigen Reiſegelde zurückkam, dann aber ging die Fahrt ſchleunig von Statten, da der Offizier Befehl zur Eile erhalten hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Des Engels Schutz.

Von **Pia.**

Am Waldesſaum, auf grünen Matten
Ein Kindlein ſpielte ganz allein.
Gar ſanft umwehten's kühle Schatten
Und wiegten es in Schlummer ein.

Die Mutter weilt dem Kindlein ferne
Dort auf der garbenreichen Flur;
Sie trägt die Mühe ſtill und gerne,
Denkt einzig ihres Lieblings nur.

Da bringt Getöſe her vom Walde
Erſchreckend an ihr lauſchend Ohr;
Es kam ja dort von jener Halde
Wo ſie das Kind verließ zuvor.

Digitized by Google

In ſeiner Näh' ſtand aufgeſchichtet
Von Holz ein hochgethürmter Stoß;
Die bange Ahnung ſie vernichtet
Und ihre Angſt wächſt rieſengroß.

Sie eilt, von inn'rer Pein getrieben
Zu jener Stelle hin im Flug;
Der Sinne mächtig kaum geblieben
Iſt keine Eile ſchnell genug.

Mit wundem, qualdurchwühlten Herzen
Schwankt bleich und zitternd ſie hinan,
Forſcht nach dem Kindlein voller Schmerzen
Und nirgends ſie's entdecken kann!

Nur Trümmer Holz! — Mit beiden Händen
Durchwühlet ſie den ganzen Hauf;
Da ſtreift ſie an des Kleides Enden
Und ſinkt, verhüllten Aug's, darauf.

„O, meines armen Kindes Leiche!"
So ſtöhnt und ächzt die bange Bruſt.
Es weilt ihr Geiſt im Todtenreiche,
Des eig'nen Lebens kaum bewußt.

Doch mit den beiden, zarten Armen
Das Kind der Mutter Hals umſchließt;
Und dieſe jubelt: „O! Erbarmen!
O Gott! — mein Kind am Leben iſt!" —

Dann birgt ſie's ſchnell an ihrem Herzen,
Von Himmelswonne ſüß erquickt;
Das Kindlein lacht: „Bin ohne Schmerzen!
Hab's Engelein bei mir erblickt!" —

Digitized by Google

Symbolik der Thiere.

Von C. Otto Kornmüller.

II.

Das Lamm.

Der folgende Morgen fand die fröhlichen Kinder wiederum beim Stadtthore versammelt, um der Ankunft des Herrn Lehrers zu harren. Doch hatten sie noch einen Begleiter bei sich — ein schneeweißes Lämmlein mit rothseidenem Halsband, daran ein nettes Glöcklein hing. Da heute die Sprache vom Lamme wäre und gewiß nur Gutes von ihm gesagt würde, so dünkte, meinte Anton, mein Lämmchen auch dabei sein und sein Lob anhören.

Alsbald erschien Jörg, und gab seinen Beifall lächelnd kund. Dann trat er, an beiden Armen von etlichen Händchen erfaßt, den Spaziergang an. Bald war man am bewußten Ruheplätzchen; in die Mitte der Schaar wurde das Lämmchen placirt, ringsherum saßen, knieten oder standen die Kinder.

Das Bild des hl. Johannes des Täufers kam wieder zum Vorschein. „Nun, das kennt Ihr alle," nahm Jörg das Wort. „Ja, ja," rief's fast aus einem Munde, „es ist der hl. Johannes der Täufer!"

„Und was bedeutet das Lamm, das bei ihm steht?"

„Ich, ich, Herr Lehrer!" rief Anton, „nicht wahr, ich darf's erzählen?"

„Ja, Anton, erzähl' es uns!"

„Das Lamm, welches auf den Bildern des hl. Johannes beigesetzt ist, deutet den göttlichen Heiland an, welchen dieser hl. Prophet im Jordan taufte und als gegenwärtig den Juden verkündete mit den Worten: „Sehet das Lamm Gottes, welches die Sünden der Welt auf sich nimmt."

„Recht so, mein Kind. Der göttliche Erlöser wird schon von dem Propheten Isaias mit einem Lamme verglichen. Er sagt nämlich: „Der Herr warf unser aller Sünden auf ihn; da er gestraft und gemartert wurde, that er seinen Mund nicht auf, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, und wie ein Schaf, das verstummt vor seinem Scheerer und seinen Mund nicht aufthut." Und ist das nicht ganz und gar bei Ihm zugetroffen? Er weihte sich als Sühnopfer für die Sünden der Welt, er, der Unschuldigste, Reinste, Heiligste; und keine Klage, kein Murren kam über seine Lippen bei all den furchtbaren Leiden, die er bis zu seinem letzten Hauche am Kreuzstamme erfahren

Digitized by Google

hat; ja er empfahl noch zuletzt seine Feinde der göttlichen Barmherzigkeit. Noch mehr, nicht bloß zur Vergleichung sollte das Lamm dienen, nicht bloß ein Sinnbild des göttlichen Erlösers sein, sondern als eigentliches Vorbild kömmt es im alten Bunde vor.

Das ist das Osterlamm. Als die Israeliten daran waren, der Knechtschaft Aegyptens zu entkommen, befahl ihnen Moses im Auftrage Gottes ein Lamm zu schlachten; das mußte ganz gebraten und vollständig aufgezehrt werden, ohne daß man ihm ein Bein zerbrach; mit dem Blute dieses Lammes wurden die Thürpfosten bezeichnet, ein Abwehrmittel gegen den Würgengel, welcher alle männliche Erstgeburt der Aegyptier mit dem Tode schlug. So sollten sie es fortan alljährlich thun nach dem ausdrücklichen Befehle Gottes: „Diese Vorschrift halte als Gesetz, Du und Deine Söhne für alle Zeit.“ Unser Osterlamm, Jesus Christus, hat uns durch sein Sterben aus der Knechtschaft des höllischen Pharao erlöst, und sein kostbarstes Blut uns vor dem ewigen Tode gesichert. Als Lamm sieht ihn auch der hl. Johannes Evangelista im himmlischen Jerusalem, wie in dessen geheimer Offenbarung geschrieben steht.

Das Lamm mit seinen liebenswürdigen Eigenschaften ist übrigens auch wirklich das schönste Sinnbild für den göttlichen Heiland, der von sich sagte: „Lernet von mir, der ich sanftmüthig und demüthig von Herzen bin.“ Wie geduldig, wie sanftmüthig und wie demüthig möchte ich sagen, ist es nicht! Es zeigt, wie überhaupt alle Schafe, eine so große Geduld und Unempfindlichkeit, daß es die ärgsten Mißhandlungen erträgt, ohne mehr zu thun, denn einige Klagelaute hören zu lassen. Den Schafen kann man ihr Junges nehmen und sie lassen es willig geschehen, während in solchem Falle andere Thiere wüthend, und selbst die sanftesten Vögel traurig oder zornig werden. Schwach im ganzen Bau, ohne Vertheidigungsmittel, schon vom Anfange an ganz an den Menschen gewiesen, hat es einen so milden Charakter angenommen, daß es eigentlich nicht mehr verwildern kann. Es schmiegt sich an den Menschen wie ein Kind, und schreit nach Hülfe, wenn es sich verirrt hat, gleich dem Küchlein, das die Gluckhenne verloren. So ist es denn ein ganz treffliches Sinnbild eines geduldigen, milden, sanften, anhänglichen Charakters, eines Menschen, der keine Ungerechtigkeit, keine Gewaltthätigkeit und Feindseligkeit kennt.

Auf die große Geduld und Verträglichkeit dieser Thiere spielt auch jenes Sprichwort an: „Es gehen viele geduldige Schafe in einen Stall.“

Noch deutet die weiße Farbe, in welcher gewöhnlich das wollige Kleid der

Digitized by Google

Lämmer und Schafe prangt, auf die Unschuld und Reinheit der Seele, welche immer mit einem zarten, milden und sanften Gemüthe gepaart ist.

Aber wißt Ihr auch zu sagen, wen der göttliche Heiland unter dem Bilde von Lämmern und Schafen versteht; von wem er dieß liebliche Bild besonders gebraucht?"

„Das kann ich sagen," fiel Georg schlagfertig in's Wort: „Er nennt so seine Gläubigen, seine treuen Diener. Zu Petrus sprach er: „Weide meine Lämmer und Schafe" und sich selbst nennt er den guten Hirten, der seine Schäflein auf die beste Weide führet, und selbst sein Leben für sie gibt, der dem verlornen Schafe nachgeht und wenn er es gefunden hat, voll Freuden es liebreich auf seine Schultern legt und nach Hause trägt. Die hl. Kirche aber ist ihm die Heerde und der Schafstall."

„Ja, die Guten und Frommen sind es, welche treu an ihn sich halten und wie die Schafe um ihren Hirten sich schaaren, ihm anhangen. Wie nennt er doch die Bösen?" „Diese vergleicht der Heiland mit den Böcken; denn beim letzten Gerichte wird er die Gerechten von den Ungerechten abscheiden, wie man die Schafe von den Böcken sondert."

„Auch der gewöhnliche Sprachgebrauch hat sich des Wortes „Lamm" bemächtigt, um ein friedliches, gutmüthiges Kind zu bezeichnen, und die Mutter sieht ihr Söhnlein oder Töchterlein nicht besser gelobt, als wenn die Leute es ein „Lamperl" preisen. Und nennt nicht auch der Reiter sein gutgeartetes, williges Pferdlein „lammfromm?"

Aber nicht blos die guten Eigenschaften des Lammes und Schafes finden ihre Verwendung zur Symbolik, sondern auch deren weniger rühmliche Eigenschaften; um derentwillen haben sie auch einen Platz unter den Schimpfwörtern gefunden. Einen dummen, einfältigen Menschen, dem alles selbstständige Urtheil abgeht, nennt der gemeine Mann ein „Schaf," weil dieß Thier ganz blöde nur dem Leithammel folgt und auch der Mensch eigentlich nicht viel über dasselbe vermag; man kann es nicht einspannen oder lenksam machen; ohne Führer oder einen vom Hirten abgerichteten Leithammel ist es nicht von der Stelle zu bringen; diesem folgt es aber auch in die augenscheinlichste Gefahr. Man gibt den Schafen in Ermanglung eines Hammels auch oft Ziegen bei, welche beherzter und etwas klüger sind und an welche sich die Schafe gerne halten. Blindlings geht die ganze Heerde hinter dem Leithammel her, was dieser thut, machen alle nach; springt er über einen Stock, so springen auch die übrigen

Digitized by Google

an derselben Stelle, selbst dann noch, wenn gar kein Stock mehr da ist. Wenn eine Heerde eines solchen Führers entbehrt, so steht sie rathlos, und bei ihrer großen Furchtsamkeit ist es eine Leichtigkeit, die armen Thiere nach allen vier Winden zu zerstreuen. Um den beschimpfenden Ausdruck noch zu verstärken, bedienen sich manche des Wortes „Schafskopf."

Doch genug vom Lamme; einen Vers darauf könntet Ihr mir aber sagen, welchen wir erst vor ein paar Tagen gelesen haben und der nur Gutes von ihm spricht. Wer weiß ihn? — Sag ihn, Anton!

„Willst Du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüthen,
Spielend an des Baches Rand!"

Nun laßt Euch das Lamm immer zum mahnenden Sinnbild der Unschuld und Reinheit, der Geduld und Opferwilligkeit sein und traget Sorge, daß nicht seine üblen Eigenschaften Euch zum Vorwurfe gemacht werden!"

III.

Der Bock.

Ein folgender Tag führte die Kinder wieder mit Herrn Jörg zu einem Morgenspaziergange zusammen und ihre Augen strahlten von freudiger Begierde, was heute ihnen aus des Lehrers reichem Schatze von Kenntnissen und Gemüth gespendet werden möge. Bald begann er eine kleine Repetition des früher Gehörten anzustellen, und die Kinder waren so gewandt in Beantwortung der Fragen, daß Herr Jörg in lobenden Worten seine vollste Zufriedenheit aussprach, innerlich selbst am meisten erfreut, daß seine Erzählungen solchen Anklang gefunden; als Lohn ihrer Aufmerksamkeit versprach er, ihnen noch mehrere solche Thiersymbole vorzuführen.

„Für heute," begann er dann, „wollen wir uns mit den **Böcken** beschäftigen, wozu uns eben das angeführte evangelische Gleichniß von den Schafen und Böcken guten Anlaß bietet; sie dienten und dienen noch in anderer als dieser Beziehung als Sinnbild und Gleichniß.

Digitized by Google

Der Schafbock, nach verschiedenen Rücksichten bald Widder oder Stöhr, bald Hammel und Schöps genannt, und der Ziegenbock, Gaisbock, welchen wir auch gleich in diese Gesellschaft hereinziehen, unterscheiden sich von den weiblichen Thieren, dem Schafe und der Ziege, durch ihr ganzes Aeußere; der Bau des Körpers ist kräftiger, der Kopf etwas gedrängter, der Blick beherzter, die ganze Haltung stolzer und fester; dazu ist der Bock noch mit starken Hörnern versehen, welche dem Schafe gemeiniglich ganz fehlen, beim Widder aber nicht wie beim Ziegenbocke etwas nach rückwärts gebogen sich an der Stirne erheben, sondern in schönen Windungen an beide Seiten des Kopfes sich anlegen. Sein ganzer Charakter ist muthiger und besonnener und macht ihn tauglich zum Führer einer Heerde; doch liebt er auch den Kampf mit andern seines Gleichen, ist in seiner Jugend oft sehr muthwillig und stößig, kennt nicht leicht eine Furcht, ist sehr ungelehrig und starrköpfig, und macht sich sehr wenig daraus, seine Hirten und andere Leute zu attaquiren und an ihnen die Härte und Kraft seines gehörnten Kopfes zu probiren. Seiner Stößigkeit halber weicht man ihm gerne aus, obwohl er sonst im Allgemeinen ein friedliches und harmloses Thier ist. Noch etwas höchst Unrühmliches an ihm ist ein gewisser übler Geruch, welcher sich besonders am Ziegenbocke sehr bemerklich macht.

Da gibt es denn Anknüpfungspunkte genug, um den Bock als Symbol zu gebrauchen, oder zur Bezeichnung von mancherlei Eigenschaften seinen Namen in Anwendung zu bringen.

Die Kraft und Stärke des Widders leitete die ältesten Völker, welche ein Nomadenleben führten, darauf, sich seiner als Sinnbild der Kraft und Stärke zu bedienen, und darauf mag es vielleicht beruhen, daß bei den Hebräern der Name „Gott" und „Widder" gleiche Stammwurzel hatten, welche „stark und mächtig" bedeutet. Die Griechen heben auch den Unterschied zwischen dem starken Widder und dem schwachen Lamme hervor und Homer besingt den Zeus Krioprosopon, d. i. den widdergestalteten Zeus. In Oberägypten verehrte man den Jupiter Amon, welcher mit einem Widderkopfe abgebildet war, indem hier die Schafzucht besonders betrieben wurde, und das Schaf demnach auch als das Symbol des höchsten Gutes galt, während Oberägypten, wo der Ackerbau vorherrschend war, einem heiligen Stiere, dem Apis, göttliche Ehre erwies."

„Ach!" seufzte da Joseph auf, „wie konnten denn diese Menschen sich so

Digitized by Google

weit verirren, und ein solches unvernünftiges Thier, das so weit unter dem Menschen steht, anbeten, ihm göttliche Ehre erweisen!"

„Ja, Kinder," entgegnete der Lehrer, „es ist das eine über Alles bedauernswerthe Erniedrigung des menschlichen Geistes und Herzens, aber ganz natürlich gekommen. Auch in der größten Verkommenheit kann sich der Mensch dem Gefühle und der Ueberzeugung nicht entschlagen, daß es ein höheres Wesen gebe als er ist, welchem gegenüber er machtlos sei. Nachdem die Kenntniß des wahren Schöpfers der Welt verloren gegangen war, trug der Mensch seine Begriffe von einem höheren Wesen auf die Naturkräfte über oder auch auf andere Geschöpfe, die ein von ihm unabhängiges Leben und Dasein hatten und welche einen vielfältigen Einfluß auf ihn ausübten — ihm nützten oder schadeten, z. B. Sonne, Sterne, Feuer u. dgl. Diese glaubte er ehren, ihre Gunst sich sichern, ihren schlimmen Einfluß entfernen, ihren Zorn durch Opfer versöhnen zu sollen. Bei manchen Völkern erhielten sich die Begriffe eines oder mehrerer höherer Wesen noch lange Zeit reiner und es waren ihnen Abbildungen der Götter nur sinnliche Vorstellungsweisen. In gleicher Weise galten anfänglich den Aegyptiern bei dem ihnen eigenen Naturſinn gewisse Thiere, in deren besonderen Anlagen sie den Charakter ihrer Götter wieder fanden, als die lebendigen Abbilder derselben. Darum erachteten sie es auch nicht als Schimpf oder Entehrung, ihre kolossalen Götterstatuen mit Hund- oder Vogelgesichtern u. dgl. auszustatten oder den entsprechenden Thieren Tempel zu bauen. Diese ursprünglich symbolische Auffassungsweise aber hielt beim Volke nicht Stand, sondern schwand allmählig — und die bloße Thieranbetung blieb zurück. So weit kann sich der Mensch, der Herr und die Krone der Schöpfung verirren, wenn er den wahren Gott nicht mehr kennt oder kennen will.

Kehren wir wieder zu unserm Widder zurück, dem Sinnbilde der angreifenden und überwältigenden Macht.

Unter dem Bilde eines Widders ward dem Propheten Daniel (8, 3—5) die Macht des Perserkönigs Darius gezeigt, welcher dann nach einer kriegslustigen und eroberungssüchtigen Regierung selbst wieder von Alexander (unter dem Bilde eines jugendkräftigen Ziegenbockes gezeigt) überwunden wurde. Eine Sage erzählt auch, daß unter dem Bilde von Widdern dem letzten römischen Könige, Tarquinius Superbus, sein Ueberwinder, Junius Brutus, und dessen Bruder, den er getödtet hatte, im Traume vorher erschienen seien. Die Art und Weise, wie der Widder seinen Gegner mit Stößen angreift, gab den

Digitized by Google

Römern und Griechen Veranlassung, die Mauerbrecher oder Belagerungswerkzeuge, womit sie die Mauern einer belagerten Stadt einzustoßen versuchten, „Widder (aries)“ zu nennen und sie rüsteten dieselben an der Spitze selbst mit einem ehernen Widderkopfe aus. Weniger jedoch zum Zeichen der Tragkraft als vielmehr des Schmuckes halber zierten die Alten manchmal die Tragbalken eines Gebäudes mit einem Widderkopfe, sowie es auch der Fall ist bei dem Kapitäl der korinthischen Säule, dessen Windungen den Widderhörnern ähnlich mit gleichen Namen belegt wurden. Von der steifen und festen Stellung der Böcke, sowie von dem gehörnten Aussehen scheint auch der Sprachgebrauch den Namen „Bock“ für die einfachen stützenden Balkengerüste von Stegen und Nothbrücken und andere derartige Gestelle bei mancherlei Gewerben u. dgl. entlehnt zu haben, und den mit dem Namen „Bock„ bezeichneten Turnapparat kennt Ihr gewiß. Bekannt ist Jedem der „Bock“ an der Kutsche und die Qual und Strafe des „Bockspannens.“

Treffend nennt man im gemeinen Leben manchmal einen eigensinnigen, starrköpfigen Menschen einen „Bock,“ eine gezwungene Haltung „bocksteif,“ einen stieren Blick „bockstarr.“

Da bei den Viehzucht treibenden Völkern der Widder hochgeschätzt war, so hatte Gott von seinem Volke im alten Bunde als vorzügliche Opfergabe auch einen dreijährigen Widder gefordert, ein Thier, welches in diesem Alter in voller Stärke und Kraft steht. Ein solches Opfer sendete der Herr schon seinem treuen Diener Abraham, als dieser auf dem Berge Moria seinen einzigen Sohn Isaak schlachten wollte. Der Widder war immer zum Brand- und Friedensopfer bestimmt, während Ziegenböcke für die Sünden des Volkes geschlachtet wurden, auch ein solcher jährlich als Sündenbock, sinnbildlich als Schuldträger des ganzen Volkes, in die Wüste gejagt und dort von einem steilen Felsen in die Tiefe gestürzt wurde.

Der Bock überhaupt gilt dann dem reinen Lamm gegenüber gestellt, als unrein, wie Christus der Herr auch die Sünder und Verworfenen unter dem Bilde von Böcken darstellt gegenüber den Schafen, welche die Gerechten bezeichnen. Bei den Jägern gilt es als ein Fehler, einen Rehbock statt der Gais zu schießen und man sagt darum auch von einem Menschen, der etwas ungeschickt oder fehlerhaft gemacht hat: „er hat einen Bock geschossen.“ Gleichfalls nennt der Student seine Fehler „Böcke,“ was übrigens auch seinen Ursprung

Digitized by Google

in dem Zeichen (><), womit der Professor dieselben anstreicht, und welches dem Bocke der Holzarbeiter ähnlich ist, haben kann.

Selbst den üblen Geruch der Böcke, welche im Allgemeinen unreinlicher sind als Schafe und Ziegen, nimmt man gleichnißweise und benennt unsaubere, schmutzige Kinder „Hammeln, Schmutzhammeln."

Nach der späteren christlichen Vorstellungsweise, gestützt auf eine Stelle bei Isaias 13, 21. und Offenbarung Joh. 18, 2. kommt die Bocksform wesentlich dem Teufel zu. Auf älteren Bildern, in Sagen und Legenden erscheint er häufig in Jägermontour mit einem Bocksfuß oder auch mit Bocksbart und Hörnern, welche unter dem Hut oder Barret verborgen werden. Die Stelle bei Isaias lautet nämlich: „Und Babylon, jene herrliche unter den Königreichen, wird so sein, wie zerstört hat der Herr Sodoma und Gomorrha. . . Nur wilde Thiere hausen dort, ihre Häuser füllen sich mit Drachen und wohnen Strauße da und Waldteufel tanzen dort." In der griechischen Mythologie findet sich neben vielen andern Göttern ein Gott, Pan genannt, welchem Berge und Wälder geheiligt waren; dieser wurde ganz in der Gestalt eines Ziegenbockes abgebildet, seine zwei Füße waren Ziegenfüße, und seine Ohren, Hörner und der Bart erinnerten auch an den Ziegenbock. Wird er gereizt, sagten sie, so jagt er leicht einen großen Schrecken ein. Als Dionysos einmal mit seinem Gefolge in großer Gefahr war, blies Pan auf einmal aus vielen Trompeten zugleich, und Schrecken ergriff die Feinde, daß sie alle entliefen; daher stammt der Ausdruck „panischer Schrecken" für einen außerordentlichen Schrecken. Hier hätten wir also den Waldgott als Waldteufel und gewiß, wenn der Teufel sichtbar in seiner Abscheulichkeit erscheinen würde, es wäre für jeden auch ein entsetzlicher Schrecken.

Die Vorstellung des Teufels in Bocksgestalt steigt in's hohe Alterthum hinauf, schon der hl. Gregor der Große († 604) gibt einige Andeutungen, in mannigfaltigerer Weise aber entwickelte sie sich bei den Deutschen. Bei ihrer Bekehrung zum Christenthume konnten die noch unkultivirten deutschen Völkerschaften ihre heidnische Götterwelt nicht alsogleich vergessen, es blieben noch manche Vorstellungen im Schwunge, die man mit dem Christenthume dadurch ausglich, daß man die heidnischen Götter und Göttinen in böse Geister und Teufel verkehrte; darum mischte sich dem christlichen Volksglauben vom Teufel so viel deutsch-heidnisches bei, was natürlich mit der christlichen Religion und der heiligen Glaubenslehre nichts zu thun hat. Was die Bocksgestalt betrifft,

Digitized by Google

mit welcher die Phantaſie des Volkes den Teufel umkleidet, ſo liegt ihr die Vorſtellung des altdeutſchen Donnergottes Thor oder Donar zu Grunde, dem die Böcke geheiligt waren und deſſen Donnerwagen man ſich mit Böcken beſpannt dachte. Thor galt nach Odin für den mächtigſten und ſtärkſten aller Götter, und war vielleicht mehr als dieſer gefürchtet, obwohl er im Allgemeinen als ein guter Gott geehrt war. Darum ſuchten Ueberlieferungen alles Gehäſſige auf ihn zu werfen und ihn als teufliſches Weſen darzuſtellen und zwar von ſchlimmerer Art als Odin. Deßhalb erſcheint der Teufel ſo oft in Märchen als meckernder Bock; alle Hexen dachten ſich ihren Meiſter als ſchwarzen Bock, dem ſie bei feierlichen Zuſammenkünften göttliche Ehre erwieſen. Die ſchwarze Farbe hat dabei auch ihre Bedeutung, als die der Nacht, der Finſterniß, der Unterwelt. Die Schweizerhirten erachteten noch lange, daß die Ziege etwas von teufliſchem Weſen an ſich habe, und hüteten ſich, deren Füße zu eſſen.

Wie bei den alten heidniſchen Römern und Griechen der Glaube herrſchte, daß die Götter, welche in menſchlicher Geſtalt erſchienen, beim Weggehen in Vögel, z. B. Schwalbe, Falke ſich verwandelten, oder ihr göttliches Weſen durch Sichtbarmachen von Ferſe, Nacken, Schulter u. a. zu erkennen gäben, ſo war es auch bei den alten Deutſchen; auch ihre Phantaſie ſtattete die Götter mit einem Gliede des Thieres aus, das ihnen geheiligt war oder in das ſie ſich gerne verwandeln ſollten; dieß Glied konnte den Menſchen ſichtbar werden und den Gott verrathen. So erſcheint in der alten Volkspoeſie der Teufel in Menſchengeſtalt, aber beim Stiefelausziehen wird der Bocks- oder Pferdefuß ſichtbar, oder guckt unter dem Mantel hervor, oder man entdeckt Hörner unter ſeinem Hute.

Sorget ſchon jetzt dafür, daß Ihr einſt beim letzten Gerichte auf die rechte Seite des guten Hirten zu ſtehen kommt, wo ſeine getreuen Schäflein ſind, und daß er nicht genöthigt werde, Euch auf ſeine linke Seite zu ſtellen, wo die Böcke als die Verworfenen hingeſtellt werden."

Auflöſung der Räthſel S. 287.

Die Gebirge. Die Quelle. Schmetterling und Biene. Der Sturmwind. Das Seeſchiff.

Digitized by Google

Der Waſſermann.

Von R. Hoppichler.

„O Mutter, laß mich ſpielen an jenes Bächleins Rand,
Dort ſind ſo ſchöne Steinchen am reinen Uferſand.
Dort blühen viele Blümlein ſo lieblich und ſo hold,
Dort ſchwimmen viele Fiſchlein ſo glänzend wie von Gold.“

„„Mein Kind, Du darfſt nicht gehen zu jenem Bach hinan;
Denn in des Baches Tiefen da hauſt der Waſſermann.
Der zieht die kleinen Kinder gar ſchnell zu ſich hinab;
Da finden ſie im Bache ihr kaltes, frühes Grab.““

„O ſag' mir liebe Mutter, gehört dem Waſſermann
Das Blümlein dort am Ufer, und jedes Steinchen d'ran?“

„„Ei, freilich lieber Knabe, die legt er dort nur hin,
Um Kinder anzulocken, und dann hinabzuzieh'n.
Und hat er dann gefangen ein armes Bübchen klein
So ſperrt er zu den Fiſchen es gleich im Waſſer ein.““

„O Mutter, ich will folgen und nicht zum Bache geh'n;
Und doch möcht' ich verſtohlen das Waſſermännlein ſeh'n.“

„„Mein liebes Kind, Du ſieheſt im Waſſer nur Dein Bild;
Doch hinter dieſem lauert der Waſſermann gar wild.
Und kommſt Du dann zum Bache, ſo zieht er Dich hinein,
Ich aber hab' verloren das liebe Bübchen mein.““

„Komm' Mutter, laß' uns gehen, ich will nicht mehr zum Bach;
Ich jage auf der Wieſe den bunten Faltern nach.“

Digitized by Google

Räthsel.

Von **Friedrich Beck.**

Du findeſt Anfang nicht, noch Ende
Auf meiner Bahn;
Wo Du mich faſſeſt in die Hände,
Da hör' ich auf, da fang' ich an.
Klein bin ich, doch man ſchätzt nicht ſelten
Mich mehr als Gold;
In allen Zeiten ließ man viel mich gelten,
Und Jeder iſt mir hold.
Ein Sinnbild bin ich oft der Würde,
Der Treue Unterpfand;
Oft aber laſt' ich ſchwer als Bürde
Und feſſ'le der Gefang'nen Hand.

Wiewohl ich ſelber klein bin, ſtell' ich doch an's Licht,
Was kleiner iſt, als ich; das Größ're faß' ich nicht.

Wir dienen beide einem Herrn
Einträchtig und gehorſam gern;
Wir helfen ihm in jeder Noth,
Entſteh'n mit ihm, ſind mit ihm todt;
Wir ſind uns gleich an Alter, Form und Gaben,
Doch pflegt die Eine mehr Geſchick zu haben.

Zwei Brüder ſind wir, Beide Diebe, Beide Greiſe.
Wir nahen, um zu ſtehlen, Deinem Hauſe leiſe;
Alltäglich kommt der Eine und er raubt Dich aus,
Der And're kommt nur einmal in Dein Haus.
Den Erſten hegſt Du ſorglich, ſiehſt ihn kommen gern,
Den Andern mit Verwünſchung fliehſt Du, hältſt ihn fern.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Hanichl.

Von Franz Pocci.

(Mit Bild.)

Des Herrn Schloßverwalters Peter war ein luſtiges Bürſchlein, das immer von der Dorfſchule heimgehend einen kleinen Umweg zu machen pflegte und zwar durch einen Waldzipfel, in welchem Erdbeeren, Brombeeren in Menge ihre ſüßen Reize boten. Daß der Peter luſtig geweſen, gehört eigentlich nicht hieher, allein, wie dem auch ſei, es iſt immer beſſer, man iſt luſtig als traurig, und ein kleiner Umweg, um Erdbeeren oder Brombeeren zu pflücken, iſt auch keine Sünde, wenn man nur das Eſſen zu Hauſe nicht verſäumt. Unter derlei Umſtänden und ſolchen Gedanken ſchlenderte Peter eines Tages zwiſchen den Tannen fort und pfiff dabei den Eichkätzchen, ſeine Schultaſche am Riemen ſchwingend. Da flog ein Nußhäher auf mit einer Eichel im Schnabel und ein kohlrabenſchwarzes Eichkätzchen ſchoß an einer Buche hinauf, während im Tannendickicht der Jägerkaspar ſichtbar ward, der ſich gerade ſein Stummelpfeifchen ſtopfte.

„Ei, Monſieur Kaspar!“ — „Ei, Monſieur Peter!“ Erſteres ſagte der Peter, letzteres der Kaspar, wie ſich von ſelbſt verſteht.

Dieſer war ein alter Schnauzbart, vormals activer, dermalen penſionirter Jäger der Schloßherrſchaft, deſſen Geſchäft eigentlich nur noch darin beſtand, darüber nachzudenken, ob er etwa im Wirthshauſe oder hinter dem Ofen zu Hauſe ſeine Zeit todtſchlagen ſoll. Nebenbei aber krabbelte er auf ſeinen krummen Beinen, deren eines ihm von einem Wildſchützen zu freundlichem Andenken vor zehn Jahren angeſchoſſen ward, im Walde umher, erfreute ſich der Beobachtung von Rehſpuren, half dem ſeine Stelle vertretenden Jäger Fuchseiſen legen, und pflegte am rechten Orte Jägerſtücklein zu erzählen, deren die eine Hälfte erlogen und die andere nicht wahr, zu oft wiederholter Unterhaltung den Bauern beim Bier zum Beſten gegeben ward. Der alte Jäger-Kaspar und der kleine Schloßverwalters-Peter waren ſehr gute Freunde, inſoferne Jener dem Knaben von Wild und Wald zu erzählen pflegte und ihn nicht ſelten mit ſeiner verroſteten Flinte auf einen Vogel ſchießen ließ.

Alſo: „Guten Morgen, Kaspar!“ — und „Guten Morgen, Peter!“ und ſo weiter.

Digitized by Google

Nach dieser interessanten Introduction war des Knaben selbstverständliche Frage, was sein Freund heute im Walde thue?

„Heut' schneid' ich mir meinen Barometer ab." — „Deinen Barometer?" — „Ja, Peter, einen frischen Hanichl."

Nun wußte allerdings Peter, was ein Hanichl sei; welche Beziehung aber der Hanichl zu einem Barometer habe, dieß war ihm ein Räthsel.

Wir aber wenden uns an das hochgeehrte lesende Publikum, dessen großer Theil vermuthlich nicht weiß, was ein Hanichl ist. Dieser, von den bayrischen Bauern so benamst und nach forstalischem Ausdrucke explicirt, „ist ein dürrer, vollkommen entnadelter Fichten-, Föhren- oder Tannenunterständer, der keine Lebenskraft mehr besitzt in Folge von Licht- und Luftmangel." (Dürrling.)

„Siehst Du, Peter," sagte der alte Kaspar, „ich hatte nie das Geld, mir zum Wetteranzeigen einen Barometer zu kaufen, in dem das Queckſilber in die Höhe steigt, wenn's gut Wetter wird, und fällt, wenn's schlecht wird; darum schneide ich mir alle Jahre so einen Hanichl ab, der thut's auch gerade so gut."

Nun lachte Peter hell auf: „Ei, ein Dürrling, ein verdorrtes Fichtenstämmchen sollte ein Barometer sein?! Kaspar, ich glaube, Du hast heute ein Glas Schnaps zu viel getrunken, oder Du willst mich zum Besten haben."

„Keines von beiden," erwiderte der Jäger-Kaspar. „Merk auf, Peterl; kannst meine Kunst leicht nachmachen, und so ein Wetteranzeiger kostet Dich keinen Kreuzer. Nun, wie Du da siehst, schneide ich mir so einen Fichtendürrling oder Hanichl ab, beiläufig drei bis vier Fuß hoch, nehme ihm alle Aeste bis auf einen und stecke ihn in die Erde, daß er feststehe, aber an einen ziemlich schattigen Ort an meinem Hause, dann richte ich mir eine Latte zurecht (Du kannst sie Dir beim Schreiner Michel holen), mache mir Bleistiftstriche, 1½ Zoll breite Gradstriche darauf, und stecke den Gradmesser meinem Hanichl gegenüber in den Boden. Steigt der dürre Ast aufwärts, so kannst Du Dich darauf verlassen, daß es innerhalb zwölf Stunden regnet; biegt er sich abwärts, so bleibt's oder wird trocken Wetter. Ich bin schon oft verlacht worden über meinen kunstreichen Wetteranzeiger; aber wenn die Gäste zu meinem Herrn auf die Treibjagd kommen, fragen sie doch immer: alter Kaspar, was sagt Dein Hanichl, bekommen wir morgen gutes Jagdwetter? — Und es war noch nicht oft der Fall, daß mein Barometer gelogen hat. Im vorigen Jahre war einmal ein gelehrter, physikalischer Professor auf Besuch im Schloße;

Digitized by Google

der hat mir die Sache expliciren wollen und gesagt: Mein Wetteranzeiger sei eigentlich nur ein Feuchtigkeitsmesser auf Professordeutsch ein „Hygrometer“ und es sei Nichts daran; aber ich lasse nicht vom Glauben an meinen Hanichl, der sich immer treu bewährt. Also Peterl, mach's nach! — Sieh, da schenk' ich Dir einen Dürrling, so gerichtet, daß Du ihn nur in den Boden zu stecken brauchst und die Gradlatte dazu kannst Du Dir beim Schreiner, der im Schlosse einen neuen Boden legt, erbitten und dann ist Dein Barometer fertig.“ —

Der kleine Peter machte große Augen, hatte jedoch nichts Eiligeres zu thun, als den Vorschlag in Ausführung zu bringen. Schon am nächsten Morgen wurde der „Hanichl“ im Hofe am Verwaltershause mit Kaspars Beihilfe aufgestellt und bald gelangte Peter mit seinem kostbaren Instrumente zu großem Ansehen. Wer ein Geschäft beabsichtigte, kam in den Hof, um nach dem Wetter zu sehen, oder frug den Peter darnach.

Probatum est! Mögt Ihr auch Alle lachen. Der Schreiber dieser Zeilen hält, wie der alte Jäger-Kaspar fest am Glauben an den Hanichl, den er in seinem Garten schon jahrelang gleichfalls zur Beobachtung aufgestellt hat.

Wie das Hansjörgle ein Student wurde.

Von **Hermann Roseggers**.

V.

Der Einzug in die Stadt.

„Zehn, elf, zwölf Thürm! Aber Vater, da gibt's viel Thürm; sind das lauter Glockenthürm? Da werd' ich wohl manchmal läuten dürfen!“

„Man wird Dir schon das Läuten geben; lern' nur recht fleißig,“ erwiderte der Vater, „Du wirst doch kein Meßner werden wollen?“

Die Stadt mit ihren Mauern und Thoren und ihren vielen Kirchen macht einen sichtlichen Eindruck auf unsern Hansjörg. Er kann es gar nicht erwarten, bis ihn das Räpple durch solch ein Thor in die Stadt bringt. Hatte

Digitized by Google

ihn schon der wasserreiche Fluß und die schöne Brücke, welche über denselben führt, in Erstaunen gesetzt, so wird er ganz entzückt, als die Eisenbahn daher gefahren kommt und von der andern Seite her viele, viele Soldaten aufmarschiren.

Von Beiden, von der Eisenbahn und den Soldaten, hatte er schon viel reden hören, endlich bekommt er sie zu sehen. Diese Locomotive mit ihrem Rauche und Geräusche, die so viele Wagen in größter Schnelligkeit mit sich fortreißt, scheint ihm ein Wunderding zu sein. Auch das Rößlein muß nie vordem so etwas gesehen und gehört haben, es spitzt die Ohren, erschrickt heftig darob und wäre beinahe mit Sack und Pack über die Straße hinabgesprungen.

Bald nahmen die Soldaten all seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Dieses klingende Spiel, so viele ganz gleich gekleidete Männer mit Bart und Gewehr, alle so ernst, beinahe zornig, das kam ihm merkwürdig vor. Als er die Kanonen erblickte, und viele Reiter gleichfalls mit Musik zur Stadt hinausreiten sah, da fiel ihm der alte Kuß wieder ein, der dem kleinen Liebling von der Völkerschlacht von Leipzig und von Hanau erzählt hatte, und er empfand großes Mitleid mit ihnen; hatte ihm ja der ergraute Veteran oft gesagt, wie sehr die jungen Soldaten in der Kaserne Heimweh bekommen. Vor lauter Mitleid hätte er selbst beinahe Heimweh gespürt!

Mittlerweile waren sie durch ein Thor in die Stadt gefahren und kamen in eine lange, breite Straße. Hier hättest Du sehen sollen, wie Vater und Sohn an den Häusern hinauf schauten; das Rößlein mußte ganz langsam gehen. „Vater, diese Häuser sind so groß wie unsere Kirche," sagte Jörgle. Es fällt ihm auch auf, daß die Häuser keine Fensterläden haben, und daß sie alle so schön angestrichen sind, roth und grün und braun und gelb; denn daheim gab es nur weiß übertünchte Häuser und hölzerne Hütten.

Warum so viele Menschen auf den Straßen sind, das kann er auch nicht begreifen und alle sonntäglich angezogen. Auch sieht er Niemanden arbeiten und nirgends zeigt sich ein Feld oder eine Wiese, so daß er zu der Frage kommt: „Vater, wo nehmen diese Leute alle das Essen her?" So viele Leute laufen hin und her und Keiner grüßt den Andern, auch unsere Ankömmlinge werden von keinem Menschen gegrüßt. Das will dem Hansjörgle gar nicht gefallen; er fiel von einem Erstaunen in das andere. Endlich nach langer Fahrt hielt das Fuhrwerk vor dem „goldenen Kreuz," nachdem nicht Wenige diesem Gefährte und den zwei erstaunt schauenden Fremden nachgesehen hatten.

Digitized by Google

Es war indeß Abend geworden. So viel wie in diesen letzten zehn Stunden hatte Hansjörg in den zehn Jahren seines Lebens nicht gesehen und gehört. Du wunderst Dich nicht, wenn ich Dir sage, daß er schon in der Gaststube am Tische einschlief und im Traume zu reden anfing. Er würde die ganze Gesellschaft durch seine Enthüllungen unterhalten haben, wenn ihn nicht sein Vater geweckt, und zum Schlafen geführt hätte.

Die ganze lange Fahrt machte er nochmal in seinen Träumen und es kam ihm vor, als sei er zu Hause und erzähle den Seinigen von den Erlebnissen seiner Wanderschaft.

Lange und fest schlief der neue Ankömmling in der Stadt, und er konnte am Morgen nicht alsogleich zum vollen Bewußtsein kommen, wo er sich befinde. Erst nach und nach erinnerte er sich, wo er sei und was er wolle, und er durchlebte schnell den ganzen gestrigen Tag.

In der kalten Wirthsstube, in der die Stühle noch ungeordnet umherstanden, wollte es ihm ebenso wenig gefallen als droben im Schlafgemach, von dem aus man nur auf nebelfeuchte Hausdächer sah.

Bald hatten sie, der schweigsame Vater und der noch schweigsamere Sohn, das Frühstück eingenommen; dann suchten sie eine Kirche auf, um den ersten Tag in der Stadt mit Gott zu beginnen und hierauf gingen sie durch die noch nicht belebten Straßen, Niemanden kennend und nicht gekannt, um eine Wohnung zu suchen.

Eine gebrechliche Frau, die des Weges kam, mochte errathen haben, warum die ländlichen Wanderer so an den Häusern hinaufsehen, und redete sie also an: „Suchen Sie ein Quartier für dieß Studentlein? Ich habe eine passende Wohnung und suche einen Knaben."

Begierig folgen sie ihr durch Straßen und Gäßchen, bis sie in die „kurze Gasse" kommen. „So, jetzt spazieren Sie nur hinauf. Wie heißen Sie, junger Herr?" „Wer, Ich? Hansjörg?" „So, Schorschle," erwiderte die freundliche Frau, „das ist schön." Wie war der Hansjörg erstaunt, als man ihn einen jungen Herrn und Schorschle nannte! Das klang freilich anders als „Bachjörgl." Und mit „Sie" wurde er angeredet, das war unerhört.

Die Wohnung wurde gemiethet; ein sehr bescheidenes Zimmerchen mit einer Aussicht in den Hof. Das Mittagessen sollte er mit seiner Hausfrau und ihren Kindern theilen.

Die Einrichtung war hergeschafft und zagenden Herzens suchte der Vater

Digitized by Google

die Anſtalt auf, die wohl eine Viertelſtunde entfernt iſt, um den jungen Rekruten vorzuſtellen. Dort hatten ſich ſehr viele Knaben eingefunden von der Stadt und von dem Lande. Letztere waren in Begleitung von Vater oder Mutter. Sie machen alle lange Geſichter wie unſere beiden.

„Wie heißt Du," redet den Hansjörg ernſt der Herr Rector an und faßt ihn feſt in's Auge, „wo biſt Du her? Laß Dein Zeugniß ſehen!" Zitternd reicht es ihm der Knabe. „Nun, man kann's verſuchen, leiſten kann er was, der Kopf iſt groß genug, da geht ſchon was hinein."

Damit war es für heute zu Ende. Die Prüfung war auf morgen beſtimmt. Die Furcht war nicht mehr ſo groß, hatte ja der Herr ſelbſt geſagt, in den Kopf geht ſchon was hinein. Das Examen fiel auch ziemlich gut aus, und er war unter den Glücklichen, die aufgenommen wurden.

Vor ſeinem Herrn Profeſſor, dem er zugetheilt worden, hatte Hansjörgle den allergrößten Reſpekt. Ganz gegen ſeine Gewohnheit ſaß er ruhig und merkte auf. Auch auf den Gängen mukſte er ſich nicht.

Einige Stadtbüblein, die fein gekleidet und ſchön gekräuſelt waren, fingen heimlich über ihn zu lachen an. Hansjörgles grüner Rock war ihnen zu lang, die Weſte zu buntfarbig, die Hoſen zu kurz, die Stiefel zu groß. Da geſellte er ſich zu einem Schüler aus Altbayern, der noch ländlicher gekleidet war als er und Gegenſtand allgemeiner Aufmerkſamkeit wurde. Dieſer hatte große, ſilberne Knöpfe in ſeiner Weſte, lauter Zwanziger, eine hirſchlederne Hoſe und eine Zipfelkappe. Sie gingen miteinander zur Kirche und ſuchten ſich ſonſt auf, aber manchmal konnten ſie einander nicht verſtehen, die Dialekte waren zu verſchieden. Da ſchauten ſie einander an und lächelten.

Bald hatte ſich Jörgle in die neuen Verhältniſſe hineingefunden. Sein Herr Profeſſor flößte ihm viel Vertrauen ein; das hatte er gar nicht gedacht, daß der hohe Herr ſo umſtändlich ſich um ihn bekümmere. Er mußte ihm nicht bloß Zeit und Ort ſeiner Geburt aufſchreiben, ſondern auch den Stand ſeiner Eltern, ſogar den Namen ſeiner Hausfrau und die Hausnummer. So eine Ehre war ihm noch nie widerfahren.

Digitized by Google

VI.

„Lauf mir nicht so viel herum!“

Doch auch an Unannehmlichkeiten sollte es nicht fehlen.

Einmal ging er einen andern Weg von der Klasse heim als sonst, und verirrte sich in diesem Häusermeere. Erst nach langem Fragen fand er seine Wohnung wieder. Zu Hause wollte man es ihm nicht glauben, daß er sich verirrt habe, sondern die Hausfrau sagte: „Hat man etwa gar in der Schule bleiben müssen?“ Das schmerzte ihn.

Nun bekam er Heimweh, umsomehr, da seine erste deutsche Scription nicht gut ausgefallen war. Das Latein wurde ihm nicht so schwer, wie seine eigene Muttersprache, in der Hansjörg öfter bei der Setzung auf die schlechte Seite kam. Da gab es heiße Thränen und sein Altbayer weinte mit.

Die Hausfrau merkte bald, daß das Schorschle ein herzensguter Knabe sei und so durfte er Wasser und Holz tragen, die Schuhe putzen für das ganze Haus, die Milch oder das Bier holen, zum Bäcker rennen. Zweimal in der Woche mußte er sogar das Essen tragen in eine weit entlegene Fabrik.

Zum Lohne dafür ließ sie ihn spazieren gehen. Er tummelte sich dann auch viel herum, manchmal bis zum Abend, wo ihm die hellen Gaslaternen und die schönen Läden viel Spaß machten.

Das dauerte lange, bis der Herr Professor darauf kam und diesem müßigen Treiben ein Ende setzte. Sein Lehrer hielt ihm vor, daß er so viele Zeit mit unnützem Herumlaufen verschwende. „Ich verbiete Dir nicht,“ sagte er, „Dich zu erholen; aber Maß zu halten ist gut, sagt Kleobulus aus Lindos. Die Zeit ist kostbar und Du mußt sie gut anwenden, wenn Du zu etwas kommen willst. Vergiß nie, was ich Dir jetzt sage: Zuerst kommt das Nothwendige, dann das Nützliche und hernach erst das Angenehme. Du bist im Deutschen sehr schwach, kannst noch nicht rechtschreiben; lies ein gutes Buch in freien Stunden, da kannst Du das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden, und lauf mir nicht so viel herum.“

„Lies ein gutes Buch in freien Stunden.“ Dieses Wort seines wohlmeinenden Lehrers merkte er sich und von nun an konnte man ihn wöchentlich an dem für seine Klasse bestimmten Tage in der Studienbibliothek sehen, wo er das gelesene Buch heimgab und sich ein neues erbat.

Der Bibliothekar wurde aufmerksam auf diesen grünen Rock und mußte

Digitized by Google

einmal herzlich über ihn lachen, als der eifrige Leser allen Ernstes auf den Zettel geschrieben hatte: N. wünscht zu lesen den Nachtwächter von Troja, den gläsernen Holzschlägel oder sonst eine schöne Ritter-, Räuber- oder Geistergeschichte.

„Du Tollpatsch, was wird's denn einen gläsernen Holzschlägel geben," antwortete der Bibliothekar. „Da hast Du ein Buch, gib aber Acht darauf."

Gierig griff er darnach und schaute alsogleich nach dem Bilde. Es war Rosa von Tannenburg, wie sie zu ihrem Vater in's Gefängniß kommt. Das muß schön sein, dachte er, lief mit seiner Eroberung heim und fing alsogleich zu lesen an. Er vertiefte sich so, daß er beinahe die Mahlzeit versäumt hätte.

Am Nachmittag wurde Hansjörg aufgerufen, doch er hatte seine Aufgabe nicht gelernt und seine Gedanken waren auf dem Schlosse bei der Rosa von Tannenburg.

„Bleibst da, Bursch, ich werde Dir kommen!" so tönte es vom Katheder herab. „Ich weiß schon, daß Du nicht viel thun magst als Geschichten lesen zum Zeitvertreib. Augenblicklich gehst heim und holst das Buch."

Er mußte das Buch hergeben, ohne es ganz ausgelesen zu haben, und das war für ihn eine harte Strafe. Er hätte gar zu gerne erfahren, wie es dieser Rosa von Tannenburg noch weiter ergangen sei.

Am andern Tage wurde er gleich wieder aufgerufen. Obwohl er seine Aufgabe gut gelernt hatte, nahm dennoch der Professor vom gestrigen Vorfalle Veranlassung in Betreff des Lesens ernste Mahnungen zu geben. Er redete den Hansjörg an, es war aber für sämmtliche Schüler der Klasse von Nutzen und Bedeutung.

„Lies mir nicht zu viel," fing er an, „und nicht zu hastig. Es soll Dich das Lesen in Deinem Studium nicht zurückbringen, sondern es soll Dir förderlich sein. Die Hauptsache ist nicht, zu erfahren, wie es dem Helden der Geschichte ergangen und welches Ende die Erzählung nimmt, sondern darauf zu merken, was Du aus dem Gelesenen für Dich lernen kannst. Du sollst nicht bloß Unterhaltung, Du sollst in Deinen Lesebüchern vor allem auch Belehrung suchen und finden. Merk auch wohl darauf, wie die einzelnen Wörter geschrieben sind, und beachte die Stellung der Sätze.

Lies auch solche Bücher, welche Dir erzählen von der Herrlichkeit Gottes in der Natur, dann wirst Du bei Zeiten denkend durch die Welt gehen und tausende der edelsten und reinsten Freuden da finden, wo andere sie niemals

Digitized by Google

ſuchen. Jede Blume am Wege und jedes Vögelein auf dem Strauch, das Fiſchlein im klaren Bach und die Sterne am Himmelszelt werden Deine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nehmen. Die große Welt der Inſekten wird Dir bald wunderbar vorkommen, denn der Herr iſt in der Biene und Ameiſe nicht weniger groß, als im Löwen, dem Könige der Thiere, und dem zahlloſen Heer der Vögel.

Erforſche, wie jene Männer und Frauen gedacht und gehandelt haben, die wahrhaft groß ſind und der Menſchheit beſonders viel genützt haben. Es wird gut für Dich ſein, wenn Du Auszüge von dem machſt, was Du geleſen."

Dieſe väterlichen, nie zuvor gehörten Worte machten auf ſein weiches Gemüth den allerbeſten Eindruck. Von nun an las er mit viel mehr Nutzen. Er legte ſich auch ein Heftchen an, welches von dem Geleſenen das Wichtigſte aufnehmen ſollte.

Seitdem las er auch nie mehr, bevor ſeine Aufgabe vollendet war und nie zur Zeit der Dämmerung, um die Augen nicht allzuſehr anſtrengen zu müſſen.

Dann aber machte er mit Robinſon Reiſen weit hin über das große Meer in ferne Lande, oder er begleitete im Geiſte einen Weltumſegler auf der Landkarte.

„Gottes Herrlichkeit in der Natur" von Alb. Werfer und verſchiedene Reiſebeſchreibungen und Schilderungen über fremde Völker machten ihm viele Freuden und verſchafften ihm großen Nutzen. Beſonders las er auch die Märchen gern.

Heute kehrte er bei Vater Beatus in der „Beatushöhle" ein, oder verſetzte ſich in jenes Thal, in dem es zum erſtenmale Oſtereier gab. Wie hatte er Mitleid mit Genofeva und Schmerzenreich und wie konnte er ſich entrüſten über den Ritter Golo! Und die Hirſchkuh, er hätte ſie gar zu gerne auf einem Bilde geſehen, wie ſie in die Höhle kommt.

Bis nach Irland kam er in die irländiſche Hütte, und hin in's ſchöne Spanien, in das Thal Almeria zum Köhler aus Valencia! Er war in Wien zur Zeit des Türkenkrieges und mit „Adolph und Ludoviska" auf Rußlands Eisfeldern. Ueber den Euſtachius und ſeine zwei Knaben weinte er die hellſten Zähren und dem böſen Dietrich wurde unſer Hansjörg ſo unhold, daß er dem vorne angebrachten Bilde einen derben Schlag verſetzte.

Digitized by Google

Du merkſt, kleiner Leſer, der Hansjörg hat ſeine freie Zeit gut angewendet und ſein Leſen hat ihm etwas eingetragen.

Um nicht allzu weitläufig zu werden, ſollen von ſeinen jugendlichen Erlebniſſen nur zwei Briefe von ihm reden.

N. . . . .

Lieber Bruder Joſeph!

Du wirſt ſchon lange auf den verſprochenen Brief warten. Nun kommt er. Ich bin geſund und vergnügt und habe in dieſem Winter viel geleſen und gelernt, wovon ich früher nichts gehört. In der Vacanz werde ich Dir Alles erzählen.

Für heute höre von einer Angſt, die ich am vorigen Samstag ausgeſtanden. Wir Studenten haben hier Feinde, die uns arg zuſetzen. Es ſind Drucker- und Schuſtersbuben; wir heißen ſie nur die „Philiſter." Schon öfters kam es zum Kampfe. Du weißt, daß ich nicht der Letzte bin, ich fürchte mich nie. Das Letztemal kam es zu einem Zweikampf zwiſchen David und Goliath. Der Goliath war dießmal kein Philiſter, ſondern ein Student und zwar ſchon ein großer und die Philiſter hatten nur einen Knaben. Ich weiß nicht, hieß er David oder nicht. Er ſcheint nicht ſo fromm zu ſein, wie der Hirtenknabe David war und Steine hatte er auch nicht. Er kam mit Schmähworten und einem großen Prügel gegen unſern Goliath angerannt. Der ſchlug um ſich und traf den Andern auf den Kopf, daß er blutete. Als wir Blut ſahen, liefen wir alle davon, auch ich. Wo die Andern hingelaufen ſind, das weiß ich nicht. Ich aber bin in die Kirche gegangen und habe gebetet wie noch nie, daß es dem verwundeten Philiſter doch nichts thut. Er hat mich recht gedauert. Ich habe mir vorgenommen, nie mehr dahin zu gehen, wo ſo gerauft wird, weil das Ende doch ein ſchlimmes ſein könnte.

Sag von dem, was ich Dir geſchrieben, nichts, gar nichts dem Herrn Pfarrer, er könnte ſonſt meinen, ich ſtudire nicht und liefere immer Schlachten.

Grüß mir die Großmutter recht ſchön, den Boten Endres und Schullehrers Leopold, den Kuß und wer nach mir fragt.

Es grüßt Dich

Dein

Dich liebender Bruder

Hansjörg.

Digitized by Google

Auf diesen Brief hin bekam er von zu Hause ernste Ermahnungen, jede Gelegenheit zu meiden, die zum Bösen führen könnte, auch Friede zu halten mit allen Menschen.

Er war ganz gerührt davon und antwortete seiner besorgten Mutter also:

Liebste Mutter:

Für Eure wohlgemeinten Ermahnungen danke ich Euch, ich will sie gewiß befolgen. O wie bin ich froh, daß mein Herr Professor nichts erfahren hat von jener Schlacht. Ich gehe gewiß nie mehr auf den Wall. Der liebe Gott hat mich schon gestraft. Ich habe unlängst eine große Betrübniß gehabt. Es war an meinem Namenstag.

Da hat mir kein einziger Mensch Glück gewünscht. Von der Hausfrau bin ich gleich am Morgen ausgezankt worden, ein Mitschüler hat mich einen dummen Bauernbuben geheißen und vom Herrn Professor habe ich auch eine Strafe bekommen, weil ich meine Aufgabe nicht ganz ohne Fehler inne hatte. Das war zu viel am ersten Namenstag in der Fremde.

Da dachte ich heim. Da ist heute das Fest. Da gibt es viele Leute in der Kirche und Gäste zu Hause. Ich dachte an die eingeschlagenen Eier und den Kaffee vom vorigen Jahre und wie ich in der Kirche hab den Oberministranten machen dürfen. Ja, der Herr Pfarrer selbst hat mir gratulirt und heuer Niemand. Das hat mich ganz traurig gemacht. Wißt Ihr, was ich that? Was meint Ihr? Ich bin in die Kirche von St. Georg gegangen, da war auch das Fest, und habe mit dem lieben Gott geredet. Da ist es mir wieder leichter geworden. Besonders hat es mich gefreut, daß ich denselben Ritter St. Georg auf seinem Schimmel sah, wie in unserer Kirche daheim. Das hat mich ganz vergnügt gemacht und ich habe auch verzeihen können, daß Niemand an mich gedacht. Ihr zu Hause habt doch von mir geredet und ich habe an Euch gedacht.

Lebet wohl, liebste Mutter, und grüßet mir Alle und betet für

Euren

dankbarsten Sohn

Georg.

Hansjörg durfte das Singen lernen, was ihm sehr viele Freude bereitete; auch in die Zeichnungsschule ging er. Während des Sommers kamen zwei Klassenspaziergänge vor, von denen vorher und nachher viel geredet wurde.

Digitized by Google

Alle Mitschüler unsers Lateiners und insbesondere dieser selbst hatten tausend Freuden, um so mehr als der Herr Professor selbst mit ihnen spielte. Nur ein Unfall ist dem Hansjörg leider begegnet. Wie er am schnellsten springen konnte, so wollte er auch der Stärkste sein. Bei einem Wettstreit zerriß er seinen Festrock so, daß er denselben nunmehr an Werktagen tragen mußte.

Allzubald, so daß er es kaum glauben konnte, war der Jahresschluß gekommen und mit ihm die Preisevertheilung. Einen Preis durfte er sich nicht holen; sein Zeugniß aber war von der Art, daß er ohne Angst heimgehen konnte.

O wie freute er sich heimzugehen! Mehr als ein Dutzend Studenten hatten sich eingestellt, die alle den gleichen Weg gehen wollten, darunter die meisten von höheren Classen.

Am Nachmittag nach der Preisevertheilung saß Hansjörg im Schatten eines Baumes und studirte das Schülerverzeichniß. Da sah er seinen Namen zum ersten Male gedruckt. Wie hat ihn das gefreut!

VII.

„Wir gehen zu Fuß heim."

Unser absolvirter Primaner und seine Kameraden hätten theilweise auch die Eisenbahn benützen können, das aber wollten sie nicht. „Wir gehen zu Fuß heim," hieß es allgemein, „eine Fußtour geht zwar langsamer, sie ist aber viel poetischer." Wie freute er sich, seine Heimat und seine lieben Eltern wieder zu sehen und die Lieben all zu Hause. „Die Liebe des Kindes, die nach heim zieht zu Vater und Mutter, ist ein Prüfstein des Gemüthes."

Der Abmarsch war auf früh 3 Uhr bestimmt. Da sammelte man sich vor einem Thore. Alle trafen pünktlich ein und waren seelenvergnügt. Jeder hatte seinen Stock und ein Ränzchen, Einige trugen auch ihren schönen, in rothes Leder gebundenen Preis mit herrlichem Goldschnitt bei sich, wohl eingepackt in eine schützende Decke.

Es ist ein herrlicher Morgen im August. Still steht am Himmel der Mond, viel tausend Sternlein lachen herunter auf die glücklichen Wanderer, als ob sie sich mit ihnen freuten.

Digitized by Google

Zuerſt gibt der Senior, ein preisgekrönter Gymnaſiaſt mit einem Augenglas und langen Locken, Verhaltungsmaßregeln; er iſt der Reiſemarſchall und ſie Alle gehorchen ihm pünktlich.

„Nur am Anfange langſam gehn, junges Blut, daß Keiner erliegt. Nicht in die Hitze hineintrinken.“ Das iſt die Loſung. Mit Geſang wird der Marſch begonnen:

„Ein Sträußel am Hut und den Stab in der Hand
Zieht einſam der Wand'rer von Lande zu Land.
Er ſieht manche Städte, er ſieht manchen Ort,
Doch fort muß er wieder, muß weiter fort.“

Viel wurde geſungen, erzählt und gelacht. Bei der erſten Haltſtelle ließen die munteren Brüder Studio ihre Herren Profeſſoren leben.

Viele Lieder hat er an dieſem Tage gehört, die er nach Jahren mit Freude und mit Macht geſungen, angefangen mit dem alten:

„Was kommt dort von der Höh?“

bis zum ehrwürdigen Weihelied:

„Alles ſchweige, Jeder neige,
Ernſten Tönen nun ſein Ohr.“

Aber auch ernſte Lieder wurden geſungen, von denen eines tiefen Eindruck auf den Hansjörg machte, das Hauf'ſche:

„Morgenroth, leuchteſt mir zum frühen Tod!
Ach, wie bald, ach, wie bald
Schwindet Schönheit und Geſtalt!
Prahlſt du gleich mit deinen Wangen,
Die in Milch und Purpur prangen,
Ach, die Roſen welken all!“

Das war eine ſchöne Reiſe, das war ein glücklicher Tag.

Schön, wie der Anfang und Verlauf, war auch ſein Ende. Seine Kameraden hatten ihn alle ſchon verlaſſen, als er von einer Anhöhe aus ſein Vaterhaus zum erſten Mal wieder ſah.

Er ſprang in die Höhe, warf ſeine Mütze in die Luft, ſchrie und jauchzte, er winkte mit dem Tuche, als ob die Seinigen ihn ſehen könnten. Der Anblick der Heimat nahm ihm alle Müdigkeit. Wie pochte ſein Herz, wie freute er ſich und doch wären beinahe Thränen in ſeine Augen gekommen.

Schauerlich ſüßes Gefühl,
Theure Heimath, du nahſt, du nahſt!

Digitized by Google

Daheim hatten sie heute schon viel vom Studenten geredet und oft schon hatten sie nach ihm gespäht, bis sie im „Weitfelde“ einen kommen sahen, der kein anderer sein könnte, als der Hansjörg.

Brüder und Schwestern laufen ihm, so schnell sie können, entgegen. Sie bringen ihm nach langer Trennung zuerst die Mutterlaute der Heimath entgegen.

Es ist ein freudiges, ein herziges Wiedersehen. Welch ein Jubel, als Bruder Studio die mitgebrachten Geschenke zärtlichst überreicht.

Und nun geht es an ein Fragen und Antworten. Jedes will mit dem gelehrten Bruder reden, jedes ihm zunächst gehen. Er soll Alles auf einmal sagen, und er will auch Alles auf einmal wissen.

Nun kommen Vater und Mutter noch den Garten herab, dem Ankömmling entgegen und auch Großmütterlein eilt herbei und begrüßt den Liebling ihres bekümmerten Herzens. Selbst Nachbar Kuß, der alte Freund, bewillkommt sein Hansjörgle.

Es war Festabend im Hause und allenthalben gehobene Stimmung. Noch lange wurde geplaudert bis in die tiefe, tiefe Nacht hinein.

Am andern Tage gleich nach der Messe machte der Student seine Aufwartung dem Herrn Pfarrer und seinem ehemaligen Herrn Lehrer.

„So Georg, bist Du auch wieder hier,“ hub jener an, „wie ist es gegangen? Du hast nie etwas von Dir hören lassen. Ein Brieflein von Dir hätte mich schon gefreut. Nun, wo ist der Preis?“

Diese Frage kam dem Georg ganz unerwartet und brachte ihn in eine gelinde Verlegenheit. „Preis habe ich keinen bekommen, aber da ist mein Zeugniß.“ Der ernste Mann las nun sein Studienzeugniß langsam und bedächtig, nicht ohne das Studentlein öfter betrachtet zu haben. „Im Deutschen steht es nicht gut,“ redete der Herr ihn wieder an, „nur nicht nachlassen und befleiße Dich überhaupt, daß Du im nächsten Jahre einen Preis heimbringst. Nimm Platz, heute bist Du mein Gast, und ich lade Dich ein, in der Ferienzeit manchmal Spaziergänge mit mir zu machen.“

Hansjörg empfahl sich bald nach dem Essen, um seinen zweiten Besuch abzustatten. Der Schullehrer stellte die nämliche Frage nach dem Preis und knüpfte einige verletzende Bemerkungen daran.

Auch dieser Besuch dauerte nicht lange, er suchte seinen Namenspatron auf, den hl. Ritter Georgius und machte dort heilsame Vorsätze für das nächste

Digitized by Google

Schuljahr. War er ja doch zum Nachdenken gebracht worden durch die Fragen nach dem Preis. Heute fühlte er zum ersten Mal, wie schön es sein müsse, wenn man preisgekrönt heim komme. Doch er ließ sich die Ruhe nicht nehmen; war er sich doch bewußt, daß er fleißig gewesen im vergangenen Jahr.

Er suchte nun den alten Kuß, den er zu Hause traf. Auch ihm hatte Hansjörgle ein Geschenk mitgebracht, drei Bilderbogen, auf denen Schlachten abgemalt waren, und Kuß freute sich sehr darüber. Es kamen ihm Thränen in die Augen über die Liebe und Aufmerksamkeit seines kleinen Freundes; zu dem erinnerten ihn die Bilder an seine Feldzüge, und er wollte in einem General, der auf einem stolzen Schimmel ritt, seinen „Auboleon" erkennen.

„Hansjörgle komm nur heute Abend in Heimgarten zu mir und erzähle mir von Deiner Studie, ich muß jetzt arbeiten," sagte Kuß. Der Studio versprach zu kommen und ihm einige Gedichte vorzutragen. Er hielt auch Wort und machte den alten Kuß ganz glücklich, weil er ihm so schöne Gedichte deklamirte, wie z. B.: „Zu Mantua in Banden der treue Hofer war."

„Nach Frankreich zogen zwei Grenadier, die waren in Rußland gefangen . . . "

„Die Heere blieben am Rheine stehn, soll man hinein nach Frankreich gehn? . . . "

„Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern find'st Du nit . . . " gefielen dem Kuß am besten. Diese drei, Hofers Tod, die zwei Grenadiere und Blücher am Rhein mußte er ihm während der Vakanzzeit öfter sagen und jedesmal gefielen sie ihm besser. „O, Hansjörgle, Du bist schon g'scheidt" konnte er manchmal sagen, und dann erzählte er zum Danke von den alten, längst vergangenen Tagen.

Aber auch zu Hause gab er das, was er an Gedichten und Geschichten auswendig gelernt hatte, den Seinigen zum Besten. Er stellte sich auf die Bank oder wohl auch auf den Tisch, und deklamirte von da aus, so gut er es eben konnte. An den Sonntagen sammelten sich um ihn die Knaben des Dorfes, besonders seine ehemaligen Mitschüler, und diese lauschten erfreut auf seine Erzählungen und hörten gerne die Gedichte. Manche mußte er so oft sagen, daß einige seiner erfreuten Zuhörer dieselben auch lernten, z. B. „Thier und Menschen schliefen feste, selbst der Hausprophete schwieg . . . ", oder „Graf Richard von der Normandie erschrack in seinem Leben nie, . . . ", sowie auch die

Digitized by Google

ſchwäbiſche Kunde: „Als Kaiſer Rothbart lobeſam in's heilige Land gezogen kam," . . „Jung Siegfried war ein ſtolzer Knab, ging von des Vaters Burg herab." . . .

Was ſeine Freunde nicht verſtehen konnten, das erklärte er ihnen, ſo wie er es in der Schule gehört hatte. Es waren die Sonn- und Feiertage für die Dorfjugend unterhaltend und belehrend und ſie gewannen den Studenten immer lieber.

So ging ihm die erſte Vakanz nur allzu ſchnell vorüber. Er hatte auf ſeine Kameraden wirklich einen guten Einfluß ausgeübt und durch ſeine Unterhaltungen wurden zwei Knaben angeregt, auch zu ſtudiren, wie der Hansjörg.

Selbſt der Herr Pfarrer hörte von ſeiner Thätigkeit, belobte ihn und ſchenkte ihm zur Ermunterung eine Auswahl paſſender Gedichte, ganz ſchön eingebunden, von welchen er dann ſeinem alten Kuß vorlas.

(Fortſetzung folgt.)

An die Mutter des Erlöſers,
am Gedächtnißtage ihrer Schmerzen.

Von **Auguſta von Gäßler.**

„O, die Ihr vorübergehet,
Kommet Alle, ach und ſehet
Ob ein Schmerz gleich meinem Schmerz!" —
Mutter, des Propheten Klage
Fleht für Dich an dieſem Tage,
Fleht um Mitleid für Dein Herz. —

Ach Du ſiehſt, das Schwert der Schmerzen
Im betrübten Mutterherzen
Stumm und bleich auf Golgatha; —
Ueber Dir, an's Kreuz geſchlagen,
Stirbt Dein Sohn, — wie muß ich klagen
Daß Dir ſolches Leid geſchah! — —

Digitized by Google

Schmerzenvollſte Du, der Frauen,
Ach wie lange mußt Du ſchauen
Deines Lieblings herbe Qual, —
Dieſes Haupt im Dornenkranze, —
Dieſen Leib, ein Ziel der Lanze,
Ausgeſpannt am Kreuzespfahl! —

Und Du kannſt den Blick nicht wenden
Von den todeswunden Händen,
Nicht von dieſem Angeſicht,
Das, zu ferne Deinen Küſſen,
Deine Seufzer nur begrüßen,
Und Dein Herz, das liebend bricht. —

Und Er ſtirbt, — Du ſchauſt es ſtille,
Betend, daß des Herren Wille
Noch einmal an Dir geſcheh'; —
Treue Magd, mit treuem Herzen
Trägſt Du dieſes Meer der Schmerzen,
Dieſes namenloſe Weh! —

Mutter Jeſu, ſchmerzenvolle,
Unſer auch gedenken wolle,
Unſer auch, in Deinem Schmerz! —
Neige Dich den bangen Herzen
Tröſtend, die in ihren Schmerzen
Flüchten an Dein Mutterherz!

Siehe, Alle werden ſchweigen,
Wirſt Du ihnen trauernd zeigen
Deines Herzens ſtillen Harm; —
Ach von Allen, die da ſchlagen
Und um todte Liebe klagen, —
Keines iſt wie Deines arm.

Digitized by Google

Friedrich Händel.

Von J. St.

II.

Händel hatte in Italien viele Bekanntschaften angeknüpft, namentlich mit Engländern, die ihn dringend aufforderten, sie doch in ihrer Heimath zu besuchen. Nachdem er nun einige Monate bei seiner Familie in Halle zugebracht, beschloß er eine Reise nach England zu unternehmen. Zunächst wandte er sich nach Hannover, wo unter der Leitung des Abbate Steffani, mit dem er sich in Italien befreundet hatte, eine glänzende italienische Oper bestand. Steffani begrüßte den jugendlichen Kunstgenossen mit großer Freude und Herzlichkeit, stellte ihn bei Hofe vor, und empfahl ihn, da er seine Stelle als Kapellmeister niederzulegen wünschte, dem Kurfürsten als seinen würdigsten Nachfolger. Der Kurfürst, (später als Georg I. König von England) ging darauf ein, und Händel nahm die ihm angebotene Stelle an, unter der Bedingung, noch vor Antritt derselben die beabsichtigte Reise nach England machen zu dürfen. Der Urlaub wurde bewilligt, und Händel reiste nun über Düsseldorf, wo man auch am churpfälzischen Hofe ihn festzuhalten wünschte, direkt nach England. — Es war gegen Ende des Jahres 1710, als er dort anlangte, wohl nicht ahnend, daß ihm dieses eine zweite Heimath werden sollte.

Ein großer Ruf war ihm bereits vorangegangen, und sein Empfang, demselben entsprechend, ein äußerst glänzender, sowohl am Hofe der Königin Anna, als in den Kreisen der englischen Aristokratie. Bald auch wurde dem 25jährigen Meister Gelegenheit geboten, diesen seinen Ruf zu bethätigen.

Der Direktor des Haymarket-Theaters hatte kaum von seiner Anwesenheit Kunde erhalten, als er ihm einen italienischen Operntext überbrachte, mit dem Vorschlag, denselben für sein Theater zu componiren.

Händel ging auf den Vorschlag ein; in vierzehn Tagen hatte er die Oper Rinaldo geschrieben, die am 24. Februar 1711 bereits mit rauschendem Beifall aufgeführt wurde. Dieselbe erfuhr nicht nur unter des Componisten eigener Leitung zahlreiche Wiederholungen, sondern war nach zwanzig Jahren noch ein Lieblingsstück des englischen Publikums, und wurde auch anderwärts, in Neapel, Mailand ꝛc. mit großem Erfolge gegeben. Bei ihrem Erscheinen im Druck

Digitized by Google

war sie so gesucht, daß der Musikalienhändler Walsh 1500 Pfund Sterling (18,000 fl. unseres Geldes) daran verdiente.

Händel, dessen Einnahme kaum den dritten Theil dieser Summe betrug, sagte deßhalb scherzend zu ihm: „Meinen Sie nicht, lieber Walsh, es wäre doch billig, nach diesem Ergebniß, daß Sie die nächste Oper schrieben, und ich sie verkaufte?"

Inzwischen war sein Urlaub zu Ende gegangen, und Händel reiste, reich beschenkt von der Königin und von allen Seiten zu baldiger Wiederkehr dringend aufgefordert, nach Hannover zurück.

Dort lebte er viel am Hofe, musicirte täglich mit der jungen, geistreichen Erbprinzessin, der nachmaligen Königin Karoline von England, und componirte für sie eine große Anzahl Gesang- und Klaviermusik. So vergingen zwei Jahre in den angenehmsten Verhältnissen; dennoch zog es Händel gewaltig wieder nach England, von woher ihm immer dringendere Einladungen, und glänzende Anerbieten zukamen. Er verlangte Urlaub, den ihm der Kurfürst zwar bewilligte, aber unter der Bedingung, nicht zu lange auszubleiben.

Im Dezember 1712 betrat er, jubelnd begrüßt, England zum zweiten Mal. Der Friede von Utrecht, welcher den 11 Jahre währenden, spanischen Erbfolge-Krieg beendigt hatte, war eben abgeschlossen worden, und die Königin beauftragte Händel, die Musik zur Friedensfeier zu componiren.

Hier war nun unser Meister in seinem eigentlichsten Elemente. Das Erhabene, Gewaltige, durchwebt und getragen von religiöser Begeisterung, war sein Gebiet. Das große Te Deum auf den Frieden von Utrecht, und das auf ebendenselben bezügliche Jubilate eröffnen die Reihe jener großartigen, geistlichen Compositionen, welche vorzüglich seinen Ruhm begründeten, und die wir noch heute mit ehrfurchtsvoller Bewunderung anhören.

Der Enthusiasmus seiner Verehrer steigerte sich mit jedem neuen Werke, und Händel fühlte sich bei dem Verständniß und der Anerkennung, die er fand, so wie durch die vielen Aufträge, die er erhielt, so glücklich, daß er Hannover, und sein Versprechen, dahin zurückzukehren, ganz außer Acht ließ.

Kurz darauf starb die Königin Anna, und der Kurfürst von Hannover bestieg als Georg I. den englischen Thron.

Händel fühlte nun doppelt sein Unrecht, und bemühte sich, die Verzeihung seines Gebieters zu erlangen. Dieses war aber nicht so leicht. Vergeblich waren die Anstrengungen seiner Gönner, die unter anderen Versuchen, zu diesem

Digitized by Google

Zwecke auch eine Wasserfahrt auf der Themse veranstaltet hatten, wobei Händel mit einem kleinen Orchester, in einer Barke hinter dem Könige fahrend, eine eigens dafür gefertigte Composition, die Wassermusik genannt, zur Aufführung brachte. Alles scheiterte an dem Groll des schwer beleidigten Monarchen.

Erst nach Monaten, als der berühmte Violinvirtuose Geminiani in einem Hofconzerte spielen sollte, und dabei die Bedingung stellte, daß Händel ihn begleiten müsse, wurde dieser wieder nach Hof beschieden und in Gnaden wieder aufgenommen. Bald darauf erhöhte der König sogar den ihm von der Königin Anna verliehenen Gehalt von 200 Pfd. Sterling auf's Doppelte, und später fügte die Königin, indem sie ihn zum Lehrer der kgl. Kinder erwählte, noch weitere 200 Pfd. bei.

Händel schrieb nun, nebst mehreren kleinen Kirchenstücken für die k. Hof-Kapelle, eine große Festmusik zur Krönung Georg I., und blieb fortan hochgeschätzt von der königlichen Familie, mit welcher er denn auch geschichtlich gewissermassen identifizirt ist, indem er alle bedeutenden Ereignisse in derselben, freudige wie schmerzliche, durch seine Musik verherrlichet, und dadurch der Vergessenheit entrissen hat.

Einer seiner glühendsten Verehrer in London war Lord Burlington. Er ruhte nicht, bis Händel, seinen Bitten nachgebend, Wohnung in seinem Hause nahm. Da fand sich die stets geistreiche und heitere Gesellschaft ein. Der Dichter Pope, der witzige Dr. Arbuthnot und andere Celebritäten jener Zeit, waren häufig bei dem Grafen zu Tische.

Dort blieb Händel nahezu drei Jahre, die er zu den vergnügtesten und interessantesten seines Lebens zählte.

Aber nicht nur unter den höheren und gebildeten Klassen, sondern auch im Volke fand unser Meister Verständniß und Anerkennung. Als er in einer Dorfkirche einmal nach dem Gottesdienste den Organisten bat, ihn den sogenannten „Ausgang" spielen zu lassen, blieb, sobald er begonnen, Alles stehen und lauschte. „Nein," sagte endlich der alte Organist, „das geht nicht so, Sie spielen mir die Leute nicht hinaus aus der Kirche."

Während seines Aufenthaltes in England schrieb Händel nebst dem Vielen, was ihm dort aufgetragen worden, drei große Opern für Hamburg, dem ersten Schauplatz seines künstlerischen Wirkens.

Im Jahre 1717 finden wir ihn dann wieder in Hannover als Kapell-

Digitized by Google

meiſter des Kurprinzen, der bis zum Tode ſeines Vaters, König Georg I., daſelbſt reſidirte.

Aber ehe ein Jahr verfloſſen war, wandte er ſeine Schritte abermals nach England.

Und nun beginnt die vielleicht glänzendſte, aber wohl nicht glücklichſte Lebensepoche des großen Meiſters.

Die Oper war damals in London in einem geradezu jammervollen Zuſtand. Da es an engliſchen Sängern und Sängerinnen fehlte, hatte man für die erſten Partieen Italiener berufen. Dieſe traten nun mit den engliſchen Sängern zugleich auf; jedes aber ſang und redete in ſeiner Sprache!

Endlich wurde man dieſer Abgeſchmacktheit müde. Die vielen reiſenden Engländer hatten inzwiſchen nicht nur in Italien, ſondern auch in Frankreich und Deutſchland die großen italieniſchen Opern gehört; (beſaß ja ſogar Hannover eine ſolche) und allgemein wurde nun der Wunſch laut, auch in London eine derartige zu beſitzen.

Man eröffnete eine großartige Subſcription. In kürzeſter Zeit waren 50,000 Pfund Sterling gezeichnet; der König ſelbſt gab 1000 Pfund, und verlieh der Geſellſchaft, an deren Spitze der Herzog von New-Caſtle ſtand, den Namen: „Der königlichen Akademie.“

Dieſer ſowohl, als die übrigen dabei betheiligten Verehrer Händels, rechneten in erſter Reihe auf ihn, als auf die ſicherſte Stütze ihres Unternehmens, und Händel erklärte ſich bereit, die Leitung zu übernehmen. Allerdings lag ein unverkennbarer Widerſpruch darin, daß er, der urdeutſche Tonkünſtler, der ſo ganz dazu berufen ſchien, der Gründer einer neuen Aera für religiöſe Muſik zu werden, nun die Stütze der italieniſchen Oper in London werden ſollte; aber die erſte muſikaliſche Stelle im Königreiche einzunehmen, ſchmeichelte doch ſeinem Ehrgeiz zu ſehr, als daß er dieſen Widerſpruch und deſſen Folgen vollkommen klar zu erkennen vermochte.

Gar bald machte ſich Meinungsverſchiedenheit bemerkbar. Die Anhänger Buononcini's und Arioſti's, der beiden Meiſter, welche Händel als Knabe am Hofe zu Berlin getroffen, verlangten, und erreichten, daß auch ſie eingeladen würden, dem neuen Unternehmen ihre Kräfte zu widmen.

Händel reiſte zu Ende des Jahres 1719 nach dem Continent, um Sänger erſter Größe zu werben. Er beſuchte in Halle ſeine blinde Mutter, und ſeinen alten Lehrer Zachau, und brachte aus Dresden den vielgerühmten und be-

Digitized by Google

wunderten Francesco Bernardi mit, in der Kunſtwelt nur Seneſino genannt, nach ſeiner Vaterſtadt Siena; Seneſino erregte denn auch in London, wie allerwärts, unbeſchreiblichen Enthuſiasmus. Durch ſeine Heldengeſtalt, ſein würdevolles, tief ergreifendes Spiel, ſeine herrliche, kunſtvoll gebildete Stimme, ſchien er wie geſchaffen für Händels Opern. Daher denn auch dieſer und ſeine Freunde Alles aufboten, ſich eine ſolche Stütze für ihr Unternehmen zu ſichern. Man erhöhte ſeinen Gehalt auf's Doppelte, und trug ihn auf Händen. Aber der maßloſe Stolz des Künſtlers blieb dennoch unbefriedigt, und der leidenſchaftliche, ſtreitſüchtige Italiener bereitete ſeinen Gönnern, anſtatt des gehofften Sieges, zahlloſe Verdrießlichkeiten, und zuletzt den Ruin des ganzen Unternehmens.

Mit erneuter Heftigkeit entbrannte der Streit, wem der Vorzug gebühre: ob Händels Muſik, ob den Leiſtungen der beiden italieniſchen Komponiſten. Selbſt politiſche Parteiſucht miſchte ſich darein. Diejenigen, welche ſich in der Politik feindlich gegenüber ſtanden, trugen ihre Abneigung auch auf dieſes Gebiet über. Endlich führte ein eigenthümlicher Zwiſchenfall die Entſcheidung zu Gunſten Händels herbei. Buononcini hatte nämlich eine bedeutende Compoſition eines älteren Meiſters für ſeine Arbeit ausgegeben. Das Falſum wurde bekannt, und Buononcini dadurch genöthigt, London zu verlaſſen, wo man ihm das Verächtliche ſeiner Handlung in empfindlichſter Weiſe fühlen ließ.

Nun ſchien Händels Alleinherrſchaft geſichert. Aber die Ruhe war von kurzer Dauer. Er hatte unter Anderen auch die Sängerin Cuzzoni engagirt, die wegen ihres rührenden Geſanges und ihres anmuthigen Weſens allgemein nur „der Engel" genannt wurde.

Aber dieſer Engel brachte ſelbſt den gewaltigen Händel in Verzweiflung. Gleich die erſte Arie, welche er ihr vorlegte, verweigerte die launenhafte Sängerin zu ſingen, und zwar mit ſolcher Hartnäckigkeit, daß der auf's Aeußerſte gereizte Componiſt ſie plötzlich um den Leib faßte und an's offene Fenſter zog, mit den Worten: „Madam, wenn Sie eine Teufelin ſein wollen, ſo kann auch ich Belzebub ſein, und ſo ſchwöre ich Ihnen, Sie augenblicklich hier zum Fenſter hinab zu werfen, wenn Sie die Arie nicht ſingen, und zwar gerade ſo ſingen, wie ich ſie geſchrieben habe." Die erſchrockene Sängerin, ſchaudernd vor ſolch rieſenhaftem Grimme, verſprach Alles, und ſang wirklich. Daß dieſe Scene nicht eben geeignet war, ein gutes Einvernehmen zu begründen, läßt ſich errathen.

Digitized by Google

Ueberhaupt war Sanftmuth nicht des Meisters größte Tugend. So hatte er denn auch durch die Entschiedenheit seines Auftretens manche der adeligen Directoren der Akademie beleidigt, so daß sie häufig Partei für die Sänger, und gegen Händel nahmen. Nach sechsjährigen Kämpfen, Verdrießlichkeiten und Mühsal wurde endlich im Jahre 1728 die Akademie aufgelöst, und Händel hatte nun nicht nur die italienische Partei, sondern den ganzen englischen Adel zu Feinden, weil man behauptete, sein Eigensinn sei die Ursache dieses Mißerfolges.

Seine Gegner eröffneten eine neue Subscription für eine italienische Oper und erwählten Senesino zum Vorstand.

Händel seinerseits, gestützt auf seine unversiegbare Kraft und den Beistand des kleinen, aber zuverlässigen Kreises seiner Freunde, war sogleich entschlossen, abermals den Kampf aufzunehmen, und auf eigene Kosten eine Oper auf dem alten Schauplatz von Haymarket zu gründen. Er verband sich zu diesem Zwecke mit dem sogenannten „Schweizergrafen," einem 70jährigen Mann, gleich bekannt wegen seines unerschöpflichen Genies für Komik, als wegen seiner außergewöhnlichen Häßlichkeit.

Das kleine Häuflein seiner Getreuen stand Händel redlich und rührig zur Seite. Der bereits oben erwähnte Dr. Arbuthnot war unermüdlich thätig mit seiner Feder; Ernst und Scherz, Pathos und Satyre wurden aufgeboten, aber vergebens. Es schien, als sollte es unsrem Meister auf diesem Wege nun und nimmermehr gelingen. Eines Tages wurde das Publikum Londons mit der Kunde überrascht, Farinelli sei für die italienische Oper gewonnen.

Farinelli, von seinen Zeitgenossen „der Fürst des Gesanges" genannt, war und bleibt wohl für alle Zeiten eine merkwürdige Persönlichkeit.

Während seines Aufenthaltes in Madrid war König Philipp von Spanien in tiefe Schwermuth verfallen, und alle Versuche, durch ärztliche Hilfe seinen Zustand zu bessern, scheiterten, theils an dem Widerstand des Kranken, theils an der Hartnäckigkeit des Uebels. Da gerieth die Königin, seine Gemahlin, nachdem sie Farinelli gehört, auf den Gedanken, durch Musik, welche der König in gesunden Tagen so sehr geliebt, auf ihn einzuwirken. Sie veranstaltete ein Conzert in einem an seine Gemächer anstoßenden Zimmer, und Farinelli sang. Kaum war die Arie zu Ende, als der König in's Zimmer trat, und nach dem Sänger fragte. Die Königin stellte ihm Farinelli vor, der wieder und wieder singen mußte. Mit immer wachsendem Entzücken lauschte der König, über-

Digitized by Google

häufte den Künstler mit Lobsprüchen und Versicherungen seiner Huld, und forderte ihn zuletzt auf, sich eine Gnade zu erbitten, sie sei ihm im Voraus gewährt.

„So wage ich es," erwiderte Farinelli, „Euer Majestät im Namen Ihres getreuen Volkes zu bitten, sich rasiren zu lassen und in's Conseil zu Ihren Ministern gehen zu wollen."

Auf's Höchste überrascht, blickte ihn Philipp einige Zeit schweigend an, erklärte aber dann, daß er sein königliches Wort erfüllen werde. Von dieser Stunde an unterzog sich der König willig und mit Erfolg einer ärztlichen Behandlung. Während zehn voller Jahre sang Farinelli nun jeden Abend bei dem König und der Königin; er gewann in so hohem Grade das Vertrauen und die Liebe des Monarchen, daß dieser ihn zu seinem ersten Minister, zum Ritter des Calatrava-Ordens, und endlich zum Herzog ernannte. Farinelli aber vergaß inmitten seines Glanzes niemals seine frühere Stellung; er mischte sich nie in die Kreise der Großen des Hofes, und benützte seinen Einfluß nur, um Gutes zu wirken. So blieb er denn auch nach Philipps Tode noch Rathgeber und Minister der beiden folgenden Könige, Ferdinand VI. und Karl III., die ihn fortan mit Beweisen ihres Vertrauens und ihrer Zuneigung überhäuften.

Nachdem Farinelli 20 Jahre in Spanien die höchsten Ehren und Auszeichnungen genossen, und Huldigungen aller Art empfangen hatte, kehrte er im Jahre 1757 in seine Heimath zurück, baute sich nächst Bologna eine reizende Villa, und lebte dort still und zurückgezogen nur dem Wohlthun und der Kunst, bis zu seinem am 15. September 1782 erfolgten Tode. Dort besuchte ihn im Jahre 1770 der damals 14jährige Mozart mit seinem Vater auf der Reise nach Rom.

Kehren wir nun nach London zurück, wo damals Farinelli in Begleitung seines Lehrers Porpora angekommen war. Der Beifall, den er dort erregte, überstieg alles bisher Dagewesene. Er erhielt einen jährlichen Gehalt von 5000 Pfund Sterling und wurde mit Geschenken von Bekannten und Unbekannten gleichsam überschüttet. „Farinelli" war das Losungswort, und neben ihm konnte Nichts mehr aufkommen. Als ein Beispiel der ergreifenden Wirkung seiner wundervollen Leistung an Spiel und Gesang, wird unter Anderem erzählt, daß, als er einmal einen unglücklichen Helden in Ketten vorstellte, Senesino, der den Tyrannen spielte, so gewaltig ergriffen wurde, daß er, seine Rolle vergessend, Farinelli auf der Bühne um den Hals fiel.

Digitized by Google

Händel sah nun die Unmöglichkeit ein, sein Unternehmen länger zu halten, und gab die italienische Oper auf.

Der große, erst so gefeierte Meister war nun nicht nur ohne Gehalt oder sonstige sichere Einnahme, er hatte auch die Ersparnisse der früheren Jahre zugesetzt, und befand sich sogar längere Zeit in Gefahr, wegen Schulden in's Gefängniß zu gerathen, er, der in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in London kaum vermochte, all die Huldigungen, Ehren und Auszeichnungen entgegen zu nehmen, die ihm von den Ersten und Höchsten des Landes geboten wurden.

Acht Jahre der angestrengtesten Arbeit, des Aergers und der steten Aufregung, hatten auch auf seine Gesundheit zerstörend eingewirkt. Sein rechter Arm war gelähmt, seine Augen hatten gelitten, und seine natürliche Erregbarkeit hatte sich so gesteigert, daß er oft laut und heftig mit sich selber sprach, und man sogar Geistesstörung befürchtete. Die Bäder von Tumbrigde, wohin die Aerzte ihn schickten, verschlimmerten noch das Uebel. Man rieth ihm nach Aachen zu gehen; aber es dauerte lange, bis seine Freunde ihn dazu vermochten. Endlich, seines Zustandes überdrüssig, entschloß er sich dazu. Dort angelangt, gebrauchte er die Kur mit der ihm eigenen Energie und mit glücklichem Erfolg; in 6 Wochen war er geheilt. Seine Heilung wurde fast als ein Wunder betrachtet, und als er sich wieder im vollen, freien Besitze seines rechten Armes fühlend, seinen ersten Gang nach der Kirche machte, und dort mit alter Kraft zur allgemeinen Ueberraschung die Orgel spielte, da hieß es: die hl. Cäcilia selber habe ihren Schützling gerettet. Und er bewies sich ihr in der That dankbar. Es war ihm nach so vielen schmerzlichen Erfahrungen nun klar geworden, auf welchem Gebiete ihm der Sieg beschieden sei.

Nach London zurückgekehrt, begann er eine Ode des Dichters Dryden an die hl. Cäcilia zu componiren. Es ist das wohlbekannte Oratorium „das Alexanderfest oder die Gewalt der Musik" und feiert die Vereinigung der weltlichen und geistlichen Tonkunst. Dasselbe wurde von Anfang Januar bis Ende März allwöchentlich unter des Meisters eigener Leitung aufgeführt. Mehr und mehr wuchs wieder die Theilnahme für Händel und seine Werke, besonders im Mittelstand und im Volke; aber nur sehr langsam besserten sich seine Verhältnisse, da er eines großen Orchesters bedurfte, und seine Musiker sehr gut bezahlte.

Händel blieb nun ganz in dieser Sphäre und eine Reihe von Meister-

Digitized by Google

werken ersten Ranges entstand in unglaublich kurzer Zeit. Größtentheils nahm er die Stoffe aus der Bibel und stellte sich selbst die Worte zusammen. Nur Einige behandeln mythologische Gegenstände. Während seiner Opern-Thätigkeit hatte Händel bereits in längeren Zwischenräumen drei Oratorien geschrieben, Esther, Deborah und Athalia; diesen reihte sich nun das Alexander-Fest an. Im Jahre 1736 schrieb er die Festmusik zur Vermählung des Prinzen von Wales und bald darauf den Trauerpsalm zum Begräbniß seiner hohen Gönnerin, der Königin Caroline, welcher zu seinen besten, tief empfundensten Werken gehört. — Hierauf folgte Israel in Egypten, dann Saul, und im Jahre 1751 die Krone seiner Werke, der Messias. Händel war damals 56 Jahre alt und vollendete das große Werk in dem kurzen Zeitraum eines Monats. Er selbst äußerte gegen seine Freunde, daß er sich, während er daran arbeitete, in einem Zustande befand, welchen er dem des Apostel Paulus vergleichen möchte: „Ob ich in dem Leibe gewesen bin oder außer dem Leibe, weiß ich nicht, Gott weiß es." —

In der That gibt es kaum etwas Ergreifenderes, als die herrlichen Chöre des Messias, insbesondere das wunderbare Halleluja.

Wenige Tage nachdem das Werk vollendet war, fand bereits die erste Aufführung statt. — Sie ließ kalt und Händel reiste, ohne eine zweite folgen zu lassen, nach Irland ab.

Durch widrigen Wind aufgehalten, verweilte er mehrere Tage in Chester, und wollte diese benützen, um einige Chöre zu probiren. Er erkundigte sich deshalb bei dem dortigen Organisten Baker nach Choristen, die vom Blatte singen könnten.

Dieser empfahl ihm, unter mehreren Andern, auch den Buchdrucker Janson. Als es aber an's Singen ging, fehlte Janson eben jedesmal. Da rief Händel, der schon in verschiedenen Sprachen leise geflucht hatte, endlich zornig aus: „Elender, was sagst Du denn, Du könntest vom Blatte singen?"

„Ach ja, Herr Kapellmeister," antwortete dieser erschrocken, „das kann ich auch, nur nicht gleich das erstemal."

In Dublin gab Händel seinen Messias zum Besten des Gefangenhauses unter großem Beifall. Er blieb nun neun Monate dort, mit dem besten Erfolg für seinen Ruhm und seine Kasse.

Nach London zurückgekehrt veranstaltete er eine zweite Aufführung seines Messias, der nun mit größerer Anerkennung aufgenommen wurde. Als dann

Digitized by Google

nach wenigen Monaten Samson folgte, dessen Arien überall gesungen wurden, da war Händels Autorität in England wieder hergestellt, so fest und unumstößlich, gleich einem Glaubensartikel, wie seine Freunde sagten.

Alljährlich pflegte Händel seinen Messias zum Besten des Findlingsspitals zu geben und hat demselben dadurch eine Summe von mehr als 7000 Pfd. Sterling zugewendet.

Nach Samson schrieb Händel noch außer einer großen Anzahl von Orgelconcerten, Semele, Joseph in Egypten, ein großes Te Deum auf den Sieg des Königs über die Franzosen, den Tod des Herkules, dann Belsazar Judas Maccabäus, Alexander Balus, Josua, Susanna, Salomon, Theodora, den Triumph der Wahrheit, und endlich sein letztes Oratorium Jephta im Jahre 1751.

Während der Fastenzeit wurde jeden Sonnabend im Covent-Garden eines dieser Oratorien aufgeführt, wobei Händel selbst dirigirte und die Orgel spielte. Die beliebtesten und darum auch besuchtesten waren der Messias, Samson und Judas. Andere blieben öfters leer. Wenn seine Freunde ihre Mißbilligung darüber aussprachen, erwiderte der Meister:

„Ei, es ist auch gut den Unterschied zu hören, wie es klingt im vollen und im leeren Haus."

Wer aber nie fehlte, war König Georg II. Als einst Lord Chesterfield an einem Oratorien-Abend gefragt wurde, warum er nicht im Covent-Garden sei, antwortete er: „Ich will den König nicht in seiner Einsamkeit stören." Jephta war das einzige Werk, woran Händel über ein halbes Jahr arbeitete. Wahrscheinlich war sein schon damals rasch zunehmendes Augenleiden die Ursache. Und nun begann eine schwere Prüfungszeit, welche die letzten acht Jahre seines Lebens umnachtete.

Schon zu Ende des Jahres 1751 war er vollkommen erblindet; wiederholte äußerst schmerzhafte Staaroperationen blieben erfolglos. Händel, der aufbrausende, gewaltthätige Mann, den einige falsche Töne zum Zorne reizten, den der Widerstand eines Sängers außer sich brachte, — er trug dieß Unglück mit heldenmüthiger Resignation, mit dem stillen Muthe wahrer Frömmigkeit, die er von seiner geliebten Mutter ererbt hatte.

Mit ungeschwächtem Interesse war er fortan für die Aufführung seiner Oratorien thätig, denen er jedes Mal persönlich beiwohnte. Die Leitung derselben hatte er seinem Lieblingsschüler, einem jungen Halberstädter übertragen

Digitized by Google

dem er mit Rath und That beistand. Er selbst spielte die Zwischensätze auf der Orgel, in den ersten Jahren aus dem Gedächtniß, wie er sie geschrieben, später erging er sich in freier Fantasie. Das Orchester wartete, bis der verabredete Triller ihm das Zeichen zum Einfallen gab.

Es war ein erschütternder Anblick, wenn der blinde Greis sich von einem Knaben in's Orchester hinauf führen ließ, ganz wie er selbst, gleichsam im poetischen Vorgefühle, seinen Samson geschildert. Mit unverkennbarer Bewegtheit lauschte er auch jedesmal der Arie: „Nacht ist's um mich her, nicht Sonn', nicht Mond, kein milder Schein erleuchtet meinen Pfad."

Am 6. April des Jahres 1759 wohnte er dem letzten Oratorium bei; acht Tage später war London von der Trauerkunde seines Todes erfüllt.

So lebte und starb Händel, wenn auch nicht auf deutscher Erde, doch ein echter deutscher Mann.

Am 20. wurde seine sterbliche Hülle in Westmünster feierlich bestattet. Der Bischof von Rochester hielt die Leichenrede und die vereinigten Chöre von Westmünster und St. Paulskirche, sangen seinen Begräbnißpsalm und andere ausgewählte Stücke von seinen Compositionen. Ein reiches Marmordenkmal, das die Stadt London ihm setzen ließ, schmückt noch jetzt die Stelle, wo seine Asche ruht. Händel steht in Lebensgröße vor einer Orgel. Den Blick nach Oben gewendet, scheint er den Harmonien besserer Welten zu lauschen, zu seinen Füßen liegen verschiedene Instrumente und auf dem Notenblatte in seiner Hand liest man die Worte:

„Ich weiß, daß mein Erlöser lebt."

Der Gesammteindruck von Händels Erscheinung war edel und würdevoll, seine Gestalt groß und breit, sein Gang etwas schwerfällig — die Gegner nannten ihn spottweise den großen Bären, — der Ausdruck seines Gesichtes ernst, fast finster, wenn er schwieg, belebte sich in angenehmer Weise, sobald er sprach oder musizirte. Seine Kleidung war stets gewählt. Nach der Mode jener Zeit trug er eine große, weiße Perücke, an deren Bewegungen man erkannte, ob der Meister zürnte oder zufrieden war. Sie wurde als der Barometer seiner Laune betrachtet. Sein größter Fehler war wohl seine aufbrausende Heftigkeit. Sänger und Sängerinnen, welche sich weigerten seine Compositionen zu singen unter dem Vorwande: es passe nicht für sie, fertigte er kurz mit den Worten ab: „Dummes Gerede, das muß ich wohl besser wissen als Ihr, ob es für Euch paßt oder nicht."

Digitized by Google

Und meistens erwies sich seine Behauptung als vollkommen richtig, indem dieselben mit den fraglichen Musikstücken fast immer die glänzendsten Erfolge errangen.

Der Prinz und die Prinzessin von Wales besuchten alle Proben. Kam der Prinz zu spät, so grollte Händel, und der Prinz entschuldigte sich höflich. Plauderte eine von den Hofdamen der Prinzessin, so rief Händel sie mit Namen an, und die Prinzessin sagte: „Stille, stille, Händel ist böse." Diese Rücksichten beweisen in welchem Ansehen er bei Hofe stand.

Eine ausführliche Aufzählung seiner Werke wäre hier nicht am Platze. Zu einem flüchtigen Ueberblicke genüge, daß Händel außer vielen Hunderten von Motetten, Liedern, Klavier-, Orgel- und Oboe-Concerten und vielen größeren Symphonien, 51 Opern, 20 große Psalmen, 5 Te Deum und 21 Oratorien geschrieben hat.

Den Werth seiner Leistungen bekunden außer der Anerkennung, die ihm bei Lebzeiten geworden, gewiß die Urtheile seiner Kunstgenossen bis auf unsere Zeit herab.

„Händel ist der einzige Mensch, den ich vor meinem Tode noch kennen lernen, und der ich sein möchte, wenn ich nicht Bach wäre," sagte der alte Sebastian Bach.

„So hätte ich auch gesagt, wenn ich mich neben diese Beiden stellen dürfte;" fügte, als man ihm dieß erzählte, der bescheidene Mozart hinzu.

„Jeder Musiker sollte nach London wallfahrten und an Händels Grab mit entblößtem Haupte knieen," rief der stürmische Beethoven aus.

In England blieb sein Andenken stets hochgeehrt, und wurde großartig erneut durch die Musikfeste, welche bei der hundertjährigen Feier seines Geburtstages in der Westmünster-Abtei stattfanden und seitdem jedes Jahr wiederholt wurden.

Als der Messias in Gegenwart des ganzen Hofes und Tausenden von Zuhörern aufgeführt wurde, fiel König Georg III. bei den Worten: „Das Reich der Welt ist nun des Herrn, Halleluja!" — auf die Knie, die ganze Versammlung folgte seinem Beispiel, und blieb in dieser Stellung, bis zu Ende des Chores.

Die Beschreibungen jener Feste, welche in allen Zeitungen zu lesen waren, erweckten auch in Deutschland das Verlangen, die bis dahin nur einigen Mu-

Digitized by Google

sikkennern und Freunden bekannten Werke unseres großen Landsmannes öffentlich zur Aufführung zu bringen. Adam Hiller, dem beliebten Operettencomponisten und Begründer der berühmten Gewandhaus-Concerte in Leipzig, gebührt das Verdienst, zuerst diesem Verlangen entsprochen zu haben. Unter seiner Leitung wurde im Jahre 1786 zum ersten Male der Messias im Dome zu Berlin aufgeführt, und im folgenden Jahre in Leipzig wiederholt. Seitdem sind Händels Oratorien in ganz Deutschland mehr und mehr zur Anerkennung und Würdigung gelangt, und sie werden fortleben, so lange der Sinn für Großes und Edles, für Heldenmuth und Frömmigkeit in unserem Vaterlande nicht erstirbt.

Symbolik der Thiere.

Von **C. Otto Kornmüller.**

IV.

Der Wolf.

Kurze Zeit darauf begleiteten die Kinder wiederum den Lehrer auf einem Morgenspaziergang und sobald man aus dem Bereiche der letzten Häuser und Gärten gekommen war, nahm Herr Jörg seine symbolischen Belehrungen wieder auf. Den Anknüpfungspunkt gab eine kurze Uebersicht über die sinnbildlichen Anwendungen des Lammes und Schafes.

„Die Schafe haben auch ihre Feinde," begann der Lehrer. „Ich denke dabei besonders an einen allbekannten Schafdieb, Räuber und Mörder der Heerden, wer wird dieß sein?"

„„Der Wolf, der Wolf!"" rief es wie aus einem Munde.

„Ja, der Wolf ist der grimmigste, geschworene Feind der Lämmer und Schafe, und gar manches dieser unschuldigen, harmlosen Thiere mußte unter den zermalmenden Zähnen dieses Räubers sein Leben lassen. Was sein Rachen einmal erfaßte, war unrettbar verloren. Aber nicht bloß solche wehrlose Thiere, sondern oft auch schon größere und stärkere, wie Rinder und Pferde, ja selbst Menschen fielen seiner Blutgier zum Opfer. Alljährlich taucht in

Digitized by Google

den Zeitungen ein und das andere Beispiel auf, daß ein Wolf ein Kind geraubt, oder daß im Winter Reisende von einem Rudel Wölfe angefallen wurden; wenn es ihm an Futter gebricht, wagt er sich sogar in die Dörfer hinein. Man kann in ganz Deutschland keinen bestimmten Bereich mehr angeben, wo der Wolf regelmäßig vorkäme, nur ausnahmsweise verirrt er sich manchmal zu uns; in Europa kömmt er häufiger noch vor in der Moldau und Wallachei, in Polen und Rußland, und von Zeit zu Zeit geschieht vom Auftauchen der Wölfe auch in Spanien und Frankreich bis an die Ardennen Meldung.

Wenige Thiere sind, wenigstens dem Namen nach so allbekannt geworden, als der Wolf. Die ältesten Geschichten und Märchen berichten von ihm — immer als einem Feinde der Menschen und in den äsopischen Fabeln, in denen er öfters eine Rolle spielt, wird er immer als Heuchler dargestellt. Gutes läßt sich von ihm auch nichts sagen, wenn man nicht Bezug nimmt auf seinen Pelz, welcher eine sehr warme Bekleidung gibt und von den Kürschnern zu schönen Decken verarbeitet wird. Im Uebrigen ist er ein reißendes Thier und beim Mangel guter Eigenschaften deutet sein Name in sinnbildlicher Anwendung stets auf Uebles.

Zwar gehört er dem nämlichen Thiergeschlechte, wie der Hund und der Fuchs an, aber doch steht er hinter beiden weit zurück; Ersterer ist der treueste Freund des Menschen, Letzterer macht sich als Ausbund der Schlauheit auffällig, daß man ihm seine Diebstähle lieber verzeiht. Der Wolf besitzt wohl alle Begabungen und Eigenschaften der Hunde, dieselbe Kraft und Ausdauer, dieselbe Sinnenschärfe und denselben Verstand; aber er ist einseitiger und erscheint weit unedler als seine Stammesgenossen. Sein Muth steht in gar keinem Verhältnisse zu seiner Kraft; so lange er nicht hungert, ist er eines der feigsten und furchtsamsten Thiere, die es gibt, dann flieht er auch vor Menschen, Hunden, einer Heerde Schafe u. s. w. Der hungrige Wolf aber ist tollkühn und greift auch Menschen an. Seine elende Feigheit, List und Schärfe der Sinne zeigt sich besonders bei seinen Ueberfällen; da ist er überaus vorsichtig und behutsam, um ja seine Freiheit und sein Leben nicht auf's Spiel zu setzen.

Im Gegensatze zum Lamme, als dem Vertreter der zahmen Thiere, steht der Wolf als Repräsentant der wilden Thiere da, und ist wie kein anderes wildes Thier dazu geeigenschaftet.

Digitized by Google

Als Verfolger und Todfeind der Schafe sinnbildet der Wolf den Teufel und seines Gleichen auf Erden, denn dieser neidische Geist sucht begierig Seelen zu verderben, und raubt dem guten Hirten der Schäflein viele. Seine Helfershelfer sind die Verführer, die bösen Menschen, welche auch Andern das Gute nicht gönnen. Der Wolf ist mit seiner unbezähmbaren Blutgier und seiner Verschlagenheit das passendste Sinnbild für solche Verführer, da auch diese gewöhnlich heuchlerisch vorgehen, als verkappte Bösewichte das Böse gut nennen, falsche Wege anrathen, und um desto leichter zum Ziele zu kommen, äußerlich das Gute selbst mitmachen. Der göttliche Heiland selbst nennt sie Wölfe, welche im Schafskleid daher kommen, innerlich aber reißende Ungethiere sind.

Als bildliche Ausdrucksweise finden wir „Wolfshunger" statt Heißhunger. Ein übles Urtheil ist es, wenn man von Jemand sagt, „er heult mit den Wölfen," was nichts Anderes sagen will, als daß dieser es mit den Schlechten hält, und das Verslein:

„Bei Wölfen und Eulen
Lernt man heulen"

weist darauf hin, wie verderblich der Umgang und die Gesellschaft mit bösen, sittenlosen Menschen ist.

In alten Zeiten hatte man vor Raubthieren, wie Wolf und Bär, eine so abergläubische Furcht, daß man sie gar nicht bei ihrem wahren Namen zu nennen wagte, sondern ihnen ganz andere gab, z. B. Holzhund und Unthier für Wolf. Man glaubte, die Thiere hörten es, wenn man sie nenne, durch eine Art von Zauber überall, wo sie sich eben befänden, und es käme eines herbei, um den Frevler anzupacken und aufzufressen. Daher stammt das Sprichwort: „Wenn man den Wolf nennt, kommt er gerennt." Auch schon die Alten hatten ihr: Lupus in fabula, welcher Ausdruck oft gebraucht wird, wenn Jemand in eine Gesellschaft eintritt, von dem eben gesprochen wurde.

Bei den Dichtern des Mittelalters erfreut sich der Wolf des Namens „Meister Isangrim" oder „Isegrimm" (d. h. eisengrimmig oder eisenfest).

Wenn der Name Wolf in der Regel nur auf üble Eigenschaften hindeutet, so findet sich doch auch eine bessere Anwendung, nämlich im I. Buch Moses (Kap. 49. V. 27.) Dort ist die Rede von den Segnungen, welche der alte Patriarch Jakob über seine Söhne spricht. Zu Benjamin sprach er: „Benjamin, ein reißender Wolf, am Morgen verschlingt er die Beute und Abends theilt er den Raub." Der Stamm Benjamin, in Mitte des Landes Palästina

Digitized by Google

liegend, war klein an Zahl, aber durch Kriegsluſt ausgezeichnet. Es iſt der Abendwolf (der Wolf der Haiden), der die nächtlich erhaſchte Beute am Morgen verzehrt. Große Heldenthaten von dieſem Stamme ſind in den heiligen Schriften verzeichnet und von beſonderer Bedeutung wird dieſes Ländchen, da in ihm Sion, die Tempelſtätte lag. Jener König Saul von Iſrael war ein Benjamenite und ein ſolcher auch der Saulus des neuen Teſtamentes, welcher in ſeiner Jugend gegen die Kirche Chriſti wie ein reißender Wolf wüthete, am Abende ſeines Lebens als bekehrter Paulus der größte Eroberer für das Reich Chriſti wurde und mit Wolfsgier darnach dürſtete, Seelen für den Himmel zu gewinnen.

Bei den Alten galt der Wolf als ein kriegeriſches Thier und bei den Römern wurde ſein Bild (wohl auch deßwegen, weil die beiden Brüder Romulus und Remus, die erſten Erbauer und Gründer Roms, eine Wölfin genährt haben ſoll) als Feldzeichen benützt. Er iſt demnach auch Symbol eines unermüdlichen und wachſamen Feldherrn; dieſe Beziehung legt zugleich ſein ſcharfes Auge nahe.

Sein Bild kommt auch in vielen Wappen vor und mag dieſe Anwendung ſich entweder in einem mit einem Wolfe glücklich beſtandenen Jagdabentheuer oder im Namen des Wappenſchildinhabers ſeinen Grund finden. Letzteres iſt z. B. der Fall bei dem Wappen des Biſchofs Wolfker, welcher von 1202—1204 der Diöceſe Paſſau vorſtand; von ihm erhielt auch die Stadt Paſſau einen rothen Wolf in ihr Wappen."

„In meinem Namen", unterbrach ein Knabe, welcher Wolfgang hieß, den Lehrer, „kömmt ebenfalls ein Wolf vor; hat dieß auch etwas Beſonderes zu bedeuten?"

„Freilich," erwiderte Herr Jörg, „und ſeine Bedeutung ſollſt Du gleich erfahren. Die mit Wolf zuſammengeſetzten Perſonennamen ſind ihrem Urſprunge nach rein deutſche Namen, ſo z. B. Wolfgang, Wolfram. Bei den alten Deutſchen war der Wolf ein dem oberſten Gotte Wuotan oder Odin geheiligtes Thier; auch ſtellte man ihn ſich vor von zwei Wölfen begleitet, welche ſozuſagen ſeine Jagdhunde waren und an den Kämpfen ihres Herrn ſich betheiligten; daß ſie immer ſiegreich kämpfen mußten, verſteht ſich von ſelbſt. Es galt darum auch für ein glückliches, ſiegverkündendes Vorzeichen, (was die Alten „Angang" nannten) wenn Einem bei einem bedeutenden Unternehmen zuerſt ein Wolf begegnete oder zu Geſichte kam. Sonach bedeutet

Digitized by Google

„Wolfgang“ einen Helden, welchem der Wolf des Sieges vorangeht, oder vielleicht auch einen Helden, der dem Wolfe siegreich entgegen geht. Eine ähnliche Geltung guten Vorzeichens hatte der begegnende Wolf auch schon bei den alten Griechen und Römern.

Wolfram aber ist ein noch bedeutungsvollerer Name, er lautet eigentlich: Wolfrhaban, Wolf und Rabe, und ist ein Heldennamen der glücklichsten Vorbedeutung, da wie der Wolf, so gleichfalls der Rabe als ein Lieblingsthier des großen Wuotan galt und den Sieg weissagte. Wolfker oder Wolfger heißt: hehr wie ein Wolf, sofern das ursprüngliche Wort „Wolfher“ gelautet, oder ein Schutz gegen den Wolf, indem Gêr die Lanze, der Spieß, der Schutz bedeutet.“

Es schlug 7 Uhr — die Unterhaltung mußte abgebrochen werden, die Kinder kehrten vollkommen befriedigt zur Stadt zurück.

Der Mai, das Maiglöcklein und der Waldmeister

Von **Michael Becker.**

Juhe, der Mai ist da!
Trala trala trala!
Er hat ein wunderschönes Kleid
Und Perlenschnur als Festgeschmeid,
Und seine Wangen färbet Gott
Mit Morgen- und mit Abendroth.
Trala trala trala!
Juhe, der Mai ist da!

Sein grüner Teppich weit und breit
Ist reich mit Blumen überstreut,
Die sind so schön, daß Christus spricht:
Wohl Sal'mons Kleid war schöner nicht.
Trala ꝛc.

Digitized by Google

Er weht uns an mit Frühlingsluft,
Sein Hauch iſt lauter Blüthenduft,
Und macht die Sonne gar zu heiß,
Gibt er uns Fächer grün und weiß.
Trala ꝛc.

Er öffnet früh ſein Vogelhaus
Und läßt die Schaar der Sänger aus,
Die ſingen bis zur Abendzeit
Das Lied von Gottes Herrlichkeit.
Trala ꝛc.

Er ſtreut mit voller, milder Hand
Viel Schmetterlinge über's Land.
O wie ſie ſorglos uns umzieh'n
Und dann von Blum' zu Blume flieh'n!
Trala ꝛc.

Er lockt die Bienlein aus dem Bau,
Die ſammeln dann auf Wieſ' und Au
Und ſummen uns ganz leiſ' in's Ohr:
Die Arbeit geht der Ruhe vor.
Trala ꝛc.

Seht, wie er gar ſo freundlich iſt!
D'rum ſei er tauſendmal gegrüßt!
O wenn er immer bei uns bliebe,
Wir ſängen ſtets dann ihm zu liebe:
Trala trala trala!
Juhe, der Mai iſt da!

Alſo ſangen die Kinder und zogen in langer Reihe hinaus zur Stadt in's Freie. Voran trug ein rüſtiger Bube die Fahne. Die flatterte ſo luſtig, als wüßte ſie, zu welch fröhlichem Feſte man zieht. Ihr folgte eine Reihe kleinerer Mädchen mit Blumenſträußen in den Händen. Wieder ein Knabe trug ein Schild, auf dem man die Worte las:

Digitized by Google

Jugend und Mai
Sind bald vorbei;
D'rum laſſet uns nützen beide
Zum Lernen, zu Spiel und Freude!

Nun kam eine Reihe kleinerer Knaben mit Birkenzweigen, die juſt ihre zarten Blätter entfaltet hatten, und dieſen nach wurde von größeren Knaben ein langer, ſchlanker Maibaum getragen. An der Seite her gingen Mädchen mit Kränzen und Fähnchen, die zur Verzierung des Baumes beſtimmt waren.

Das war eine gar liebliche Gruppe, allein die ſchönere ſollte erſt kommen.

Dicht geſchloſſen zog eine Schaar Sänger einher, und ihre frohen Lieder hallten weithin; wer ſie nur hörte, wurde luſtig und wohlgemuth und wollte mitziehen.

Nach der Sängerſchaar kamen kleine Mädchen. Die führten je zwei und zwei an färbigen Bändern ein Lamm, weiß gewaſchen und mit einem Blumenkränzlein um den Hals. Und nun kam die Hauptgruppe.

Acht Knaben, muthig ſich bäumend, zogen ein Wägelchen. Das war prächtig mit Buſch und Laubwerk und bunten Guirlanden geziert, und mitten drin ſaß ein friſches, rothwangiges, blondlockiges Knäblein. Auf dem Haupte hatte es einen Kranz von Ehrenpreis. Es war das lieblichſte Bild des Maies — ja eine wirkliche Maiblume unter den Menſchen.

Dem Wagen ſchloß ſich wieder eine Reihe Mädchen an. Die trugen offene Körbchen, ſchön verziert und mit Backwerken gefüllt. Den Schluß endlich machten größere Knaben mit Werkzeugen und Geräthſchaften, die zum Aufſtellen des Maibaumes und zu den verſchiedenen Spielen nöthig waren.

Draußen am Saume des Waldes, der ſich die Berghöhe hinaufzog, machte man Halt. Vor allem ward der Maibaum aufgeſtellt unter Jubel und Halloh. Dann ward getanzt und geſungen, geſpielt und geſchmauſt, und als die Sonne tiefer ſank, kehrte Alles, Groß und Klein, mit geſättigtem Herzen heim und legte ſich in den Schlaf und in den Traum, in welchem die genoſſenen Freuden fortlebten.

Das war aber nicht die einzige Freude, die der Mai den jungen Herzen bot. Noch oft kamen die Kinder hinaus in Wald und Hain, auf Feld und Wieſe und ſuchten ſich Blumen, und kehrten reichbeſchenkt nach Hauſe zurück.

Zwei dieſer Blümchen wollen wir jetzt aus den Bouquetchen herausnehmen

Digitized by Google

und so recht nach Lust Auge und Herz daran laben. Das erste ist das Schooßkind des Maies, dem er auch aus Vorliebe seinen Namen gibt,

Das Maiglöcklein,
(Convallaria majalis).

Draußen im Haine und auf buschigen Abhängen, wo die Sonne nur stellenweise durch die reichbelaubten Zweige bricht und der Blumenwelt wie verstohlen ihre Strahlen sendet, wächst dieses anmuthige Blümlein wie ausgesät. Seine Wurzelzwiebeln stecken tief in der Erde, und aus jedem derselben treiben hellgrüne, zarte, längliche Blätter hervor, den Tulpenblättern nicht unähnlich, und zwischen diesen trägt ein dünner Stengel eine Zeile weißer Glöcklein empor. Diese haben sechs Spalten und sind immer kleiner und geschlossener, je höher sie an dem Stengel stehen. Ihr Geruch ist äußerst angenehm und macht sie zu besonderen Lieblingen der Menschen. Ist der Mai dahin, so ist es auch aus mit Pracht und Duft, und an den feinen Stielen hängen dann statt der Glöcklein Beeren, die in ihrer Reife glänzend roth sind.

Das Maiblümchen ist so recht das Bild eines frommen Herzens. Es öffnet seine Kelche und sendet Duft empor, als wolle es Rauchwerk opfern zum Lobe des Herrn, und an zarten Stielen hängt es die Glöcklein aus, auf daß dienstfertige Lüfte sie läuten sollen. Und könnten wir die Töne verstehen, wir hörten vielleicht die Worte: „Benedeiet Berge und Höhen den Herrn, benedeie Alles, was auf Erde sprosset, den Herrn!“ (Daniel 3. 75, 76.)

Außer diesem kleinen Maiglöcklein gibt es noch größere Arten. Sie blühen etwas später, tragen ihre Blätter an einem langen Stengel gegenüberstehend, und an der untern Seite desselben hängt eine lange Reihe Glöcklein hinab.

Das zweite Blümlein, auf das wir besonders unsern Blick richten wollen, ist

Der Waldmeister,
(Asperula odorata.)

Das kleine Pflänzchen da mit seinen winzigen Blüthen soll Meister sein im Walde? — Das sieht ihm wahrlich Niemand an. Und doch ist's so. Im Wohlgeruche thut's ihm kein Nachbarpflänzchen voraus, und dann erst, wenn es als Conditor — als Würzer nämlich — auftritt, da zeigt es gar große Meisterschaft. Es macht den Wein so wohlschmeckend, daß man meinen möchte,

Digitized by Google

die Trauben dazu seien gar nicht auf unserm Planeten gewachsen. Doch davon soll später gesprochen werden, für jetzt wollen wir nur das Meisterlein recht anschauen.

Seine Heimath ist der Wald. Da, unter schattigen Wipfeln, im Zwielichte, das durch die Aeste und Zweige bricht, mag es wohnen und sonst nirgend.

Es wächst 9 bis 12 Zoll hoch. Seine länglichen, schmalen Blätter stehen zu acht wie Strahlen um den kantigen Stengel herum. Oben steht das Blüthenbüschlein, das eine lockere Doldentraube mit weißen, vierblättrigen Blümlein bildet.

Durch Schönheit und Prunk zeichnet sich das Waldmeisterlein nicht aus, aber, wie schon erwähnt, durch seinen Wohlgeruch, daher man ihm auch den Beinamen „odorata", d. i. „wohlriechende" gibt. Ja wir haben ihm sogar abgelauscht, daß es als Würze einen äußerst angenehmen Geschmack mittheilt. Deßhalb nehmen wir ein Büschlein davon, legen es in eine Schüssel, gießen Wein daran, setzen Zucker bei — und wenn wir nach einigen Stunden davon kosten, haben wir den köstlichsten Maiwein.

Es darf also der Mai wohl stolz sein auf sein Waldmeisterlein, zumal, da er einst mit ihm den Preis errang, wie ein Dichter erzählt.

Es kamen nämlich einst die zwölf Monate bei ihrer Frau Mutter, der Sonne, zusammen und stritten sich um den Vorrang. Jeder wollte der Herrlichste, jeder der Nützlichste sein. Dem Mai gelang es aber vor allen, durch seine Lieblichkeit die Augen der Richter zu bestechen. Schon wollte man ihm den Kranz reichen. Da gerieth der Oktober in Wuth und Zorn. Schon etwas berauscht, hob er den schäumenden Pokal in die Höhe und schrie mit rauher Stimme: „Wohl hast Du, Knabe, die bestechenden Reize der Jugend und Blüthen und Duft, nicht aber den Wein, der Götter und Menschen erfreut!"

Unser Mai aber ließ sich den Kranz nicht nehmen. Geflügelten Schrittes eilte er hinaus in Wald und Grün, und unter seinen Tritten entsproßten die würzigsten Kräutlein. Die sammelte er eiligst, warf sie in den perlenden Wein, und reichte den Brüdern den Becher. „Erzeugen," sprach er mit lieblicher Stimme, „erzeugen kann ich den Wein wohl nicht; doch nehme ich ihm die berauschende Kraft und gebe ihm die Würze des Frühlings." Und nachdem die Versammelten alle davon gekostet hatten, winkten sie ihm freundlich zu und reichten ihm den Kranz. Der Oktober aber zog beschämt von dannen.

Digitized by Google

Die Verbannung.

Von E. Betkowska.

II.

Die Karavane.

Dicht vor Irkutsk fließt die, durch ihre reißende Strömung bekannte, aus chineſiſchen Gebirgen herabſtürzende Angara, welche wir in einem bereitſtehenden Schiffe durchſegelten. Am jenſeitigen Ufer empfing uns der Commandant von Irkutsk und ließ jeden Gefangenen beſonders abführen, ſo, daß Keiner mehr von dem Andern Kunde erhielt. Man gab mir eine neue Wache, die mich in die Wohnung eines Kaufmanns geleitete, wo mir ein prächtiger Saal zum Aufenthalte angewieſen wurde, der ſehr elegant meublirt und mit den ſchönſten chineſiſchen bis zur hohen Decke hinauf reichenden Bäumen in koſtbaren Vaſen beſetzt war. Der Commandant, ein freundlicher, theilnehmender Mann, ſchickte mir das Eſſen von ſeinem Tiſche, und ſandte mir einen jungen Arzt, der unlängſt ſeine Studien in Petersburg beendet und ſich mit der Tochter des erſten Kaufmannes in Irkutsk verheirathet hatte. Dieſer wiederholte ſeine Beſuche täglich und gab mir verſchiedene Arzeneien mit der Mahnung, ſie ſorgfältig aufzubewahren, da man weiterhin weder Aerzte noch Medizin kenne. Eines Tages fragte er mich, was ich zum Frühſtück zu trinken gewohnt ſei. „Früher trank ich Kaffee," antwortete ich, „aber ſeit langer Zeit habe ich deſſen Geſchmack vergeſſen." Kurz vor meiner Abreiſe überreichte er mir einen feſt zugeſchnürten ledernen Sack und empfahl mir die Kräuter darin zu häufigem Gebrauch. Als ich unterwegs den Sack öffnete, fand ich darin mehrere Pfund Kaffee und einen großen Hut Zucker, zwei ſehr koſtbare Artikel in dortiger Gegend. Auch beſchenkte mich der Commandant mit einem warmen Pelze, der mir bei der ſteigenden Kälte treffliche Dienſte leiſtete.

Der Abſchied von dieſem Orte, der mir zum Paradieſe geworden wäre, wenn mich nicht das Gefühl jedes Verbannten niedergedrückt hätte, ward mir ſehr ſchwer; der Commandant und der Arzt entließen mich mit Worten aufrichtiger Theilnahme und herzlichen Troſtes.

Von Irkutsk nach Ochotsk wurde ich im Gefolge eines Ruſſen, der zum Commandanten nach Ochotsk beſtimmt war, einer großen kaufmänniſchen Karavane zugeſellt, welche aus mehreren Kaufleuten, viertauſend Pferden und der

Digitized by Google

entſprechenden Mannſchaft beſtand, davon auf je zwanzig Pferde ein Jakut kam. Die Reiſe konnte nur zu Pferde gemacht werden, und war, da durchaus kein gebahnter Weg vorhanden, ſehr beſchwerlich und auf hölzernem Sattel ſehr unbequem, bis ich ſpäter das Uebel dadurch milderte, daß ich einen mit Moos gefüllten Sack verwendete. Zwiſchen ſteilen Gebirgen, durch Engpäſſe und an bodenloſen Abgründen vorbei wand ſich der Zug, ein Pferd nach dem andern. Viele der eingebornen Führer kannten zwar dieſen Weg, konnten aber doch nicht verhüten, daß mehrere Pferde und auch einige Leute in den Abgrund ſtürzten und die Glieder brachen.

So wurde die Reiſe vom Morgen bis zum Abend ohne Unterbrechung fortgeſetzt und dann das Nachtlager gern in der Nähe eines Fluſſes aufgeſchlagen, wo wir gegen einen Ueberfall der Bären ſicherer waren. Dennoch verloren wir jede Nacht einige Pferde. Sobald der Platz zum nächtlichen Bivouak gewählt war, wurden ringsumher helle Feuer angezündet, um die Bären zu ſchrecken; dann packte Jeder ſeine Vorräthe aus und fing an zu kochen. Unſer Hauptgetränk bildete der Thee, darin wir Zwieback erweichten. Außerdem waren wir mit geräuchertem Speck und verſchiedenen Grützſorten verſehen und bereiteten einen vortrefflichen Barszck (kräftige Suppe aus geſäuerten rothen Rüben mit Fleiſchbrühe), aus jungen Rhabarberblättern, die hier im Ueberfluß wachſen. Die Kaufleute benützten Zelte und Haarſiebe gegen die zahlloſen Inſekten, die in der Luft umherſchwärmen und in Naſe, Ohren und Mund eindringen.

Der Commandant, in deſſen Gefolge ich eingereiht war, hatte eigentlich nicht über die Karavane zu gebieten, da ſie den Kaufleuten gehörte; er maßte ſich aber den Oberbefehl an und verſchaffte ſich manche Bequemlichkeiten, ließ ſich z. B. eine Sänfte herſtellen, die von Pferden getragen wurde, gefährliche Wege breiter und bequemer machen, und wenn die Leute ſeinen Befehlen nicht Genüge leiſteten, züchtigte er ſie. In Folge ſolcher Behandlung entfloh eines Tages die ganze Mannſchaft mit vielen Pferden in angrenzende Wälder und Gebirge und drei Tage hindurch war Keiner davon zu ſehen. In dieſer peinlichen Verlegenheit kletterten einige Kaufleute, welche die jakutskiſche Sprache kannten, auf hohe Bäume, riefen die Flüchtlinge in ihrer Sprache und beſchworen ſie bei ihren Göttern, zurückzukehren, bis ſie ſich endlich dazu verſtanden. Der Commandant mußte Abbitte thun und die Reiſe konnte fortgeſetzt werden.

Digitized by Google

Unſere letzte Nachtruhe hielten wir in einer Kolonie, die mitten in einem ſehr dunkeln Fichtenwalde gelegen, von Bären ſtark bevölkert iſt und daher den Namen „Bärenohr“ führt. Die Nachtfeuer flammten unheimlich zwiſchen den ſchwarzen Maſſen umher und das Geſchrei der Mannſchaft miſchte ſich mit dem Brauſen des Meeres, das man hier ſchon hören konnte. In dieſer Kolonie tauſchten unſere Kaufleute gegen Tabak und Glasperlen Zobel-, Hermelin- und ſchwarze Fuchsfelle ein.

Am nächſten Morgen legten wir noch zwölf Werſt zurück und erblickten dann den unendlichen Ocean, an deſſen ſandigen Ufern ſich Ochotsk hinzieht. Die dortigen Einwohner, größtentheils Schiffbauer, Matroſen und Factoren irkutskiſcher Kaufleute, kamen ihrem neuen Oberhaupte zagend und ängſtlich entgegen und empfingen ihn wie einen Gott. In Irkutsk hatte mich der Commandant mit Wohlwollen behandelt und ich hoffte, er werde es mir auch hier bewahren, aber ich irrte mich. Er ließ mich in das Haus eines Matroſen führen und gab mir auch Matroſen zur Wache. Ich wurde ſtreng beaufſichtigt und entbehrte aller Bequemlichkeiten; damit ich mich aber an die Seeluft gewöhne, mußte mich meine Wache öfter an das Meer geleiten. Dort ſtand ich zuweilen lange und ſtarrte hinaus über die weite Meeresfläche in die unbekannte Ferne und hinein in die bodenloſe Tiefe vor mir und die ſchmerzdurchfurchte Seele in mir.

Eines Tages, als ich auf einem umgeworfenen Baumſtamme ſitzend in dumpfes Brüten verſunken dem Treiben der zahlloſen Meerbewohner in den unruhigen Wogen zuſchaute, näherte ſich mir ein hochgewachſener, reichgekleideter Mann mit freundlichem Gruße. Dieſe Erſcheinung war mir ſo überraſchend, daß ich ſie für ein Gebilde meiner aufgeregten Phantaſie hielt, denn niemand wagte ſich hier in die Nähe eines Gefangenen. „Welcher Nation gehörſt Du an?“ fragte mich der Fremde in theilnehmendem Tone. „Einer unglücklichen“ antwortete ich. „Dann biſt Du gewiß ein Pole,“ ſagte er. „Ich kenne Dein Volk und intereſſire mich dafür; ich bin Kaufmann, von der Irkutskiſchen Kaufmannſchaft hergeſandt, die Schiffe auf den Ocean zu befördern und kehre nach Rußland zurück. Wenn Du Verwandte und Freunde haſt, kannſt Du durch mich an ſie ſchreiben und überzeugt ſein, daß ſie Deine Briefe erhalten. Ich wage ſehr viel, indem ich Dir dieß anbiete, denn wenn man mich anzeigte, daß ich auch nur mit einem Gefangenen geſprochen habe, würde ich unfehlbar in die Verbannung geſchickt werden; aber ich nehme Theil an Deinem Unglück und möchte Dir gern hel-

Digitized by Google

fen. In Deine Wohnung zurückgekehrt wirst Du Papier, Tinte, Feder und Siegellack finden; ich habe Deine Wachen und auch den Matrosen, der Dich hierher begleitet hat, bestochen."

Dieß großmüthige Anerbieten des edlen Menschenfreundes nahm ich mit tiefer Rührung und warmem Danke an, und nach längerem Gespräche fragte ich ihn, ob er nichts über meine fernere Bestimmung wisse.

„Darüber kann ich Dir nichts sagen," antwortete er, „denn hier hört die Welt auf; nur liegt auf dem Ocean noch eine Halbinsel, Kamtschatka, die einige Häfen und Festungen hat; vielleicht wird man Dich dorthin schicken. Befreit Dich dann nicht ein Wunder der Vorsehung aus dieser Verbannung, so wirst Du sie nie mehr verlassen, denn die dortigen Gefangenen werden als Todte verzeichnet." Er gab mir für diesen Fall verschiedene Verhaltungsmaßregeln, schenkte mir einen großen Vorrath an Tabak, Zwieback und buntem Glasschmuck, den er in meine Wohnung besorgte, und rieth mir, wenn ich noch Geld besitze, hier Einkäufe zu machen, da drüben das Geld keinen Werth habe. Ich befolgte seinen Rath und zog daraus große Vortheile. Meine Briefe nahm er folgenden Tages in Empfang, hat sie gewissenhaft besorgt und war so die Veranlaßung zu meinem spätern Schicksale.

Die Vermuthungen des Kaufmannes bestätigten sich, — der gefürchtete Tag meiner Abreise nach Kamtschatka erschien sehr bald. Der Morgen war hell und schön, die Sonne sandte ihre tröstenden Strahlen über den unermesslichen Krystallspiegel und ein günstiger Wind wehte vom Lande nach dem Meere zu, als ein irkutskisches Kauffahrtheischiff mich unter seine gastlichen Segel nahm. Außer einigen reichen Kaufherren bestand die Reisegesellschaft aus achtzig Mann, theils gekaufter Sclaven, theils kleinerer Handelsleute, die ihr Leben freiwillig gegen den vierten Theil der Beute an Pelzen den vielen Gefahren preisgeben, aber von den treulosen Kaufherren oft nur mit Tabak und Branntwein abgefunden werden. Man hatte mir einen Matrosen als Wache zugesellt, der mit Nichtachtung seiner eigenen Person mir sehr gefällig und nützlich war. Dafür überließ ich ihm meine tägliche Portion an Fischen und Fleisch, denn die Kaufleute hatten mich ein für alle Mal zu ihren Mahlzeiten eingeladen.

In der zweiten Woche nach unserer Abfahrt zeigten sich die Vorboten eines nahen Sturmes. Die Sonne verschwand hinter dunklen Wolkenmassen, das Schiff schwankte einige Zeit und blieb dann drei Stunden auf derselben

Digitized by Google

Stelle stehen. Die stummen Meerbewohner kamen schaarenweise aus der Tiefe herauf als Herolde des gewaltigen Sturmgottes. Plötzlich erhielt das Schiff einen so gewaltigen Stoß, daß viele unserer Leute umstürzten; mächtige Wellen gingen über das Schiff und wälzten Sand und Steine herauf. Die Nacht brach herein, der Sturm wurde immer drohender und unsere Matrosen versicherten, noch nie einen so heftigen erlebt zu haben. Der Kapitän meinte, wir müßten uns in der Nähe der Kurilen befinden, aber es war unmöglich, das Schiff nach einer Richtung hinzusteuern. Durchnäßt, erstarrt und ermattet harrten wir der Entscheidung unseres Geschickes entgegen. Die Schrecken der Nacht währten uns ewig und sehnsüchtig erwarteten wir den Morgen. Endlich dämmerte er; der Sturm ließ etwas nach und bei zunehmendem Tageslicht unterschieden wir in geringer Entfernung hohe Felsmassen, die hinter dem weißen Meeresschaum der noch immer hochbrausenden Wogen eine starre Scheidewand bildeten zwischen dem feindlichen Elemente und einem unbekannten, vielleicht noch unheilvolleren festen Lande, denn der Kapitän fürchtete, auf eine der japanesischen Inseln zu stoßen, die schon vielen Schiffen den Untergang gebracht haben. Er hatte richtig gefolgert. Bald hob das Wasser unser Schiff, um es an Bord zu schleudern. Glücklicher Weise war das Ufer sandig, so daß das Schiff nur umgeworfen, aber nicht ganz zertrümmert wurde. Mit jäher Wuth raste das Element an dem ohnmächtigen Bau. — Maste brachen, Taue rissen, mehrere Fässer mit Wasser und gesalzenen Fischen, die mit langen eisernen Nägeln und starken Stricken an das Schiff befestigt gewesen waren, trieben die Wellen weit umher. Die Verwirrung war unbeschreiblich. Jeder versuchte seine Rettung mit verzweifelter Kraftanstrengung. Einige sprangen in das Wasser, obgleich das feste Ufer noch entfernt war, aber nur Wenige erreichten durch Schwimmen das Land; die Schwächeren erlagen im ungleichen Kampfe mit der tobenden Gewalt. Ich wäre ohne meinen braven Matrosen verloren gewesen. Er zog zwei von den drei Ellen langen Nägeln aus, mit welchen die Fässer angenagelt waren; den einen gab er mir, den andern behielt er selbst und bedeutete mich, daß sie uns das Leben retten sollten. Darauf schob er mich in einen kleinen Vorrathsraum, welcher Theer und Taue enthielt, bestrich uns Beide ganz mit Theer und hieß mich, ihm auf den Mast des Schiffes folgen, welcher horizontal am Vordertheil des Schiffes liegend, dem Ufer zugekehrt war. Wir nahmen auf dem Maste eine reitende Stellung ein und glitten so allmählig bis an dessen Ende, was uns keine Gefahr brachte,

Digitized by Google

da der Theer an dem glatten Maste haftete und uns darauf festhielt. Am andern Ende angelangt, sprangen wir in das Wasser, das hier nur eine Höhe von einer und einer halben Elle hatte; der Boden war aber so schlammig, daß ich nur mit Hülfe des Matrosen und mit großer Anstrengung langsam vorwärts schreiten konnte. Als wir einen Augenblick anhielten, um auszuruhen, sahen wir neue große Wogen dem Schiffe nahen, es von seiner Stelle hinwegschleudern und sich dann auf uns zuwälzen. Eiligst steckte nun der Matrose unsere beiden Nägel fest in den Boden, hieß mich auf ein Knie niederknieen, mich mit aller Kraft daran klammern und den Athem anhalten, während gleich darauf die Wogen einige Ellen hoch über uns hinweggingen. Noch einmal wurden wir so von den Wellen übergossen und dann erreichten wir das Ufer, wo ich erschöpft hinsank und einige Minuten besinnungslos lag, bis mich der Lärm der geretteten Mannschaft aus meiner Betäubung weckte. Der Kapitän war mit einem Theile seiner Beute auf dem sehr schadhaft gewordenen Schiffe geblieben, während ein anderer Theil bemüht war, in dem Schlamme die Schiffsvorräthe aufzusuchen. Da bemerken wir in der Entfernung einen Haufen fremder Menschen und erneute Angst durchzuckt unsere matten Glieder. Der Kapitän schickt die Stärksten unter uns bewaffnet dahin ab, doch kommen sie bald mit der Nachricht zurück, daß wir uns auf den Kurilen befänden und jener Haufe Eingeborene seien. Nun begab sich der Kapitän selbst mit dreißig Mann, zu denen auch ich gehörte, zu den Inselbewohnern. Wir fanden sie in Hütten, die größtentheils mit gemalten und mit Thierhaaren gestickten Rennthierfellen bedeckt sind, und eben beschäftigt, in großen eisernen Geschirren, die sie von den Russen erhalten, ihre Mahlzeit zu bereiten, welche aus Seewild und in dem Fette von Seehunden, gebratenen Fröschen bestand. Sie empfingen uns freundlich und gastfrei und boten uns ihre Speisen an, davon wir aber nur sehr wohlschmeckende gebratene Schnecken kosteten und dann unsere Gastgeber auf unser Schiff einluden, wo wir sie mit europäischen Producten bewirtheten und sie noch mit Vorräthen beschenkten. Dafür waren sie uns bei der Ausbesserung des Schiffes sehr behilflich, so daß wir nach wenig Tagen unsere Fahrt nach Kamtschatka fortsetzen konnten.

Auf diesem Wege stieß unser Schiff auf gefährliche Steinmassen und entkam nur durch die Umsicht des Kapitäns dem Ruin; auch entstand in der Küche Feuer, das bereits anfing, Segel und Taue in Brand zu setzen, aber noch glücklich gelöscht wurde. So erreichten wir endlich das Ziel unserer Reise.

(Forts. f.)

Digitized by Google

An † †

Mit Thomas von Kempen.

„Nachfolge Christi."

Von Dr. **Friedrich Beck.**

Nimm dieß Büchlein, Dir zum Segen
Und als treuer Liebe Pfand,
Nimm es auf des Lebens Wegen
Gern als Führer oft zur Hand!
Immer nur ist wahrhaft weise,
Wer das Ende hat bedacht,
Wer die ird'sche Pilgerreise,
Eingedenk des Ziels vollbracht.

D'rum, wenn Weltlust will umspinnen
Dich mit falschen Glückes Schein,
Rette muthig Dich nach innen,
Kehr' im eig'nen Herzen ein;
Flüchte reuig Dich im Stillen
Zu dem Wort des Heilands hin,
Daß es stärke Deinen Willen
Und erleuchte Deinen Sinn!

„Wer mir nachfolgt, weilt im Lichte!"
Also sprach des Menschen Sohn,
Der uns fordert zum Gerichte
Einstmal vor des Höchsten Thron;
„Wer mir folgen will, entsage!
Rauh ist, schmal des Himmels Bahn;
Wer mir dienen will, der trage
Kreuzeslast, wie ich gethan!"

Digitized by Google

„Sammelt, was Euch nie entſchwindet,
Schätze, nicht für dieſe Zeit,
Schätze, die Ihr wieder findet
In dem Reich der Ewigkeit!“ —
Alſo mahnt des Heilands Lehre,
Die dieß Buch Dich läßt verſteh'n,
Wenn Du übſt die Kunſt, die ſchwere,
Auf des Kreuzes Pfad zu geh'n!

Ein Geprüfter wird Dich leiten,
Der zum Troſte Vielen ſchrieb,
Die mit Chriſto dulden, ſtreiten,
Der zum Sieg ihr Führer blieb;
Und ſo ſei zum frohen Feſte
Dieſe ernſte Gabe Dein,
Doch der Himmelsgaben beſte
Soll das reine Herz Dir ſein!

Zwei Kornähren.

Von **F. Alfred.**

Die Tagesarbeit war beendet, Arm und Auge müd. O Zimmerluft, o Zimmerlicht, wie kannſt du weh' thun! Ich ſah durch das Fenſter: Draußen ſchwankte das lichtgrüne Laub der Platane, und blühte und glühte ſinnig die Roſe. Hinaus! rief es in mir, und bald ſchlenderte ich ziellos in wohligblauer Luft durch „des Kornes goldene Gaſſen.“

Wie war es lieblichſchön am herandunkelnden Sommerabend, der ſein zartes Roth in die Wipfel und um die Bergſpitzen legte! Die Wachtel rief von Fern' und nah, hoch im wolkenloſen Blau tirelirte die Lerche; die Ameiſe ſammelte Nahrung mir zu Füßen und die Schwalbe zu Häupten; würzig war der wilde Roſenſtrauch am Weg, und lichtblau die Cyane im Korn — Alles

Digitized by Google

war ſchön, Alles quellend von Leben. Kaum ſah man die Stadtthürme, als lägen ſie ganz, ganz ferne, ſo hoch ragten die Zweige der Obſtbäume, und ſo dicht waren ſie belaubt. Ich konnte mich kaum ſatt ſehen. Am Wege ſtand ein alter Sitz für müde Wandersleute, auf den ſetzte ich mich und ließ meine Augen weite Umſchau halten.

Von Kindheit an bin ich gewohnt, auf die ſtumme Sprache der Blumen und das leiſe Rauſchen der Waldwipfel zu lauſchen; der klare Born auf roth-blühender Haide und ſeinem Sprudeln über Gras und Geſtein, wie das takt-mäßige Schrillen der Cicade hat für mich Intereſſe; ſo darf es Niemanden wundern, wenn ich zartes Sprechen zu hören glaubte, als ich ſo daſaß. Ich drehte mich um und bemerkte eine dürre, wenigſtens ſechs Fuß hohe Aehre, welche in ſeltſamem Selbſtgeſpräch begriffen war. „Eine wahre Pracht," meinte ſie, „über alle Andern hinwegſehen zu können; arme Knechte, demüthige Unterthanen ſtehen ſie gebeugten Hauptes meiner erhabenen Größe huldigend um mich her. Hoch ſchwebt mein Haupt wie die Lilie im See, der Mond lächelt mich an, die Sonne webt mir mein Goldkleid. Ich bin der König und Herrſcher, die andern Aehren ſind meine Diener; darauf bin ich ſtolz und das mit Recht. Verdiene ich nicht dieſen Vorrang, du niedriges Volk? Gebet Antwort!" —

Ohne inne zu halten, um Antwort zu vernehmen, denn von der niedrigen Menge erwartete ſie nur ehrfurchtsvolles Schweigen, fuhr ſie für ſich fort: „Früher, als ich noch klein war, ſpielte ich mit dieſen Bettelleuten; ich kannte meinen Werth noch nicht, ich einfaltsvolle Unſchuld! Vor drei Wochen aber hat mich der Herr des Ortes erſt darüber aufgeklärt, als er uns beſichtigte. Ei, Ei! ſprach er, es gibt ja dieſes Jahr auch wieder Hochähren! — Wer darauf nicht ſtolz wäre, der müßte keine Ehre im Leibe haben."

Kaum hatte dieſes Mal die aufgeklärte Aehre geredet, ſo hob eine ſchwer-beladene daneben halb ſchalkhaft, halb grimmig das Köpfchen ein wenig und ſummte im Wind: „Ei, biſt Du bald fertig? Leer iſt Herz und Kopf, deß-halb will die Zunge den Schaden, wie es ſcheint, ausgleichen. Du weißt eben nicht, wozu der Beſitzer des Feldes uns in die Furchen geſäet hat — darum dies Selbſtgefühl. Du haſt vollkommen Recht, dich von uns Anderen ent-fernt zu halten, wir paſſen auch nicht zu einander. Eben ſo viel, als du über uns zu ſtehen wähnſt, ſtehſt du unter uns. Wir tragen nicht die Laſt des Knechtes, ſondern des Segens; wir haben Schnee und Sonnengluth getreu und ergeben für den Herrn getragen, er wird uns freudig in ſeine Scheuer

Digitized by Google

fahren; du früchteloſe, aufgeſpreizte kommſt in's Feuer. Ich ſage es dir im Voraus."

Während dieſer Worte lächelte die hohe Aehre ſpöttiſch über ſolche veraltete Anſichten. Als die volle geendigt hatte, vernahm ich ein leiſes Hohngelächter ringsum, der Grund war bald gefunden. Der ſtolze König im Aehrenfelde glaubte ſich doch in ſeinem zarten Ehrgefühl, obwohl er jene Rede zu überhören ſchien, tief gekränkt; er ſtreckte ſich majeſtätiſch und knickte jämmerlich in der Mitte ab; die eigene Hohlheit hatte ihn getödtet. Dadurch war das Hohngelächter der vollen Aehren veranlaßt worden.

Mittlerweile dämmerte es mehr und mehr, und ich mußte mich zum Heimwege anſchicken; an Stoff zum Nachdenken und zu Vergleichungen in der Menſchenwelt fehlte es mir in Folge der gehörten Geſpräche nicht.

Ungefähr drei Wochen ſpäter kam ich desſelben Weges. Luſtige Schnitterinen waren überall zum Kornſchneiden im Felde, und alle Aehren freuten ſich, daß ſie vor rauhem Herbſtwind und trübem Herbſtregen unter Dach und Fach kommen ſollten. Nur die leeren Aehren kränkten ſich mit dem Gedanken, jetzt zu den gemeinen gebunden werden zu müſſen. Vergebenes Leid! Die Sicheln ſchnitten, die vollen Aehren wurden gebunden, auf die hochmüthigen Halme wurde jedoch gar keine Rückſicht genommen. Sie ſtanden einſam und hehr im Felde. Jedoch nicht lange; bald kamen einige Knaben, welche Aehren geſammelt hatten. Einer von ihnen ſprach: „Wir wollen ein Feuer anzünden! heda! dieſe hohlen Aehren da brennen ſehr gut und geben eine helle Flamme."

Es dauerte nicht lange, ſo brannte ein luſtiges Feuer, den Kindern zur lauten Freude. Bald fand ſich nur noch ein kleines Häufchen Aſche.

Auflöſung der Räthſel S. 336.

Der Ring. Das Mikroskop. Die Hände. Schlaf und Tod.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Wie das Hansjörgle ein Student wurde.

Von **Hermann Koneberg.**

(Mit Bild.)

VIII.

Die Welt ist so schön!

Der zweite Abschied von der Heimath fiel immerhin noch schwer, wenn auch lange nicht so schwer wie der erste. Hansjörg wußte doch, wohin er komme, auch seinen neuen Herrn Professor kannte er vom Hörensagen. Aber seine Wohnung hatte er verlassen, weil er fürder nicht mehr das Essen tragen, Holz und Wasser schleppen wollte, und mußte sich erst in der neuen einleben.

Einige Tage plagte ihn heftiges Heimweh, dann aber war er vergnügt und lernte fleißig. Es ging ihm im zweiten Jahre viel besser als im ersten, doch einen Preis erhielt er auch heuer nicht. Bei herannahender Ferienzeit fühlte er mehr als im Vorjahre, wie unangenehm es sei, so mit leeren Händen heimzukommen; denn er dachte an seinen ersten Besuch im verflossenen Jahre bei dem Herrn Pfarrer und dem Schullehrer und er hörte schon die Frage wiederholen: „Nun, wo ist der Preis?"

Da klagte er beim letzten Spaziergang seinem Herrn Professor die Noth. Dieser war nun mit dem Hansjörg ganz zufrieden und gab ihm einen Begleitbrief an seinen Pfarrer, mit dem er studirt hatte. Nun ging Hansjörg vergnügt nach Hause, vielmehr fuhr er mit der Eisenbahn bis zu der seiner Heimath zunächst gelegenen Station und dort harrte schon der Vater mit dem Räpple und dem bekannten Wägelchen.

Wie sprang der Student so vergnügt aus dem Waggon mit seiner nagelneuen Studentenhaube, dem Condukteur beinahe zu früh; denn der herrschte ihn an: „Kannst nicht warten Bube, bis der Zug hält! Wie leicht könnte da ein Unglück geschehen!"

Daheim war wieder großer Jubel, als der Studio ankam, der jedem der Seinigen ein kleines Geschenk mitbrachte, auch Kuß war nicht vergessen, er bekam eine Tabakspfeife.

Hansjörg war ganz stolz, als er am andern Tage mit seinem Zeugnisse und dem Brief des Herrn Professors in der Tasche dem Pfarrhof zueilte. Er durfte sich auch freuen, wie Du selbst aus dem Briefe vernehmen kannst.

Digitized by Google

Lieber Studienfreund!

Ich sende Dir meine Freundesgrüße. Mach' dem Ueberbringer dieses Briefes keine Vorwürfe, daß er nicht unter den Preisträgern ist. Ich war ganz zufrieden mit ihm, und er ist mir einer der allerliebsten Schüler. In seinem gesunden Leibe wohnt eine ganz gesunde Seele.

Ich beurtheile einen Studenten auch nach dem, was er außer den in der Klasse geforderten Gegenständen noch leistet. Georg hat noch viele Nebenstunden freiwillig besucht und hat mir namentlich sehr gute Auszüge aus den von ihm gelesenen Büchern eingeliefert. Ich halte ihn für einen ganz fähigen Kopf, der jedes Jahr noch mehr leisten und gewiß ein tüchtiger, brauchbarer Mann werden wird, welchen Beruf er auch wählen mag.

Nicht jeder Geist entwickelt sich gleichmäßig rasch, und die allmählige Entwicklung hat auch ihre Vortheile: sie bewahrt die Bescheidenheit, welche man oft bei sogenannten Wunderkindern vermißt.

Mach' dem Georg die Ferien so angenehm als möglich, er hat es verdient.

Es grüßt Dich

Dein

alter getreuer Freund.

Dieser Brief hat den Hansjörg nicht eitel gemacht, er hat die Liebe und Verehrung zu seinem Lehrer noch vermehrt, er hat ihn für denselben förmlich begeistert, so daß er sich auf das kommende Schuljahr überaus freute, da sein Professor mit ihm eine Klasse vorrückte. In dieser Vakanz wurden die Unterhaltungen vom Vorjahre fortgesetzt. Er blieb aber nicht die ganze Zeit zu Hause. „Die Welt ist so schön!" Zu diesem Bewußtsein kam er durch die Reisebeschreibungen und besonders durch die „Bilder aus der Natur von Forsteneichner," die er gelesen. Schon im Sommer hatte er sich vorgenommen, seine Eltern um die Erlaubniß zu bitten, eine Fußreise machen zu dürfen. Zu diesem seinem Lieblingsplan hatte er einen Schulkameraden und Landsmann gewonnen, und Beide waren fleißig in ihren Studien der Landkarte.

Was Hansjörg von Friedrich Barbarossa gehört und gelesen und von Konradin, dem Letzten der Hohenstaufen, ergriff ihn so sehr, daß er den Hohenstaufen sehen wollte, wo das berühmte Stammschloß gestanden.

Der Reiseplan lag fertig. Nun fehlte nur noch die Erlaubniß der Eltern.

Digitized by Google

Diese ward nicht so leicht gewonnen. „Wo wollt Ihr doch hin?“ sagte der Vater, „Ihr kommt am ersten Abend zurück; beim nächsten Wald treibt Euch die Furcht wieder heim.“ Auch die Mutter hatte tausend Kümmernisse und Befürchtungen, zudem hätte sie ihren Sohn gerne in ihrer Nähe gehabt und es gerne gesehen, daß Hansjörg bei den ländlichen Arbeiten mithelfe. Doch dazu hatte er schon früher kein Geschick gezeigt, und jetzt wollte ihm eine solche Beschäftigung schon gar nicht behagen.

Endlich erhielt er die Erlaubniß und sie traten die erste Fußreise in großer Erwartung und mit vielen Freuden an.

Vor Allem wollten sie den Ulmer Münster und die Befestigungen dieser Stadt sehen. Dann schritten sie über die rauhe Alp, bis sie nach langem Marsch die Geislinger Steig erreichten. Von da an labte sich ihr Herz an diesem schönen Ländchen. Nachdem sie den Rechberg und Hohenstaufen bestiegen und hinabgeschaut hatten auf den lieblichen Neckar bis hin gegen den grünen Rhein, trugen sie ihren Wanderstab in's Oberland hinauf bis an den See.

Sie sahen die alten Sitze der berühmten Adels-Geschlechter: Wurzach, Zeil, Trauchburg und Wolfegg; kamen nach Isny, Kißlegg, Wangen und erfreuten sich an dem Bodensee, dessen bleigraues Gewässer ihnen großen Respekt einflößte. Bald tanzte ein Kahn auf den Wogen, der sie hinübertrug an das Schweizerufer. Dort aßen sie viel der süßen Trauben und freuten sich ihres jungen Lebens.

Hier sei bemerkt, daß unser Studio in jedem Jahre solche Ferienreisen mit einem guten Kameraden machte. Es ist ihm nie etwas Nachtheiliges begegnet, einen kleinen Schrecken ausgenommen, den ich Dir hernach erzählen werde, wohl aber haben ihm diese Ausflüge viele Freuden und großen Nutzen gebracht. Er hat an Muth gewonnen, hat seinen Körper abgehärtet und frühzeitig gelernt mit fremden Menschen zu verkehren. Das, was er in der Geographie gelernt, hat er vielseitig selbst in Augenschein genommen und hernach Vieles in der Geschichte mit größerer Freude gehört. Sein Plan war, die ganze Gebirgskette von Lindau bis Salzburg zu sehen und insbesondere alle Seen von Bayern zu besuchen, und diesen Plan hat er im Laufe der Jahre auch ausgeführt. Auch in den Schwarzwald wollte er wandern, von wo so viele Uhren kommen. Von Stuttgart wollte er über Calw nach dem berühmten Wildbad wandern, und jene Ulme sehen, welche Uhland besungen:

Digitized by Google

„Zu Hirsau in den Trümmern
Da wiegt ein Ulmenbaum
Frischgrünend seine Krone
Hoch über'm Giebelsaum.
Er wurzelt tief im Grunde
Vom alten Klosterbau;
Er wölbt sich statt des Daches
Hinaus in's Himmelsblau."

Er kannte ja bereits Uhlands herrliche Ballade: „Graf Eberhard der Rauschebart" und hatte dies Gedicht des schwäbischen Sängers mit besonderer Vorliebe gelesen!

„In's Wildbad will er reiten, wo heiß ein Quell entspringt;
Der Sieche heilt und kräftigt, der Greise wieder jüngt.
Zu Hirsau bei dem Abte, da kehrt der Ritter ein
Und trinkt bei Orgelschalle den kühlen Klosterwein.
Dann geht's durch Tannenwälder in's grüne Thal gesprengt,
Wo durch die Felsenbette die Enz sich rauschend drängt.

Ein angeschoss'ner Eber, der sich die Wunde wusch,
Verrieth dereinst den Jägern den Quell in Kluft und Busch.
Nun ist's dem alten Recken ein lieber Zeitvertreib,
Zu waschen und zu strecken den narbenvollen Leib."

Ueber den Windhof und das Klösterle wollte er wandern gen Baden-Baden und nach Freiburg, um dort den herrlichen Münster zu sehen, der allein ganz vollendet ist, wenn ich den Dom von Regensburg ausnehme.

Ich kann Dir nun, mein freundlicher Leser, diese seine Vakanzreisen nicht ausführlich erzählen, es genüge, ein paar Erlebnisse anzuführen, von denen das erste allerdings traurig hätte ausfallen können.

Einmal kehrte er von einer Fußreise allein zurück; denn sein Kamerad hatte ihn bereits verlassen. Schon war es Abend und er mußte noch eine Stunde wandern. „Was wird die Mutter zu dem Schübling sagen," dachte er. Er hatte nemlich seine Mutter mit einem Präsent überraschen wollen und kam auf den Gedanken, ihr recht gute Würste heimzubringen. Die hatte er seine zehn Stunden getragen in der Tasche seines schon besprochenen „grünen Rockes," der jetzt Invalide war.

Digitized by Google

„Wenn ich nur schon daheim wäre," sagt er für sich hin, denn er dachte an den Gottesacker, an dem der Weg vorbeiführt. Da springt aus einem großen Hofe ein wilder Hund heraus, der bellt an ihm hinauf und in einem Augenblick hat er einen Rockflügel weggerissen und in den Schübling*) gebissen.

„Au! au! mein Schübling, mein Rock," schreit der erschrockene Lateiner. Der Bauer ruft dem Hunde und schlägt auf ihn los, der Rock aber blieb zerrissen und der Schübling angebissen.

Die zu Hause sahen ihn in diesem Aufzuge mit großen Augen an, denn der Rockflügel hing bis auf den Boden und unser Held war voll Staub, sein Gesicht vom Schweiße genetzt, den ihm der Schrecken über den abendlichen Angriff und die Angst vor den friedlichen Todten ausgetrieben hatte.

Bald löste sich die Ueberraschung in ein allgemeines Gelächter, als er in seiner gewohnten treuherzigen Weise den Hergang erzählte.

Von seinen freudigen Erfahrungen sollen nur zwei hier einen Platz finden. Die dritte Vakanz hatte ihn an den Tegernsee geführt. In Gmund, wo die zwei Reisenden übernachteten, war eine Wirthin, die den oberbayrischen Dialekt fertig sprach. Diese fand Wohlgefallen an dem urschwäbischen Studenten. Er konnte zwar schon etwas hochdeutsch sprechen, hatte aber seine schwäbische Mundart los wie wenige seiner Mitschüler. Hier fand er eine lauschende Zuhörerschaft für die Gedichte, die er aus dem „Jörg von Spitzispui" mit viel Salbung vorzutragen wußte. Der gespendete reiche Beifall begeisterte ihn so sehr, daß er auf den Tisch sprang und von da eine schwäbische Rede hielt, die allgemein gefiel.

Dafür sollte er belohnt werden. Heute aß er keine Milchsuppe wie sonst, er bekam einen Braten mit Salat, und weil er kein Bier trank, einen süßen Wein. Am andern Tag ließ ihm die Wirthin die Zeche nach und schenkte ihm noch ein österreichisches Guldenstück.

Da konnte er auf dem See fahren und sich des Lebens freuen.

Auf einer anderen Reise fand er auf einem hochgelegenen Schlosse, das mit seinen Vorstellungen von Ritterburgen übereinstimmte, freundliche Aufnahme und Bewirthung; der dort lebende Hofmeister war ihm ein lieber Vetter.

---

*) Eine eigene Art von Würsten, wie sie in Memmingen verfertigt werden, nennt man daselbst Schüblinge.

Digitized by Google

Es ist eine schöne stolze Burg und bewohnt ist sie von einem alten berühmten Geschlechte. Sie erhebt sich auf einem hohen Berge weit über alle Höhen der Umgebung und die Aussicht vom Schloßthurm ist eine entzückend schöne. Die ganze Gebirgskette, zahlreiche Dörfer und Märkte, einzelne Gehöfte, klappernde Mühlen, weidende Viehheerden, Jodeln der Knaben, Rauschen der Tannen, nimmerruhender Waldbach — all das machte auf das kindliche Gemüth einen unbeschreiblichen Eindruck. Hier hätte er gleich bleiben mögen! So schön ist die Natur, daß die herrlichen Anlagen, die das Schloß umgeben, daß die hohen Gemächer mit ihren prächtigen Meubeln, ihren großen Spiegeln, ihren alten Gemälden einen besondern Eindruck nicht mehr auf ihn machen!

Am meisten Freude bereitete ihm die Freundlichkeit der Kinder im Schloß. Sie waren so zutraulich und so lieb mit ihm, daß er gar bald seine Schüchternheit ablegte und mit lauter Bewunderung sich die kleine Schweizerei der Kinder ansah.

Im Schloßgarten ganz im Gebüsche versteckt, ist ein Landhaus von Holz gebaut. Zu ebener Erde befindet sich die Küche und der Stall, über einer Stiege die Bauernstube. Hier werden manchmal liebe Gäste bewirthet treu dem Grundsatz: Hast Du liebe Gäste — gib das Allerbeste.

Die Küche ist gut eingerichtet wie in einer wohlhabenden Sölde. Vor dem Hause liegt ein allerliebstes Gärtchen, das von den Kindern selbst bebaut wird. Obwohl es schon Herbst war, so sah er doch noch Ueberreste der sommerlichen Schönheit. Nahe dem Gärtchen befindet sich ein großes Taubenhaus und eine Stallung für Angoraziegen der feinsten Art. Die gnädigen Fräulein melken die Ziegen selbst, machen Butter und Schmalz und erfreuen damit die Armen drunten im Dorfe. Wie lieblich ist es anzuschauen, wenn die glücklichen Kinder ihre kleine Heerde auf die Weide führen und einpferchen, begleitet von einem zahmen Reh.

Auch auf den Thurm darf er steigen, wo eine lustige Fahne flattert. Es freut ihn sehr, seinen Namen in das dicke Fremdenbuch zu schreiben, in dem schon Hunderte von Namen gezeichnet sind, und nicht wenig bildet er sich darauf ein, daß er ihn mit griechischen Buchstaben schreiben kann. Dies vermochten selbst die gnädigen Fräulein nicht zu entziffern; der Hofmeister mußte es ihnen lesen.

Gerne wäre hier unser junge Freund lange geblieben; denn es gefiel ihm

Digitized by Google

Alles so überaus wohl und zum ersten Mal in seinem Leben dachte er daran, warum ihn Gott nicht auf einem Schlosse habe zur Welt kommen lassen. Doch er schenkte diesem Gedanken kein Gehör, freute sich an dem Glücke der Reichen und stieg zufriedenen Herzens wieder hinab in's Thal zu den andern Menschenkindern. Er hat es den Vögeln erzählt und den Blumen zugerufen und dem Bache, daß er's weiter trage:

„Die Welt ist so schön!"

IX.

Durch Lehren lernen wir.

Diese seine Ferienreisen trugen sehr viel zur Ausbildung seines Charakters bei. Unser junger Freund hatte sich schon sehr vortheilhaft verändert; doch etwas fehlte ihm noch, die feine, äußere Bildung, die für einen Studirenden von so großem Werthe ist.

Er war zwar bei aller Fröhlichkeit bescheiden, natürlich und ungekünstelt, aber doch etwas linkisch. Bei seiner alten Hausfrau hatte er eine besondere Bildung nie gesehen; auch zu Hause und auf seinen Reisen nicht, den Besuch auf der besprochenen Burg abgerechnet.

Nun führte ihn die Vorsehung in eine vornehme Familie als Instruktor von zwei Knaben. Beide waren noch in der deutschen Schule. Ihnen sollte er nachhelfen und später sie auch vorbereiten zum Eintritt in die erste lateinische Klasse.

Es war ein ehrender Antrag, ein großes Vertrauen, das ihn ganz beschämte, das er aber glänzend gerechtfertigt hat.

Von nun an kam er täglich in dieses Haus. Die zwei Knaben gewannen ihren neuen Instruktor alsbald ungemein lieb. Seine sanfte Ruhe und sein freundlicher Ernst nahm die Kinderherzen ganz für ihn ein. Er ging jede Woche zweimal mit ihnen spazieren und wußte bei dieser Gelegenheit immer Neues und Interessantes zu erzählen, so daß die Kinder ganz begeistert für ihn wurden.

Sie sprachen viel bei ihren Eltern von dem Instruktor, und es hatte zur Folge, daß diese ihn öfter zu Tische luden. Da sah er, wie man in vor-

Digitized by Google

nehmen Häusern thut. Anfangs machte er wohl bei Tisch manchen Verstoß, aber dadurch lernte er, sich fein zu benehmen und in gebildeten Kreisen zu verkehren. Auch auf die französische Sprache mußte er sich verlegen, weil bei der Tafel immer französisch gesprochen wurde.

So lernte er viel von seinen Zöglingen, wie diese von ihm. Insbesondere lernten sie in seinem Umgange die Menschen der niedern Stände je nach ihrem wirklichen, innern Werthe beurtheilen und schätzen.

Durch Lehren wurde der Instruktor selbst gründlicher in den Anfangsgründen der deutschen sowie lateinischen Sprache und mit der monatlichen Einnahme konnte er sich manch lieben Freund anschaffen, nämlich Bücher kaufen.

Nach und nach war der Instruktor wie ein Kind im Haus gehalten. Man schenkte ihm sehr viele Aufmerksamkeit und großes Vertrauen, und dies erfüllte ihn mit neuem Eifer.

Als wieder ein Schuljahr zu Ende war, es mochte das sechste sein, da durfte er seine zwei Zöglinge auf ein Schloß begleiten bei Trier an der Mosel, wo ihr alter, reicher Oheim wohnte. Vorerst aber war ihnen gestattet, eine Reise an den Rhein zu machen.

Dieses schöne Anerbieten nahm unser Hauslehrer mit Freuden an, nachdem er von seinen Eltern die Erlaubniß erhalten hatte.

Daheim war freilich Trauer, daß der Hansjörg nicht in die Vakanz kommen sollte, auch dem alten Kuß war es gar nicht lieb.

Dem Bruder Studio erging es gut, wie wir aus dem Briefe sehen, den er an einen Lehrer der Anstalt schrieb, an denselben, der sich seiner angenommen und ihn dieser Familie empfohlen hatte.

Trier . . . .

Hochverehrtester Herr Professor!

Weil Sie mir erlaubt haben, an Sie zu schreiben, darum thue ich's und sende Ihnen von der schwarzen Mosel die ersten Trauben. Mögen sie Ihnen gut munden! Es sei das ein schwacher Ausdruck meiner Dankbarkeit für Ihre Liebe und Ihr Wohlwollen.

Mehr als ein Monat ist verflossen, seitdem ich Sie und die mir so theure Anstalt verlassen habe. Mir erging es seitdem in jeder Beziehung ausgezeichnet gut. Seit ungefähr acht Tagen sind wir hier auf dem Schloße. Die Gegend ist herrlich. Von meinem Zimmer aus sehe ich das alte, ehrwürdige, berühmte

Digitized by Google

Trier mit seiner porta nigra und der freundlichen Mariensäule auf der westlichen Anhöhe.

Beinahe jeden Tag gehe oder fahre ich mit meinen Zöglingen in die Stadt. Sie ist reich an Merkwürdigkeiten. Wir haben uns die Ueberreste der römischen Bäder angeschaut und das Amphitheater, sowie auch die Kirche vor dem alten Römerthor. Manchmal machen wir auch eine Spazierfahrt auf der Mosel, die hier ziemlich ruhig fließt.

Einmal durften wir sogar mit dem Dampfschiff nach Koblenz fahren bis hin an den grünen Rhein. Aber ich will meinen Bericht beim Anfang der Reise beginnen.

Nachdem wir uns Cannstadt und die gothische Kirche in Berg angesehen hatten, eilten wir über Stuttgart am Hohenasberg vorüber Heilbronn zu, um an einem hellen, sonnigen Sommertage auf dem Neckar nach Heidelberg zu fahren.

Diese liebliche Stadt hat meine Zöglinge und mich ganz entzückt. O, hier ist es schön! In Heidelberg möchte ich einmal als Student einige Semester hinbringen können. Die Ruine ist großartig, aber das Faß blieb weit hinter meinen Erwartungen zurück. Wir sahen uns Alles mit Muße an und fuhren dann eilzüglich nach Mannheim, in die einförmige Stadt. Bei Ludwigshafen gingen wir über den Vater Rhein und setzten uns auf die Bahn, die uns bald nach Speier brachte.

„Auf nach Speier, auf nach Speier!“ hieß es auch bei uns und bald sahen wir den Dom, von dem ich schon so viel gelesen und erzählen gehört hatte, vor uns liegen.

Von außen gefiel er mir nicht besonders, umsomehr war ich überrascht und erstaunt, als ich durch das große Portal eintrat. So schön hatte ich ihn mir nicht vorgestellt, so wunderbar schön hatte ich mir überhaupt nie zuvor ein Gotteshaus gedacht. Als ich im Mittelschiff die drei Sterne sah auf dem reinlichen Pflaster und oben den großartigen Rundbogen mit seiner goldenen Inschrift: „O clemens, o pia, o dulcis virgo Maria,“ da kamen mir Thränen in die Augen. Ich dachte an den hl. Bernhard, der hier den Kreuzzug gepredigt hat, und in Entzückung dem Salve Regina die dort oben angebrachten Worte beifügte.

Schon lange nicht mehr oder noch nie habe ich so innig beten können wie im Dome von Speier, er wird mir unvergeßlich bleiben.

Digitized by Google

Ueber Worms und Darmstadt kamen wir nach Mainz. Dort bestieg ich in frühester Morgenstunde ein Dampfschiff und fuhr stromabwärts gen Köln, der heiligen Stadt.

O wie majestätisch schön ist der Rhein mit seinem grünen Wasser, mit seinen herrlichen Ufern, den Dörfern und Städten und Schlössern und Ruinen rechts und links!

Es war gut, daß ich vorher Reisehandbücher studirt hatte, sonst hätte ich mich schämen müssen, so viel haben die entzückten Knaben mich gefragt. Besonders hat sie der Mäusethurm bei Bingen und die Lorelei interessirt. In Remagen stiegen wir aus, und besahen uns die St. Apollonariskirche. Wie liegt sie so luftig oben und wie heimlich still das Klösterlein der Brüder vom hl. Franziskus mitten unter Weinbergen! In Wahrheit, eine entzückende Aussicht!

In Boppard redete uns ein freundlicher Priester an; es war der Pfarrer Berger, genannt „Gedeon von der Heide," dessen Poesien der Herr Professor mir einmal zum Lesen gegeben hatte.

Am zweiten Tage Abends gelangten wir nach Köln.

Von Bonn aus ist die Gegend öde, beinahe nichts ist zu sehen als einförmige Windmühlen. Um so mehr freute uns die alte schöne Stadt mit ihren vielen Kirchen und hundert Thürmen! Vor Allem ist der Dom ein wahres Riesengebäude. Dieser Bau flößt Hochachtung ein vor dem menschlichen Geist.

Ich brauche Ihnen den Eindruck nicht zu schildern, Sie haben den Dom ja selbst gesehen. Nachdem wir noch einen Abstecher nach Aachen gemacht, begaben wir uns hieher auf das alte Schloß.

Da hab' ich es recht schön. Am Vormittag wird gelesen, studirt, instruirt, der Nachmittag gilt der Unterhaltung. Ich habe eben „Stifters Studien" zu lesen begonnen und lese jeden Tag den Knaben etwas aus der Geschichte vor. Am liebsten hören sie, was in Verbindung mit dem Rhein oder der Mosel steht.

Eines hätte ich beinahe vergessen. Ich sah auch den Platz, wo Cäsar die berühmte Brücke schlug über den Rhein, die mir im vierten Buche „de bello gallico" so viel zu schaffen machte.

Auf dem Heimweg dürfen wir noch nach Straßburg und Basel und auf die Insel Reichenau im Bodensee.

Digitized by Google

Von alldem werde ich Ihnen mündlich erzählen.

Indem ich mich Ihrer ferneren Liebe und Ihrem Wohlwollen empfehle, bin ich in Verehrung und Hochachtung

Ihr

dankbarster

Georg.

X.

Ritter Georg.

Neu gestärkt an Körper und Geist begann der gereifte Lehrer sein Schuljahr mit einem Fleiße und einer Freude, wie noch nie.

Alle Erfahrungen seiner letzten, so überaus schönen Vakanz konnten ihn nur in seinem Vorsatze bestärken, dem hl. Ritter Georg, seinem Patron, alle Ehre zu machen. Er sehnte sich nach einer ritterlichen That und die Gelegenheit zu einer solchen ließ nicht allzulange auf sich warten.

Schon während der Ferien hatte er sich ein sogenanntes Stammbuch angelegt. Er sammelte nun bei seinen Freunden und Bekannten Stammblätter. Auch die Mutter seiner Zöglinge, die seit der glücklich vollendeten Reise unendlich viel auf den „Herrn Repetitor" hielt, erfreute ihn mit einem so schönen Stammvers, daß ich nicht umhin kann, ihn hier ganz anzuführen, umsomehr, als er ihn zu einer wahrhaft schönen That begeisterte, die ihm den Namen „Ritter Georg" verschaffte.

„Blieb noch ein Rest von Liebe Dir,
O geize nicht und gib ihn her!
Die große, reiche, volle Welt,
Sie ist an Liebe gar so leer.
Nicht biet' ihn auf den Märkten aus;
Auch in Paläste trag' ihn nicht!
Begegnet Dir jedoch einmal
Ein still verhärmtes Angesicht —
Dann sage: „Hat man Dich verletzt?
Zeig' Deine Wunde! Hier mein Krug.

Digitized by Google

Und in der Herberg pfleg' ich Dein,
Wenn dieſe Spende nicht genug."

Ob Dank, ob Undank Dir vergilt —
Du ziehe ſtillen Gang's davon!
Daß Du die ſchönſte Pflicht erfüllt,
Sei Deiner Seele Luſt und Lohn!
O nicht ein Tröpfchen Deines Oels,
Ich bitte Dich, verſenk' in's Meer!
Die große, reiche, volle Welt,
Sie iſt an Liebe gar ſo leer."

Bald ſchon begegnete unſerm Freunde auf dem Lebenswege „ein ſtill verhärmtes Angeſicht." Ein Familienvater, der zu den verſchämten Armen gehörte, war in bittere Noth gerathen. Georg ſelbſt war Zeuge eines erſchütternden Auftrittes. „Hier mein Krug," dachte er und gab ſeinen ganzen Monatsgehalt, den er für ſeine Inſtruktion erhalten hatte, und noch dazu ſeinen Ueberrock, der beim beginnenden Frühling unnöthig geworden war.

Aus dieſem Grunde konnte er ſeiner Koſtfrau nicht alſogleich den Betrag für den verfloſſenen Monat bezahlen, wie er ſonſt pünktlich gethan. Sie theilte das ſeinen Kameraden mit, die mit ihm dort Koſt nahmen und, dieweilen die Menſchen immer eher das Böſe vermuthen als Gutes, argwöhnten ſie, daß er heimlicherweiſe ſein Geld verſchwendet habe. Einer theilte es ihm mit, was man über ihn denke und ſage. Er aber blieb ruhig, lächelte, ohne ſich zu vertheidigen und ſagte für ſich hin:

„Daß Du die ſchönſte Pflicht erfüllt,
Sei Deiner Seele Luſt und Lohn."

Lange ließ er den Verdacht geheimer Verſchwendung und des Mangels von Pünktlichkeit auf ſich ruhen, bis der Beſchenkte es zufällig offenbarte. Dazu hörten ſeine Freunde, daß er dem Sohne eines armen Fabrikarbeiters unentgeldlich Stunden ertheilte. Stoff genug, um den Hansjörg zum Ritter zu ſchlagen.

Er ward und blieb „der Ritter Georg," der beſondere Vertrauensmann ſeiner Mitſchüler, der Liebling der Studenten. Wenn die Klaſſe irgendwo zu vertreten war, ſo mußte der Ritter Georg gehen, und er hat ſeiner Klaſſe jeder Zeit auch Ehre gemacht.

Digitized by Google

Es war ein schönes Jahr für unsern Georg. Er studirte mit vollem Verständnisse und deßhalb mit großer Freude. Ihm erging es, wie vielen, erst durch Lehren hat er das Lernen gelernt. Bei seiner Freude und dem richtigen Verständniß konnte der Erfolg nicht ausbleiben. Als das Schuljahr vorüber war, konnte er Preise holen, was er sich nie zu wünschen getraut hatte.

Nach langer Trennung von den Seinigen kam er wieder heim. Obwohl er sich diesmal brieflich gar nicht angekündigt hatte, so war er doch erblickt worden. Seine Geschwister liefen ihm entgegen, wie in den früheren Jahren; aber das kleine Schwesterchen getraute sich kaum, ihn als Bruder zu grüßen. War er ja, seitdem sie ihn nicht mehr gesehen, so groß geworden und vornehm! Auch der Kuß sah ihn ganz erstaunt an.

Alle schaarten sich um ihn und bewunderten den schönen, großen Preis im rothen Einbande. Solche Bücher hatte man im Dorfe noch nie gesehen. Großmütterlein, Eltern, Geschwister und der alte Kuß waren ganz stolz auf ihn geworden.

Viele freuten sich über ihn, Manchen aber war er zu vornehm gekleidet, sein Gang und seine ganze Haltung zu stolz, auch seine Haare schienen diesen bekümmerten Seelen zu lang zu sein.

Hatten sie früher über ihn gezankt, daß er keinen Preis brachte und in der Vakanz immer mit der Dorfjugend herumziehe, so ärgerten sie sich jetzt über ihn, daß er so groß geworden und so ganz anders sei als früher. Es gibt eben Menschen, denen nur wohl ist, wenn sie an andern mäckeln können.

Solche gab es in Georgs Heimath, wie es sich schon vor sieben Jahren gezeigt. Genau dieselben besorgten Seelen kamen auch jetzt zur Mutter: „Kannst Du das mit ansehen, in welchem Aufzug Dein Student daher kommt? Sogar weiße Hosen trägt er und nicht nur eine Haube mit farbigen Streifen, auch einen Hut mit seidnem Band. Das ganze Dorf schwätzt davon. Die Leute sagen, das muß ein rechter Luftikus sein.“

Die bedrängte Mutter brachte ihre Wünsche vor, Ritter Jörg aber sagte in aller Bescheidenheit: „Mutter, laßt die Leute reden. Es geht Niemanden etwas an, welche Kleider ich trage. Es soll ein Jeder nur für sich sorgen.“ Doch der Mutter wurde arg zugesetzt und eines schönen Morgens war das weiße Beinkleid zum Färber gewandert und kehrte nach ein paar Wochen schön schwarz gemacht wieder zurück. Die aufmerksamen Seelen triumphirten über

Digitized by Google

ihren Sieg und verſetzten dem beſiegten Löwen noch einen Fußtritt: „Er braucht nicht ſo ſtolz zu ſein," munkelten ſie einander zu, „und wenn er hundert Preiſe heimbringt, ſo iſt und bleibt er halt doch Schneiderbaurs Hansjörg."

Der verhängnißvolle Hut ſaß noch nach Jahren auf dem Kopfe von Jörgs Vater, ſo oft derſelbe in den Wald ging.

Unſer Jörg hatte aus ſeiner bisherigen Gymnaſialbildung ſo viel gewonnen, daß er ruhig blieb. Er lachte über die ganze Sache und freute ſich der Ferien.

Der alte Kuß hätte gern gewußt, was in den ſchönen Büchern ſtehe. Als Jörg ihm ſagte, daß auch vom „Auboleon" in einem Buche viel geſchrieben ſei, es waren nämlich Schöppners Charakterbilder, die Georg als Preis erhalten hatte, da fiel dem alten Kuß ein, in ſeinen alten Tagen noch das Leſen lernen zu wollen.

Hansjörg hatte Liebe und Geduld genug, ſeinen alten Freund das ABC zu lehren, aber weit über das Gottbüchlein brachte es der Schulmeiſter mit ſeinem nicht allzu gelehrigen Schüler nicht hinaus.

Kuß aber gewann den ſchönen, hochgewachſenen Studenten mit ſeinen blonden Locken und ſeinen offenen blauen Augen täglich lieber. Er ſah ihn oft mit dem größten Wohlgefallen an und konnte ſagen: „Ei, ei, was wird aus Dir noch werden. Es iſt mir, wie wenn es heute geweſen, daß ich Dir von Paris erzählte, und jetzt biſt Du ſo groß und ſo gelehrt. Hansjörgle," fügte er dann zärtlich bei, „Hansjörgle, bleib' mir brav. Büß mir Deine Religion nicht ein. Wenn Du Deinen Glauben verlierſt, wäre es beſſer für Dich, Du wäreſt gar nicht zum Studiren gekommen und ſo dumm geblieben, wie der alte Kuß iſt!"

So traurig wie diesmal war Kuß noch bei keinem Abſchied geweſen. „Ich werde wohl bald ſterben müſſen," ſagte er dem ſcheidenden Hansjörg, „vergiß mich nicht und bete dann für mich."

Vergnügt brachte der Ritter Georg ſeine ganze Ferienzeit zu Hauſe zu und freute ſich, als der erſte Oktober ihn wieder in die Stadt rief und zwar zum letzten Male für das Gymnaſium.

Dieſes letzte Jahr der Gymnaſialſtudien war für unſern Ritter in jeder Beziehung ein überaus ſchönes.

Roſig lachte ihn das Leben an und er lächelte ihm entgegen. Die Liebe und das Vertrauen ſeiner Klaſſe zu ihrem Obmann war gewachſen. Er ſollte

Digitized by Google

den Vorsitz führen beim großen Abschiede. Das machte ihm viele Schreibereien, aber auch viele Freuden. Kam er ja auf diesem Wege in nähere Verbindung mit Universitätsstudenten, besonders mit den Corps, für die er die letzten Jahre sehr eingenommen war, weil sie ihm, so viel er als Gymnasiast sie kennen lernte, noch am meisten Ritterlichkeit unter der Studentenwelt zu besitzen schienen.

Ueber all den schönen und liebgewordenen Studien und Beschäftigungen des letzten Jahres kam Georg zu keinem festen Entschluß wegen der Berufswahl; er fand keine Zeit, ernstlich über die fernere Zukunft nachzudenken. Die poetische Gegenwart und die rosige nächste Zukunft hatten ihn ganz in Anspruch genommen.

Erst in der Vakanz, als er sein glänzendes Absolutorium bei sich trug, und ein farbiges Band seine stolze, hoffnungsvolle Brust zierte, dachte er ernstlich nach, was er werden wolle. Er schrieb einen langen Brief an den Professor, der sich seiner bisher angenommen hatte.

Die Antwort auf diesen seinen Brief möge unsere Erzählung schließen.

Lieber junger Freund!

Viel habe ich über Deinen Brief nachgedacht, den Du mit Deinem Herzblut geschrieben hast. Ich kenne diese Kämpfe bei der Wahl des Berufes und weiß sie zu würdigen.

Die Welt steht nun offen für Dich, jeder Beruf ist schön, jeder wichtig, in jedem kannst Du Dein eigen Heil wirken und der Menschheit nützen. Wähle nicht, ohne mit Gott zu Rathe gegangen zu sein; dann wähle, wie Du es für gut hältst, denn Du selbst mußt Leid und Freude des Berufes tragen.

Wie Du auch immer wählen magst, lieber Freund, sei ein frommer Christ, sei ein ganzer Mann! — Nur so wird Dich die Weisheit groß, nur so die Wissenschaft glücklich machen!

Es sei allzeit das Gemeine, Niedrige verhaßt in der Seele Dir. Dein Herz, Dein Sinn und Wort sei edel, schön und gut!

Verliere Deine Begeisterung für das Erhabene, Edle, Schöne nie, gar nie in Deinem ganzen Leben. Sie macht schön die Jugend, mild den Mann, den Alten jung.

Benütze gut Deine Zeit; denn sie eilt. Nur kurz ist des Lebens Bahn. So schnell wie ein Fluß eilt sie dahin und kehrt nie wieder! Noch bist Du in

Digitized by Google

voller Kraft, aber nur zu bald wirst Du erstaunt und überrascht Dein Bild ganz anders schauen.

Suche einen Freund, deß Herz wie Deines schlägt. Hast Du einen solchen goldenen Fund gemacht, so binde ihn fest mit Hand und Mund.

„Nicht schließe gleich den Bund,
Sei sparsam mit dem Schlag der Hand und mit dem Du!"

Gewöhne Dein Ohr an rechte Stimmen, gewöhn' Deinen Mund an rechte Worte. Laß Deine Augen da nie lesend weilen, wo sich empört Dein inneres Schauen. Hasse die Halbheit, sei in Allem entschieden, sei wahr im Wort und im Benehmen. Es sei mit Worten karg Dein Mund.

„Lieb' Offenheit und zeige selber offen
Ein leserliches Angesicht.
Bist Du von Freud, von Schmerz betroffen,
Die Schrift davon verläugne nicht."

Vereinige Strenge mit Milde und verzage nicht, wenn des Lebens Trübsale Dich treffen.

„Auf Gott und Dich sollst Du Dich nur verlassen,
Dies sei Dein Stab, den sollst Du muthig fassen."

Ich wiederhole bei Deinem Abgang auf die Universität: „Bleib' ein frommer Christ, werde ein ganzer Mann." Es begleiten Dich meine innigsten Segenswünsche und meine Gebete. Gott sei mit Dir und

Deinem
aufrichtigsten Freunde
Benevolus.

Symbolik der Thiere.

Von **C. Utto Kornmüller.**

V.

Der Schmetterling.

Mehrere Tage verflossen, bis die Witterung einen neuen Morgenspaziergang gestattete. Als man sich dann wieder einmal versammelte, war es nicht eine fröhliche Stimmung, welche die Kinderschaar beherrschte, wie sonst, es war

Digitized by Google

ein Zug der Trauer und des Leidwesens auf den jugendlichen Gesichtern bemerklich und auch der Lehrer war nicht der heitere Mann, der er sonst gewesen. Es fehlte ein Knabe — man hatte ihn gestern zu Grabe getragen, den guten Anton, der vor wenigen Tagen noch eine blühende Rose, so bald in das Grab sank. Ihm zumeist galten die Worte des Lehrers, dessen Zunge sich mehr und mehr löste, je weiter man von der Stadt sich entfernte. Die guten Eigenschaften des lieben Anton, welcher als Muster des Fleißes, der Bescheidenheit und Frömmigkeit seinen Eltern ein kostbares Kleinod, seinem Lehrer ein geliebter Schüler, seinen Mitschülern ein theurer Freund gewesen, fanden nun ihre gerechte Würdigung; aber man empfand umso mehr auch wieder das Herbe des Verlustes. Doch war es zugleich ein süßer Trost, daß ein so gutes Kind gewiß auch der Liebling der heiligen Engel sei, welche seine reine Seele zum Himmel emporgetragen; daß es ein Liebling Gottes sei, welcher den frommen Knaben aus der Ansteckung und Mühsal der Welt so bald in ein besseres Jenseits abgerufen habe. Zugleich trug diese Erinnerung dazu bei, in allen Kindern das Streben, dem verblichenen Anton in der Tugend nachzueifern, wachzurufen.

Bald stockte wieder das Gespräch und lautlos blickten Alle in die schöne Natur hinein und auf den bunten Grasteppich hin, den eine Wiese zu ihren Füßen ausgebreitet hatte. Sanft nickten die Blümlein, vom Morgenhauche bewegt, an ihren Blättern glitzerten Thautropfen, von der Morgensonne zu vielfarbigen Perlen umgestaltet, und hin und wieder schwebte in leichtem Fluge ein schwärmender Sommervogel auf die Blüthen, um vom klaren Thau zu schlürfen oder im Honigkelche zu nippen.

„O wie schön prangen die Blumen am Morgen; doch Abends schon sind sie verwelkt!“ begann Herr Jörg über eine Weile. „Ein treues Bild menschlicher Hinfälligkeit! Doch sagen uns auch die Schmetterlinge, daß mit dem Sterben noch nicht Alles vorüber ist; sie sind uns ein schönes Symbol der Auferstehung und der himmlischen Verklärung. Sehet, der Schmetterling war vorerst eine unschöne Raupe; nachdem diese ihr von Gott bestimmtes Tagewerk vollbracht, baut sie sich selbst einen Sarg, die Puppenhülle, worin sie gleichsam gestorben schlummert und ruht, bis der Herr der Schöpfung sie wach ruft; dann durchbricht sie ihr Puppengrab und diesem entsteigt sie als zierlicher, farbenglänzender Schmetterling. Gleichsam ein ätherisches Wesen geworden, kriecht die verwandelte Raupe nun nicht mehr am Boden und sie verschmäht die erdhafte Kost, nach der sie ehemals so gierig gewesen.

Digitized by Google

O Schmetterling,
Kleines Ding!
Sage, wovon Du lebst,
Daß Du nur stets in Lüften schwebst?
„Blumenduft, Sonnenschein,
Das ist die Nahrung mein!“

Am Tage, da der Herr mit Majestät auf den Wolken des Himmels kommen wird zum Gerichte und da alle, die in den Gräbern sind, die Stimme des Sohnes Gottes hören werden, empfangen die Guten und Frommen auch glänzende Leiber; ein himmlisches, verklärtes Leben, das von dem irdischen Sehnen und Streben nichts mehr an sich hat, wird sie beglücken. Wir werden zwar alle nach dem Worte des hl. Paulus auferstehen, aber nicht alle zur himmlischen Klarheit und Herrlichkeit Jesu Christi umgestaltet; letzteres wird nur denen zu Theil werden, welche hier schon dem göttlichen Heiland durch einen gottseligen Wandel nachgestrebt haben.

Der Schmetterling ist ein uraltes Sinnbild der Psyche, der Seele, welche sich vom Leibe getrennt hat; schon der alte griechische Philosoph Aristoteles spricht davon als einem Symbol des Lebens und der Unsterblichkeit der Seele. Diesen Glauben gab man kund, indem man auf Grabdenkmälern und Bildern über einem Todten einen Schmetterling anbrachte; auch mit einem Delphin setzte man ihn in Verbindung und bezeichnete damit die Wanderung der Seele in's andere Leben, in's Elysium.

Als ein anderes Sinnbild wird der Schmetterling noch angesehen, das für Euch, Kinder, abschreckend sein muß, nämlich als Bild eines flatterhaften, leichtsinnigen, unbeständigen Menschen, da der Schmetterling nirgends ruhet, sondern rastlos von einer Blume zur andern flattert. Ein Mensch, welcher so unstät und wandelbar ist und bei keiner Arbeit mit Ernst verharren will, bald dieß, bald jenes angreift, um es gleich wieder, wenn die erste Freude vorüber ist, zu verlassen, kann unmöglich zu etwas Gutem, zu einer festen Tugend, zu einem mannhaften Charakter kommen; nur dem Ernste und der Standhaftigkeit erblühen die schönsten Früchte des Geistes und Herzens.“

Nunmehr gelobten alle Kinder, das Andenken ihres lieben Anton besonders dadurch zu ehren, daß sie sein gutes Beispiel immer vor Augen behalten und in seine Fußstapfen eintreten wollten.

Digitized by Google

Als sie wieder der Stadt sich näherten, tröstete sie und sich der Herr Lehrer noch mit dem Spruche:

„Wenn kleine Himmelserben
In ihrer Unschuld sterben,
Dann büßt man sie nicht ein:
Sie werden nur dort Oben
Vom Vater aufgehoben,
Damit sie unverloren sei'n."

Im Garten.

Von **Augusta von Gäßler.**

I.

Springbrunnen in dem Garten hat einen Zauberbann,
Der hat's mit seinem Plätschern den Kindern angethan.

Es leiten vier der Pfade an das verbot'ne Ziel,
Für uns're Kinder wäre ein einziger zu viel.

Doch das ist einmal sicher, verzaubert muß er sein,
Es fielen sonst die Kinder nicht gar so oft hinein.

Steht Fränzel just daneben und spricht zum kleinen Hans:
„Kannst noch nicht schwimmen Hänschen? — Ich aber, ich, ich kann's.

Will in der Luft Dir zeigen, wie man's im Wasser macht,
Das ist die Schwimmbewegung, schau' her und gib recht Acht!"

Und beide Aermchen streckt er von sich, und auch ein Bein,
Wird wackelig und purzelt kopfüber gleich hinein.

Ein ander Mal da spielen der Kinderlein gar viel
Ihr „König Hirsch" im Garten, 's ist gar ein lustig Spiel.

---

*) Leider gestattet uns der Raum nicht, die „Symbolik der Thiere" fortzusetzen und wir müssen dessentwegen die Abonnenten auf den folgenden Jahrgang verweisen.

Digitized by Google

Da heißt es tüchtig springen, wer das nicht wacker kann,
Der ist, ihr wißt es selber, gleich ein verlorner Mann.

D'rum springt auch heute Ludwig als König Hirsch gar sehr,
Es machen die Genossen die Flucht ihm ziemlich schwer.

Sie sind ihm auf der Ferse, — noch gilt es einen Sprung,
Und König Hirsch, der flücht'ge, setzt an zu kühnem Schwung.

Verwundert hemmen plötzlich die Jäger ihren Lauf,
Springbrunnen nahm den König in seinen Fluthen auf.

Springbrunnen ist verzaubert, das kann nicht anders sein,
Die Knaben und die Mägdlein, sie fallen all' hinein.

II.

Erdbeere, Stachelbeere, Johannisbeere auch,
Erklärt die gute Mutter für vogelfrei am Strauch.

„Doch erst, wenn sie recht reif sind, und weich und süß und roth,
Darf man nach ihnen fahnden," — so lautet das Gebot.

Die Kinderlein vollziehen es ganz in ihrer Art,
Sie finden nichts zu sauer und finden nichts zu hart.

Die armen, armen Beeren, sie sind in großer Noth,
Ein einzig rothes Bäcklein bringt ihnen schon den Tod.

Räthsel aus dem Munde des Volks.

Von **Johannes Frank.**

Das Feuer löscht sonst Wasserfluth,
Mich setzt das Wasser erst in Gluth.

Alle Menschen bedürfen meiner,
Aber öfter als einmal Keiner.

Digitized by Google

Der Diamant.

Von Franz von Kobell.

Der Diamant ſteht mit Recht an der Spitze der Edelſteine. Was dieſe Steine adelt, iſt gewöhnlich nichts weiter als die Eigenſchaft, bei ſchöner Farbe und Klarheit eine Härte zu beſitzen, welche feinen Schliff und hohe Politur zuläßt, daneben auch mit einiger Seltenheit vorzukommen. Um die eigentliche Subſtanz dieſer Steine, um ihre chemiſche Zuſammenſetzung kümmert ſich die Juwelen tragende Welt ſehr wenig und es gibt dem Aquamarin keinen beſonderen Werth, daß er die ſeltene Beryllerde enthält, ein klarer Korund ſteht viel höher im Preiſe und beſteht doch nur aus Thonerde, wie ſie in den Ziegelſteinen und im Material der Töpferwaaren überall vorkommt. Während alle anderen Edelſteine wenigſtens aus zwei verſchiedenen Miſchungstheilen beſtehen, manche aus 3, 4 und mehr, iſt es nur eine Subſtanz, welche den Diamant bildet, nämlich Kohlenſtoff, zur Zeit ein Element für uns. Es iſt etwas reſpectables um ein ſolches Element, wenn man bedenkt, wie weit es die Menſchen ſchon in der Naturforſchung gebracht haben, wie keine Luft, kein Waſſer, keine Erde, wenn auch aus noch ſo vielen Miſchungstheilen zuſammengeſetzt, der Analyſe widerſtehen kann, wie es mit ihr nur bei den Elementen ein Ende hat. Und nun kommt dazu, daß dieſer Kohlenſtoff, welcher in der organiſchen und unorganiſchen Welt unendlich verbreitet iſt und welchen wir aus ſeinen Verbindungen ſcheiden können, daß dieſer Kohlenſtoff nur im Diamant in klaren Kryſtallen auftritt, während er bei der chemiſchen Scheidung und Darſtellung immer als unanſehnlicher ſchwarzer Ruß erſcheint. Wie ſonderbar, daß dieſe Kryſtalle ſo ſelten ſind, da doch zu ihrer Bildung geeignete Verbindungen der Kohle höchſt mannigfaltig im flüſſigen und gasförmigen Zuſtand vorkommen! Wäre es aber anders, wollte die Kohle ſo leicht kryſtalliſirt ſich ausſcheiden, wie es z. B. das Gold zu thun pflegt, ſo könnte es geſchehen, daß der Diamant ein ſehr verwünſchter Stein würde, denn es könnte dann eine Diamantenkrankheit geben, wie es eine Steinkrankheit, Kartoffelkrankheit und Traubenkrankheit gibt, ſie könnte das Blut zu ſolchen Kryſtallen coaguliren und Wälder und Felder verderbend mit ihnen die Pflanzenzellen füllen und wäre um ſo furchtbarer, als da kein Aufſaugungs-, kein Löſungs- oder Vertheilungsmittel Hilfe brächte, denn die ſtärkſten chemiſchen Agentien greifen den Diamant nicht an. Die Diamanten würden natürlich ihre Seltenheit verlieren und wäre alſo

Digitized by Google

auch keine Aussicht, unter solchen Verhältnissen durch eine glückliche Operation vielleicht reich werden zu können. — Zur Zeit sind die Bedingungen zur Krystallisation des Kohlenstoffs unbekannt und alle Versuche, Diamanten zu machen, haben zu keinem Resultat geführt.

Hat also der Diamant als krystallisirtes Element und zwar als eines, ohne dessen Existenz kein Mensch, kein Thier und keine Pflanze die Erde beleben könnte, hat er dadurch schon eine hohe Auszeichnung vor den übrigen Edelsteinen, so hat er sie auch noch durch andere Eigenschaften. Ein ordentlicher Smaragd muß grün sein, ein ordentlicher Rubin eine rothe Farbe haben, ein geltender Sapphir eine blaue, der Topas eine gelbe ꝛc., der Diamant braucht solche Farben nicht, er ist am schönsten ohne alle Farbe, mutternackt, wie man sagen könnte, ohne Hilfe eines zierenden Anhängsels ist er am schönsten, strahlt er in reinster Herrlichkeit. Es kommen aber auch rothe, blaue, gelbe und grüne Diamanten vor, in dieser Beziehung gleichsam concurrirend mit dem farbigen Gemmen, und sie tragen vor ihnen immer den Preis davon. Auch derbe Stückchen von schwarzem Diamant (sog. Carbonat) kommen vor, welche mit unkrystallisirtem Kohlenstoff gemengt sind.

Dabei bricht der Diamant das Licht und zerstreut seine verschiedenfarbigen Strahlen stärker als irgend ein anderer Edelstein und solcher Eigenschaft verdankt er das funkelnde Farbenspiel, wenn er geschliffen ist.

Newton hat schon im Jahre 1675 ohne weitere Andeutungen aus der starken Strahlenbrechung den Schluß gezogen, daß der Diamant ein verbrennlicher Körper sein müsse.

Der Diamant ist ferner, wie bekannt, der härteste aller Körper, d. h. er ritzt jeden und wird von keinem geritzt. Diese Härte erwähnt Plinius in der Art, daß der Diamant auf einen Ambos gelegt, jedem Schlag widerstehe und Eisen und Ambos in Stücke zerspringen und daß seine unbezwingliche Kraft, woher er den Namen ἀδάμας (unbezwingbar) habe, nur durch frisches, warmes Bocksblut in etwas gebrochen werde. Hätte Plinius das Zerschlagen eines Diamanten einmal probirt, so würde er anders geschrieben haben, denn der Diamant ist sehr leicht zu zerschlagen. Die Bocksblutwirkung ist aber noch im „Parcival“ erwähnt (um 1200), wo sich die Verse finden:

Einstmals bei allzugroßer Hitze
Band ab mein Herr den Demanthelm,
Da nahm ihn heimlich sich ein Schelm —

Digitized by Google

O Fluch dem heidnischen Witze! —
Bestrich mit Bocksblut ihn zuhand,
Und dadurch ward der Diamant
In Kurzem weicher als ein Schwamm.

Der Diamant unterscheidet sich noch besonders von seinem schwarzen Bruder, dem amorphen Kohlenstoff, dadurch, daß er kein Leiter der Electricität ist, während der letztere sehr gut leitet, daß er ferner sowohl durch Erhitzen als durch Bestrahlen vom Sonnenlicht die Erscheinung des Phosphorescirens zeigt und im Dunklen leuchtet, welches unter gleichen Umständen keine Kohle thut. Er ist ferner wenigstens noch einmal so schwer als reine Kohle. Wenn man nun das Alles zusammennimmt, so möchte man wohl gerechte Zweifel erheben, ob denn der seltsame Stein wirklich nur aus Kohlenstoff bestehe und man frägt natürlich, wie sich diese Behauptung begründe. Es ist nicht uninteressant, historisch zu verfolgen, wie man zu solchem Resultat gelangte.

Im Jahre 1694 ließ der Großherzog von Toskana, Cosmus III. in Florenz Versuche anstellen, welche zum Zweck hatten, das Verhalten des Diamants in starker Hitze kennen zu lernen. Dazu brachte man einen Diamant in den Fokus eines großen Brennspiegels und man war nicht wenig verwundert, zu sehen, daß er allmählig verschwinde und zuletzt spurlos zerstört worden war. Dieses Experiment wurde 1750 durch den Kaiser Franz I. in Wien mit Anwendung von Ofenfeuer wiederholt und wurden für 6000 fl. Diamanten und Rubine in Beisein des Chemikers d'Arcet 24 Stunden lang dem heftigsten Feuer ausgesetzt. Die Diamanten verschwanden, die Rubine aber blieben unverändert. Nun begannen die Pariser Gelehrten hierüber zu experimentiren und am 26. Juli 1771 wurde ein schöner Diamant in Maquer's Laboratorium dem Feuer übergeben und er verschwand ebenfalls. Das Factum war unumstößlich, aber was aus ihm geworden, ob er sich verflüchtigt habe, ob er verbrannt oder in unsichtbare Theilchen zerstäubt sei, das wußte man nicht und die ganze Pariser Welt beschäftigte sich mit dem Problem. Nun geschah es, daß ein berühmter Juwelier, Namens Le Blanc, die Zerstörbarkeit des Diamants im Feuer trotz der Autorität der Gelehrten läugnete, indem er behauptete, daß er öfters Diamanten einem starken Feuer ausgesetzt habe, um sie von gewissen Flecken zu reinigen und daß sie dabei nicht den mindesten Schaden gelitten, und bei Gelegenheit eines neuen Experiments schloß er einen Diamant

Digitized by Google

in ein Gemeng von Kreide und Kohle in eine Kapsel ein und überließ ihn dem Feuer, überzeugt, daß er unversehrt wieder herauskomme. Die Akademiker d'Arcet und Rouelle hatten auch einige Diamanten geopfert und als diese nach dreistündigem Feuer verschwunden waren, wurde auch Le Blanc's Kapsel geöffnet und zu seinem großen Erstaunen wie zum Triumphe der Gelehrten war sein Diamant ebenfalls verschwunden. Der Triumph dauerte aber nicht lange, denn bei einer ähnlichen Feuerprobe, wo der berühmte Lavoisier die Versuche leitete, kam ein anderer Juwelier, Maillard, „avec un zèle," sagt Lavoisier, „vraiment digne de la réconnaissance des savans," und übergab drei Diamanten, die er sehr sorgfältig in Kohlenpulver in einem irdenen Pfeifenkopf eingepackt hatte, den Torturen der Esse. Man gab ein fürchterliches Feuer und als dann Maillard seine Kapsel öffnete, rief ihm Maquer zu, er möge seine Diamanten lieber im Ruß des Kamins suchen, aber sieh! da lagen die Kleinode unverändert in ihrem Kohlenpulver. Diese Versuche wurden, sogar mit Anwendung eines achttägigen Feuers, wiederholt, es zeigte sich aber immer, daß die Diamanten, wenn sie vollkommen in Kohle eingeschlossen und dadurch gegen den Zutritt der Luft gesichert waren, unversehrt blieben. Lavoisier verbrannte hierauf einen Diamant unter einer Glocke mit Luft durch ein Tschirnhaus'sches Brennglas von 3 Fuß Durchmesser und bemerkte durch hinzugebrachtes Kalkwasser, daß sich bei diesem Verbrennen Kohlensäure gebildet habe, daß also der Diamant aus Kohlenstoff bestehen müsse. Weitere Versuche wurden von Tennant und Guyton angestellt, die den Diamant statt Kohle zum Stahlmachen anwendeten und Stahl erhielten, und noch viele andere Versuche haben Lavoisier's merkwürdige Entdeckung bestätigt.

Der volle Glanz und die volle Schönheit des Diamants zeigt sich erst, wenn er mit Facetten geschliffen ist, der Glanz an nicht geschliffenen Krystallen ist zwar ein eigenthümlicher, aber unbedeutend gegen den eines geschliffenen Steins. Der Diamant stieg also im Preise bedeutend, als man ihn schleifen lernte, er imponirte früher hauptsächlich durch seine außerordentliche Härte. Das Schleifen dieses Steines mit seinem eigenen Pulver wurde 1456 von Ludwig von Berquem aus Brügge in Flandern erfunden; Diamantpolirer, welche die Steine oberflächlich polirten, gab es aber schon 1373 zu Nürnberg. Berquem erzielte auch regelmäßige Facetten und es wurde dadurch eine wahre Revolution im Diamanthandel hervorgebracht. Die Form, welche man den

Digitized by Google

geschnittenen Steinen gab, war verschieden, Tafelstein, Rosette,*) Doppelrosette ꝛc., die Brillantform aber, welche die vortheilhafteste, (aus zwei aufeinandersitzenden facettirten Kugeln bestehend, wovon der eine spitzer, der andere stumpfer) ließ zuerst der Cardinal Mazarin (um 1650) für die Diamanten der französischen Krone anwenden. Das Schleifen geschieht mit Diamantbort auf einer Drehscheibe von Gußeisen oder Stahl, wobei die Flächen zugleich Politur annehmen.

Mehr oder weniger unvollkommene oder auch nur polirte Diamanten werden als Damenschmuck zuerst unter Karl VII. von Frankreich erwähnt, die schöne Agnes Sorel soll sie zuerst (um 1440) eingeführt haben. Unter Franz I. (1515) hatte der Luxus in Diamanten schon so zugenommen, daß man von vielen Großen behauptete, sie trügen ihre Mühlen, Wälder und Wiesen auf den Schultern und die Liebe zu solchem Schmuck stieg mit der Vervollkommnung des Schliffes.

Die ältesten bekannten Fundorte der Diamanten liegen in Indien und werden mehrere Gruppen ihrer Lagerstätten unterschieden, so die Cuddapahgruppe am Pennarfluß, die Nadialgruppe zwischen Pennar und Kistna in Dekan, die Ellore- oder Golkondagruppe u. a. Die berühmtesten Diamantminen waren die von Golkonda, welche übrigens sechs und mehr Tagreisen von der Bergfeste dieses Namens entfernt liegen. Dort fanden sich die größten Steine dieser Art und Tavernier, welcher 40 Jahre lang als Juwelier den Orient bereiste, gibt 1669 an, daß in einer dieser Minen zu Colore damals 60,000 Menschen mit der Arbeit des Diamantensuchens beschäftigt waren. Die Diamanten finden sich im aufgeschwemmten Land, im Sand der Flüsse und in thonigen Conglomeraten und werden durch Waschen, Schlemmen und Ausklauben gewonnen. Der erste Mohammed der Ghuriden (1176—1205) soll in seinem Schatz einen Haufen Diamanten von 400 Pfd. an Gewicht hinterlassen haben. Auch Borneo und Sumatra liefern Diamanten.

Bis zum 18. Jahrhundert waren die Diamanten Indiens allein bekannt, im Jahre 1727 aber wurden sie auch in Brasilien entdeckt und zwar in solcher Menge, daß nach den Zollisten seitdem an 52 Centner rohe Diamanten im

*) Die Rosette hat eine ebene Fläche als Basis und darüber eine eiförmige, auch kegelförmige facettirte Wölbung, man gibt diese Form Steinen, welche nicht genug Körper haben, um in der Brillantform geschliffen werden zu können. Tafelsteine haben zwei parallele größere Flächen und sind am Rande facettirt. Dazu dienen dünne Steine.

Digitized by Google

etwaigen Werth von 200 Millionen Gulden dort gewonnen wurden. Als man sie zuerst beim Goldwaschen fand, wurden sie nicht beachtet und als Spielmarken gebraucht. Erst im Jahre 1727 erkannte ein Bewohner von Serro do Trio in Minas-Geraes die wahre Natur der gefundenen Steine und brachte eine Menge davon nach Portugal zum Verkauf. Die europäischen Kaufleute, welche bis dahin ihre Diamanten aus Indien bezogen hatten, fürchteten durch diese Entdeckung eine Herabsetzung der Preise und verbreiteten daher die Sage, daß die brasilianischen Diamanten nur der schlechte Ausschuß der indischen Steine seien, die man nach Goa und von da nach Brasilien schicke, um sie zu verkaufen. Aber die Portugiesen kehrten die Sache um und schickten die brasilianischen Diamanten nach Goa und von da nach Bengalen, wo sie, für indische ausgegeben, wie diese bezahlt wurden. Minas-Geraes hat bis 1850 etwa acht Millionen Karat im Werthe von 81 Millionen Thaler geliefert. Bald fand man auch an andern Orten Brasiliens Diamanten, so in der Provinz Matto-Grosso, besonders in der Umgegend der Stadt Diamantina und in Bahia in der Grube von Sincura.

Große Steine sind aber in Brasilien sehr selten, man fand einige von 30 Karat, im Jahre 1851 einen von 120 Karat, später einen von 107 und in den letzten Jahren den sogenannten „Stern des Südens," welcher vor dem Schnitt 254 Karat wog. Es gehen 72 Karat auf 1 Loth kölnisch.

Nach Tschudi, der 1858 Diamantina besuchte, beträgt der gegenwärtige Diamantexport Brasiliens jährlich 185 bis 190 Pfund.

Die Arbeit des Grabens und Schlemmens ist eine ungeheure und steht gar oft nicht im Verhältniß zu dem Gewinn. Trotz der Anstrengungen Englands werden eine Menge Neger von der afrikanischen Küste weggeschleppt, um in den Gruben verwendet zu werden, die Peitsche treibt an und viele gehen über dem harten Tagwerk unter der brennenden Sonne zu Grunde. Die Unterschleife und der Schleichhandel sind ohngeachtet der schärfsten Beaufsichtigung sehr bedeutend und kommen alle erdenklichen Arten des Stehlens vor, Verbergen der Steine im Munde, in den Ohren, zwischen den Fingern und Zehen, Verschlucken derselben ꝛc.

Die brasilianischen Diamanten finden sich zum Theil in einem eigenthümlichen Sandstein, dem sog. Itakolumit, ohne daß man aber annehmen kann, daß dieses ihre ursprüngliche Lagerstätte sei, denn sie erscheinen niemals aufgewachsen und immer rundum krystallisirt. Ihre Formen können auf 3 gleiche

Digitized by Google

rechtwinkliche Axen bezogen werden und haben oft 48 etwas gewölbte Flächen, so daß sie dann fast kugelförmig aussehen.

1.

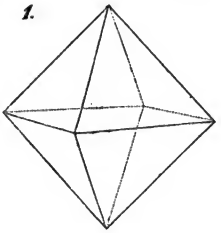


Fig. 2.

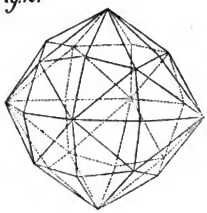


Fig. 1 und 2 zeigen die gewöhnlichen Kryſtallformen des Diamants.

Im Jahre 1829 ſind auch im Ural Diamanten entdeckt, aber nur wenige gefunden worden, in neueſter Zeit ſind ſie in den Goldfeldern Californiens und Auſtraliens, auch am Cap vorgekommen, ſo daß ihre Herrlichkeit zu produciren nur den europäiſchen Ländern verſagt ſcheint.*)

Die Preiſe der Diamanten ſtanden von jeher hoch, doch traten von Zeit zu Zeit mitunter bedeutende Schwankungen ein. Von rohen ſchleifwürdigen Steinen koſtet das Karat gegenwärtig 50 Gulden, ein geſchliffener Brillant aber vom erſten Waſſer koſtet, wenn er ein Karat wiegt, 200—250 fl. Für mehrkarätige Steine dieſer Art ſteigt der Preis bedeutend, man erhebt die Karatzahl zum Quadrat, d. i. man multiplizirt ſie mit ſich ſelbſt und dann mit dem Preiſe des erſten Karats. Hienach iſt z. B. der Preis eines Brillanten von 4 Karat $= 4 \times 4 \times 200 = 3200$ fl. Bei beſonders großen Steinen aber gilt dieſe Art von Schätzung nicht genau und gibt den erreichbaren Verkaufspreis meiſtens zu hoch an. Gefärbte Diamanten werden je nach der Schönheit der Farbe, Reinheit ꝛc. zuweilen höher bezahlt als die farbloſen. Im ruſſiſchen Thronſchatz befindet ſich ein rother Brillant von 10 Karat, welcher von Kaiſer Paul I. für 150,000 fl. angekauft wurde.

Die Geſchichte der durch Größe und Schönheit ausgezeichneten Diamanten könnte ein ganzes Buch füllen, ließe ſie ſich überall verfolgen; um einen ſolchen Stein wurden im Orient oft Kriege geführt, die Beſitzer wechſelten durch die

*) In allerneueſter Zeit wird der Fund eines Diamants in den Granatgräbereien von Leitmeritz in Böhmen gemeldet.

Digitized by Google

seltsamsten Verhältnisse, Betrug, Aberglaube, Geldnoth und Geldsucht hängten sich an dieselben und es ist dabei merkwürdig, daß sie, oft längere Zeit verschwunden, doch immer wieder zum Vorschein kamen. Es möge über einige hier berichtet werden. Ein berühmter, durch Schönheit ausgezeichneter Stein ist der Sancy, im Gewicht von 53½ Karat und als Doppelrosette geschliffen. Es ist kaum zu zweifeln, daß dieser Stein aus Ostindien stammt und im Schatz eines Beherrschers von Calcutta sich befand, als die Portugiesen unter Vasco da Gama dahin vordrangen. Er gelangte damals in Besitz der portugiesischen Könige, verschwand hierauf und kam unter Heinrich III. von Frankreich als Eigenthum eines Nicolaus Harlay de Sancy wieder zum Vorschein. Dieser Sancy bekleidete unter Heinrich III. wichtige Hofämter und war 1589 in Solothurn, um für den König, welcher das empörte Paris, welches sich gegen ihn erklärt hatte, wieder gewinnen wollte, Truppen zu werben. Der König machte einen Vertrag mit Sancy, daß er ihm den kostbaren Edelstein als Unterpfand für eine Anleihe überlasse. Sancy sandte einen verlässigen Diener, einen Schweizer, mit dem Kleinod an den König. In den Jurawäldern ward der Bote eine Räuberbande gewahr und als sich ihm diese drohend näherte, verschluckte er den Stein, um ihn seinem Herrn zu erhalten. Die Räuber plünderten den Mann auch aus und erbittert, daß sie nichts fanden, was ihrer Habsucht genügte, erschlugen sie ihn. Als Sancy vom König keine Antwort erhielt und sein Bote auch nicht wiederkehrte, ließ er um diesen Nachforschungen anstellen und erfuhr, daß Landleute einen unbekannten ermordeten Wanderer begraben hätten. Er eilte an Ort und Stelle, ließ die Leiche ausgraben und öffnen und das Kleinod ward gefunden. Seitdem erhielt der Stein den Namen Sancy. Er kam dann in Besitz des Königs Jakob II. von England, dann wieder an Ludwig XIV. und am Krönungstage Ludwig XVI. trug ihn dieser in der Krone. In der Revolution verschwand er und kam 1829 wieder zum Vorschein und wurde von den Napoleoniden dem Fürsten Paul Demidow für 500,000 Franken (andere sagen ebensoviele Silberrubel) verkauft.

Ein anderer ausgezeichneter Stein ist der sogenannte Florentiner oder Toscaner im Schatz des Kaisers von Oesterreich. Er wiegt 139½ Karat, ist rein und von schöner Form, die Farbe in's Citrongelbe spielend. Er ist auf 700,000 Thlr. geschätzt. Diesen Stein verlor Karl der Kühne in der Schlacht bei Granson gegen die Schweizer 1476. Ein Schweizer fand ihn

Digitized by Google

und verkaufte ihn für einen Gulden an einen Geistlichen zu Montagny, der ihn wieder für 3 Frs. an die Berner abließ. Ein reicher, damals in Bern lebender Handelsmann, Bartholomäus May, erwarb ihn nun für 5000 Gulden und verkaufte ihn ohne erheblichen Gewinn an einen Genuesen, der aber von dem mailändischen Regenten Lodovico Moro Sforza das Doppelte dafür erhielt und bei Zersplitterung des mailändischen Schatzes bezahlte ihn Papst Julius II. mit 20,000 Dukaten.

Den größten Ruf genoß der Diamant des Großmoguls in Delhi, der vielgenannte Kohinoor. Seine Geschichte führt bis zum Jahre 1304 zurück, wo er in den Schatz von Delhi kam, obwohl Sagen über ihn bis 56 v. Chr. gehen. Im Jahre 1526 gewann ihn Baber, der erste der Moguldinasten aus dem Hause Timur und im Schatz eines seiner Nachfolger sah ihn Tavernier 1665. Bei einem der Einfälle der westlichen Tatarenvölker machte sich Nadir-Schah 1739 zum Herrn von Delhi, gab zwar dem überwundenen damaligen Besitzer des Steins, Mahommed-Schah, das unterworfene indische Reich wieder zurück, wollte aber den Stein haben, welcher verheimlicht wurde, bis eine Frau aus dem Harem Mohammeds verrieth, daß ihn dieser in seinem Turban trage. An dem zum Abschiedsbesuch Nadir-Schah's bei Mohammed-Schah bestimmten Tage war eine große Festlichkeit in Delhi veranstaltet. Nadir-Schah erschien in prachtvollem Schmuck, seine persische Schaffellmütze tragend, die mit der königlichen Binde umwickelt, von den kostbarsten Perlen strotzte. Die Ceremonie war höchst feierlich und beide Herrscher wechselten die Versicherungen ewiger Freundschaft, als Nadir-Schah dem Mahommed zur höchsten Bekräftigung ihres Bundes den Tausch der Turbane vorschlug. Die Verhältnisse ließen für Mahommed keine Weigerung zu. Als Nadir-Schah dann in seinem Zelte den Turban aufwickelte und den Stein fand, begrüßte er ihn mit dem Namen Kohinoor, d. i. Berg des Lichtes. Seitdem im Besitz verschiedener zum Theil von ihren Thronen wieder verstoßenen Fürsten kam der Stein im Jahre 1813 an den Herrscher von Lahore, Rundschit Singh, der ihn dem vertriebenen und geblendeten Schah-Schuja, welchen er als Gast aufgenommen, durch allerlei Zwangsmaßregeln, unter anderm dadurch, daß er dessen Gemahlin hungern ließ, abpreßte. Unter seinen Nachfolgern hatten die Engländer einen Residenten mit Truppen in Lahore stationirt und bemächtigten sich bei Gelegenheit der Empörung zweier Regimenter der Sikhtruppen der Kronjuwelen und des Kohinoors, welcher dann 1850 an die Königin von

Digitized by Google

England überbracht wurde. Der unvollkommen geschliffene Stein wog damals 186 Karat; im Jahre 1852 wurde er durch den geschicktesten Diamantschleifer Amsterdams in Brillantform geschliffen, wobei sich sein Gewicht auf 106 Karat verminderte. Das Schneiden und Schleifen wurde mit Anwendung einer Maschine von 4 Pferdekräften in 38 zwölfstündigen Arbeitstagen vollendet.

Fig. 3.

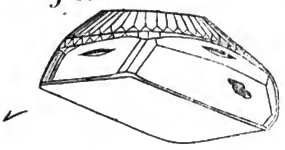


Fig. 3 zeigt den Kohinoor vor dem vollkommenen Schliff, Fig. 4 und 5 gibt eine Ansicht desselben nach dem Schliff von der oberen und unteren Seite.

Fig. 4.

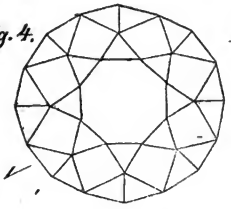
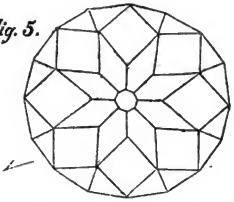


Fig. 5.



Von andern berühmten Diamanten will ich nur anführen, daß der größte sich im Schatze des Radscha von Mattan auf Borneo befindet, im Gewicht von 367 Karat und von birnförmiger Gestalt, daß der sog. Orlow im russischen Scepter 194 Karat schwer und von der Kaiserin Katharina II. zu Amsterdam im Jahre 1775 für 450,000 Silberrubel, einer Leibrente von 4000 Silberrubeln (nach andern von 20,000) und mit Ertheilung des Adels erworben wurde, und daß als der nach Reinheit und Schliff vollkommenste Brillant der sog. Pitt oder Regent im französischen Kronschatz anerkannt ist. Er wiegt 136 Karat. Der Herzog von Orleans, damals Regent von Frankreich, kaufte ihn von dem englischen Gouverneur des Forts zu St. George, Namens Pitt, der ihn 1702 in Golkonda erworben, für Ludwig XV. im Jahre 1717 um 3'375,000 Frs. Er wird auf 1'200,000 Thlr. geschätzt. Bei der Plünderung der Tuilerien im Jahre 1792 verschwand er mit sämmtlichen Krondiamanten, fand sich aber später ebenso räthselhaft wieder ein, indem ein anonymes Schreiben an die Gemeinde von Paris anzeigte, daß Schatzgegenstände,

Digitized by Google

darunter der Regent war, in einem Graben der Wittwen-Allee in den Champs Elysées verborgen seien. Die Republik verpfändete ihn dann in Berlin beim Kaufmann Treskow. Wieder eingelöst schmückte er später den Degenknopf des Kaisers Napoleon I. und befindet sich noch im Kronschatz zu Paris. Der Schnitt dieses Steins, der ursprünglich 410 Karat wog, nahm fast 2 Jahre in Anspruch und kostete 27,000 Thaler.

Wenn der Diamant als Schmuckstein eine höchst hervorragende Rolle spielt, so ist er auch in technischer Beziehung von Wichtigkeit, denn er zeigt sich zum Graviren anderer harter Steine, sowie zum Schneiden des Glases von vorzüglichster Brauchbarkeit. Schon Plinius erwähnt, daß die Gemmenschneider Splitter desselben in Eisen gefaßt bei ihrer Arbeit anwenden und wenn man bedenkt, wie viele Glaser, Optiker und Steingravierer auf der Welt sind, die alle von ihm Gebrauch machen, so ersieht man, daß er viel allgemeiner verbreitet und gekannt ist, als irgend ein anderer Edelstein.

Der Juni, die Rose und das Vergißmeinnicht.

Von **Michael Becker.**

Nun hinaus, auf Wies' und Au, meine Lieben! Der Juni ist da, bunt von Farbe, reich an Blumen, geschmückt wie eine Braut, voll Wonne und Lust. Aber eilet ihr Städter; denn bald kömmt der Landmann mit seiner Sense und mäht alles nieder, Grün und Blau, Gelb und Roth, das Gras und die Kräutlein, all die Blümlein groß und klein. Er macht's wie der gefürchtete Sensenmann, der Tod, der auch dahinfährt über Jung und Alt, Reich und Arm, Fürst und Bettler, wie es ihm in den Zug kommt.

Auch will jetzt der Frühling von uns scheiden und dem ernsten, schwülen Sommer das Feld räumen. Wie Abschiedsthränen hängen die Thautröpflein an Blumen und Blüthen, und weicher und klagender tönt das sonst so heitere Lied der Amsel.

So ist's im Leben. Leicht und schnell wie ein glücklicher Traum verschwindet die Jugend, die Frühlingszeit des Lebens, und wenn wir erwachen,

Digitized by Google

stehen wir am reifenden Aehrenfelde. Nicht mehr Blüthen schöner Hoffnungen will man von uns, nein, Früchte, Thaten.

Es ist ein uralter Gebrauch, daß man zur Zeit, wenn die Sonne sich wendet, dem Frühlinge die Herrschaft nimmt und sie dem Sommer übergibt, Feuer anzündet, dabei fröhlich und lärmend ist und mit ausgelassener Freude über die Flammen springt. Und im Gebirge suchen die Leute die höchsten Spitzen auf, zünden Feuer an da droben, und diese leuchten dann weit hinaus in's Land. Das sind die Sonnwendfeuer, und wer sie sieht, mag sich wohl auch etwas dabei denken. Sind die Bergesspitzen etwa gar Altäre, auf denen die Dankopfer lodern, die dem Herrn der Zeiten gelten für die bis zur Jahresscheide verlebten Tage?

Wer etwa selbst an einer Scheide seines Lebens steht und von der Jugend in's reifere Alter hinübertritt, der mag auch in seinem Herzen ein Sonnwendfeuer anzünden; denn er hat eben jetzt dem Herrn des Lebens ein Dank- und Bittopfer zu bringen.

Doch genug hievon. Wir wollen jetzt auf's Blumensuchen gehen. Da begegnen wir vor allem der Königin der Blumen; dieser wollen wir die Honneurs machen und ihr eine gebührende Lobrede halten.

Die Rose,

und zwar die Centifolie (Hundertblättrige) wie wir sie in unsern Gärten sehen, ist die Königin in der Blumenwelt. Sie verdient diesen Rang und trägt ihren Titel nicht unwürdig. Vornehm und edelstolz, voll Anmuth und Milde, schaut sie von ihrem Blätterthrone nieder. Ihr Kleid ist zartglänzender Atlas, und ein Diadem von Diamanten, die täglich neu vom Himmel fallen, ziert jeden Morgen ihr Haupt. Mit Wohlwollen und Freundlichkeit spendet sie erquickenden Duft allen, die ihr nahe stehen. Doch wehe dem, der es wagt, nach ihr die Hand auszustrecken und sie mit seinem Finger zu berühren, als wäre sie eine gemeine Blume. Eine Garde mit scharfen Spießen umgibt und schirmet sie und verwundet empfindlich jeglichen, der mit Ungebühr sich ihr naht.

Reich und ausgebreitet ist ihre Familie. Wer zählt all ihre Schwestern und Töchter, ihre Nichten und Basen, ihre Hofdamen und Kammerzofen?*)

*) Man zählt mehr als 150 Arten von Rosen.

Digitized by Google

Sie haben ihre Residenzen in Gärten und Zimmern, im freien Lande und in Töpfen, ja einige haben ihre Edelsitze gar in Wäldern oder Hainen, in Dörfern und Hecken. Diese gleichen in der That den mittelalterlichen Burgfräulein, die sich durch Einfachheit der Sitten und der Kleidung von den vornehmen Stadtedelfrauen auszeichneten. Und mit diesen Letzteren wollen wir uns noch ein wenig unterhalten; denn sie sind uns ja viel seltenere Erscheinungen als die Gartenrosen, die wir den Juni über in Menge sehen und pflücken können.

Die Feldrose (Rosa arvensis) läßt sich in Hainen und Hecken finden. Sie bildet einen gar üppigen, vollästigen und dichtbelaubten Busch, und ihre gar zu schnell verblühenden Blumen haben fünf zarte, weiße, herzförmig gelappte Blätter.

Die Hundsrose (Rosa canina) ist überall zu Hause, an Hecken und Wegen, in Gebüschen und an Waldrändern. Daß man sie Hundsrose nennt, ist ungerecht. Vielleicht hat ihr so ein gelehrter Herr Botaniker, den sie in den Finger gestochen, aus Rache diesen schimpflichen Namen gegeben. Wir Ungelehrten nennen sie aber nicht so — wir heißen sie Heckenrose und haben recht viel Gefallen an ihrem zarten Atlaskleidchen, das in der Knospe gar schön gefältelt zusammengelegt ist, schön roth hervorspitzt und endlich seine blaßrothen Blättchen freundlich und bescheiden dem Vorübergehenden zuneigt. Aber kurz gemessen ist die Zeit der Blüthe. Gestern noch, als der Abendthau die Blättlein netzte, war die Knospe geschlossen, heute Morgens trocknete sie der erste Sonnenstrahl, die grüne Hülle bricht, die rothen Blättlein gucken hervor, und die Mittagssonne entfaltet vollends die fünf zarten Blättchen. Nun freut sich die Blume, läßt sich beschauen und bewundern, spielt und schäkert mit den Lüftchen, läßt sich besuchen von Käferchen und Schmetterlingen, und schwelget so zu sagen in Glück und Lust. Aber wie flüchtig und vergänglich sind Pracht und Gunst! Die Nachmittagssonne macht die Blätter schon bleicher und matt wölben sie sich auswärts, und ehe der Abend wiederkehrt, der sie gestern als Knospen gesehen, liegen sie zerstreut im Grase umher. Die Winde, die noch einige Stunden vorher mit lieblichen Blumen gespielt und gekoset, wehen jetzt wie zum Spotte die welken Atlasblättchen im Kreise umher.

Der Strauch aber trägt nun statt der schönen Blumen, auf die er nicht wenig stolz war, eben so viele Früchte, die bis gegen den Herbst hin schön roth werden und als Hagebutten bekannt sind. Sie enthalten viele Körnlein, die

Digitized by Google

in pelziges Mark eingehüllt sind. Dieses nimmt man in den Küchen heraus und bereitet aus der Hülse gar gutes Zeug, wovon ich aber hier nicht weiters reden will, weil in Kochbüchern davon zu lesen ist.

Unser einsam blühendes Heckenröschen ist bei all seiner Bescheidenheit sehr beliebt, und trotz seiner scharfen Dornen wagen selbst die zartesten Händchen, es zu pflücken und ein Sträußchen davon aus dem Walde mit nach Hause zu nehmen. Und wenn wir es so in seiner Abgeschiedenheit blühen und verblühen sehen, so ist es nicht anders, als wollte es uns von dem stillen Glücke erzählen, in dem es sein kurzes Leben verbringt.

Warum stehst du so verborgen
In dem dunkeln Waldesgrün?
Warum sieht der junge Morgen
Dich so einsam doch verblüh'n?
Röslein, hegst du nicht Verlangen,
Von des Beifalls Luft umweht,
Bei den Schwestern stolz zu prangen
Auf dem bunten Blumenbeet?

„Wand'rer! Gönne mir die Wonne,
Ungekannt hier zu verblüh'n. —
Mir auch leuchtet eine Sonne
Durch das dunkle Friedensgrün.
Nicht das Preisen eitler Thoren
Ist es, was mein Herz entzückt:
Wer für stilles Glück geboren,
Lebt verborgen nur beglückt."

Theophania.

Nun aber wollen wir wieder den Wald und den Hügel verlassen und hinab in's Thal zu dem Bächlein, an dessen Rand ein gar liebes Blümchen blüht, das zu unserm Röschen ganz allerliebst paßt:

Das Vergißmeinnicht.

Gehen wir am Bächlein vorüber, das traulich murmelnd zwischen blumigen Rasen sich hindurchschlängelt, als wollt' es uns allerlei erzählen, was ihm

Digitized by Google

auf seiner Reise vom Berge herab begegnet ist, spricht auch unser Vergißmeinnicht seine drei Wörtlein dazu.

Verständest Du es, so könntest Du allerlei vernehmen, was uns allen wohl zu Herzen gehen dürfte, etwa auch: „Der liebe Gott hat mich so schön gekleidet, ich will dessen nie vergessen. — Er nährt mich mit dem Saft der Erde und tränkt mich mit dem Thau des Himmels, ich will dessen nie vergessen. — Ueber mir wölbt er den blauen Himmel, von dem er mir die Farbe gab, und die Sternlein müssen über mir wachen, ich will dessen nie vergessen.

Vergiß auch Du, mein liebes Kind, nie Deines Vaters im Himmel, niemals Deiner Wohlthäter hier auf Erden. Und wenn Dir jemand, der Dir lieb und nahe ist, von der Seite gerissen wird, wenn er etwa gar unter einem Grabhügel zur Ruhe gebettet ist, so vergiß seiner nicht.

Also spricht das Blümlein und schaut Dich an mit seinem lieblichen Augenblau und ruft Dir noch im Scheiden nach

Vergißmeinnicht.

Die Verbannung.

Von **E. Betkowska.**

III.

Kamtschatka.

Eine große Menschenmenge hatte sich am Ufer der Halbinsel versammelt, uns zu begrüßen, darunter auch der Commandant in orientalischem Kostüme. Ich wurde ihm vorgestellt; mit ehrerbietiger Verneigung bat ich ihn um Mitleid und Schonung in meinem Unglück, und er erwiderte, daß er nach Kräften bemüht sein werde, meine Lage zu lindern.

Seiner Einladung zufolge begleitete ich ihn nach seiner Wohnung, wo er mich mit vorzüglichem Thee und Rennthiermilch stärkte, und nach einer halben Stunde geleitete er mich selbst nach der für mich bestimmten Wohnung, die wie alle übrigen nur dadurch kenntlich war, daß vier Stangen aus der Erde

Digitized by Google

hervorragten, während die eigentliche Wohnung sich in der Erde befand. Zwei runde Fenster aus einer Art durchsichtigen Steines erhoben sich dicht über der Erde und warfen ein mattes Dämmerlicht in den unterirdischen Raum; die Wände waren ringsumher mit Bänken besetzt und an dem einen Ende stand ein steinerner Tisch; der in der Mitte befindliche Kochheerd vertrat gleichzeitig den Ofen.

Der Commandant ließ das Mittagessen aus seinem Hause holen und aß mit mir in meiner Wohnung. Dann ließ er meine Vorräthe an Zwieback, Grütze, Thee, Tabak und Glaswaaren, die ich im Hafen von Ochotsk angekauft, aus dem Schiffe herüberschaffen und entfernte sich darauf, mich der Wache zweier Kamtschadalen und eines Matrosen überlassend.

So traurig meine jetzige Lage auch war, beruhigte mich doch die Gewißheit darüber einigermaßen, und ich fiel in einen wohlthuenden Schlaf, wie ich ihn lange entbehrt hatte. Mehrere Tage hindurch ließ sich der Commandant nicht bei mir sehen, nur mein Wirth, ein Verbannter aus Irkutsk, von dem mich nur eine dünne Wand trennte, leistete mir oft Gesellschaft. Nachdem dieser meine Lebensmittel revidirt hatte, meinte er, ich könne mit diesen Vorräthen sehr gemächlich leben, nahm davon drei Pfund Tabak zur Vertheilung unter einige Kamtschadalen und brachte mir dafür verschiedene Eßwaaren: sehr schöne frische und geräucherte Fische, Geflügel, Rennthiermilch und eine Art Beeren, unsern Brombeeren ähnlich, nur größer, aus denen ich eine angenehme Säure zog, die ich zu den Fischen statt des Essigs benutzte. Eine andere vorzüglichere Art Beeren wächst in sumpfigen Gegenden, gleicht unsern Himbeeren an Geschmack, ist aber dreimal größer und wird als Linderungsmittel in Krankheiten gebraucht. Außerdem versah mich der Commandant oft mit Fischen, Zwieback und Milch und hatte mich auch mit den nöthigen Kochgeräthen bedacht.

So war ich wenigstens gegen den Hungertod gesichert. Aber die Entbehrung jeder geistigen Anregung, der Mangel an Büchern, Papier und Tinte, welche Artikel nur beim Commandanten zu finden waren, wirkte so niederdrückend auf meinen Seelenzustand, daß ich in finstere Melancholie verfiel und mich auch körperlich immer schwächer fühlte. Als mich eines Tages der Commandant in dieser Verfassung sah, erlaubte er mir, dreimal in der Woche an das Ufer des Meeres zu gehen, was mir große Erleichterung verschaffte; auch gab er mir einige russische Bücher und mein Wirth lehrte mich russisch lesen,

Digitized by Google

womit ich mich lange und eifrig beſchäftigte, bis meine Augen von dem aus den Vulkanen aufſteigenden Rauch und den Ausdünſtungen des Meeres, die ſo dicht ſind, daß man ſie mit der Hand zu faſſen meint, ſehr geſchwächt wurden und ich meine Studien einſchränken mußte. Dagegen war mir der Aufenthalt am Waſſer eine ſehr angenehme Abwechslung. Meine Wache begleitete mich bei dieſem Ausgange und warnte mich, nicht zu nahe an den Strand zu treten, weil die Wellen oft unerwartet mit großer Macht heranſtrömen und Alles mit fortreißen, was ſich in ihr Reich wagt. Es gewährte mir Zerſtreuung, ſeltene Steine, Muſcheln und Bernſtein zu ſammeln; zuweilen fand ich auch eine Perlenmuſchel, aber die Perlen darin waren ſehr klein und platt. Beſonders gern weilte ich am Ufer beim Herannahen eines Sturmes. Unzählige Meergeſchöpfe kommen dann auf die Oberfläche des Waſſers nahe am Strande, darunter Wallfiſche, Seehunde und Seelöwen und viele Seevögel flattern mit durchdringendem Gekrächze umher. Im Herbſt tobt und brauſt das Meer am gewaltigſten; die ganze Halbinſel erzittert, wenn die Wogen am Ufer abprallen. Dazu erheben einige tauſend Hunde ein ſchreckliches Geheul und die Bären ſtimmen in einiger Entfernung mit ein. Der ſich am Meeresufer erhebende, zur Hälfte mit Wald bedeckte Vulkan ſtarrt wie ein mächtiger Leuchtthurm auf die finſtern Wogen herab, donnert unaufhörlich und ſpeit Feuer weit umher.

Als ich mich eines Tages ungefähr eine Viertelmeile von der Kolonie entfernt hatte, um Muſcheln zu ſammeln, fiel ein großer Stein neben mir zur Erde, den ich für einen aus den Wolken herabfallenden Meteorſtein hielt. Der mich begleitende Matroſe ſchaute ſpähend umher; da bemerkte er auf einer Anhöhe einen Bären, der die Steine auf uns herabwarf. Wir verließen eilig dieſen Ort und ſeit der Zeit entfernte ich mich nicht mehr ſo weit von der Kolonie.

Die Kamtſchadalen beſchäftigen ſich wenig mit der Bärenjagd, erlegen nur Bären mit beſonders ſchönem Felle, das ſie zur Bedeckung der Schlitten verwenden, ſie haben ja Ueberfluß an weit ſchöneren Pelzwerken. Die vorhin erwähnten Hunde ſind ihnen als Zug- und Laſtthiere von großem Nutzen, doch nur für den Winter; im Sommer ſtreifen ſie wild herum und nähren ſich von ausgeworfenen Fiſchen; erſt im Spätherbſt kehren ſie zu ihren Herren zurück und dienen ihnen treu und unermüdlich den langen Winter hindurch bei kärglicher Nahrung.

Digitized by Google

In den letzten Tagen des Mai steigt die Sonne höher und ihre Strahlen schmelzen fast in einem Tage den Schnee; Gräser und Pflanzen entsprießen der Erde und ein mächtiges Treiben und Streben wird in der ganzen Natur sichtbar. Die Kamtschadalen verlassen ihre Erdhütten, wandern mit ihren Familien in die Wälder, graben Wurzeln und Erdäpfel aus, welche sich die Waldmäuse zum Wintervorrath aufgespeichert hatten, und sammeln Knospen und Blüthen, die sie den größten Delicatessen gleich achten. Ferner fangen sie verschiedene Fischarten, die aus dem Meere in die kleineren Flüsse kommen, mit Netzen, aus Nesseln geflochten, da man den Hanf hier nicht kennt. Eine Art großer Fische wird getrocknet und statt des Brodes genossen; die kleineren trocknen sie ebenfalls und bewahren sie als einziges Nahrungsmittel für die Hunde im Winter auf. In den Büschen sumpfiger Gegenden sammeln sie die Eier der Schwäne, Gänse, Enten, Kibitze u. a. m., die sie fortwährend essen, bis sie gesättigt sind; den Rest legen sie in Wallfischfett, darin die Eier sich beinahe ein ganzes Jahr frisch erhalten. Auch fangen sie die später ausgebrüteten jungen Vögel und braten und verspeisen sie Tag und Nacht. Zur Aufbewahrung derselben werden Gräben gehöhlt, wohlriechende Hölzer darin angezündet und die paarweise mit Rennthierdärmen zusammengebundenen Vögel darüber geräuchert; dann werden die sehr wohlschmeckenden Vögel in ein und eine halbe Elle tiefen Gruben aufbewahrt.

Der Kamtschadale ist von Natur faul und nachlässig und sorgt wenig für die Zukunft, sondern zehrt an der Beute mit Unmäßigkeit. Zur Zeit der Beerenlese verläßt er ganz seine Wohnung und weilt, so lange jene dauert, in den mit Beeren gesegneten Gegenden; hievon sammelt er auch Vorrath für den Winter. Doch liegt diese Beschäftigung fast nur den Frauen ob, während die Männer sich mit ihren Bogen auf die Jagd begeben; dabei ereignet es sich oft, daß, wenn die Frauen das voll gefüllte Gefäß hinter sich stehen lassen, ein communistisch gesinnter Bär heranschleicht und den Inhalt verzehrt.

Zum Winter kehren die Kamtschadalen in ihre unterirdischen Wohnungen zurück, die durch das Tageslicht wenig erhellt, sondern durch eine große steinerne Lampe erleuchtet und erwärmt werden. Als Brennmaterial dient das Fett der Wallfische und getrocknetes Moos bildet den Docht. Die Frauen besorgen bei diesen Lampen ihre häuslichen Verrichtungen und Nähereien, wobei die Nadeln durch Fischgräten ersetzt werden. Die Männer aber machen kleine Fallen für

Digitized by Google

die Zobel, nehmen Vorrath an Lebensmitteln mit und begeben sich mit ihren Hunden für längere Zeit auf die Zobeljagd. Die Kamtschadalen kennen die Orte, an denen sich die meisten Zobel befinden und stellen ihre Fallen, daran sie einen gebratenen Fisch befestigen, auf niedrige Bäume. Den Leckerbissen witternd, springen die Zobel von einem Baume zum andern und sind bald gefangen. Während die Jäger vierzehn Tage hindurch die Fallen auf den Bäumen lassen, begeben sie sich mit ihren Hunden in das dichte Cedergebüsch, treiben die Zobel auf die Bäume und schießen nach ihnen mit stumpfen Pfeilen, nach dem Kopfe zielend, damit das Fell nicht beschädigt werde. Darauf kehren sie zu ihren Fallen zurück, nehmen die gefangenen Zobel heraus und gehen mit ihrer Beute nach Hause, wo Kaufleute fremder Nationen mit Branntwein, Tabak und buntem Glasschmuck ihrer Ankunft harren. Diese Kaufleute erhandeln die schönsten Zobelfelle für Spottpreise; aber sobald sie die Kamtschadalen mit Branntwein getränkt und ihre Beute in Beschlag genommen haben, müssen sie sich eiligst davon machen, da sie vor den trunkenen Kamtschadalen ihres Lebens nicht sicher sind.

Von großem Nutzen ist den Eingeborenen der Wallfisch; sie gelangen jedoch nicht anders in dessen Besitz, als wenn er bei heftigen Stürmen so nahe an das Ufer geworfen wird, daß er in die hohe See nicht mehr zurückschwimmen kann, und nach dem Sturme, von dem er heftig umhergeschleudert und betäubt wird, auf dem festen Ufer liegen bleibt. Dann eilt die ganze Einwohnerschaft der Kolonie mit lautem Jubel nach dem Strande und zunächst vertheilt das Loos die Barten, (die statt der Zähne in der oberen Kinnlade des Wallfisches in die Quere sitzenden siebenhundert dicken Lagen von Horn) die sie zu ihren Bogen, zu Schlittschuhen und zum Beschlagen der Schlitten verwenden. Dabei erhebt sich oft ein heftiger Streit, dem nicht selten mehrere Opfer fallen. Hierauf wird der Wallfisch zertheilt und das Fett nach Hause geschafft — Fleisch ist wenig vorhanden. Das Zerlegen und Fortschaffen des Wallfisches dauert längere Zeit, so daß ein Theil in Verwesung übergeht, und die Bären, von dem Geruch herbeigelockt, heerdenweise, aber zögernd herbeikommen. Die Kamtschadalen suchen sie durch Geschrei und großes Feuer zurückzuhalten, doch geben die Thiere ihren Vorsatz nicht auf, und Jene sind endlich genöthigt, den stärkeren Feinden zu weichen. Zu den Bären gesellen sich nun Tausende von Seevögeln und helfen ihnen den Rest vertilgen; nach zwei Tagen sieht man auf der Stätte nur noch Gräten.

Digitized by Google

Unter den Vegetabilien dieſes Landes hat beſonders eine Pflanze hohen Werth, die unſerm Dill ähnlich iſt, ſich zwei Ellen hoch über der Erde erhebt und die Stärke eines Daumens erreicht. Ihr Saft iſt ſo ätzend, daß er bei bloßer Berührung Blaſen und Beulen aus der Haut treibt. Dieſe Pflanze wird abgeſchnitten und in den Häuſern getrocknet. Dann wird der gewonnene Vorrath zum Commandanten gebracht und dieſer gewinnt daraus einen ſehr ſtarken Branntwein auf folgende Art: Zunächſt werden die Pflanzen mehrere Tage in Fäſſern eingeweicht, dann in einen mächtigen, eigens dazu aus Sibirien herübergeſchafften Keſſel gethan, zu der Portion von zwei Eimern zehn Pfund Zwieback geworfen und ſo wird die Maſſe bis zur Auflöſung gekocht. Sie wird nun durch ein Sieb getrieben und erſcheint zunächſt als eine milchweiße Flüſſigkeit, aber durch mehrmaliges Deſtilliren erhält ſie eine grünliche Farbe, und hat die Kraft des ſtärkſten Araks, behält jedoch einen krautartigen Geſchmack. Der Commandant nimmt einige Eimer davon für ſich, verſendet ihn nach andern Gegenden und tauſcht ihn gegen Zobel und andere theure Felle ein.

Zuweilen gibt der Commandant einen Ball und ladet dazu in Ermanglung anderer Geſellſchaft die Männer und Frauen der Halbinſel. Die vornehmſten Perſönlichkeiten repräſentiren der Ortsgeiſtliche und zwei Beamte. Sobald dieſe angelangt ſind, werden die Sybillen (Wahrſagerinnen) geholt, damit ſie ihre Zauberkünſte zeigen. Die Tänze der Kamtſchadalen haben ein eigenthümliches Gepräge und werden dabei die Geberden und das Brummen der Bären nachgeahmt. Einige Kamtſchadalinnen haben ſich zwar die tanzenden Bewegungen der Spanier und Engländer angeeignet, wie ſie es von Kaufleuten dieſer Nation lernten, aber die fremde Weiſe findet wenig Anklang. Es iſt gefährlich, eine Kamtſchadalin auszuzeichnen, denn ſie ſtraft die Unbeſtändigkeit heimlich durch Vergiftung mit Kräutern, die dort in Menge wachſen, weßhalb außer den vorſichtigen Rennthieren kein Vieh gehalten werden kann. Der Commandant bewirthet ſeine Gäſte nach dortiger Sitte mit Thee, Branntwein, getrockneten Fiſchen u. dgl. Seine Stellung iſt übrigens durchaus nicht beneidenswerth, da er in geſellſchaftlicher Beziehung jedes Genuſſes entbehrt.

Der Trieb nach Selbſterhaltung, das Streben nach Wohlergehen waltet mächtig in jeder menſchlichen Bruſt und in der troſtloſeſten Lage vielleicht am mächtigſten.

Faſt aller Hoffnung beraubt, je aus dieſer Verbannung erlöſt zu werden,

Digitized by Google

begann ich mich mit Gedanken zur Selbstbefreiung zu beschäftigen. Mein Wirth und Wächter, der selbst hierher verbannt war, gewann immer mehr Neigung und Zutrauen zu mir und theilte mir eines Tages seinen Plan zur Flucht mit, daran sich noch zwei andere Unglückliche des Ortes betheiligen wollten. Wir sollten in drei Schlitten, davon jeder mit sieben starken Hunden bespannt, hinlänglich mit Lebensmitteln versehen, am hart gefrorenen Ufer des Oceans entlang nach dem Vorgebirge der Tschuktschen hinauffahren und dort die Ankunft eines englischen oder spanischen Schiffes abwarten. Während wir dies Vorhaben eifrig besprachen, erschien ein Matrose, der als Knabe von den Tschuktschen geraubt worden war, einige Jahre bei diesem Volke gelebt hatte und ihre Sitten und Gewohnheiten kannte.

Der Matrose erzählte: „Die Tschuktschen wohnen in Zelten von Thierhäuten, welche sie mit sich herumtragen und an beliebigem Orte aufstellen; eine Heerde Rennthiere kleidet, nährt und trägt sie und bei hell loderndem Feuer berathen die Aeltesten der Horde die Erhaltung ihrer Unabhängigkeit. Es sind dies die auf den Schneewüsten zerstreut wohnenden Tscherkessen von Sibirien, Jakutsk, Tungusk, jene Reste der großen sibirischen Völkerstämme; sie haben die sogenannte Civilisation angenommen, d. h. sie wohnen an einem Orte, zahlen Kopfsteuer und sehen alle Jahre einmal bei sich einen Popen und einen Richter: der erste bekreuzigt und besprengt sie mit Weihwasser, der zweite beraubt und knutet sie. Im Uebrigen haben sie die Freiheit, Hungers zu sterben, wenn ihnen im Frühjahr das Einfangen der Häringe mißglückt. Und doch sind die Tschuktschen kräftig, gesund und hoch gewachsen, wie die Patagonier und, — wunderbar — wenn sie auf ihren Rennthieren eine Karavane mit Zobelfellen, Kibitzen und tscherkessischem Tabak überfallen, sinkt Alles vor ihrem Spieße ohne Gnade, ohne Unterschied zu Boden; die in Sibirien umherziehenden Kaufleute, der Kosak des Uralgebirges, der deutsche oder englische Reisende — Alles zittert vor ihnen mehr als vor einer Heerde weißer Bären." Diese Erzählung war zwar keineswegs geeignet, uns den Aufenthalt bei jenem Volke verlockend zu schildern, doch hätten wir uns wohl in die gefahrvolle Zukunft gewagt, wäre nicht bald darauf der Befehl zu meiner Befreiung erfolgt. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

'S iſt Faſchingszeit!

Von **Iſabella Braun.**

'S iſt Faſchingszeit! — Des Jubels Klänge
Durchſchwirren rings die blaue Luft;
In jeder Gaſſe jauchzt die Menge,
Zum Mummenſcherz die Geige ruft;
Und Alles tanzet in der Runde
Im Stübchen und im weiten Saal;
Es tanzet mit dem Lenz im Bunde
Sogar der goldne Sonnenſtrahl. —

'S iſt Faſchingszeit! — In bunten Lappen
Stolziret heute Klein und Groß;
Gar luſtig ſchwenkt die Narrenkappen
Im Uebermuth der Knaben Troß.
Die Alten lächeln voll Vergnügen
Und nippen oft vom rothen Wein,
Doch ſchlürfen ſie in vollen Zügen
Erinnerungsluſt damit hinein.

'S iſt Faſchingszeit! — Auch in der Küche
Hüpft praſſelnd auf des Feuers Gluth;
Es dampfen ſüße Wohlgerüche
Und Jedem wird es wohlgemuth.
Champagnerſtopfel luſtig knallen,
„Sollſt leben!" — tönt es dort und hier;
Und fehlt's an Wein, ſo mundet Allen
Doch trefflich unſer bayriſch Bier. —

Es mundet Allen? — Schweige, ſchweige
Mein Sang mit unbedachtem Wort!
Und o, verſtummet, Pfeif und Geige,
Vor dieſer Jammermiene dort.

Digitized by Google

Die herbe Noth zehrt an den Wangen,
Der Hunger zieht die Lippen breit,
Am welken Leib die Lumpen hangen,
O Hohn und Spott: „'S iſt Faſchingszeit!“ —

Hat keine Stätte denn auf Erden
Das Glück für Eines Tages Friſt?
Muß jede Luſt verbittert werden,
Daß man der Süßigkeit vergißt?
Und waltet nimmermehr hienieden
Der Freudentöne Harmonie?
Iſt ſtets ein Wehmuthsklang beſchieden,
In Diſſonanz zu ſtören ſie? —

'S iſt Faſchingszeit! — So tönt's auf's Neue,
Es geht das Wort von Mund zu Mund:
„Ein jeglich Herz ſich heut' erfreue,
Genieße voll die gute Stund'!“ —
„'S iſt Faſchingszeit auch für die Armen!
Wir ſind geladen heut zum Mahl!
Ein edles Herz hat voll Erbarmen
Für uns den Tiſch gedeckt im Saal.“ —

Macht Platz! macht Platz ihr Muſikanten!
Die große Schaar zieht dort heran.
Seht nur, ſie ſchleichen und ſie wanken,
Mit dünnen Kleidern angethan.
Macht Platz! ſie kommen hundertweiſe
Zum ſchönen feſtgeſchmückten Raum,
Sie treten ein ſo ſchüchtern, leiſe,
Iſt's Wahrheit? iſt's ein Jugendtraum?

Schweigt, Muſikanten! — denn ſie beten,
Der Rührung Thrän' im Angeſicht;

Digitized by Google

Bevor sie hin zum Mahle treten
Vergessen sie des Gebers nicht.
„Gesegnet sei für solche Gnade,
Für solch' Beglückungsdrang und Lust,
Der Edle auf dem Lebenspfade,
Beglückt in seiner eignen Brust!“ —

Nun aber spielt im vollen Chore —
'S ist Faschingszeit — ein Tänzlein auf!
Welch fremder Klang dem alten Ohre,
Wie horchen lächelnd sie darauf!
Wie schmecken da die guten Bissen,
Gewürzt von heitrer Plauderei!
Der bangen Wirklichkeit entrissen,
Fühlt Jedes, daß es glücklich sei. —

Doch jetzt sich alle Becher heben;
Dem Spender sei das Hoch gebracht:
„Es soll der theure König leben,
Der uns so fröhlich hat gemacht!
Hoch, König Ludwig! Bayerns König,
Mit seinem Volke im Verein!
Es widerhalle tausendtönig —
Trompeter blast und stimmet ein!“ —

In Feuersgefahr.

Von **Elisabeth Heinze.**

Es war ein strengkalter Winterabend. Die Sterne schimmerten hell und zahlreich und sahen wie freundlich lachende Augen auf die stille Welt nieder, über welcher die weiße Schneedecke ausgebreitet lag. Im Dörfchen war es

Digitized by Google

still, sehr still; kein Mensch befand sich auf der Straße, ja nicht einmal ein Hündchen, denn auch diese hatten sich vor der strengen Kälte in ihre Hütten geflüchtet. Aus den Häusern sah man nur hie und da noch ein trübes Oellicht durch die Fenster schimmern, während die meisten still und dunkel standen, vom trauten Monde erhellt, der den auf den Dächern liegenden Schnee wie mit Gold und Edelsteinen zu überschütten schien. Nur in einem der zahlreichen Bauernhöfe blinkte das Licht noch gar hell durch die sauber geputzten Fensterscheiben, durch die wir in ein freundlich trauliches Gemach blicken. Die Hausfrau sitzt mit der hübschen rothwangigen Magd auf der Ofenbank und spinnt, daß es eine Lust ist, mit anzusehen, wie schnell sich die zierlichen Rädchen drehen. Der Bauer plaudert mit Johann, dem treuen Knechte, von der Landwirthschaft, spricht seinen Dank gegen Gott für die vorige so reiche Ernte aus und hofft mit froher Zuversicht auf die nächstkommende. Im bequemen Stuhl, nicht weit vom Ofen, ruht der Großvater, dessen silberweißes Haar, dem draußen liegenden Schnee gleichend, noch keine Spur der Verminderung trägt. Auf seine Kniee stützen sich zwei liebliche Mädchen, die wohl in dem Alter von 6 und 8 Jahren stehen mögen.

„Großvater," sagte Annerl, die Kleinste, „Du sagst zwar immer, es gibt keine Gespenster; aber das glaube ich Dir doch nicht! Die alte Dore drüben beim Nachbar erzählt uns gar oft, daß es unzählige böse Geister gibt, wie Hexen, Zauberer und Menschenfresser, die den Kindern Böses thun, wo sie nur können. Ach, und ich fürchte mich so vor diesen Unholden, daß sie mir selbst im Traume erscheinen!"

„Du brauchst Dich nicht zu fürchten," sagte Lottchen altklug, „Du bist ja kein böses Kind. Die bösen Gespenster strafen und erschrecken nur die Sünder!"

„Da hast Du recht," erwiderte der Großvater; „nur die schlechten Menschen werden von den Unholden geängstigt. Aber die Kinder, die fromm und gut sind und recht inbrünstig zum lieben heiligen Schutzengel beten, welcher sie immer unsichtbar umschwebt, die hören und sehen Nichts von ihnen."

„Ach, wenn das so ist," rief Annerl vergnügt, „will ich mich mein Lebtag nicht mehr fürchten. Denn Lottchen und ich beten ja so oft und gern und da können keine Gespenster kommen!"

„Was auch nicht geschehen würde, wenn Ihr böse Kinder wäret!" fiel ihr der Greis in die Rede. „Denn, wie ich Euch schon immer gesagt habe,

Digitized by Google

gibt es keine Geſpenſter, ſondern was da die ſündhaften Menſchen ängſtigt und ihnen Tag und Nacht keine Ruhe läßt, iſt ihr böſes, unruhiges Gewiſſen. Wer aber fleißig betet und nur Gutes thut, der kennt dieſe Qual nicht . . ." Hier unterbrach ihn die Mutter, welche dem Schweſternpaar gebot, das Lager aufzuſuchen. Allen freundlich „Gute Nacht" wünſchend, eilten die beiden Mädchen hinauf in die Dachſtube, wo ſie mit der Magd ſchliefen, entkleideten ſich ſchnell, knieten nieder und beteten laut mit einander. Dann legten ſie ſich zur Ruhe und noch im Einſchlafen ſchwebte auf ihren Lippen:

„Du, mein Schutzgeiſt, Gottes Engel,
Weiche, weiche nicht von mir!" —

Sie mochten ſchon mehrere Stunden geſchlafen haben, da erwachte plötzlich Annerl aus einem wunderſüßen Traume, worin ihr der heilige Schutzengel in wunderbarer Klarheit und Schönheit erſchienen war und es geſegnet und mit ſeinen Himmelsaugen freundlich angeblickt hatte. Lichter Glanz erfüllte das Stübchen und das ſchlaftrunkene Annerl meinte im erſten Augenblicke, es wäre der Strahlenſchein, der den holden Engel umgeben hatte. Aber, o Entſetzen! Sie gewahrte nur zu bald, daß Alles um ſie her wie in Flammen getaucht ſtand, die auch ſchon die Thür durchzüngelt hatten, ohne daß Jemand davon Etwas gewahr worden wäre. Ein lauter Schrei entrang ſich ihren Lippen; ein Schrei des höchſten Entſetzens, der die Schweſter und die Magd weckte. Letztere, erſchreckt von dem Anblick, der ihr Blut ſtarren machte, ſprang aus dem Bette, warf den erſten beſten Rock über und eilte jammernd und hilferufend, ohne Bedenken und Beſinnen auf die Kinder, ſo ſchnell wie möglich zur brennenden Thür hinaus und auf den Kaſten zu, der von der Thüre ſeitwärts ſtand und ihre geringen Habſeligkeiten barg. Doch dieſe aufzuraffen gebrach ihr die Zeit. Die Treppe brannte ſchon lichterloh, mehr inſtinktiv als überlegt eilte ſie durch das Feuer hindurch und kam, wenn auch dieſes bereits die dürftige Kleidung ergriffen hatte, glücklich unten bei der dicht verſammelten Menſchenmenge an, die herbeigeeilt war, und ſich, ſoviel es noch anging, helfend betheiligte. Doch war die Beute, die ſie dem Feuer entrangen keine große, weil man faſt gar nicht in das Gebäude dringen konnte, da es plötzlich über und über zu brennen angefangen hatte. Der oben in der Dachkammer liegenden Kinder dachte man nicht, und wie das in ſolchen Fällen ſo vielfach geſchieht, man rettete nur Kleinigkeiten und ließ Werthvolles unbeachtet liegen. Das Mutterherz war jedoch trotz allen Schreckens nicht ge-

Digitized by Google

lähmt, nicht betäubt, es dachte seines schönsten Besitzes. Kaum, daß die Magd im Hofe anlangte, kam die Mutter auf sie zugeeilt und fragte, wo sie die Kinder gelassen habe. Wie versteinert stand Jene bei solcher Frage; sie hatte ja gar nicht an deren Rettung gedacht; die Aermsten mußten unfehlbar verbrennen, denn immer mächtiger waren die Flammen geworden und Nichts, keine noch so große Anstrengung konnte ihnen Einhalt thun. Wie die Mutter die bestürzte, tödtlich erschrockene Miene der Magd sah, wußte ihr Herz sofort das Schreckliche, was seinen beiden Lieblingen bevorstand und mit dem verzweifelten Ausrufe: „Meine Kinder! meine armen Kinder!“ stürzte sie auf das brennende Haus zu, und nur den größten Anstrengungen gelang es, sie zurückzuhalten. Und immer verzweifelter und immer gellender schrie sie auf, und in die Menge hinein: „Meine Kinder! wer rettet meine Kinder!“ Dann riß sie sich plötzlich aus den Armen Derer, die sie zurückhalten wollten, los. Ein Gluthmeer umprasselte sie und die Aermste brach bewußtlos zusammen.

Die Kinder, von der Magd in der bereits brennenden Stube zurückgelassen, waren aus dem Bett gesprungen und wollten zur Thür hinaus der Magd nach. Doch schon brannte die Thür über und über und sogar der Fußboden hatte sich bereits entzündet. Sie konnten nicht mehr hinaus und fingen deßhalb laut zu weinen an. Ihre Seelenangst stieg auf's Höchste. „Ach Lottchen,“ rief plötzlich das Annerl, „beten wir nur zum heiligen Schutzengel, damit er uns aus dieser Angst erlöst. Retten kann uns ja doch niemand Anders.“ Da sanken die beiden Kinder auf die Kniee und die zarten Händchen zum Himmel hebend, flehten sie inbrünstig:

„Du, mein Schutzgeist, Gottes Engel,
Weiche, weiche nicht von mir!“

Und da sie so beteten, brannte der Fußboden immer weiter. Die Betten fingen auch schon Feuer und die Hitze wurde immer unerträglicher, so daß die Kleinen dem Ersticken nahe waren. „Ach,“ rief Annerl schmerzlich, „der heilige Schutzengel hilft uns doch nicht; wir müssen sterben!“

„Verzage nicht,“ sagte Lottchen, das zitternde Schwesterchen an sich drückend; „er kann uns nicht verlassen; er wird uns schon helfen! Wagen wir es; springen wir zum Fenster hinab — und sterben wir — ach es ist immer besser wie elend verbrennen! Laß mich nur zuerst hinabspringen und währenddeß bete nur für mich recht innig!“

Digitized by Google

Annerl kniete wieder hin. Lottchen aber öffnete das Fenster und mit dem aus tiefstem Herzen kommenden Ausrufe:

„Du, mein Schutzgeist, Gottes Engel,
Weiche, weiche nicht von mir!“

sprang sie auf die hart gefrorne Erde hinab.

Alle hatten die Blicke auf das plötzlich aus dem hochgelegenen Fenster kommende Kind gerichtet und waren vor Staunen und Entsetzen stumm geworden. Man glaubte, es müßte unfehlbar zerschmettert liegen bleiben; aber kaum war das Mädchen unten angekommen, erhob es sich glücklich und unversehrt und rief mit leuchtenden Augen seinem Schwesterchen zu, welches schon auf dem Fensterbrett stand: „Komm Annerl; es hat Nichts geschadet!“ Und kaum hatte sie dies gesagt, als auch schon das kleine Blondköpfchen gesund und glücklich in ihren Armen lag. Die Beiden eilten nun sofort zur Mutter, die noch immer von tiefer Ohnmacht befangen war, warfen sich laut weinend über sie und riefen: „Stirb nicht, Mütterchen! Wach auf, wach auf! Wir sind ja ganz gesund und wieder bei Dir! Der heilige Schutzengel hat uns ja beschützt!“

Die Mutter schlug die Augen auf, drückte die Kinder an ihr Herz, von denen sie ja wußte, daß sie ihr durch ein Wunder waren wiedergegeben worden, noch ehe sie das Erlebniß erfahren hatte!

Erinnerung.

Von **Franz Bonn.**

Vom Kirchlein, das auf des Hügels Rand
So einsam über den Fluren stand,
Trat ich herfür. — Es war Feiertag
In tiefem Schweigen die Welt rings lag;
Die Aehren wogten, sanft wehte die Luft,
Von den Wiesen empor stieg würziger Duft
Zu meinen Füßen lag Wald und Au,
Zu meinen Häupten des Himmels Blau.
Wie tiefen Frieden mein Herz empfand,
Da ich dort Oben einsam stand!
O, heilige Stunde voll Liebe und Licht,
In meinem Leben vergeß ich dich nicht! —

Digitized by Google

Hohenſchwangau.

An die Königin-Mutter von Bayern.

Von **Ottilie Wildermuth.**

Wie herrlich wohnſt Du, o Königin!
In den edel geſchmückten Hallen,
Wo die hohen Geſtalten aus alter Zeit
Dir im Bilde vorüber wallen;
Wo von edlem Metall und von lichtem Geſtein
Manch köſtlich Gebilde ſchmückt Wand und Schrein,
Viel kunſtvolle Arbeit von Menſchenhand,
Aus Nähe und Ferne Dir zugeſandt,
Uns in freundlichen Zügen ſagt hell und klar:
Das Schönſte bringt man der Königin dar.

Doch ſchöner iſt's noch, erhabene Frau!
Von Deinen Zinnen zu lauſchen,
Dem leiſen Murmeln der Waſſer blau,
Der uralten Wälder Rauſchen;
Hinauf zu den mächtigen Bergen zu ſeh'n,
Die vom Herrn gegründet unwandelbar ſteh'n;
Hinab auf der Perlen liebliche Pracht,
In deren Gefunkel die Wieſe lacht;
Auf all' die ſtilleuchtende Herrlichkeit
Noch reicher und ſchöner als Königsgeſchmeid.

Da weile, o Herrin, voll Ruhe und Glück!
Noch ein lieblicher' Bild iſt geblieben,
Wenn auf friedliche Fluren ſich ſenket Dein Blick,
Wo Dich Tauſende ehren und lieben;
Auf das fruchtbare, fröhliche, blühende Land,
Wo ſtets Du gewaltet mit milder Hand,

Digitized by Google

Wo Gott Deinem Haupte das Zelt gebaut,
Dir zugeeignet die Heimath traut,
Wo Dein Gatte des Friedens Scepter geführt
Und nun Dein edler Sohn regiert.

All' die Berge und Seen voll Lieblichkeit,
Und die Schlösser voll Kunst und Prangen,
Sie konnten nicht schützen Dein Herz vor Leid,
Das Dir tief durch die Seele gegangen.
Doch über der gottgesegneten Au
Und über des Aethers leuchtendem Blau,
Ein ewiges Königreich winket Dir
Voll Freude und Glück und Kronenzier,
In selig jubelndem Wiederseh'n,
Vereinigt am Throne Gottes zu steh'n. —

Dem Schulhause gegenüber.

Erzählung von **Th. Messerer.**

I.

„Frau Baronin von Bergheim und Fräulein Frieda, Herr Rittmeister!" rief der Bediente in's Zimmer hinein.

„Sind herzlich willkommen!" war von einer wohlklingenden Baßstimme kaum ausgesprochen, als zwei freundliche junge Damen durch die weitgeöffnete Thüre traten.

Mit heiterem Schmollen reichten sie dem Rittmeister von Horst, einem weißhaarigen, stattlichen alten Herrn, der ihnen von seinem Lehnstuhle am Fenster aus beide Arme entgegenstreckte, ihre Hände hin, und Fräulein Frieda, die Jüngere der beiden Schwestern, begann in scherzhaft scheltendem Tone: „Böser, böser Onkel! Seit einer Stunde suchen wir schon wie um eine Steck-

Digitized by Google

nadel das ganze Stadtviertel ab. Das iſt doch arg, hinter unſerm Rücken auszuziehen und gar nichts von ſich hören zu laſſen! Hätten wir Diana, die uns hierher gebracht, nicht auf der Straße getroffen, wahrhaftig, wir hätten, ohne den unartigen Onkel zu ſehen, auf das Gut zurückfahren müſſen."

„Ja, Diana, dir haben wir's zu verdanken," ſagte lächelnd die Frau Baronin und klopfte ſchmeichelnd auf den klugen Kopf eines prächtigen Hühnerhundes, der hinter ihnen in's Zimmer gekommen war. „Nun warte aber, Onkelchen, da wir jetzt einmal glücklich hier ſind, bringſt Du uns zur Strafe ſo bald nicht wieder los."

„In Gottes Namen!" rief der alte Herr und ſtieß einen luſtigen Seufzer aus. „So rückt denn die Stühle näher, Kinder, und ſetzt Euch zu mir. Wie mir alle Schreiberei zuwider iſt," fuhr er fort, nachdem die Nichten ſeiner Aufforderung nachgekommen, „das wißt Ihr, hab' mir aber oft vorgenommen, daß ich einmal zu Euch hinausreiten will, hätte mir ſelber Freude gemacht, aber —"

Da ſtockte der Rittmeiſter und betrachtete gedankenvoll ſein krankes Bein, das in einem weiten Filzpantoffel ſteckte.

„Geht es denn mit Deinem Fuße immer noch nicht beſſer?" fragten gleichzeitig beide Damen mit beſorgter Miene.

„Mit dem geht's eigentlich ſchon gar nicht mehr," lautete die trübe Antwort. „Der verdammte Däne gab mir ein Souvenir, das liegt jetzt bleiern in meinem Beine, werd's wohl mit in's Grab nehmen müſſen und darf dabei noch Gott danken. Wäre der ehrliche Konrad, mein erſter Wachtmeiſter, nicht geweſen, läge ich wohl längſt draußen unter dem ſteinernen Kreuze an der Nordſee."

Eine längere Pauſe trat ein. Beklommen wagte keine der Schweſtern ein Wort.

„Mir thut nur mein armer Hektor leid," hub der alte Rittmeiſter zuerſt wieder an, und es zitterte etwas wie von innerer Erregung durch ſeine Stimme. „Der brave Rappe, nur das Reden ging ihm noch ab, hatte mich noch Keiner ſo verſtanden wie er. Wie manchen Tag mußte er mit mir hungern, und war er auf Eilmärſchen noch ſo abgetrieben, der erſte Trompetenſtoß richtete ihn wieder auf. He, da trug er den Kopf hoch wie ein Hirſch und faßte ich erſt feſten Schluß, wußte er ſchon, wo es hinaus ſollte. Jedem Fingerdruck, jedem leiſeſten Wadendruck folgte er im Augenblick und jetzt — — jetzt iſt dem armen Hektor, wie mir ſelber, das halbe Leben genommen. Schaut er mich doch ſo

Digitized by Google

wehmüthig an, wenn ihn der Franz ausreitet, als hätte er etwas verbrochen und wollte mich um Verzeihung bitten. Der gute Kerl will's gar nicht verstehen, daß ich nicht mehr reiten kann. Na, na," stieß er hastig hervor und zwang sich zu einem Lächeln, als schäme er sich der weichen Stimmung, in die er sich hinein geredet, „na, na, wir Zwei müssen's eben mit Geduld ertragen."

„Aber guter, lieber Onkel," sagte Frieda mit bewegtem Antlitz, „wenn Du denn so ganz an's Haus gefesselt bist, solltest Du doch eine andere, ruhigere Wohnung bezogen haben. Wie kannst Du's denn dem Schulhause gegenüber aushalten?"

„Frieda hat Recht," fügte die Baronin hinzu, „das muß ja eine fortwährende Unruhe sein."

„Halt, halt!" schrie da der alte Herr plötzlich voll Lebendigkeit und sein ganzes Gesicht leuchtete hell auf. „Das kennt Ihr nicht, das kennt Ihr nicht! Hab' schon meine Husaren immer meine lieben Kinder genannt, damals dachte ich jedoch nicht daran, daß ich wirklich noch zum Kinderfreund werden könnte. Aber nun sage ich Euch, Euer alter Onkel ist ein rechter Kindernarr geworden und gerade, weil er dem Schulhaus gegenüber sein Quartier bezogen hat."

Die jüngere Nichte sah dem Onkel ungläubig lächelnd, die ältere mit herzlicher Theilnahme in die freundlichen Augen.

„Wie erquickt es doch mein altes Herz," fuhr er mit sichtlichem Behagen fort und ließ die Spitzen des weißen Schnurrbartes durch die Finger gleiten „wenn ich sehe, wie sich das frische junge Blut Tag für Tag voll Jugendlust und Kraft da unten herumtummelt. Und was es da Alles zu beobachten gibt! Seht, dort rechts ist der Eingang für die Mädchen" — und der alte Herr zeigte mit dem Finger nach dem Gebäude gegenüber. „Das ist eine wahre Freude, wenn man sie ankommen sieht, wie sie in den kleidsamen, kurzen Röckchen, die Schultasche wie einen Tornister auf den Rücken geschnallt, Eine um die Andere daher trippeln und geschäftig die Stufen hinaufeilen. Andere kommen wieder in ganzen Reihen Arm in Arm, in wichtigster Unterredung begriffen. Hier führt sorgsam eine Größere ihre kleinste Schwester, die mit ihrer Bilderfibel so ernst und feierlich einherschreitet, wie ein Gelehrter des Alterthums. Dort kommen ein paar Freundinnen eng umschlungen, sie warten mit Ungeduld auf eine Dritte und nun sie da ist, ist der geheime Bund geschlossen, geschlossen so fest wie der Bund am Rütli. So geschäftig sie trippeln, so zierlich sie sich drehen, so geläufig geht auch schon das kleine Zünglein."

Digitized by Google

„Onkelchen, Onkelchen!“ drohte Fräulein Frieda ſchalkhaft mit dem Finger.

„Nu, nu, ſei nur ruhig,“ lachte der alte Herr, „mit den Mädchen will ich's nicht verderben, hab' doch mein Leben lang zu ihnen gehalten. Aber ſeht hierher,“ — und er zeigte links nach dem Eingange des Schulhauſes für die Knaben — „da gehen die Buben hinein. Wenn die Mädchen ankommen, ſchreiten ſie ſogleich die Treppe hinauf, das fällt aber einem Jungen niemals ein. Sind nur ein paar Minuten Zeit noch übrig, ſchnell iſt mit dem Abſatz ein Grübchen gebohrt und ein Schuſſerſpiel in vollem Gange. Ein paar Andere benützen die Minuten zu einem friſchen Spazierritt ohne Gaul, wobei ſie die ſchönſten Volten reiten und nach Herzensluſt wiehern und ausſchlagen. Einer iſt gewiß immer dabei, der an einer langen Schnur ſein Lineal im Kreiſe durch die Luft ſchwirren läßt. Naht ſich ein Anderer dieſem Zauberkreiſe, bekommt er im Handumdrehen zu allgemeiner Beluſtigung Eins ausgewiſcht. Oft gibt es noch in der letzten Sekunde eine Beleidigung zu rächen und die Parteien rüſten ſich eilig zum Kampfe — da ſchlägt die Uhr und nun geht es luſtig im Sturm die Treppe hinauf. Schaarenweiſe rücken ſie an, daß es ſich an der Thüre zu einem Knäuel ſtopft, der ſich unter Drängen, Stoßen und ſchallendem Gelächter glücklich wieder abwickelt.“

„Dabei unterhältſt Du Dich ja köſtlich, Onkelchen,“ bemerkte Frieda, die gleich der Baronin mit lebhaftem Antheil zuhörte.

„Da geh ich keinen Schritt vom Fenſter weg,“ fuhr der alte Rittmeiſter vergnügt fort, „da gibt es oft zu drollige Auftritte, zu komiſche Scenen. Hat doch erſt neulich Einer eine ganze Sammlung von Carricaturen, aus Papier geſchnitten, herumgezeigt, und ich glaube, ich habe die Ehre, mich auch in dieſer Gallerie zu befinden. Es iſt mir ordentlich langweilig zu Muthe, wenn ſie droben in ihren Bänken ſitzen, die kleinen Schelme, und es kommt mir vor, als möchte da unten jedes Bäumchen trauern, daß es nicht mehr von flinken, kleinen Kinderhänden geſchüttelt, nicht von beweglichen Kinderfüßen umzappelt wird. Doch lange dauert das nie, da kommen immer wieder Einige die Treppe herab. Es gibt einen Schwamm, eine Schüſſel zu reinigen, einen Krug Waſſer zu holen.

„Die Mädchen putzen und reiben ſchon mit der Sorgfalt und Anſtelligkeit kleiner Hausfrauen, waſchen wieder und immer wieder den Schwamm, füllen Schüſſel und Krug, und kehren ohne Aufenthalt in's Schulzimmer zurück. Die Knaben kommen meiſt in Prozeſſion, Einer hinter dem Andern,

Digitized by Google

zum Brunnen. Jeder trägt etwas auf dem Kopfe, der Erste die Schüssel, der Zweite den Krug, der Dritte den Schwamm. Entweder ist es ein Hund oder ein munterer Spatz, der ihnen gerade den Gefallen thut, sich hier herumzutreiben. Schnell wird von dem Einen der müßigen Schlingel der Schwamm darnach geschleudert, der Zweite drückt inzwischen seinen Daumen auf die Mündung am Hahne des Röhrbrunnens, um in weitem Bogen seine Kameraden zu bespritzen. Nachdem der Schwamm lange Zeit als Gummiball gedient hat, Krug und Schüssel aber um einige kleine Scherben gekommen sind, tritt die Gesellschaft unter munterem Gelächter die Reise ebenso wieder zurück an, der Schwamm voll Schmutz, die Buben patschnaß.

„Wollte ich Euch noch schildern, wie bunt es zugeht, wenn die Schule aus ist, ich würde heute nicht mehr fertig. Und ist erst der Monat zu Ende und sind die Noten vertheilt, Ihr dürft es glauben, ich weiß es hier oben auf's Haar, wer eine gute und wer eine schlechte hat. Der Schuldbewußte sucht ein einsames Plätzchen auf, schaut hastig hinein und flieht den Spielplatz der Freunde, indeß er sich ahnungsvoll hinter dem Ohre kraut, dessen Dehnbarkeit zu Hause bald auf die Probe gestellt werden wird. Der Siegesbewußte aber, der versammelt einen ganzen Kreis um sich, ihm ist heute Alles Null, so stolz schreitet er dahin, während es mit feuriger Beredsamkeit von seinen Lippen strömt. Da unten hat auch jede Jahreszeit ihr eigenes Spiel; wollte ich Euch davon erzählen und von dem ersten Schnee, von diesem Gaudium und Heidenjubel, da gäbe es des Plauderns kein Ende.

„Aber nun sagt doch auch" — damit wandte sich der Rittmeister vom Fenster weg den Damen zu — „wie steht es bei Euch zu Hause? Wie geht's der guten Mama, meiner Schwester, und Deinem lieben Mann, dem Baron, und was treibt mein Friedchen hier? Ist sie noch immer die Bewahrerin aller Dorfgeheimnisse, spielt sie noch immer die gütige Fee und die kleine Vorsehung? Apropos, was machen denn Deine kleinen Zöglinge, die Mädchen des Verwalters?"

„Ach, lieber Onkel," beantwortete Frieda in wehmüthigem Tone den Redestrom des alten Herrn, „denke Dir, die lieben herzigen Mädchen, wir haben sie vor Kurzem verloren! Der liebe Gott hat sie heimgeholt — Beide sind dem Scharlach erlegen. Die armen Eltern sind außer sich, und Du darfst es wohl glauben, seitdem die frischen, hellen Kinderstimmen nicht mehr durch die hohen Gänge hallen, ist es ganz öde und vereinsamt im Schloß. Mama leidet

Digitized by Google

auch wieder an ihrer Migräne, nun ſiehſt Du, wie trübſelig es bei uns draußen iſt."

„Schade um die lieben Kinder, jammerſchade!" rief der Rittmeiſter kopfſchüttelnd und machte eine Pauſe. „Der Baron wird doch aber," fuhr er dann fort, „etwas Leben in's Haus bringen?"

„Ach Gott, mein Mann," erwiderte Frau von Bergheim und es klang halb wie eine Klage, „der kommt den ganzen Tag oft nicht aus ſeinem Zimmer. Er will ja ſeine letzte große Reiſe beſchreiben und dem Druck übergeben. Da findet man ihn nur an ſeinem Arbeitstiſche rauchend und ſchreibend."

„Nein, nein!" berichtigte Frieda mit komiſchem Ernſte. „Man findet ihn gar nicht, Onkelchen, denn er iſt eingehüllt in eine Dampfwolke und unter ſeinen Papieren vergraben."

„Na, na, Kinder, das kann nicht ſo bleiben," rief der Alte lebhaft. „Rauchen, rauchen, das laß' ich mir ſchon gefallen, aber ich bitt' Euch, der Baron ſchreiben — da will ich doch lieber den ganzen Tag Schule reiten, als nur einen einzigen Brief ſchreiben. Und nun gar ein Buch — prrrr! Ihr habt doch noch den alten Jäger Hubert draußen und der Wildſtand iſt auch vorzüglich. Ja, Kinder, das ſeh' ich ſchon, da muß ich ſelber hinaus, ſeh' ſchon, da muß der einbeinige Onkel wieder neues Leben in's Haus bringen. Na, der Baron wird Schriftſteller, 's iſt zum Todtſchießen! Da muß ich freilich in's Mittel treten, da muß ich hinaus, je eher, je lieber!"

„Ja, lieber Onkel, ja!" riefen die jungen Damen hocherfreut, indem ſie ihre Hüte und Mantillen vor dem Spiegel ordneten.

„Komm' nur bald, recht bald, wir wollen Dich auf den Händen tragen!" verſprach Frau von Bergheim.

„Aber nun auch die Hand darauf, Goldonkelchen," ſchmeichelte Fräulein Frieda, „daß Du wirklich Wort hältſt."

„Nun, ſo gebt her Eure Patſchhändchen," ſagte der Rittmeiſter und ſchüttelte ihnen lachend die Hände, „der Onkel hält ſchon Wort, aber ſchreiben thut er nichts, der wird mit Einemmale da ſein. So, lebt wohl, und grüßt mir Alles zu Hauſe!"

Mit frohem Lächeln ſchieden die Schweſtern und unten von der Straße winkten ſie noch die freundlichſten Grüße hinauf zu dem muntern alten Herrn. Die Schilderung des Onkels mußte wohl auch einigen Eindruck auf ſie gemacht haben, denn mit wärmerem Intereſſe und aufmerkſamer als je betrach-

Digitized by Google

teten sie das kleine Volk, das zur Nachmittagsschule eben aus allen Richtungen herbeikam, indeß sie den Weg zu dem Gasthofe zurücklegten, wo der Wagen zur Heimfahrt auf das Gut ihrer wartete.

II.

Von allen Seiten, aus allen Straßen und Gäßchen wimmelte es der Schule zu. Je näher die Stunde rückte, die zum Unterrichte schlug, desto zahlreicher kam die junge Schülerwelt mit den vollgestopften Ränzchen angetrippelt und angetrabt.

Zwei kleine Mädchen, im Alter kaum um zwei Jahre verschieden, waren auch heute wieder die Ersten gewesen, die auf dem Platze vor dem Schulhause sichtbar wurden. Sie gehörten offenbar der ärmeren Klasse an, denn die grauwollenen Kleidchen, die blauen Strümpfe und derben Lederschuhe erkannte man leicht als Spenden eines wohlthätigen Vereines oder als Christgeschenke aus der Schule. Der auffallend rein gehaltene Anzug ließ indeß ganz seine Aermlichkeit vergessen. Die Schuhe waren blank gewichst, die Jäckchen saßen knapp und kleidsam, doch was die Kleinen vor Allem lieb und anmuthig erscheinen ließ, das war der Ausdruck der Unschuld und Kindlichkeit, der aus den frischen, runden, von goldblonden Zöpfen eingerahmten Gesichtchen leuchtete.

Pünktlich, fast zur gleichen Minute, kamen die zwei Mädchen jeden Morgen in die Straße und ihr erster Gang war zur nahen Kirche. Dort mußten sie aber Beide ihre Kräfte vereinen, die schwere Kirchenthüre aufzudrücken, und rasch schlüpften sie dann durch die enge Spalte. Traten sie wieder aus dem Gotteshause, eilten sie hastig zu einem Trödlerladen, kaum ein paar Häuser weit vom Schulgebäude, und bei jedem Wetter blieben sie geraume Zeit dicht vor der offenen Ladenthüre stehen. Unbekümmert um all' die kleinen Altersgenossen, die an ihnen vorübereilten, unbekümmert um all' die lustigen Streiche und Spiele, die in ihrer Nähe ausgeführt wurden, standen sie Tag für Tag mit dem gleichen lebendigen Antheil dort, bis die Glocke des Schulhauses zum Fortgehen mahnte. Doch nicht der bunte Flitterkram und Tand, der hier herum aufgestapelt lag, nicht das mannigfaltige Gerümpel im Innern des Ladens fesselte die jungen Augen und Herzen so mächtig, bannte die frischen kleinen

Digitized by Google

Geſtalten ſo oft an dieſelbe Stelle. Ein Paar alte unſcheinbare Bilder, an den Thürpfoſten aufgehängt, von Niemand ſonſt beachtet, ſtarrten unſere Kleinen mit ſo verlangenden, liebewarmen Blicken an, vor ihnen ſtanden ſie ſo gerne Hand in Hand.

Den Mittag brachten die Kinder in der Schule zu, hatten ſie aber die ihnen hier geſpendete Suppe verzehrt, eilten ſie mit dem Stücke Brod in der Hand wieder nach der Trödlerauslage und verweilten unbeweglich vor denſelben alten Bildern. Schon ſeit Wochen fanden ſie ſich zu jeder freien Stunde davor ein und gar oft lehnte die Kleinere ihr Köpfchen an die Schulter der Größeren und Beide ſchauten ſie ſo ſehnlich, ſo innig nach den kleinen Gemälden hin, kaum hie und da ein Wort einander zuflüſternd, doch je länger ſie davor ſtanden, deſto deutlicher prägte ſich ein Zug ſtiller Rührung auf den lieblichen Geſichtern aus und in den freundlichen blauen Augen ſchimmerte es gar oft wie von einer Thräne.

So ſtill und ſchweigſam ſie ſich ſonſt dabei verhielten, heute traten Beide in lebhaftem Geſpräche und mit frohen Mienen auf die Trödelbude zu. Die Größere, gedrängt von der Kleineren, faßte ſich ein Herz und frug den Verkäufer um den Preis der Bilder. Gleich darauf zogen ſich die Kinder in eine Hausecke zurück und die Aeltere knüpfte emſig an einem Taſchentuche, deſſen Zipfel einen kleinen Schatz zu bergen ſchien. Kreuzer für Kreuzer zählte ſie ihrem Schweſterchen auf die Hand, aber ach, es war noch zu wenig! „Es reicht noch nicht!“ ſagten ſie mit den großen traurigen Kinderaugen ſtumm zu einander. Mit ſchwerem Herzen knüpfte das Mädchen die kleine Baarſchaft wieder ein und die Jüngſte, um eine Hoffnung ärmer, konnte ſich des Weinens nicht erwehren.

So heimlich und verborgen die Kinder zu handeln glaubten, dem ſpähenden Auge unſeres Rittmeiſters dort oben entgingen ſie nicht. Waren ſie doch ſchon lange ſeine auserwählten Lieblinge! Heute beſonders beobachtete er jede Bewegung genau. Als gälte es, beim Recognosciren die Bewegungen des Feindes zu beobachten, ſo unverwandt richtete er einen kleinen Feldſtecher nach der Trödelbude.

„Ja, ja, es ſcheint wirklich, es ſind die alten Schartecken von Bildern, die ihnen ſo gefallen. Wär' doch neugierig, zu wiſſen, warum ihnen die gar ſo am Herzen liegen,“ brummte der Alte vor ſich hin und zog ſein Fernrohr nicht eher zurück, als bis die Kleinen im Schulhauſe verſchwunden waren.

Digitized by Google

Der nächste Morgen traf die zwei Mädchen schon wieder vor dem Trödler an. Aber ach, Alles suchten sie ab, bis in's Innere des Ladens forschten die ängstlichen Blicke, es war umsonst — die Bilder waren nicht mehr da! Erschrocken und tief betrübt, als hätten sie das Liebste verloren, wendeten sie sich ab, fuhren mit den Schürzen an die Augen und traurig schlichen sie früher als sonst die Eingangsstufen am Schulhause hinauf.

„Hm, hm, also sind's doch die Bilder!" murmelte der alte Rittmeister, der ihnen vom Fenster aus mit seinen Blicken theilnehmend gefolgt war. „Nu, nu, hängt nur die Köpfe nicht so, Kinder, der Kukuck wird sie doch nicht geholt haben! Werden sie schon wieder kriegen, stecken sicher in dem alten Rumpelkasten d'rin. Franz, he, Franz!"

Mit einem: „Herr Rittmeister befehlen?" trat der Bediente in's Zimmer.

„Franz, Du gehst dort zu dem Trödler hinüber!" rief sein Herr ihm zu. „Der hat ein paar alte Bilder, ich glaube, es sind Porträts, sie hängen sonst immer an den beiden Thürpfosten, die kaufst Du und bringst sie gleich herauf."

„Na, na," murmelte der alte Herr, als sich der Bediente entfernt hatte und humpelte, während er auf dessen Rückkehr wartete, an seinem Krückstocke im Zimmer auf und ab, „na, na, sollen auch eine Freude haben, die armen Dinger, sollen nicht mehr weinen, kann das Weinen nicht leiden."

„So, hast Du sie nun, stell' sie nur gleich hierher!" rief der Rittmeister bald darauf und er wies dem mit den Bildern eintretenden Bedienten einen Stuhl an.

Es waren zwei kleine, alte, mit Wasserfarben gemalte Porträts in unansehnlichen braunen Rahmen. Hinter den trüben, von Rauch geschwärzten Gläsern zeigte das eine auf vergilbtem Papiere einen jungen Mann in altmodischer Tracht. Er trug einen blauen Rock mit hohem Kragen, eine gelbgestreifte Weste, weiße Halsbinde und Stulpenstiefel. Auf einem Stuhle sitzend, stützte er die Hände auf einen dicken, silberbeschlagenen Rohrstock. Das zweite Bild, offenbar das Seitenstück zum andern, stellte eine junge Frau mit hoher Halskrause und reicher Spitzenhaube dar, die in großgeblümten Seidenstoff gekleidet war und, gleichfalls sitzend, in der einen Hand einen Blumenstrauß, in der andern ein Battisttuch hielt. Beide Köpfe schienen dem Maler nicht übel gelungen zu sein, denn in dem hübschen Frauengesichte sowohl, wie in dem ernsten Männerkopfe, erkannte man viel Herzensgüte und Wohlwollen. Die Porträts schienen der Tracht nach aus dem Anfange unseres Jahrhunderts zu stammen.

Digitized by Google

Nach kurzer Betrachtung stellte der Rittmeister die Bilder wieder auf den Stuhl.

„Na, meinetwegen, wenn ihnen das Zeug da Freude macht, das sollen sie haben! He, Franz, komm hier herein!“ rief er zur Thüre hinaus.

„Und nun gib Acht!“ rief er dem Eintretenden eifrig zu. „Wenn die Schule aus ist, gehst Du hinab und bringst mir die zwei kleinen Mädchen herauf. Du kennst sie leicht, sie sind ganz gleich gekleidet und haben so schöne, große blonde Zöpfe. He, was lachst Du? Willst auch was verstehen von blonden Zöpfen? Oder halt, besser ist, Du gehst gleich zur Trödelbude und wartest dort auf sie. Da kommen sie gewiß hin und der Trödler kennt sie auch. Sag' nur den Kindern, Dein Herr habe die beiden Bilder gekauft und will sie ihnen schenken, verstanden? Dann kommen sie sicher gleich mit.“

Ungeduldig hinkte, nachdem Franz wieder fort war, der Alte im Zimmer hin und her, sah jeden Augenblick auf die Uhr und zum Fenster hinaus und innerlich vergnügt schmunzelte er, als er jetzt den Lärm der Kinder unten hörte, die in hellen Haufen aus der Schule strömten.

„Jetzt wird sie Franz bald herauf bringen,“ hoffte er befriedigt und that noch ein paar Gänge durch das Zimmer. „Werden erst ihre Suppe essen,“ meinte er dann und humpelte erwartungsvoll wieder zum Fenster zurück. Voll Ungeduld öffnete er endlich seinen Tabakskasten, doch die lange Pfeife, die er in der Hand hielt, konnte er nicht mehr vollstopfen, denn plötzlich stand Franz mit den beiden Mädchen in der Thüre.

Eine Mischung von banger Scheu und froher Erwartung malte sich auf den glühend rothen Gesichtchen und zaghaft thaten sie auf Zureden des Bedienten kaum ein paar Schritte in's Zimmer. Die Kleinere versteckte sich schüchtern hinter die Schwester und zerrte diese wieder zurück nach der Thüre, als sie den großen Hund erblickte, der langsam und bedächtig auf sie zutrabte.

„Kommt nur her, liebe Kinder, seid nicht so schüchtern!“ ermunterte der Rittmeister und trat mit seinem freundlichsten Lächeln auf sie zu. „So, gebt mir Eure Händchen!“ Damit zog er sie weiter in's Zimmer hinein. „So, so, liebe Kinderchen, jetzt werden wir gleich bekannter miteinander sein. Wie heißt denn Du?“ wandte er sich an die Größere.

„Christine,“ lautete die beklommene Antwort.

„Und Du?“ Dabei streichelte er das erschrockene Gesichtchen der Kleinen.

„Karoline heiße ich,“ stotterte sie leise.

„Christine und Karoline also! Seid nur nicht gar so schreckhaft! Fürchtet

Digitized by Google

Ihr denn meinen großen Schnurrbart?" fragte der Rittmeister lächelnd und drehte die Enden des mächtigen Bartes empor.

Beide schüttelten mit dem Kopfe und schauten mit furchtsamen Blicken nach dem großen Hunde, der aufmerksam dicht daneben stand.

„Ja so, Diana ist da!" rief lächelnd der alte Herr. „Komm, Diana, komm!" lockte er den Hund zu sich und als derselbe nun den klugen Kopf an seinen Herrn lehnte, nahm er die Hände der sich sträubenden Kinder und legte sie sanft auf den Hals des Thieres. Dadurch ermuthigt, faßten sie Vertrauen und streichelten selber den Hund, der sie mit seinen treuen Augen dafür so dankbar anblickte. Nachdem sie nun auch die gefürchtete Diana zum Freunde gewonnen, wurde es ihnen hier in dem fremden schönen Zimmer erst behaglicher und sie bewegten sich bald auch unbefangener.

„So ist's recht, Kinder!" rief der Rittmeister vergnügt. „Nun sagt mir einmal, wer sind denn die da auf den Bildern eigentlich?" Und er hielt den Kindern die beiden Gemälde entgegen.

„Der Großvater, die Großmutter!" riefen die Mädchen in einem Athem und die Freude klang deutlich aus den hellen Kinderstimmen.

„Eure Großältern!" rief der Alte und nickte wohlgefällig mit dem Kopfe. „Und Ihr habt sie wohl recht lieb gehabt?"

„Oh, recht lieb!" sagte Christine mit innigem Ausdruck.

„Recht lieb!" bestätigten die großen glänzenden Augen der kleinen Karoline.

„Nun, dann freut's mich erst recht, daß ich Euch jetzt die Bilder schenken kann."

„Danke, danke schön!" riefen beide Kinder mit glückseligen Mienen, und als die kleine Karoline ihm ihre Arme entgegenstreckte und Christine seine Hand mit Küssen bedeckte, wurde es dem alten Herrn so warm und weich um's Herz, daß er sich mit einem: „Ist schon gut, ist schon gut, Kinder!" hastig abwandte.

„Aber staubig sind sie, die Porträts, ordentlich staubig!" bemerkte er nach einer Weile, als er sah, wie jedes der Mädchen ein Bild in den Händen hielt und mit Blicken voll Liebe betrachtete. „So kann man die Gesichter kaum noch erkennen, sie müssen erst rein gemacht werden."

Schon wollte er zu diesem Zwecke seinen Franz hereinrufen, unterließ es aber lächelnd wieder und seelenvergnügt beobachtete er die Kleinen, die auf

Digitized by Google

seine Worte emsig ihre Taschentücher hervorgeholt hatten und Glas und Rahmen zu reinigen begannen. Es half aber nicht viel, es lag zu viel Staub auch hinter den Gläsern und mit bittender Geberde schob Karoline das Bild des Großvaters dem Rittmeister hin, als dieser sich mit einer Cigarrenschachtel, die einigen Werkzeug enthielt, dem Tische näherte.

„Wartet nur, Kinderchen, das werden wir uns gleich leichter machen," sagte er und zog mit einer kleinen Zange Stift für Stift aus der Rückwand.

Doch halt! Was war das? Als der alte Herr das losgemachte Brettchen aufhob, kam nicht zuerst das Bild, sondern ein zusammengefalteter großer Bogen Papier zum Vorschein, und wie er denselben auseinanderschlug, fiel ein Werthpapier heraus. Ueberrascht hob es der Rittmeister auf und entdeckte eine Hundertthalernote.

„Donnerwetter, Kinder," rief er den Kleinen zu, die verwunderte Augen machten, obgleich sie den Werth des Inhalts nicht ahnten — „ich glaube, wir haben einen Schatz gefunden! Jetzt seid nur ganz ruhig und laßt mich erst die Schrift da lesen." Und rasch nahm er an dem Tische Platz und fing an, die festen Züge der alten Handschrift auf dem großen Bogen zu entziffern.

„Dieweil," las er laut, „der Krieg in Schleswig-Holstein ausgebrochen ist und man nicht weiß, wie weit es in diesen unruhigen Zeiten kommen kann, so haben wir unser wenig Erspartes hier in unsern Bildnissen vor den Feinden verborgen. Es ist das Erbe für unsern braven Sohn Konrad Weller, der als Unteroffizier bei den blauen Husaren in Magdeburg steht und gegen die Dänen gezogen ist. Möge ihn der Herr führen und beschützen auf allen seinen Wegen, ihm dieses kleine Vermächtniß segnen und es dem rechtmäßigen Erben in die Hände führen! Das beten wir alle Tage zu Gott.

Konrad Weller,
Christine Weller,
Gärtnersehepaar.

Perleberg, am 30. Februar 1849.

„Konrad Weller! Konrad Weller!" wiederholte der Rittmeister und öffnete hastig den zweiten Rahmen. Als sich auch hier ein Schreiben mit ganz gleichem Inhalte sammt einer Hundertthalernote vorfand, starrte er bald nach den Kleinen, bald nach der Unterschrift. Ernst und bewegt nahm er Christine bei der Hand.

Digitized by Google

„Sag mir nur ſchnell, nur ſchnell, liebes Kind," ſtieß er ungeſtüm hervor, „wer war denn Euer Vater?"

Auf die Antwort des Kindes: „Konrad Weller, erſter Wachtmeiſter bei den blauen Huſaren in Magdeburg" — prallte er betroffen zurück.

„Und Ihr habt gewohnt?" forſchte er in höchſter Spannung weiter.

„In der alten Kaſerne draußen."

Mit allen Zeichen der heftigſten Aufregung hinkte der Rittmeiſter im Zimmer auf und ab.

„Sie ſind's, ja, ſie ſind's! Da ſoll doch gleich ein Hagelwetter — nein, der Profoß ſoll kommen!" donnerte er und hieb mit dem Stocke durch die Luft. „Einſperren ſollen ſie ihn, nein, nein, vierzehn Tage auf Latten legen, krumm ſchließen und eine Zwölfpfünderkugel an den Fuß! Kreuzbombenelement! Horſt! Horſt! was haſt Du da gethan? Was biſt Du für ein undankbarer Kerl?" Damit ſchlug er ſich mit grimmigem Geſichte und geballter Fauſt vor die Stirne. — „Verlierſt Deinen Lebensretter aus dem Auge, hörſt ſpäter, daß er mit Tod abgegangen und kümmerſt Dich nicht um ſeine Hinterbliebenen, bis der Finger Gottes ſelber ſie Dir zeigt," fügte er dann mächtig ergriffen hinzu und der grimme Ausdruck in den wetterharten Zügen ging in völlige Weichheit über. „Freilich lag ich dazumal ſelber auf dem Krankenbette," murmelte er leiſe in den Bart, „und konnte an nichts Anderes denken, als an den hölliſchen Schmerz in meinem Beine und mußte obendrein den Dienſt quittiren — den Konrad Weller hätte ich aber doch nicht vergeſſen ſollen! War nicht recht das!" Und er ſchüttelte mißbilligend das ſilberweiße Haupt.

Als er ſich endlich wieder nach den Kindern umwandte, ſah er, wie die kleinen Mädchen ſich erſchrocken in eine Ecke drückten und ängſtlich zu ihm aufſchauten. Da bot der Alte ſeine ganze Liebenswürdigkeit auf, ſie wieder zu beruhigen.

„Na, na, Kinder," lachte er durch ſeine Wehmuth hindurch, „das geht ja Euch nichts an, das gilt Alles bloß dem alten Rittmeiſter Eures Vaters, dem undankbaren Menſchen! Aber ſeid nur zufrieden, Kinder, ich will wieder gut machen, ja, gewiß und wahrhaftig!"

Er ſetzte ſich in ſeinen Lehnſtuhl und zog die Mädchen liebreich zu ſich heran.

„So, Karolinchen, komm, liebes Kind!" Mit dieſen Worten hob er die Kleine auf ſein geſundes Knie, drückte ihr Köpfchen zärtlich an ſeine Bruſt

Digitized by Google

und forderte Christine, die sich zutraulich an ihn lehnte, auf, von ihrem Vater zu erzählen.

„Aber fang' nur gleich da an," sagte er, „wo er von dem Feldzuge zurückkam, denn das Vorhergehende weiß ich Alles schon und daß die Mutter mit im Felde war."

„Mit dem Vater," berichtete das kleine Mädchen, „ist vor vier Jahren auch die Mutter zurückgekommen. Ich weiß es noch ganz gut, die Mutter sah sehr blaß aus, sie hatte im Felde ein paarmal am Fieber gelitten. Den Vater haben sie aber auf einem Wagen gebracht, und er mußte gleich zu Bett. In's Lazareth wollte er nicht und so hat die Mutter eine kleine Wohnung am Altenmarkt gemiethet. In sechs Wochen konnte der Vater wohl wieder ausgehen, aber den ganzen Winter über mußte er immer husten und konnte nicht recht athmen, denn er hatte einen Lanzenstich in die Brust bekommen. Im Frühjahr wurde er wieder kränker und schon am zwölften März brachten sie ihn hinaus vor's Sudenburger Thor. —"

Da erstickten Thränen ihre Stimme und seinen liebevollsten Zuspruch mußte der alte Herr aufbieten, bis Christine ihren Schmerz bekämpfte und weiter zu erzählen vermochte.

„Die Mutter wollte nun auch nicht mehr in Magdeburg bleiben," fuhr sie fort, „und auf die Einladung unserer alten Base Dörthe, bei der wir noch jetzt sind, zogen wir hierher. In der Friedrichsvorstadt hätte die Mutter einen kleinen Früchtenhandel angefangen, aber Base Dörthe meint, sie konnte das Klima hier nicht recht vertragen. Sie wurde von Jahr zu Jahr kränker, das Fieber stellte sich wieder ein und das Geschäft wollte auch gar nicht recht gehen. Eine Miethe waren wir schon schuldig und als die zweite fällig war, wurden uns vom Hauswirth alle unsere Sachen genommen, und ich glaube, das hat unserer armen Mutter den Todesstoß gegeben. Sie hat es nicht lange überlebt — es sind jetzt gerade drei Monate — und wir haben so von Herzen gebeten, man möchte uns nur die zwei Bilder lassen — —" konnte das gute Mädchen kaum noch hervorbringen, dann barg sie das Gesicht in ihrem Tuche und ließ ihren Thränen freien Lauf. Die Kleine schluchzte schon lange an der Brust des alten Herrn und ihn übermannte selber fast die Rührung.

„Die Großeltern lebten wohl auch nicht mehr, als Eure Eltern aus dem Feldzuge heimkamen?" fragte der Rittmeister nach einer Weile.

Digitized by Google

„Kurz vorher und schnell nacheinander sind sie gestorben," sagte Christine und eine bittere Betrübniß klang aus den Worten der kleinen Enkelin.

„Waret Ihr vielleicht bei den Großeltern während des Krieges?"

Die Kinder nickten. „Sie waren so gut mit uns und haben uns so lieb gehabt," sagte Christine, „und als sie Beide schon krank waren, ist die Pathe aus Magdeburg gekommen und in Perleberg geblieben, bis sie — draußen auf dem Kirchhof lagen. Die Pathe hat uns nach Magdeburg gebracht und so lange behalten, bis die Eltern zurückkamen."

„So haben sie aber ausgesehen, wie sie noch jung waren!" erklärte die Kleine plötzlich ganz eifrig und deutete mit dem Fingerchen auf die Bilder, doch wie verschämt über ihre Kühnheit, versteckte sie das erglühende Gesicht schnell wieder an der Brust des alten Herrn.

„Und wie die Großmutter schon todt war, und der Großvater nicht mehr sprechen konnte," fügte Christine bei, „hat er so oft und so bedeutsam auf die Bilder an der Wand gezeigt und mich und Karolinchen dabei angesehen und uns zugenickt, zum Zeichen, daß sie uns gehören sollten."

„Und jetzt," nahm der Rittmeister in tiefer Bewegung das Wort, „hat Eure kindliche Liebe und Dankbarkeit diese Bilder wieder in die rechten Hände gebracht, sie gehören wieder Euch, und Ihr werdet sie als ein theures Vermächtniß hoch in Ehren halten."

Dann legte er unwillkürlich seine Hände wie segnend auf die blonden Häupter der Kleinen und es schien, als ströme sein biederes Soldatenherz über von Zärtlichkeit und Liebe, solch ein unendlich milder Zug spielte um seinen Mund und das feuchte Auge haftete lange und innig auf dem verwaisten Kinderpaare.

Nach längerer Pause erst des Wortes wieder mächtig, hub er an: „Die Köpfchen in die Höhe, liebe Kinder, und nicht mehr traurig sein! Eure guten Eltern und Großeltern schauen vom Himmel herab auf Euch und ihr Segen wird Euch begleiten und schirmen Euer Leben lang. Dieser Segen bringt Euch jetzt schon Glück, hat mein Auge auf Euch gelenkt und Euch zu mir geführt. Dieser Segen setzt Euch in Besitz Eures rechtmäßigen Erbes, und habt Ihr mich nur ein klein wenig so lieb, wie Eure Heimgegangenen dort oben, werde ich Euch ein zweiter Vater sein. Eine gute Mutter wird sich für Euch auch schon finden, dafür laßt nur mich sorgen. Jetzt seid nur ganz getrost, der liebe Gott hat Alles wunderbar gefügt: Wer Vater und Mutter ehrt, dem

Digitized by Google

muß es ja wohl ergehen auf Erden! Laßt die Papiere und Alles inzwiſchen hier, ich werde die Bilder wieder zuſammenfügen, und Ihr kommt nach der Schule gleich wieder herauf zu mir. Hört Ihr, gleich nach der Schule!"

Der gute Rittmeiſter! Er hatte die Herzen der Kinder ſchon vollſtändig gewonnen. So liebevoll war ja außer der alten Baſe ſeit Langem Niemand mit ihnen geweſen! Vertrauensvoll reichten ſie ihm die Hände und ſchauten in die Augen, die ſo väterlich auf ihnen ruhten, vertrauensvoll überließen ſie ihm ihre lieben Bilder, und nachdem ſie verſprochen, ſich nach der Schule pünktlich einzufinden, verließen ſie das Zimmer.

III.

Weit zurück gelehnt in ſeinen Sorgenſtuhl, ſtarrte der alte Herr, als er wieder allein war, nach der Zimmerdecke, kaute unmuthig an ſeiner Pfeifenſpitze und warf ſie von einem Mundwinkel in den andern. Dann qualmte er wieder wie ein Schornſtein und ſchaute gedankenvoll den Wölkchen und Ringeln nach, die über ihm wie Nebel zerfloſſen.

„Hm, hm," lautete ſein Selbſtgeſpräch, „wie treuherzig, wie allerliebſt ſind doch dieſe kleinen Dinger, wie unſchuldig gucken ſie aus den prächtigen, blauen Augen! Ja, ja, Horſt, biſt eben ein alter Narr! Haſt früher nichts gekannt als Rekruten und Remonten, biſt lieber den ganzen Tag in der Reitſchule und im Stall geſteckt, als nur einmal fünf Minuten in einer Kinderſtube. Wie unendlich lieb müſſen ſolche Kinder ihre Eltern haben! Hat mich wohl auch einmal Jemand ſo lieb gehabt?" ſeufzte er und die breite Bruſt hob ſich mit tiefem Athemzuge.

Da legte Diana, wie gerufen, ihren ſchönen Kopf auf ſein Knie. „Ja, ja, Diana, du ſchon, dir glaub' ich's!" murmelte er freundlich und ſtrich liebkoſend über das weiche Fell des Thieres. „Nun warte aber, nun ſollſt Du bald Spielkameraden bekommen."

„He, Franz!" ſchrie er plötzlich mit Commandoſtimme und rüttelte ſich aus ſeinem Sinnen und ſeiner Wehmuth auf.

Als der Bediente erſchienen war, gab er ihm den Auftrag: „Punkt vier Uhr beſorgſt Du einen Wagen vor's Haus, ich will ausfahren. Und halt —

Digitized by Google

nimm die Rahmen und die Gläser da mit und bringe sie sorgfältig gereinigt wieder."

Wenige Minuten nach vier Uhr stieg der alte Herr, auf seinen Franz gestützt, mühsam die Treppe hinab. Ihm voraus hüpften die zwei kleinen Mädchen die Stufen hinunter. Freude glänzte auf den holden Gesichtchen, Freude lachte aus den lieben Augen, Freude jubelte in den kleinen Herzen. In der einen Hand die Schultasche, drückte ein jedes mit der andern ein blank geputztes Bild an dieses glückliche Herz. Und jetzt, jetzt sollten sie mit dem stattlichen Herrn Rittmeister in dem prächtigen Wagen unten zur Base Dörthe fahren! Wie würde die sich wundern und die Hände zusammenschlagen und ihren Augen kaum trauen!

Und wahrhaftig, auf einen Wink des alten Herrn hob der Bediente Eine nach der Andern in den schönen Wagen und half ihm dann selber hinein. Und jetzt zog der Kutscher die Zügel an, die Pferde griffen aus, das Gefährte flog auf der Straße dahin und die runden Wangen der kleinen Mädchen glühten immer höher auf vor kindlicher Glückseligkeit. Wie froh lächelte Karoline dem Großvater auf dem Bilde zu, als könne er ihre Freude verstehen, wie dankbar blickte Christine ihn und die Großmutter auf ihrem Schooße an, die ihnen ja all' dieses Glück vom Himmel herab bescheert!

Base Dörthe, ein seelengutes Mütterchen, kam wirklich vor Staunen und Verwunderung lange nicht zu sich, als sie ihre Pfleglinge in solcher Gesellschaft anfahren sah und konnte es kaum fassen, als ihr der Herr Rittmeister, der so freundlich und leutselig in ihrem Stübchen saß, sein Verhältniß zum Vater der kleinen Waisen und Gottes wundersames Walten bei Auffindung des großelterlichen Vermächtnisses mittheilte.

Mit bebenden Fingern und umflorten Auges prüfte die brave alte Frau die mitgebrachten Schriftstücke und Werthpapiere und faltete in frommer Regung ihre Hände zu einem Dankgebete. Den Entschluß des alten Herrn, fortan allein für die Kinder sorgen zu wollen, nahm sie mit Freudenthränen auf. Sie hatte sie gewiß herzlich lieb, die guten Kinder, aber bei ihren beschränkten Mitteln und der knappen Unterstützung von Seite des Regiments war ihr die übernommene Sorge doch ein gar zu schweres Opfer gewesen. Bei Jahren war sie auch schon und deßhalb um so froher, die Kleinen in so guten Händen zu wissen, und besuchen sollte sie ja dieselben dürfen, so oft sie nur wollte. Gerührten Herzens stammelte sie ihren Dank und versprach, nach der Anord-

Digitized by Google

nung des Herrn Rittmeisters die Kinder für den folgenden Morgen in Bereitschaft zu halten, wo er sie abholen und zu seinen Verwandten nach dem nahen Gut Horstenau bringen wollte.

Innig befriedigt von dem Erfolge seiner Unterredung, fuhr der alte Herr nach Hause, hatte vor Aufregung eine halb schlaflose Nacht und hielt am nächsten Tage schon um zehn Uhr wieder mit dem Wagen vor Base Dörthe's Wohnung in der Friedrichsvorstadt.

Sorgsam packte die alte Frau Alles, was den Kindern gehörte, in den Wagen und geschäftig halfen diese mit. Als es nun aber zum Abschied von der lieben treuen Base kam, fiel es ihnen doch schwer auf das kleine Herz, von ihrer Wohlthäterin und Pflegemutter scheiden zu müssen, und nur das Versprechen, daß sie bald zum Besuch kommen würde, konnte die Mädchen trösten.

Erst nachdem sie schon weit von der Stadt und durch die freundlichsten Dörfer gefahren waren, fingen sie wieder an, gesprächiger zu werden. Ein schöner Wald nahm bald die Reisenden auf und immer reger wurde die Neugierde der Kleinen, als der alte Herr ihnen verkündete, wenn der Forst zu Ende sei, könne man Schloß Horstenau schon erblicken. Ueber eine Stunde lang führte der Weg durch die Waldung, endlich machte die Straße eine Biegung und ein anmuthiger kleiner See lag vor den überraschten Blicken. Ruhig und spiegelglatt erglänzte die blaue Wasserfläche in der heißen Mittagssonne und an ihrem oberen Ende erhob sich auf mäßiger Anhöhe ein stattliches Gebäude, das stolz auf die zerstreut umherliegenden kleinen Gehöfte herabschaute.

„Das dort ist Schloß Horstenau," sagte der Rittmeister und wies nach jener Richtung hin. „Da bin ich geboren und erzogen."

Jetzt zog sich die Straße immer hart am Ufer des See's entlang, stieg dann die Anhöhe hinauf, und hier konnte der Wagen nur mehr im Schritt fahren. Der alte Herr, schon seit der Abfahrt in heiterster Stimmung, zeigte den aufhorchenden Kindern bald hier, bald dort ein Lieblingsplätzchen seiner Kinderzeit. Hier wußte er von einem lustigen Knabenstreich, dort von einem kleinen Abenteuer zu erzählen und Alles stand noch so frisch in seinem Gedächtniß, als hätte er's erst gestern erlebt.

Da bog der Weg in eine prachtvolle Lindenallee ein. „Nun sind wir gleich dort, Kinderchen," sagte er und den kleinen Mädchen schlug das Herz hoch auf vor unbestimmter Angst und seliger Ahnung. Der Rittmeister aber verwandte kein Auge von der Stätte seiner Kindheit. Von hier aus konnte

Digitized by Google

man das Schloß, hinter welchem sich ein schattiger Park ausdehnte, auch am besten übersehen.

Auf dem schönsten Punkte erbaut, beherrschte es die ganze Umgebung und machte, obgleich nur von Sandstein aufgeführt und von Alter geschwärzt, durch sein harmonisches Verhältniß und seine edle Bauart einen wohlthuenden Eindruck. Im reinsten Renaissancestyl gehalten, ragte das Gebäude drei Stockwerke hoch empor und rechts und links schloß die Hauptfront ein achteckiger Thurm ab. Der Mittelbau sprang etwas vor, ihn zierte ein großer Balkon, getragen von vier prächtigen Karyatiden. Zu der Vorhalle führten sechs breite, durch eine niedere Gallerie abgeschlossene Stufen, auf deren Eckpfeilern zwei Genien standen, die sich auf Schilde mit dem Horst'schen Wappen lehnten.

Vor diesen Stufen hielt der Wagen. Zweimal hatte der Kutscher schon geknallt und Niemand ließ sich sehen. Der Rittmeister hatte schon beinahe ein „Millionenhagelwetter" in Bereitschaft, als endlich ein alter eisgrauer Diener in einfacher Livree zögernd die Stufen herabkam. Erst nachdem er den Rittmeister erkannt hatte, kam Leben in das alte steife Männlein.

„Ei, Herr Rittmeister, wer hätte das gedacht? Einen so zu überrumpeln!" verwunderte er sich mit der entzücktesten Miene von der Welt.

„So, Wilhelm, bist Du es? Haben sie Dich zum Pförtner gemacht, alte, treue Seele? He, da ist auch schon der Winter tüchtig eingekehrt!" Dabei zeigte der Rittmeister mit der Hand auf den grauen Kopf des Alten. „Ja, mit dem Springen hat sich's aufgehört," lachte er dann, als ihm der Diener den Schlag öffnete. „Da, nimm nur erst die Kinder heraus, so! Und nun laß mich auf Deine Schulter stützen, Alter, wirst wohl noch so viel Kraft haben. Bei mir geht's verteufelt schwerfällig!"

Gestützt auf den Diener und von den kleinen Mädchen gefolgt, stieg der alte Herr dann langsam die steinernen Stufen hinauf. Oben angekommen, sah er sich in der weiten leeren Vorhalle kopfschüttelnd um.

„Ja, wahrhaftig," sagte er, „hätte ich draußen nicht das Horst'sche Wappen gesehen, ich müßte glauben, ich wäre in ein Kloster gerathen. He, Alter, Du weißt ja noch, wie da draußen die Jäger standen mit ihren Hundekoppeln, wie hier Tische und Stühle aufgepflanzt waren, da wurde gezecht und manch' fröhliches Jagdlied gesungen. Das war ein Leben damals! — Aber sag' nun einmal, wo sind denn die Herrschaften?"

Digitized by Google

„Die ſind jeden Nachmittag draußen im Park. Ich werde Sie aber gleich melden, Herr Rittmeiſter!“

„Nein, Alter, führ' mich erſt hinauf in den gelben Salon, dann kannſt Du ſie holen.“

Voll athemloſer Bewunderung, ihre koſtbarſten Schätze, die Bilder der Großeltern unter dem Arme, folgten die kleinen Mädchen den beiden Greiſen die Treppe hinauf und kaum getrauten ſie ſich auf dem glatten, eingelegten Fußboden aufzutreten, als ſie in den großen prächtigen Salon kamen. Ihnen ſchien es, als wären ſie aus niederer Hütte plötzlich in ein Feeenſchloß verſetzt, doch trauten ſie der Herrlichkeit nur halb, und es war ihnen ſo beklommen um's kleine Herz, als könnte der goldene Glückstraum mit einem Zauberſchlage wieder ſchwinden.

„So, Kinderchen, nun ſetzt Euch hierher,“ ſagte der Rittmeiſter, während der Diener auf ſeinen Wink mehrere Stühle an den großen runden Tiſch rückte. „Und nun, Wilhelm, ſieh nach,“ ordnete er an, „ob es nicht etwas in der Küche gibt und bring' eine Flaſche Wein mit! Die Fahrt hat uns hungrig und durſtig gemacht. Dann kannſt Du die Herrſchaften holen.“

Fleißig ſprach der alte Herr der Flaſche zu, legte den ganz verſtummten Kindern von den aufgetragenen Erfriſchungen reichlich vor und munterte ſie auf, herzhaft zuzugreifen. Da ging die Thüre auf und eine würdige ältere Dame eilte lebhaft auf den Rittmeiſter zu.

„Bruder, lieber Bruder Fritz!“ klang es im Tone der Freude von ihren Lippen.

„Onkel, lieber Onkel, ſei tauſendmal gegrüßt!“ riefen gleich darauf Frau von Bergheim und Fräulein Frieda wie aus einem Munde.

„Und auch von mir unzählige Mal!“ fügte der nachfolgende Baron hinzu, und acht Arme ſtreckten ſich dem alten Herrn entgegen.

„Na, na, glaub's ſchon, erdrückt mich nur nicht!“ wehrte er die drohende Umſchlingung heiter ab. „Seht Ihr denn nicht, es ſind ja auch noch Gäſte da!“

„Ei, ei, gewiß eine Eroberung von „dem Schulhauſe gegenüber“!“ rief Frieda herzlich lachend und näherte ſich mit froher Ueberraſchung den ganz verſchüchterten kleinen Mädchen.

„Haſt's errathen, lieber Schelm! Aber nun ſetzt Euch nur ſchnell, ich muß Euch eine lange Geſchichte erzählen!“

Alle nahmen erwartungsvoll Platz und alle Blicke ſtreiften voll freund-

Digitized by Google

licher Theilnahme die kleinen Unbekannten, die in ihren blauen Sonntagskleidchen, mit dem schöngeflochtenen Goldhaar und den treuherzigen, vor Verwirrung purpurrothen Gesichtchen so allerliebst aussahen.

„Daß ich," begann der Rittmeister, „Anno 49 am 5. April bei der Schlacht von Eckernförde schon gefangen war und nur mein erster Wachtmeister mit einem Dutzend Husaren mich noch heraushieb, wißt Ihr schon, auch daß ich achtzehn Tage später, als ich schon in's Bein geschossen war, bei Kolding den Hieb über den Kopf bekam. Hätte ihn aber mein braver Wachtmeister nicht parirt, säße ich heute wahrlich nicht unter Euch, und diese beiden kleinen Waisen hier sind die Kinder des braven Mannes. Auf welche Weise ich sie aber aufgefunden habe, sollt Ihr jetzt von mir hören." Und er erzählte in seiner gewohnten raschen und lebendigen Weise, dabei aber mit tiefer Rührung, den ganzen Vorgang.

Schon während der Erzählung hatte Fräulein Frieda die kleine Karolina auf den Schooß gezogen und ihr zärtlich über das reiche blonde Haar und die heißen Bäckchen gestrichen. Die Frau Baronin beschäftigte sich eben so liebevoll mit Christine, die Bilder der Großeltern aber gingen von Hand zu Hand.

Als der Rittmeister seine Mittheilung geendet hatte, der die Damen und ganz besonders auch Baron Bergheim mit dem wärmsten Antheil gefolgt waren, ergriff er die Hände der ihm zunächst Sitzenden und sagte in bittendem Tone: „Und nun, Kinder, helft mir an diesen armen Waisen gut machen, was ich ihrem Vater nicht mehr danken konnte!"

„Ja, ja, freilich, die Mädchen bleiben bei uns, wir sorgen ganz für sie!" riefen fast Alle zugleich.

„Nun ja, ich wußte wohl," entgegnete freudig berührt der alte Herr, „daß sie bei Euch gut aufgenommen würden, aber mein eigener Plan ginge dahin, sie sollten bei der Frau Verwalterin ganz einfach erzogen werden. Sie wird sich leicht dazu verstehen, da sie ja kürzlich ihre eigenen Kinder verloren hat."

„Laß dieß ganz gut sein, lieber Bruder," erbot sich eifrig die ältere Dame, „überlaß dieß mir, ich werde ihnen Mutter sein!"

„Und ich," rief Frieda angelegentlich, „ich bin ihre Lehrerin!"

„Und ich," rief Frau von Bergheim lebhaft, „ich erziehe und unterrichte auch mit!"

Digitized by Google

„Mir ist es schon recht," lachte der Rittmeister, „aber ich fürchte stark, Ihr werdet sie mir ganz verhätscheln und verziehen, he! Aber da werd' ich fleißig nachsehen, alle vierzehn Tage wird die Inspektion kommen. Nehmt Euch nur in Acht!" Damit erhob er sich wie zum Aufbruche von seinem Armstuhle.

„Ei, Du wirst doch nicht wieder fort wollen, Fritz!" rief seine Schwester.

„Um Alles in der Welt nicht," protestirten die beiden Nichten, „den Onkel lassen wir so schnell nicht fort!"

„Hilft nichts, hilft nichts! Ich fahre wieder zurück in die Stadt!" behauptete der Onkel; als er nun aber den Arm des Barons nahm und sich zum Gehen anschickte, kamen hastig die kleinen Mädchen herbei und hingen sich ängstlich an seinen Arm.

Auf seine bewegte Frage: „Ja, wollt denn auch Ihr, Kinderchen, daß ich dableiben soll?" hoben sie so flehend ihre Hände auf und schauten ihn mit so herzlicher Liebe aus den klaren warmen Augen an, daß der gute, alte Herr stehen blieb und wie mit einem Entschlusse kämpfend, ein paar: „hm! hm!" ausstieß, dann aber plötzlich heiter ausrief: „Na, nun bin ich in's Garn gegangen, nun habt Ihr mich gefangen! Ja, ich bleib' vorläufig da, aber erstens muß meine Wohnung im Erdgeschoß sein, kann nicht mehr Treppen steigen, und zweitens, gleich morgen müssen auch Hektor und Diana sammt dem Franz heraus!"

„Das ist brav, Onkelchen, das ist brav!" jubelten Alle und umringten ihn in vollster Freude. Die kleinen Waisen aber, die für alles Leid, das ihr junges Herz bedrückt, durch so viel Liebe und Sorgfalt beglückt werden sollten, lächelten ihm unter Thränen zu und küßten ihm kindlich dankbar die Hände.

„Aber, Herr Neffe, was sagst Du dazu?" wandte sich der alte Herr plötzlich mit ironischem Seitenblick an Baron Bergheim. „Sollst mich fleißig begleiten zu Wagen hinaus auf's Feld und in den Forst. Da ist's nun vorbei mit dem Dichten und Reisebeschreiben — wie?"

„Durchaus nicht, lieber Onkel, jetzt fang' ich erst recht mit frischem Eifer an," sagte der Baron und wiegte schlau lächelnd das Haupt.

„Wäre mir nicht lieb! Warum denn?" fragte der Rittmeister gespannt und strich den weißen Schnurrbart in die Höhe.

„Oh," erklärte Herr von Bergheim, „Dein Erlebniß mit den Kindern da gibt mir den schönsten Stoff zu einer Novelle."

Digitized by Google

Schuſſern.

Von **Heinrich Roßmann.**

Mit dem Kreuzer, friſch und heiter
Läuft mein Franz zur Krämerin: —
„Bitt' um Schuſſer!“ und dann weiter
Geht's zum großen Spielplatz hin.

„So — nun ſuch' ich dumme Knaben,
Und gewinne Schuſſer mehr; —
O bald werd' ich's alle haben!
Wer will ſchuſſern? ſchuſſern! wer?“

An dem Zaunpfahl lehnt ein Kleiner,
Baarfuß und auch ſonnverbrannt;
'S iſt der Sohn vom Nachbar Schreiner,
Unſerm Fränzchen wohlbekannt.

Schlichtes Bübchen, immer munter,
Iſt die Schule nur erſt aus —
Eilt er gleich die Gaß' hinunter,
Iſt am Spielplatz, wie zu Haus.

Fränzchen dreht ſich auf dem Beine;
Ha! das Grübchen iſt gemacht.
Und zum Spiel kommt ſchon der Kleine,
Und mein Fränzchen ſpringt und lacht.

Luſtig hüpfen nun die Steine,
Luſt'ger Fränzchen hinterdrein,
Und das Fingerchen, das kleine,
Treibt ſie in die Grub' hinein.

Digitized by Google

Doch — nichts iſt von ew'ger Dauer! —
Bald ſind all' die Kugeln fort, —
Und mit Aeuglein voller Trauer
Schaut er jenen Knaben dort.

Ach, der läuft mit reicher Beute,
Mit den Schuſſern ſchnell nach Haus,
Lacht auch noch, wie rohe Leute,
Unſer Fränzchen tüchtig aus.

Schluchzend kommt arm' Fränzchen wieder
Bei der lieben Mutter an,
Und ſie beugt ſich liebreich nieder,
Fragt, wer ihm doch Leid's gethan?

Fränzchen klagt nun ſein Geſchicke
Und des Nachbars ſchlimmen Streich;
Doch ſie ſpricht mit ſanftem Blicke —
Wohl mit ernſtem auch zugleich:

„Merke Dir, mein lieber Knabe:
Spielſt Du um Gewinn allein,
Rinnt Dir ſtets die eig'ne Habe
In des Andern Sack hinein."

Auflöſung der Räthſel S. 404.

Der Kalk. Der Todtengräber.

Digitized by Google

Der Erste des Monats.

Von **Bouilly.**

Frei übersetzt von Alexandra, k. Prinzessin von Bayern.

Wenn es zuweilen gelingt, einen scheinbaren Ruhm zu erzeugen, der sich aber bald wieder verflüchtigt, so geschieht es doch manchmal, daß ein wahres Talent die Schmeichelei der Welt flieht, die Betrachtungen in der Einsamkeit und den weisen Rath eines Freundes vorzieht.

So dachte der Schriftsteller Lemierre, welcher durch emsigen Fleiß seine Talente benützte, durch unerschütterlichen Muth sich eine ehrenvolle Existenz gründete und sogar Mitglied der französischen Akademie wurde. Durch seinen liebenswürdigen Charakter und durch die Einfachheit seiner Sitten gewann er eine große Anzahl von Freunden. Auch beneidete er niemals den Erfolg eines Rivalen, bekämpfte niemals dessen rechtmäßig erworbenen Ruhm, eignete sich niemals, gleich vielen Andern, fremde Gedanken an, um damit den Mangel an selbstschaffendem Talente zu verbergen. Durchdrungen von der Würde eines Schriftstellers, und sich ohne Rückhalt dem poetischen Fluge hingebend, versäumte er in seiner Jugend mehr wie einmal die Gunst mächtiger Gönner und die Vortheile, glückliche Umstände zu benützen, um sich ausschließlich seinen geliebten Beschäftigungen zu widmen und mit Ehren den dornenreichen Pfad zu verfolgen, welcher zum Gipfel des Ruhmes führt.

Dieser Schriftsteller war die einzige Stütze seiner zärtlichen, ehrwürdigen Mutter, welche durch Unglücksfälle sich in mißlichen Verhältnissen befand. Durch unermüdlichen Fleiß mit musterhafter kindlicher Liebe suchte er derselben die traurigen Schicksale zu erleichtern. Der jugendliche Lemierre beschränkte sich in Paris in seiner bescheidenen Wohnung auf die nothwendigsten Bedürfnisse, um auf die liebreichste Weise seine theure Mutter zu unterstützen. Mehr als einmal hörte ich diesen ausgezeichneten Schriftsteller den Beginn seiner literarischen Laufbahn erzählen, den er als die glücklichste Zeit seines Lebens bezeichnete. Er versicherte uns, daß damals seine Tageseinnahme sich nur auf 20 Sous belaufen habe. Etliche, in verschiedenen Akademien der Provinzen erworbene Preise und der Verkauf von Manuscripten verschafften ihm im Laufe der Zeit die jährliche Summe von 1200 Franken. Damit hätte er gleich vielen seiner Altersgenossen vermocht, sich in der Welt mit einigem Vortheile zu zeigen und sich Vergnügen zu verschaffen. Aber er erinnerte sich stets, daß zu

Digitized by Google

Villiers-le-Bel, nahe bei Ecouen ſeine fünfzigjährige Mutter wohnte, welche zu ſtolz war, um Etwas zu bitten, aber auch zu zärtlich, um ſeine kindliche, liebevolle Hilfe zu verweigern. Deßhalb hatte er ſich die Gewohnheit angeeignet, immer am Erſten des Monats dieſer geliebten Mutter ſeine kleinen Erſparniſſe von etwa 60 Franken ſelbſt zu übergeben, um damit der ehrwürdigen Dame ein angenehmes Leben zu verſchaffen, ohne daß ſie genöthigt geweſen wäre, durch Händearbeit ſich ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Da ſie jedoch die Großmuth ihres Sohnes nicht mißbrauchen wollte, obwohl ſie deſſen ſtille Opfer größtentheils nicht ahnte, beſchränkte ſie ſich dermaßen in ihrer Wohnung, daß ſie allein, ohne Hilfe einer Dienerin, ihre kleine Haushaltung ſelbſt beſorgte. Dieſe edle Mutter regelte ihre Ausgaben gewiſſenhaft und machte ſogar noch kleine Erſparniſſe. Mit welchem Vergnügen fügte ſie ſich in die einfachſte Lebensweiſe, um alle Monate die Ankunft ihres guten Sohnes feiern zu können. Dieſer verſäumte niemals, mochte ſtrenge Kälte oder glühende Hitze herrſchen, um 10 Uhr Morgens in Villiers-le-Bel einzutreffen, nachdem er ungefähr vier Stunden zu Fuß zurückgelegt hatte. Er verſagte ſich ſogar die kleinen Wägen von St. Denis, um ſeine kindliche Gabe nicht zu vermindern. O, wie genoſſen Beide dieſes ſchöne Wiederſehen! Wie raſch hatte Lemierre jegliche Ermüdung vergeſſen, wenn er die gerührten Augen ſeiner Mutter auf die ſeinigen geheftet ſah und ſich von ihren zärtlichen Armen umſchlungen fühlte. Wie dünkte er ſich in ſolchen Augenblicken ſo reich, bei dem Wenigen, das er beſaß und der erſte Ertrag ſeiner literariſchen Arbeit erſchien ihm als koſtbarer Schatz. Gewöhnlich brachte er den übrigen Theil des Tages bei ſeiner Mutter zu, arbeitete im Garten, begoß die Blumen und ſpaltete das nöthige Holz, deſſen man zum Kochen und Heizen bedurfte; auch machte es ihm Vergnügen, die Ciſterne ſelbſt mit Waſſer zu füllen. Abends folgte dann ein intereſſantes, ja zuweilen oft das heiterſte Geplauder; dieſes wurde während des beſcheidenen Nachteſſens, welches ſich Lemierre in Paris nicht immer erlaubte, noch belebter. Endlich nach der glücklichſten Nacht, nach dem ſüßeſten Schlafe, trat unſer Reiſender, von mütterlicher Zärtlichkeit überhäuft und ihrem Segen begleitet, die Heimkehr nach Paris wieder an. So verfloſſen mehrere Jahre. Wie aber der Ehrgeiz ſogar in das Herz des einfachſten und unabhängigſten Menſchen einzukehren pflegt, ſo erweckte er in unſerm Dichter einen einzigen, ohne Zweifel ſehr rechtmäßigen Wunſch. Er ſehnte ſich nach den Mitteln, um für ſeine Mutter eine gute Haushälterin und Pflegerin halten zu

Digitized by Google

können. Aber um dieses zu bewerkstelligen, mußte er die Summe verdoppeln, was ihm nur durch neue, glückliche, schriftstellerische Erfolge möglich werden konnte. Sein inniger Wunsch ward erfüllt, denn durch sein Gedicht über die Macht der Mode, und jenes über den Handel, errang er sich die Preise der französischen Akademie. Mit welchem Entzücken überbrachte er seiner Mutter die erworbenen Früchte. Er trat seine Wanderung der sengenden Augustsonne halber schon bei Sonnenaufgang an und legte die fünf Meilen von Paris nach Villiers-le-Bel in weniger, als acht Stunden zurück bei einer ungewöhnlichen Hitze. Als er sich von Schweiß bedeckt halb Weges befand, begegnete er Berthe und Rivaron, zwei seiner Jugendbekannten, welche in einem glänzenden Wagen von dem Schlosse Ecouen zurückkehrten. Sie ließen den Wagen stille halten, um dem zweifach gekrönten Dichter zu gratuliren, und ihn zu fragen, warum er bei der Hitze die Reise zu Fuß und allein mache? Er antwortete lächelnd: „Es ist so meine Gewohnheit. Ich habe das Gelübde gemacht, jeden Monat eine Pilgerfahrt zu einer mir sehr theuren Frau zu unternehmen und ich komme, ohne mich unterwegs aufzuhalten von Paris." — Ich verstehe," sprach Berthe, und fügte bei: „Ich wäre neugierig, die Unbekannte kennen zu lernen."

„Aber, mein lieber Freund," fügte Rivaron mit dem ihm eigenen spöttischen Lächeln und Witze bei: „Die akademischen Lorbeeren sind bisweilen recht schwer und Sie werden vielleicht ermüdet am Ziele Ihrer Wanderung eintreffen."

„Auch ich meine," sagte Berthe, „Sie sollten wenigstens bis Denis einen Wagen nehmen."

„O nein, o nein," erwiderte der gekrönte Dichter, „dieß würde mich um 15 Sous ärmer machen."

Bei diesen Worten grüßte er und schritt weiter. „Lemierre," sprach Rivaron, „besitzt Talent; aber ich finde seine Lebensweise zu bescheiden. Er flieht förmlich die Weltfreuden."

Während diese zwei leichtsinnigen Freunde bei unnützen Gesprächen ihre Reise vollendeten, erreichte der einfache und bescheidene Lemierre sein Ziel und fügt ein neues Blatt in den Lorbeerkranz, indem er, denselben seiner Mutter darreichend, sagte: „Diese errungenen Preise sind mir um so werthvoller, als sie es mir ermöglichen, den langgehegten Plan auszuführen und Ihnen alle Monate das Doppelte der bisherigen Summe zu überbringen. Aber ich füge die Bedingung bei, daß Sie eine Haushälterin zu sich nehmen, welche Ihnen

Digitized by Google

alle Dienste leisten möge, die Ihr Alter und Ihre früheren Gewohnheiten erfordern." Frau von Lemierre weigerte sich anfangs, dieses großmüthige Anerbieten anzunehmen und entgegnete ihrem Sohne:

„Die literarische Laufbahn ist leider so unsicher. Ein glücklicher Erfolg vermag Dir heute Wohlstand zu bieten und bald kann ein ungünstiger Dich wieder dessen berauben."

„Ich läugne es nicht," antwortete der Dichter, „aber einstweilen, bis diese ungünstige Wendung eintritt, mögen Sie mir erlauben, mich aus vollem Herzen meiner ersten Erfolge zu erfreuen, indem ich Sie mit allen mir möglichen Beweisen kindlicher Liebe umgebe und Sie wieder in die gewohnten, behaglichen Verhältnisse versetze, in denen Sie so lange gelebt haben und deren Sie nur beraubt wurden durch unvorhergesehene Unglücksfälle und die zahllosen Opfer, die Sie meiner Erziehung gebracht haben. Da das Feld, in welches Sie den Samen mütterlicher Liebe gestreut, jetzt beginnt fruchtbar zu werden, ist es auch billig, daß Sie die Erstlinge desselben genießen."

Indem Lemierre diese Worte vollendete, übergab er der gerührten Mutter mit kindlicher Zärtlichkeit 5 Louisdor mit der Versicherung, daß sie in Zukunft jeden Monat die gleiche Summe erhalten würde. Gott schien so viel Hingebung und Liebe zu segnen. Ein Gedicht über die Malerei und noch ein anderes steigerten seinen literarischen Ruf und erwarben ihm neue akademische Kronen. Bald darnach fanden zwei seiner Trauerspiele einen so großen Beifall, daß Lemierre im Stande war, seiner Mutter nicht nur alle Monate 120 Franken zu bringen, sondern auch bald das kleine Haus, welches sie bewohnte, zu kaufen. Er vergrößerte und verschönerte selbes nach und nach und erweiterte den Garten. Auf diese Weise ward der guten Dame die Beruhigung, so lange sie lebte ihre reizende Zufluchtsstätte behalten zu können, zu welcher ihr Sohn nie versäumte, die gewohnte Wanderung zu unternehmen. Er selbst verschaffte sich in Paris eine bequemere Wohnung, welche geeignet war, die angesehenen Personen zu empfangen, die ihn sowohl seiner Talente, als seiner moralischen Eigenschaften wegen, aufsuchten. Auch fühlte er die Nothwendigkeit, sich einigermaßen der großen Welt zu nähern. Von der Besorgniß geleitet, das durch ausdauernde Arbeit gesammelte Geld zu vergeuden, brachte er an jedem Ersten des Monats seiner Mutter die Ersparnisse mit der Bitte, diese Summe zum Ankauf eines Pachtgutes zu verwenden. Die Einkünfte desselben waren hinreichend, daß im Falle seines frühen Todes sie dennoch die gewohnte, ange-

Digitized by Google

nehme Lebensweise, die er derselben mit so viel Freude bereitete, fortführen könnte.

Als Lemierre eines Tages wieder seiner Gewohnheit gemäß nach Villiers-le-Bel während eines ziemlich heftigen Herbstregens wanderte, begegnete demselben abermals auf der Straße nach St. Denis der fröhliche nach der neuesten Mode gekleidete Berthe, der allein in einem reichen, viersitzigen Wagen nach Ecouen fuhr, wo sich damals die glänzendste Gesellschaft von Paris versammelt hatte. Er rief ihn an: „Wie, Sie sind es, mein lieber Lemierre! Und stets zu Fuß, sogar bei diesem Wetter!“ Der Dichter entgegnete: „Ich habe mich bereits an allen Witterungswechsel und an die Launen jeglicher Jahreszeit gewöhnt.“

Nach einem zweiten Blicke rief der Freund: „Aber wie sind Sie durchnäßt und von Koth bespritzt. Das ist für einen gestürzten Dichter geeignet, aber nicht für Sie, den Melpomene erst mit ihren Lorbeeren gekrönt hat.“

Lemierre entgegnete lächelnd: „Der Regen ist den Lorbeeren nicht schädlich.“

Nicht so leicht abgewiesen, frug sein Freund auf's Neue: „Aber wohin gehen Sie denn in diesem Aufzug?“

„Zu meinem kleinen Häuschen in Villiers-le-Bel“ lautete die Antwort.

„Und mein Ziel ist ganz in der Nähe, das Schloß von Ecouen. So bitte ich Sie, in meinen Wagen einzusteigen, d. h. in den, welchen die Herzogin D . . . die Gefälligkeit hatte, mir zu leihen.“

„Ich danke Ihnen, ich mache stets meinen Ausflug zu Fuß.“

Herr Berthe sprach noch eindringlicher: „Bitte, steigen Sie ein! Ich führe Sie nach Villiers, dort können Sie in Eile den beabsichtigten Besuch machen, Ihren Anzug ein wenig in Ordnung bringen und mich dann nach Ecouen begleiten, wo man den gekrönten Dichter mit Auszeichnung empfangen wird.“

Lemierre sprach mit Entschiedenheit: „Ich danke Ihnen, die großen Zirkel betäuben mich dermaßen, daß ich zuweilen gar nichts mehr sehe.“

„So leben Sie denn wohl und eilen Sie zu Ihrem stillen Häuschen.“

„Und Sie in die große Welt, wo die Freuden Sie erwarten.“

Lemierre trotzt dem Wetter, das immer ungestümmer wird, und kömmt, von Regen triefend, bei seiner Mutter an, die ihn mit zärtlicher Sorgfalt empfängt. Sie hatte eine arme Wittwe als Haushälterin zu sich genommen. Deren zurückstoßende Häßlichkeit und plumpes Aeußere wurde nur durch ihre wohlthuende Heiterkeit und ihr treuherziges Geplauder erträglich. Sie wetteiferte mit

Digitized by Google

ihrer Gebieterin, um Lemierre mit zarten Rücksichten zu überhäufen, da sie ihm den Frieden und das Glück ihrer alten Tage verdankte. Im ganzen Dorfe gab es nicht Einen Einwohner, dem sie nicht schon wiederholt erzählt hätte, wie aufopfernd sich der würdige Sohn benommen habe. Lemierre überreichte seiner Mutter beiläufig die Summe von 10 Louisd'or, das Erträgniß der letzten 8 Vorstellungen seiner Wittwe von Malabar. Dies gehörte zu den glänzendsten Theatererfolgen, die er bisher erlebt hatte, und diese Summe reichte hin, um den Kaufpreis des erworbenen Pachtgutes vollständig zu ergänzen. Sie empfing das Geld mit unbeschreiblicher Freude und nahm sich vor, schon den folgenden Morgen die ganze Summe dem Notar des Cantons, der nur eine halbe Stunde von Villiers entfernt wohnte, zu überbringen. Da der Regen nachgelassen, und die Sonne bereits die Oberfläche der Erde getrocknet hatte, benützte Lemierre den Rest des Tages, um die Herbstfrüchte zu pflücken, sie in den Keller zu bringen und zu ordnen. Seine angelegentlichste Sorgfalt widmete er jedoch dem kleinen Treibhaus, welches er im Hintergrunde des Gartens hatte anbringen lassen, und das seiner Mutter Gemüse im Winter und Blumen zu allen Jahreszeiten lieferte. Als der frühe Herbstabend eingetreten war, kehrte unser Dichter weniger durch die Fußreise des Morgens, als durch seine Gartenarbeiten ermüdet in das Haus zurück und begann alsbald mit seiner Mutter ein vertrauliches Geplauder, das bis zum Nachtessen währte. Bereits hatte die Dorfuhr die zehnte Stunde verkündet, und schon war Frau Lemierre ungeachtet des Vergnügens, das sie bei dieser gemüthlichen Abendunterhaltung empfand, im Begriffe, sich in ihr Schlafzimmer zurückzuziehen, als sie plötzlich das Geräusch eines Wagens vernahm, der an der Hausthüre hielt, worauf heftig angeklopft wurde. Herr Berthe, förmlich überrascht von dem häßlichen Anblick der alten Haushälterin, folgte ihr aber voll Neugierde, um diejenige — vielleicht eine holde Braut — kennen zu lernen, derenthalben Lemierre seine Fußreise unternahm. Jetzt tritt Berthe ein und findet Lemierre bei einer Dame von ungefähr 60 Jahren, deren Kopfputz und altmodische Kleidung keineswegs der Erwartung des Neugierigen entsprachen. Lemierre bemerkte seine Ueberraschung und stellte ihm seine alte Mutter vor. Hierauf zog ihn Berthe auf die Seite und theilte ihm vertrauensvoll mit, daß er sich unvorsichtig in ein hohes, gewagtes Spiel eingelassen und nicht nur das Gold, welches er bei sich gehabt hatte, sondern noch weitere 50 Louisd'or, für welche er sein Ehrenwort verpfändet, verloren

Digitized by Google

habe. Schließlich bat er Lemierre inſtändig, ihm dieſe Summe leihen zu wollen. „Mein Gläubiger iſt ein Geſandtſchafts-Sekretär, der morgen nach Berlin abreiſen wird, und es iſt mir deßhalb unmöglich, länger zu zögern. Ich wollte mich anfangs an einige vornehme, mir bekannte Herren wenden, aber dieſe tragen niemals Geld bei ſich, und die Banquiers leihen nur gegen hohe Zinſen. So dachte ich, Sie allein, lieber Lemierre, wären im Stande, mich aus dieſer Ehrenkriſis zu retten. Ich hoffte, daß Sie, erſt kürzlich von Melpomene gekrönt, mir leicht dieſe Summe, die ich Ihnen in 2 Monaten zurückerſtatten werde, vorſtrecken könnten."

„Gern erfülle ich Ihren Wunſch", ſprach der Dichter, „und danke Ihnen, dieſes Vertrauen in mich geſetzt zu haben." Bei dieſen Worten bat er ſeine Mutter, ihm die 50 erſparten Louisd'or zurückzugeben, was ſie jedoch nicht ohne einiges Bedauern that, weil nunmehr ihr Vorhaben vernichtet war. Berthe wiederholte Lemierre ſeinen innigen Dank für den wichtigen, ihm erwieſenen Dienſt, erneuerte bei deſſen Mutter ſeine Entſchuldigung wegen der unerwarteten nächtlichen Störung und begab ſich wieder in den Wagen.

„Ich geſtehe," ſprach Lemierre, „daß ich ſtolz und glücklich bin, auf dieſe Weiſe einem Schriftſteller dienen zu können und beſonders einem jener Schöngeiſter, welche durch ihre Erfolge in der großen Welt verblendet, geringſchätzend auf verborgene Verdienſte herabſehen. Dieſer hat öfters ſeine ſatyriſchen Pfeile auf mich gerichtet und über die Einfachheit meiner Sitten geſpottet; auch war es mir lieb, eine Gelegenheit zu finden, ihm meine wahre Freundſchaft zu beweiſen."

„Aber biſt Du auch gewiß, mein Sohn, daß dieſe für uns nicht unbedeutende Summe mir zurückgegeben wird?"

„O ganz zuverläſſig; Berthe iſt leichtſinnig, glänzend und ironiſch, aber ein wahrer Ehrenmann. Was aber die Ankaufsſumme des Pachtgutes betrifft, ſo wird die Erlegung derſelben nur um einen Monat verzögert werden. Der unerwartete Erfolg meines Dramas wird mir bis zu unſerm nächſten Wiederſehen mehr als dieſe 50 Louisd'or eintragen, welche ich als gut angelegt betrachte, da ſie mir einen Freund erworben haben."

Von dieſem wohlthuenden Gedanken eingewiegt, überließ ſich Lemierre während der ganzen Nacht dem friedlichſten Schlummer, und am folgenden Morgen trat er wieder zur gewohnten Stunde ſeine Rückreiſe nach Paris an. Als er die Allee von St. Denis erreichte, ward er von Berthe eingeholt,

Digitized by Google

welcher abermals allein in dem Wagen der Herzogin von D. fuhr. Augenblicklich ließ er halten, stieg aus, schickte denselben zum Schloß Ecouen zurück und sprach, dem Dichter freundschaftlich die Hand drückend: „Ich vermag nicht länger in dem Wagen zu bleiben, während Lemierre zu Fuße geht. Ich will die Reise mit Ihnen gemeinschaftlich zurücklegen, und ich finde jetzt den Arm eines wahren Freundes weit schätzenswerther, als den glänzenden Wagen des Reichthums."

So wanderten sie vereint, sprachen über die Reize, die Vortheile des verborgenen Lebens und über die Leere, die man früh oder spät im Wirbel der großen Welt empfindet. Um sich hievon zu überzeugen, theilten sie sich gegenseitig ihre Reiseerlebnisse mit.

„Gestern," sprach Berthe, „kam ich finster und träumend im Schlosse Ecouen an und bemühte mich dennoch, einen großen Cirkel aufzuheitern, daselbst zu glänzen und zu gefallen."

„Ich hingegen," sagte Lemierre, „obwohl ganz durchnäßt und bis zum ledernen Gürtel bespritzt, trat fröhlich und triumphirend bei meiner guten Mutter ein, welche mir bald durch ihre Sorgfalt und Zärtlichkeit alle Mühen der Reise vergessen machte."

„Ich habe im großartigen Schlosse nur die Langeweile der Etiquette, Rangesstolz und kalte Herzen angetroffen."

„In meiner bescheidenen Zufluchtsstätte strahlte mir die Freude aus jedem Gesicht entgegen und mich empfingen die mütterlichen Arme."

„Ungeachtet meines Heißhungers mußte ich bis Nachmittags 5 Uhr mit dem Mittagsmahle warten, und konnte doch keinen rechten Geschmack an den künstlich zubereiteten Leckerbissen finden."

„Punkt 2 Uhr nahm ich mit meiner Mutter das einfachste, aber gesündeste Mittagsmahl ein."

„Ich wurde ganz verwirrt durch das lästige Geschwätz eines kleinen Stutzers, der zu meiner Linken saß; zu meiner Rechten war eine alte Dame, deren starker Moschusgeruch mich wahrhaft betäubte."

„Zu meiner Rechten zwitscherten fröhlich die kleinen Sänger im Vogelhaus und links drangen die süßen Düfte der Blumen vom Garten herein."

„Ich habe die ganze Nacht umsonst meinen Geist angestrengt, um Witze zu liefern, und kein Einziger ist mir gelungen."

Digitized by Google

„Ich habe 9 Stunden nacheinander geſchlafen und beim Erwachen einige gute Verſe gedichtet.“

„Endlich,“ ſprach Berthe, „habe ich beim Spiel mein Vermögen und meine Ehre gefährdet.“

„Und ich vermochte das Vermögen meiner Mutter wiederherzuſtellen und die Ehre eines Freundes zu retten. So urtheilen Sie ſelbſt,“ fügte Lemierre hinzu, indem er ihm die Hand drückte, „urtheilen Sie ſelbſt, ob ich Recht habe, das verborgene Leben zu lieben, und ob ich meiner lieben Wanderſchaft treu bleiben ſoll.“

Das unheimliche Licht.

(Eine wahre Spukgeſchichte.)

Von **Auguſta von Gäßler.**

Herr Joſeph ſchlägt die Bibel zu
Und ſpricht den Abendſegen,
Er fühlt ſich müde, und der Ruh'
Gedenkt er nun zu pflegen.

Herr Joſeph wiſcht die Brille ſacht,
Verriegelt dann die Thüre,
Schließt jeden Laden, daß bei Nacht
Kein Luftzug ihn berühre.

Sodann ſchnupft er die Doſe leer
Beſichtigt Uhr und Zimmer,
Der Waſſerkrug muß auch noch her,
Auf Ordnung hält er immer.

Dann geht er und entkleidet ſich,
Rückt einen Stuhl vor's Bette,
Und legt darauf fein ſäuberlich
Die ganze Toilette.

Digitized by Google

Die Zipfelhaube drückt er noch
Bedächtig auf den Scheitel,
Löscht sorglich auch die Leuchte, — doch
Der Menschen Thun ist eitel.

Wohl brennt der Kerze Licht nicht mehr,
Doch hell sind rings die Räume,
Herr Joseph steht verwundert sehr,
Und frägt sich ob er träume.

„Nein, das ist kein natürlich' Licht,
Ich kann mir's nicht verhehlen,"
Herr Joseph zu sich selber spricht,
„Und heut' ist Aller-Seelen."

Es überläuft ihn heiß und kalt,
Scheu blickt er nach den Wänden,
Ob nicht schon eine Spukgestalt
Sich naht mit Knochenhänden.

Doch wie sein Blick den Spiegel streift
Was muß er da entdecken? —
Ein neuer Schreck, — doch nun begreift
Er seinen ersten Schrecken.

Der Zipfelhaube Quaste brennt
Ob seinem Haupte munter,
Sie macht ihm just ein Compliment
Vom Spiegelglas herunter.

Mit kühnem Griff versenkt er sie
Im Bauch des Wasserkruges,
Und athmet hoch auf, wie noch nie,
Nun endlich los des Truges.

Digitized by Google

Dann brummt er: „Gab zu wenig Acht
Auf's Kerzenlicht, ich glaube;
Nun ſchlaf' ich lieber dieſe Nacht
Gleich ohne Zipfelhaube."

Die Verbannung.

Von **E. Betkowska.**

(Mit Bild.)

IV.

Die Befreiung.

Das zweite Jahr meiner Verbannung neigte ſich bereits ſeinem Ende zu und ſchon erwartete ich einen Befehl, mein Leben zu kürzen, da ich oft gehört hatte, daß man die gefährlichſten politiſchen Verbrecher zu fernen unterjochten Völkern ſchicke, von denen keine Empörung zu fürchten ſei, bevor das Todesurtheil vollzogen werde. Tag und Nacht folterten mich dieſe ſchwarzen Gedanken, als eines Morgens mein Wirth mit der Nachricht zu mir hereinſtürzte, daß ein Schiff dem Hafen nahe ſei.

In fieberhafter Aufregung erwartete ich hienach die Entſcheidung meines Looſes, und ſie erfolgte bald. Kaum zwei Stunden nach der Botſchaft meines Wirthes erſchien der Kommandant mit dem Kapitän des gelandeten Schiffes, und ſchon hörte ich im Geiſte mein Todesurtheil. „Der Czar ſchenkt Dir Leben und Freiheit," ſagte der Kommandant zu mir mit feſter Stimme. Anfangs glaubte ich zu träumen; erſt als mir der Kapitän das Verzeichniß aller Derer vorlegte, die mit mir zu gleicher Zeit in die Verbannung geſchickt und nun begnadigt worden waren, glaubte ich der frohen Kunde. Aber die heftige Gemüthsbewegung hatte gewaltig an meiner ſo kräftigen Natur gerüttelt: ich fühlte mich dem Erſticken nahe und ſank ohnmächtig zu Boden. Der Kommandant ließ von ſeinem Kräuterbranntwein holen und flößte mir davon in den Mund. Ich fühlte ſofort ein ſtarkes Brennen im Innern und erholte mich nach kurzer Zeit; dann bat ich um Erlaubniß, an den Strand gehen zu dürfen. „Du kannſt von jetzt ab gehen, wohin Du

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

willst," antwortete der Kommandant, „ohne daß Dich Deine Wache begleite, wenn Du es nicht wünschest." Ich begab mich also in Begleitung meines Matrosen, den ich mir zum Schutze mitnahm, nach dem Ocean, an dessen Ufern es eben von allerlei Seethieren, den Vorboten eines nahen Sturmes, wimmelte, und die Luftveränderung that mir wohl. Auf der Rückkehr nach meiner Wohnung konnte ich mich nur mit großer Mühe durch den dichten Haufen von Männern und Frauen drängen, von denen letztere mir jede ein Geschenk an Beeren, Fischen oder Geflügel brachte. Auf meinem steinernen Tische fand ich eine Flasche Rum, einen Zuckerhut und einen Pack kleiner Wachslichter, Geschenke eines mit dem Schiffe gekommenen Kaufmannes. Der Wirth trat herein, mir die Ankunft des Ortsgeistlichen mit seinen Sängern zu melden. Der Geistliche, ein achtzigjähriger Greis, war vor vielen Jahren hierher geschickt worden, die wilden Völker zu erleuchten und zu unterrichten; er hatte sich auf seinen Reisen sechs Knaben zur Begleitung gewählt, sie die russische Sprache gelehrt und ausgezeichnete Sänger aus ihnen gebildet, die man italienischen gleichstellen konnte. In Rußland herrscht der Gebrauch, nach jedem bedeutenden Ereigniß Gott feierlich und öffentlich zu danken, und zu diesem Zwecke hatte sich die Gesellschaft bei mir eingefunden. Um nun meinerseits ebenfalls zur würdigen Feier etwas beizutragen, zündete ich schnell mehrere der eben erhaltenen Wachskerzen an.

Da trat der Geistliche herein, gefolgt von dem Kommandanten, den Sängern und einer großen Menschenmenge. Der wundervolle, tief ergreifende Gesang begann — kein Auge blieb thränenleer, und ich, der ich seit meiner Kindheit nie zum Weinen geneigt war, verfiel in ein krampfhaftes Schluchzen und vergoß Thränenströme, die meinem gepreßten Herzen große Linderung verschafften. Nach beendigtem Gesange nahm die Gesellschaft in meiner Wohnung Platz und bezeigte mir ihr Bedauern, daß ich so bald aus ihrem Kreise scheiden werde. Ich dankte für diese Theilnahme und fühlte mich verpflichtet, meine Gäste zu bewirthen, wußte aber nicht recht, womit. Da fiel mir der polnische Punsch ein. Rum und Zucker hatte ich soeben erhalten; statt der Citrone nahm ich den sehr schmackhaften Beerensaft. Die Gläser vertraten japanesische hölzerne Tassen, deren ich selbst einen kleinen Vorrath besaß und die fehlenden vom Kommandanten holen ließ. Das Getränk behagte Allen vortrefflich und öffnete Herz und Mund. Die anwesenden Verbannten gedachten schmerzlich ihres Vaterlandes und vergossen bittere Thränen, es nie

Digitized by Google

mehr wiederſehen zu dürfen. Der Kommandant wandte ſich aber zu mir und ſprach: „Du wirſt uns vor drei Jahren ſchwerlich verlaſſen, denn das gelandete Schiff hat Dir zwar das Freiheitsdecret gebracht, aber morgen ſegelt es weiter nach den Inſeln des Oceans und kehrt erſt in zwei bis drei Jahren hierher zurück, um Dich mitzunehmen, wenn ſich früher keine Reiſegelegenheit für Dich findet, wozu vorläufig keine Ausſicht iſt.“

Dieſe traurige Mittheilung trübte von neuem meine Stimmung und verwandelte ſchnell meine Heiterkeit in dumpfen Tiefſinn. Um mich zu zerſtreuen, ließ der Kommandant zwei Sybillen rufen, die mir meine Zukunft prophezeien ſollten. Es dämmerte bereits, als ſie in den wunderlichſten Koſtümen erſchienen: ſie trugen Kleider aus Hermelin, die mit Muſcheln, bunten Gräſern und Inſekten beſetzt waren, auf dem Kopfe einen Kapüchon aus einem Vielfraßfelle mit den Zähnen daran und hinten einen Wolfsſchwanz. Ihre Geſichtszüge konnte man nicht erkennen, da ſie zu bunt tättovirt waren, und über den Augen hingen Franſen aus Thierhaaren. Dieſe unheimlichen Geſtalten näherten ſich den ſteinernen Lampen, die ein grelles Licht auf ſie warfen; dann hielt die eine einen Knochen über die Lampe, während die andere hinauslief, ſich im Kreiſe herumdrehte und zum Himmel hinauf ſah, darauf wieder hereinkam und in ihrer Sprache der Gefährtin Mittheilung über ihre Beobachtungen machte. Der Kommandant ließ ſie durch den Dolmetſcher fragen, was ſie geſehen hätten? „Ein herannahendes Schiff mit vielen Menſchen in verſchiedenen Farben,“ war die Antwort. „Was wird mit dieſem Fremdling geſchehen?“ fragte er weiter, auf mich hindeutend; „wird er bald von hier abreiſen?“ „Nur kurze Zeit noch werden wir uns dieſes Mannes freuen, denn wir ſehen ihn in weißem Gewande mit ſeinem Reiſegepäck in der Thüre ſtehen.“

Wir hatten genug gehört und die Sybillen wurden entlaſſen; auch die übrige Geſellſchaft entfernte ſich. Einige Tage ſpäter erzählte mir der Kommandant, daß ein engliſches Schiff in unſern Hafen eingelaufen ſei und ihm Depeſchen gebracht habe, die er ſofort an den Geſandten nach Petersburg befördern müſſe. Dadurch gerieth er in große Verlegenheit, da jetzt kein Schiff zu ſeiner Verfügung ſtand und der Winter nahe war. Er beſchloß alſo, eine Karavane nach Ochotsk auszurüſten, wie er deren ſchon früher einige befördert hatte, davon aber kaum zwei angekommen waren, da ſie entweder die große Kälte oder die Ueberfälle der Tſchuktſchen aufgerieben hatten. Sogleich faßte

Digitized by Google

ich den Vorsatz, mich dieser Karavane anzuschließen; ich scheute keine Gefahren trotz meiner sehr geschwächten Gesundheit und bat den Kommandanten dringend, mir die Erlaubniß zu ertheilen. Dieser wollte lange nicht darauf eingehen, bis es mir endlich mit Hilfe des Geistlichen gelang, ihn dazu zu bewegen. Die Ausrüstung wurde schleunigst bewerkstelligt und gegen Mitte des November, als die Ufer des Oceans schon mit tiefem Schnee bedeckt und hart gefroren waren, stand unsere Karavane zum Abzuge bereit. Für mich hatte der Kommandant einen bequemen, verdeckten Schlitten anfertigen lassen, der mit Rennthier- und Bärenfellen gefüttert und mit einem Fenster versehen war; zwei große wollreiche Hunde und einige Steinkruken mit Spiritus sollten mich nächst meinen Pelzen im Schlitten wärmen. Dreizehn Hunde wurden vor meinen Schlitten gespannt, von denen zwölf an die lederne Deichsel gebunden, frei ohne Zügel liefen, während der dreizehnte als Führer von dem vorn auf dem Schlitten sitzenden oder größtentheils auf Schlittschuhen nebenher laufenden Kamtschadalen gelenkt wurde. Dieser Kamtschadale führt einen dicken, an der Spitze mit Eisen beschlagenen und außerdem noch mit spitzigen Nadeln und Schellen versehenen Stock mit sich, der dazu dient, Hunde und Schlitten anzuhalten, und zugleich als Peitsche benutzt wird, weshalb ihn die Hunde sehr fürchten. Doch ist der zum Führer bestimmte Hund so klug und aufmerksam, daß ihm kein Wort, kein Wink seines Gebieters entgeht und er danach die angegebene Richtung einschlägt.

Der oben erwähnte Geistliche wollte uns bis zur nächsten Kolonie begleiten, die zu seiner Pfarrei gehörte und außer den Eingeborenen viele Matrosen und Sibirier bewohnten; er war dort seit mehreren Jahren nicht gewesen und benutzte diese Gelegenheit, Trauungen und Taufen zu vollziehen. Am Tage der Abfahrt versammelte er uns zu einer feierlichen Andacht und nach Beendigung derselben begaben wir uns an das niedrige Ufer, wohin die ganze Karavane geführt wurde, weil die Kolonie bedeutend höher liegt. Der Kommandant und der größte Theil der Einwohner gaben uns dahin das Geleite. „So reise mit Gott," sagte der Kommandant, als er sich bewegten Herzens von mir verabschiedete, „gegen die Kälte bist Du hinreichend gesichert, aber ob Dich die Tschuktschen nicht erschlagen, dafür kann ich Dir nicht bürgen." „Vielleicht schützt mich die Vorsehung", erwiderte ich, und in diesem festen Vertrauen begab ich mich auf eine Reise von mehr als zwanzigtausend Werst.

Digitized by Google

V.

Heimreise.

Unsere Karavane bestand aus dreißig Mann, größtentheils Kosaken, acht Dolmetschern und hundert Hunden, die auf acht Schlitten vertheilt waren. Ein Kamtschadale lief auf Schlittschuhen voran und führte den Zug nach der Sonne oder den Sternen, denn auf der unabsehbaren Schneefläche ist kein Baum, kein Hügel sichtbar, nichts, nichts als ewiger Schnee. Sobald der Zug geordnet war, gab der Hauptführer das Zeichen zum Aufbruch, worauf die ganze Mannschaft ein gellendes Geschrei erhob und alle Führer ihre mit Schellen und Glöckchen versehenen Stöcke emporschwangen. Augenblicklich setzten sich nun die Hunde in Bewegung und jagten mit rasender Schnelligkeit über die glatte Fläche, so lange ihre Kräfte zureichten, bis sie ermatteten und im Laufe etwas nachließen. Sie erhalten den ganzen Tag hindurch weder Nahrung noch Rast; erst zur Nacht wird ein Zelt aufgeschlagen, ein Feuer angezündet und die Mahlzeit bereitet, die aus gebratenen Kibitzen, getrockneten Seefischen und, als größte Delicatesse, dem rohen Hirn von Rennthieren besteht. Die Hunde scharren sich in den Schnee hinein, um auszuruhen, und bekommen erst nach zwei Stunden getrocknete Häringe zu ihrer Stärkung.

Nach sechs Tagen erreichten wir die erste Kolonie, die so vom Schnee verschüttet war, daß wir den Weg zu den unterirdischen Wohnungen nicht finden konnten. Einige Hunde legten sich in den Schnee und bezeigten durchaus keine Lust, weiter zu gehen, da sie hier Menschen witterten und glaubten, den Ort ihrer Bestimmung erreicht zu haben. Sie wurden ausgespannt und erhoben ein weithin schallendes Gebell, das die Kamtschadalen aus ihren Hütten herauslockte, die uns nun in eine Art Wirthshaus führten, in welches wir durch das Fenster vermittelst einer Leiter hinunterstiegen. Unten angelangt, wurden wir sogleich von mehreren Frauen mit Feuerbränden durchräuchert, damit wir ihnen keine ansteckende Krankheit brächten. Ich ließ mich vor dem hell flackernden Feuer nieder und begann die Zubereitung meines Thees in einem kleinen Kessel, den ich an meinem Gurte befestigt hatte, da er mir sonst gestohlen worden wäre. Der Geistliche hatte unterdessen seine früheren Bekannten aufgesucht und kehrte erst später zu mir zurück, begleitet von mehreren seiner Anhänger, die ihm viele Zobel- und Hermelinfelle brachten. Drei Tage weilten wir in dieser Kolonie; dann verließ uns der Geistliche, um nach Kamtschatka zurückzukehren, und wir setzten unsere Weiterreise fort,

Digitized by Google

nachdem wir einige Hunde gegen kräftigere vertauſcht und noch zwei neue Führer angenommen hatten. So durchflogen wir wieder vierzehn Tage lang die weite Ebene des todten Eiſes, ohne auch nur einer einzigen Hütte zu begegnen, und mehrere Wochen hindurch ſahen wir nur wenige elende Kolonien. Die Kälte hielt ſich beſtändig auf 30 Grad unter Null, aus dem Schnee ſtieg ein Dunſt wie bei uns im Herbſt aus den Seen; kein Laut unterbrach die Todtenſtille der Natur, wenn nicht die Hunde aus ihrem Schneelager zum Monde hinaufbellten.

Auf dieſem ſo unbeſchreiblich langweiligen und traurigen Wege bemerkte ich eines Tages plötzlich eine ungewohnte Unruhe und Verwirrung in den andern Schlitten. Der erſte Führer wandte um und kehrte zurück; die Karavane hielt an, unſere Koſaken ſprangen aus den Schlitten und unterſuchten ihre Waffen, — dann verſammelten ſie ſich im Kreiſe wie zum Kriegsrathe, während die Hunde ſich niederlegten und kläglich heulten. Da ich nicht wußte, was das zu bedeuten habe, ſteckte ich den Kopf aus meiner Bude heraus und überſchaute die blendende Ebene, aber ich ſah nichts als einige kleine dunkle Punkte, die ſich wie Vögel von der Erde abzuheben ſchienen. „Was iſt geſchehen?“ fragte ich einen Dolmetſcher, der händeringend umherging. „Noch nichts,“ antwortete er betrübt, „aber es wird geſchehen; wir ſind verloren, das ſind Tſchuktſchen.“ Die vielen durchlebten Gefahren hatten mich ſchon ſo abgehärtet, daß ich mich bei dieſer Nachricht mit ruhiger Faſſung in meinem Schlitten wieder niederließ und mein Geſchick erwartete. Indeſſen näherten ſich jene Vögel und nahmen an Größe zu, bis wir deutlich eine zweihundert Mann ſtarke Horde unterſchieden, die auf ihren Rennthieren herangaloppirte und ihre Speere in der Luft ſchwang. Unſere vorher ſo kampfluſtigen Koſaken wurden ängſtlich, verſteckten ihre Waffen und einige ſuchten ſogar unter den Schlitten Sicherheit. Da ſtimmten die Tſchuktſchen ein gräßliches Geheul an, einige Schüſſe ſauſten an uns vorbei, dann ſtürzten ſie mit gehobenen Spießen auf uns los, und wir befahlen Gott unſere Seele. Unſer Führer verlor jedoch nicht ſeine Beſonnenheit und ließ ihnen durch den Dolmetſcher einen anſehnlichen Vorrath an Perlen, Thee und Tabak anbieten. Als Antwort erſcholl ein höhniſches Gelächter, als wollten ſie ſagen: „Wozu uns Geſchenke bieten, wenn uns die ganze Karavane gehört.“ Und nun begann ein vollſtändiges Plündern. Auf den Befehl des Tſchuktſchenhäuptlings mußten ſich unſere Leute ſeitwärts in den Schnee legen, während die Schlitten ausgeräumt

Digitized by Google

und Tabak, Branntwein, Kibitze, Fische und Waffen unter die wilde Horde vertheilt wurden. Zuletzt kam die Reihe an meinen Schlitten.

Mit ruhiger Fassung hatte ich dem Treiben zugesehen und auch jetzt blieb mein Benehmen unverändert. Darüber schienen sie erstaunt; dazu machte vielleicht mein Anzug, mein reich ausgestatteter Schlitten einen Eindruck auf den Tschuktschenhäuptling, denn er fragte einen Dolmetscher, wer ich sei. Der Dolmetscher, erfreut, durch eine längere Erzählung die uns bevorstehende Katastrophe verzögern zu können, berichtete, daß ich ein kaiserlicher Gefangener sei, das Vaterland verloren und in der Verbannung viel gelitten habe, und weil die Zeit meiner Strafe abgelaufen sei, jetzt nach Hause reise. Den Häuptling schien meine Geschichte zu interessiren, er that noch mehrere Fragen über mich, und ich bemerkte, daß er mich immer aufmerksamer, milder, ja mitleidsvoll betrachtete. Dann hielt er eine kurze Berathung mit einigen älteren Gefährten und rief nun der Horde zu, mit Plündern aufzuhören. Augenblicklich wurde alles Geraubte mit sorgfältiger Genauigkeit in die Schlitten zurück gelegt. Unsere Kosaken erholten sich allmälig von ihrem Schreck und die Karavane wurde wieder geordnet. Doch so schnell durften wir nicht scheiden. Der Tschuktschenhäuptling näherte sich mir, machte Zeichen in den Schnee, drehte sich wie ein Kreisel auf einem Fuße, fiel dann mit verstörtem Blick und zugekniffenen Lippen auf die Erde und murmelte Besprechungsformeln — so sichtlich war er mit dem bösen Geiste im Kampfe begriffen. Nach dieser nicht sehr ergötzlichen Ceremonie folgte eine andere für mich sehr ehrenvolle. Sämmtliche Tschuktschen, ihr Anführer zuerst, traten nach einander zu mir heran, murmelten einige Worte und küßten mir die Hände. Ich erfuhr später durch den Dolmetscher, daß dies auf Veranlassung des Häuptlings geschehen sei, der mir eine glückliche Heimkehr und das Heil meines Vaterlandes prophezeit habe. Ihr Werk zu krönen, beschenkten sie mich mit Rennthier- und werthvollen Fuchsfellen, wogegen unser Anführer sie mit Tabak und Perlenschnüren reichlich versorgte. — Die Horde jagte nun wieder in ihre Steppen und Eisgefilde und wir eilten civilisirteren Gegenden zu, denen das edelmüthige Benehmen jenes wilden Volkes oft als Beispiel dienen dürfte.

Bald nach diesem Abenteuer hatten wir mit einem heftigen Schneesturm zu kämpfen. Die großen dichten Schneeflocken wirbelten im Kreise umher und machten den Tag zur finstern Nacht; wären wir eine Viertelstunde auf derselben Stelle stehen geblieben, so hätte der Schnee die ganze Karavane ver-

Digitized by Google

schüttet. Glücklicherweise werden, je mehr man sich Ochotsk nähert, Gebirge und dichte Wälder häufiger, und wir konnten unter ein schirmendes Felsdach flüchten, mußten aber besonders ein wachsames Auge auf die Hunde haben, damit sie nicht im Schnee versanken. Dieser Schneesturm dauerte drei Tage; wir waren dadurch aufgehalten worden; es fehlte uns schon an Lebensmitteln und wir waren noch mehrere Tagereisen von Ochotsk entfernt. Um die Nahrung für die Hunde zu sparen, waren unsere Leute genöthigt, einige derselben zu schlachten und sie selbst zu verzehren. Da die armen Thiere nun auch nicht mehr ihre gewöhnlichen Portionen erhielten, nahmen sie an Kräften ab, fraßen Pelze und Felle, deren sie habhaft werden konnten, und fielen einander vor Hunger an. Ich besaß noch einen kleinen Vorrath von geräuchertem Hirschfleisch, Fischen und Zwieback, Thee und Branntwein in einem ledernen Sacke, den mir der Kommandant in Kamtschatka auf den Weg gegeben hatte, und konnte daher meine Existenz noch einige Zeit fristen.

In dieser geistigen und körperlichen Abspannung kamen wir an einen hohen, steilen Berg, Babuschka genannt, den wir übersteigen mußten. Das Erklimmen desselben dauerte mehrere Tage, da Schlitten und Hunde oft wieder zurückglitten; aber das Hinabrutschen war noch schwieriger. Wir schnallten uns Schlittschuhe an, die bürstenähnlich mit Nägeln beschlagen waren, zogen ebenfalls mit Nägeln versehene Handschuhe an und setzten uns auf kleine Böte aus ledernen Riemen und glitten so den Berg hinunter. Die Hunde wurden ausgespannt und rollten wie Knäuel hinab, ohne sich anhalten zu können; die Schlitten wurden hinabgestoßen. Oft verloren wir bei dieser Rutschpartie das Gleichgewicht und nur die zuweilen aus dem Schnee hervorragenden Cederbüsche retteten uns vor jähem Sturze. Endlich war der mühevolle Weg überstanden, aber unsere Hungersnoth hatte den höchsten Grad erreicht. Da sandte uns die gütige Vorsehung unverhoffte Hilfe in einer Schaar Tungusen, der wir unten am Fuße des Berges mit einer Heerde Rennthiere und vielen Lebensmitteln begegneten. Nach kurzer Verständigung durch unsere Dolmetscher bezeigten sie uns große Theilnahme, schlachteten sogleich ein junges Rennthier zu unserer Stärkung und versorgten uns reichlich mit Nahrungsmitteln.

Am folgenden Tage erreichten wir den Hafen von Ochotsk, wo ich mich von meiner Reisegesellschaft trennte, da der Kommandant von Kamtschatka die Depesche nur bis Ochotsk zu befördern hatte, woselbst die weitere Besorgung erfolgte. In Ochotsk mußte ich zwei Monate bleiben, bis eine Karavane

Digitized by Google

aus Jakutsk kam, die mich für einige Zobel- und Fuchsfelle nach Jakutsk mit zurücknahm. Ich hatte in Kamtschatka viele schön versteinerte Gegenstände theils selbst gesammelt, theils zum Andenken erhalten, auch einige Kleider der Sybillen aus Därmen von Seefischen mit buntem Zierrath von Seevögeln, Gräsern u. dgl.; doch mußte ich fast alle diese Seltenheiten dem Kommandanten überlassen, demselben grausamen Manne, mit welchem ich das erste Mal den Weg von Jakutsk nach Ochotsk zu Pferde zurückgelegt hatte. Diese Reise machte ich jetzt wieder ebenso wie damals und begab mich nach kurzem Aufenthalte in Jakutsk weiter nach Irkutsk, wohin zwei Wege führen. Kaufleute mit größeren Waarenbeständen fahren die Lena hinauf und können, da die Strömung sehr heftig ist, kaum vier Meilen täglich zurücklegen. Der zweite Weg läuft an den Ufern des Flusses hin und ist durch Poststationen bezeichnet. Ich war zuerst einige Tage auf dem Wasser gefahren, zog dann aber die schnellere Expedition zu Lande vor. Auf den Poststationen hatte ich die größten Bequemlichkeiten. Die Kolonisten hier sind meistentheils Verbannte aus verschiedenen Ständen, die von Fischen und Gemüse leben und mit den Fellen der erlegten Thiere ihren Zins zahlen. Herzlich und sehr gastfrei empfingen sie mich überall, verlangten nie Entschädigung für Kost und Bedienung, erzählten mir viel aus ihrem Leben und begleiteten mich noch eine Strecke, wenn ich sie verließ.

Außer den Stationen am Ufer des Flusses findet man nirgends eine Niederlassung, und weithin dehnt sich ein menschenleeres, wild romantisches Land, von hohen, mit Waldungen bedeckten Felsmassen und dazwischen bodenlosen Abgründen durchzogen aus. Doch ist diese Gegend von wundervoller Schönheit. Die gewaltigen Steinmassen bilden Pyramidengruppen, die aus der Ferne wie Thürme einer Stadt emporragen und von einer Viertelmeile zur andern neue Formen annehmen. Unzählige Kaskaden stürzen aus den Felsen in den Fluß hinab, an dessen Ufern buntfarbige Steine und Krystalle schillern.

So erreichte ich Irkutsk. Bei der Einfahrt wurde mir mein Paß abgenommen, und ich mußte eine Stunde warten, ehe mich der Kommandant in seinem Wagen nach seiner Wohnung brachte. Er wollte mich sogleich dem Generalgouverneur vorstellen, aber ich bat ihn, mir einige Zeit zur Ruhe zu gönnen, damit ich mich erholen und meine auffallende kamtschadalische Kleidung wechseln könne. Er führte mich also zu einem Kaufmanne, bei dem ich wohnen sollte, und dieser war sehr dienstfertig, da er sogleich bemerkt hatte, daß

Digitized by Google

ich im Besitze mehrerer schöner Pelzwerke sei, und ließ mir sofort einen Rock von sehr theuerm Tuche, Wäsche und andere nöthige Kleidungsstücke bringen, so daß ich, bald wieder in einen Europäer verwandelt, nun den Kommandanten zum Gouverneur begleiten konnte.

Der Gouverneur wohnt in einem sehr großen hölzernen Hause, dessen Eingang zweihundert Mann bewachen, wie überhaupt in der Stadt viel Militär steht, da die Nähe der chinesischen Grenze und wilde Horden die Gegend unsicher machen. Der Gouverneur empfing mich freundlich in einem großen Saale, in welchem höhere Militärpersonen in sehr demüthiger Stellung verharrten. Darauf führte er mich in sein Kabinet, wo er mich einem russischen General vorstellte, der an demselben Tage aus Petersburg angekommen und zur Revision der Truppen hergesandt worden war. Er hatte vor meiner Ankunft dem Gouverneur Vieles zu meinen Gunsten gesagt und bezeigte mir große Artigkeit. Der Gouverneur war ein leutseliger, nachsichtiger Mann; er behielt Tausende von Verbannten in Irkutsk, die er höherem Befehle gemäß nach einsamen Kolonieen, in die Bergwerke und auf Festungen hätte schicken müssen. Daher kamen nach Irkutsk viele Verwandte der Verbannten, Frauen, Kinder, Freunde und Diener, die Ihrigen hier aufzusuchen. Eines Abends holte mich der General aus Petersburg zu einer Soiree bei dem Gouverneur ab, wo der Namenstag seiner Gemahlin gefeiert wurde. Ich fand dort eine zahlreiche Gesellschaft solcher Unglücklichen, in der sich besonders viele Frauen durch seltene Schönheit aber mit dem Ausdruck tiefsten Schmerzes in den Zügen auszeichneten, die ihren Männern hierher in die Verbannung gefolgt waren. Mit bewundernswerther Opferfreudigkeit verlassen sie ihre Heimath mit allen gewohnten Bequemlichkeiten, sogar ihre Kinder vertrauen sie zurückbleibenden Verwandten an, um ihre unglücklichen Männer in den öden Steppen Sibiriens aufzusuchen, was mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, da die Behörden ihnen absichtlich gar keine oder falsche Auskunft ertheilen. Ueberdies haben sie mit Entbehrungen zu kämpfen, da sie, um nicht beraubt zu werden, keine bedeutenden Geldsummen bei sich führen dürfen und die, welche ihnen von den Ihrigen nachgeschickt werden, selten erhalten.

Auch ich gerieth hier in Irkutsk in keine geringe Geldverlegenheit. Einige Tage nach meiner Ankunft erschien nämlich bei mir der Ortskassirer und verlangte von mir die Rückerstattung meiner einjährigen Gefangenschaftsgage, da solche von dem Augenblicke meiner Freilassung an aufhöre. Zu meinem Un-

Digitized by Google

glück war der Befehl zu meiner Befreiung ein ganzes Jahr später angelangt, und da die zu der Rückreise aus der Staatskasse vorgeschossenen Gelder nach einem Jahre zurückgezahlt werden müssen, war nun der Zahlungstermin für mich abgelaufen. Ich erklärte der Wahrheit gemäß, daß ich weder Mittel besitze, ihn zu befriedigen, noch überhaupt in die Heimath zurückzukehren, worauf der Rendant sich achselzuckend entfernte. Was nun beginnen? In dieser trostlosen Lage besuchte mich ein Bekannter aus Jakutsk, der dort Gerichtshauptmann war, als ich nach Kamtschatka transportirt wurde, und sich sehr wohlwollend gegen mich gezeigt hatte. Von polnischer Abstammung, nahm er Theil an meinem traurigen Geschick und da er sehr reich war, half er mir aus der Noth, indem er die verlangte Summe an die Staatskasse zahlte und mich mit Reisegeld und Lebensmitteln versah.

In Irkutsk bezahlte ich die Postpferde auf 4000 Werst nach Tobolsk, versah mich mit Lebensmitteln und reiste ab. Ich übernachtete selten, denn wenn ich aus der großen Kälte in ein warmes Gastzimmer kam, fühlte ich mich nachher noch unbehaglicher und da ich meine eigene bequeme Kibitka hatte, einige mit Moos gefüllte Säcke und große Decken aus Rennthierfellen mich darin umgaben, ließ sich die Kälte ertragen. Gegen 3000 Werst fuhr ich auf diesem Wege nur durch Wälder und Sümpfe, über welche Brücken aus runden Baumstämmen gelegt sind, die den Körper fortwährend in sehr unangenehmer Bewegung erhalten. Weiterhin öffnet sich eine weite, herrliche Ebene und erstreckt sich bis nach Tobolsk hin. Der Boden ist sehr fruchtbar und fast ganz mit rothem Grase und weißem Salze bedeckt, welches aus der Erde hervorkommt. Hohe Berge mit den schönsten Bäumen, wohlriechenden Kräutern und Blumen geschmückt, wechseln mit Seen und fischreichen Flüssen ab, welche von prächtigen Pappeln wie von Menschenhänden hierher gepflanzt, umgeben sind. Auf den Seen schwimmen viele Vögel, besonders eine Art schwarzer Schwäne, die in großen Schwärmen umherziehen, und die Fische an das Ufer treiben, wo sie dieselben unter heftigem Flügelschlage und lautem Geschnatter verschlingen. Auch zahllose Schwärme weißer Kibitze durchkreuzen die Luft und verfinstern sie oft im Fluge.

In Tobolsk angelangt, mußte ich wieder sogleich am Schlagbaum meinen Paß abliefern, erkundigte mich dann nach einer bequemen Wohnung und fand solche bei einem Schuhmacher, der im Erdgeschoß wohnte und mir im obern Stockwerk ein schönes, großes Zimmer anwies. Die Stadt zählt gegen

Digitized by Google

4000 Häuser und einige griechische Kirchen, und auf einer Anhöhe stehen die Ruinen eines von hohen Mauern umgebenen Schlosses. Ein großer Theil der Einwohner besteht aus Kaufleuten, die aber nur Waaren geringerer Sorte führen: schlechte Kleiderstoffe, Seife, Eisen, Talg, verschiedene Galanterieartikel und Kleidungsstücke für die Bewohner der Stadt und Umgegend, Tartaren, Russen und Verbannte. Alle Straßen haben Brücken und die hölzernen Häuser stehen auf sehr hohen Pfählen, da die beiden großen Flüsse Tobola und Irtisch dicht an der Stadt fließen, die, wenn sie aus ihren Ufern treten, die ganze Stadt unter Wasser setzen. Zu meiner großen Freude besuchten mich hier in Tobolsk einige meiner hierher verbannten Landsleute, die frei umhergehen dürfen, nur zur Nacht in ihre Wohnungen zurückkehren müssen. In Tobolsk wohnen viele angesehene Männer mit ihren Familien, die für immer in die Verbannung geschickt sind, aber keine Wache zur Aufsicht haben. Der dortige Gouverneur war von sehr edlem, moralischen Charakter; er lud mich mehrere Male zu sich und gab mir einen jungen Kosaken als Diener mit, der mir unterwegs von großem Nutzen war und mir nachher noch acht Jahre treu gedient hat.

Tag und Nacht eilte ich nun meiner Heimath zu und erreichte nach kurzem Aufenthalte in Moskau meine Vaterstadt Wilna, die ich jedoch nach zwei Monaten wieder verlassen mußte, weil ich in meinem Passe als Galizier genannt war und ein Befehl des Czaren alle Ausländer des Landes verwies.

Einflußreiche Freunde sind seitdem bemüht gewesen, mein Loos erträglich zu gestalten, und ihrer Güte und Freigiebigkeit verdanke ich meine heutige Existenz, da ich trotz vieler Bemühungen von meinem Vermögen nichts zurück-erhielt.

Die Erinnerung trüber Erfahrungen und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft geleiten mich durch die mir noch zugezählten Tage, und mit stiller Ergebung danke ich der gütigen Vorsehung für die Segnungen, die sie meinem Greisenalter noch vergönnt hat.

Sprüche der Weisheit.

Gesammelt von **Johannes Frank.**

Wider Untreu ist nichts so gut,
Als daß man selbst getreulich thut.

Digitized by Google

Rühr' Du die Hand am frühen Morgen,
Gott laß dann für den Abend sorgen.

Ein fromm' Gemüth oft liebt und ehrt,
Was vor der Welt nicht Hellers werth.

Räthsel.

Von Dr. **Friedrich Beck.**

Nur eine Silbe schließ' ich ein:
Du siehst mich gern im Sonnenschein;
Im holden Mai auf grüner Flur
Folgst Du lustwandelnd meiner Spur.
Doch werd' ich schon des Todes Raub
Im Sommer, eh' noch fällt das Laub.
Mit scharfem Eisen streckt mich hin
Des Menschen mitleidloser Sinn,
Und bin ich todt, schätzt er mich gar
Noch mehr, als da ich lebend war;
Er gibt mir neuen Namen dann,
Als sei ich nun ein and'rer Mann. —
Kehrst Du mich um, bin ich ein Haus,
Geschmückt mit manchem Kranz und Strauß,
Wenn es sein Eigner muß beziehn,
Er möcht' es wohl viel lieber fliehn;
Doch dünkt's ihm auch zu eng und klein,
Er muß damit zufrieden sein.
Und hat's auch nur ein Rasendach,
Ihn schützt's vor jedem Ungemach;
Wenn ihn kein schwerer Vorwurf quält,
Ein gut Gewissen ihm nicht fehlt,
Hält er im Hüttlein sanft're Rast,
Als je ein König im Palast.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der verdächtige Kuchen*).

Luſtſpiel in zwei Aufzügen.

Von **Th. Meſſerer.**

(Mit Bild.)

Perſonen.

Herr von Roſenberg, Gutsbeſitzer.
Frau von Roſenberg, ſeine Gemahlin.
Emma, Inſtitutszögling, } ihre Kinder.
Louischen, }
Karl, } Lateinſchüler, ihre Neffen.
Auguſt, }
Roſa, Inſtitutszögling, Emma's Freundin.
Anaſtaſia, Inſtitutsdienerin.
Scholaſtika, Stubenmädchen bei Hrn. v. Roſenberg.
Thaddäus, Bedienter desſelben.

Erſter Aufzug.

Der Garten eines Mädcheninſtituts, im Hintergrund durch ein niederes Staket abgeſchloſſen.

1. Auftritt.

Emma und Roſa ſitzen an einem Tiſche, der mit Handarbeiten und Schreibmaterialien bedeckt iſt. Ueber den leeren Stühlen hängen Kleiderkrägen und runde Hüte.

Roſa.

Iſt das nicht ein herrliches, ruhiges Plätzchen?

*) Dieſes kleine Luſtſpiel erfordert einen raſchen Dialog und ein lebendiges Zuſammenſpiel. Anm. d. Verf.

Digitized by Google

Emma.

Wo wir so recht mit Muße unsere Aufgabe studiren können. Hast Du auch das Thema zu dem Briefe schon abgeschrieben?

(Hält ihr ein Schreibheft hin.)

Rosa.

Das weiß ich auswendig. Der Mutter einer Mitschülerin sollen bei dem plötzlichen Sterbefalle ihrer Tochter warme Trostesworte gespendet werden.

Emma.

Ja, so ist es. Nun schreib!

Rosa.

(Nimmt einen großen Bogen Papier und schreibt.)

Hochgeehrteste Frau! Ich — —

Emma.

(Schreibt in ihr Heft nach.)

Hochgeehrteste Frau! Ich — —

Rosa.

Weißt Du etwas?

Emma.

Weißt Du etwas?

Rosa.

Ich nicht.

Emma.

Ja, ich auch nicht.

Rosa. (Schreibend.)

Hochgeehrteste Frau! Ich kann es kaum — —

Emma.

Ich glaub', Du kannst es schon gar nicht.

Rosa. (Schreibend.)

Ich kann es kaum über das Herz bringen —. —

Emma.

Was kannst Du nicht über das Herz bringen?

Digitized by Google

Rosa.

Ach, das ist schwer; darüber hab' ich mir schon halb den Kopf zerbrochen.

Emma.

O, der sieht auf das noch ganz passabel aus.

Rosa.

Höre, mir fällt etwas ein.

Emma. (Lacht.)

Welch' ein Wunder!

Rosa.

Ja, lache nur! Es ist doch das Beste, wenn ich den Brief an Deine Mama richte und mir denke, Du wärest gestorben. Da könnte ich so recht vom Herzen weg schreiben, da ginge es mir viel leichter aus der Feder.

Emma.

Ach, ich bitte Dich, laß mich doch leben! Es ist auf der Welt ja gar so schön.

Rosa. (Mit Pathos.)

Nein! Soll die Arbeit mir gelingen, mußt Du sterben!

Emma. (Lachend.)

Nun, meinetwegen; aber in meinem Brief mußt auch Du dieselbe Gefälligkeit für mich haben.

Rosa.

Recht gern. Jetzt nimm aber Deine Häkelarbeit dort und laß mich ganz in Ruhe. (Schreibt.)

Emma.

Du mußt mir dann den Brief vorlesen.

Rosa. (Eifrig schreibend.)

Damit Du mir wieder Alles nachschreiben kannst. (Halblaut.) „Mit ausgezeichneter Hochachtung Ihre schmerzgebeugte Rosa von Freudenheim." (Laut.) Nun pass' recht auf! (Liest ihren Brief vor.) „Hochgeehrteste Frau von Rosenberg! Kaum bin ich im Stande, Ihnen mein schmerzliches Bedauern und meine warme Theilnahme bei dem plötzlichen Hinscheiden Ihrer lieben Tochter Emma auszusprechen.

Digitized by Google

„Wie viele Hoffnungen sind Ihnen zu Grabe getragen, welch' ein gutes zärtliches Kind ist Ihnen vom Herzen gerissen, welch' eine treue Freundin habe ich selber verloren! Lassen Sie sich jedoch, verehrteste Frau, von Ihrem Grame nicht zu tief beugen und erheben Sie den Blick zu Gott, der Ihre Emma, indem er sie früh von dieser Erde nahm, vor vielen Leiden und Prüfungen bewahrte, um ihr jenseits eine bessere Stätte zu bereiten.

„In diesem Aufblick schöpfe auch ich Trost und küsse im Geiste die Hand der vortrefflichen Mama meiner seligen Freundin."

Was sagst Du nun dazu?

Emma.

Das ist gewiß der schönste Brief im ganzen Institut. Da will ich mir auch etwas davon merken. Aber sieh einmal dorthin, Rosa! (Beide schauen in die Coulissen.) Was kommt da für ein hoher Besuch? Sieh nur die feine Equipage, den stattlichen Jäger! Und jetzt kommen auch die Mädchen schon alle die Treppe herab.

Rosa.

Ja, das ist ein vornehmer Besuch, da müssen auch wir dabei sein.

(Beide ab.)

---

2. Auftritt.

Hinter der Scene hört man zwei frische Knabenstimmen.

Ueberall bin ich zu Hause,
Ueberall bin ich bekannt;
Macht mein Glück im Norden Pause,
Ist der Süd mein Vaterland.
Lustig hier und lustig da:
Ubi bene, ibi patria. :,:

Federleicht ist mein Gepäcke,
Und mein Blut ist leicht und frisch,
Ob ich in der Hütte decke
Oder im Palast den Tisch.
Lustig hier und lustig da:
Ubi bene, ibi patria. :,:

Digitized by Google

Karl und August erscheinen hinter dem Staket mit Ränzchen auf dem Rücken.

August.

Da haben wir's jetzt! Sagte doch der Bauer dort: „Es ko' net g'seit sei', wenn's Es der Straßen nochgeht's und dort bei'n Steffelbauern sein Krautgarten vorbei."

Karl.

Da haben wir uns nun doch verirrt trotz der Weisheit jener schwarzen Zipfelhaube.

August.

Kennst Du das Land, wo Steffelbauers Krautköpfe blühen?

Karl.

Du bist ja so stark in der Geographie, Du könntest das Land wohl kennen.

August.

Der Professor hat uns nie davon erzählt, das muß weit hinter'm Monde liegen, und uns ist jetzt die Welt hier mit Brettern vernagelt.

Karl.

Ei was, einem frischen Burschen steht die ganze Welt offen. Nur immer gerade aus, mi amice! (Beide werfen ihre Ränzchen in den Garten.)

August.

Wie kommen wir aber da hinüber? Karl, Karl, Du wagst zu viel!

Karl.

Was, alle Monat einen Gulden für Turnunterricht ausgeben und da stehen bleiben vor dem Zaun! Sieh einmal her! Kniebeuge — eins! Hüftenschwung — zwei! Absprung — drei! (Springt über das Staket in den Garten.) Haha! Das war einmal ein klassischer Sprung!

(August klettert nach.)

August.

Aber um Gotteswillen, Karl, was soll daraus werden? Wie kommen wir da wieder hinaus?

Karl.

Wie wir herein gekommen sind. Du bist doch ein rechter Hasenfuß! Gibt es doch nichts Köstlicheres, als eine Ferienreise und dazu noch ein Abenteuer. O nur ein Abenteuer, ein Abenteuer, das ist meine Passion! Ich

Digitized by Google

wollte, ich wär' gleich mitten in eine wilde Insel hineingesprungen! Da wärst Du dann mein Freitag, oder willst lieber mein Donnerstag sein?

August.

Karl, hör' doch auf mit diesem Spaß! Mir wird ganz angst.

Karl.

Mein intimster Freund wär' eigentlich der Mittwoch von wegen der Klasse. Aber sieh nur auch um Dich, das ist ja wirklich ein kleines Paradies hier!

August.

Nur wird statt des Engels hier ein Hausknecht und statt des flammenden Schwertes ein spanisches Rohr zu finden sein. Ich beschwöre Dich, Karl, gehen wir! Wie ich merke, sind wir in den Garten einer Mädchenschule oder eines Instituts gerathen, ich seh's den Kleidern dort an. Wenn sie uns finden, werden wir am Ende noch mit Hunden hinausgejagt.

Karl.

A bah! Weißt Du nicht, daß die Hunde erst bellen, ehe sie beißen; da haben wir zum Rückzug immer noch Zeit.

August.

Ja, sieh nur, dort kommt schon Jemand aus der Seitenallee auf uns zu.

(Beide spähen in die Coulissen.)

Karl.

Wo, wo? Ja wirklich, dort! Na, das scheint mir eine alte ehrwürdige Dienerin zu sein und etwas kurzsichtig dabei, weil sie gar so vorsichtig einhertrippelt.

August.

Sieh', das ganze Körbchen hat sie voll Obst.

Karl.

Ah, da fällt mir was ein! Komm nur schnell, das gibt einen Kapitaljux.

August.

Das sag' ich Dir, Karl, wenn wir Prügel bekommen, mußt Du die ganz richtige Hälfte kriegen, die andere will ich als Freundschaftsprügel hinnehmen.

Karl.

Prügel! Dort winkt uns Besseres aus der Ferne. Aber nun mach' cito, cito, hurtig! Ich höre schon Schritte. Flugs binde den großen Kragen

Digitized by Google

hier um und setz' den Hut da auf! (Ist dem August beim Ankleiden behilflich.) Ah, Du bist ja das schönste Fräulein der Welt, bis auf die Nase, die hat etwas zu viel vom Adler. Da nimm die Häkelarbeit und halt' sie nur recht nahe vor's Gesicht, so, so!

(Karl kleidet sich ebenfalls rasch an, ergreift eine Stickerei und Beide nehmen am Tische Platz.)

August.

(Bohrt an der Häkelarbeit herum.)

Nun, das schönste der Institutsmädchen bist Du gerade auch nicht.

Karl.

(Bearbeitet lachend die Stickerei.)

Wir sind doch ein paar liebe, sittsame Mädchen und wie fleißig! (Halblaut.) Da kommt sie schon! Mußt mehr gabeln, August, mit Deiner Nadel!

(Beide neigen sich eifrig über ihre Arbeit.)

---

3. Auftritt.

Die Vorigen. Anastasia bringt ein Körbchen mit Obst und Kuchen und hat eine weite blaue Schürze vorgebunden.

Anastasia.

Endlich, endlich hab' ich Sie einmal gefunden. So weit haben Sie sich versteckt! Fast den ganzen Garten hab' ich abgesucht, und wie fleißig die Fräulein wieder sind! (Stellt das Körbchen auf den Tisch.) Ich muß gleich wieder fort, die Andern haben auch Appetit. (Sie geht ab.)

---

4. Auftritt.

Karl und August.

Karl.

(Aufspringend und in die Coulissen rufend.)

Danke, danke Dir, bezaubernde Fee!

August.

Das hab' ich auch noch nicht gehört, daß die Fee'n blauleinene Schürzen tragen.

Digitized by Google

Karl.

Ich sehe bei dem Menschen nicht auf das Kleid, sondern — —

August.

Auf die Schüsseln, die sie in Händen tragen.

Karl.

(Nimmt wieder Platz und schleudert die Arbeit von sich.)

Da betrachte nur einmal die köstlichen Aepfel, die appetitlichen Birnen und diesen schönen Kuchen! Sind das die Prügel, die Du verheißen hast?

August.

Ich habe wahrlich auch keine verdient. Ich habe fleißig gehäkelt und noch dazu ein neues Muster. (Zeigt ein großes Loch in der Arbeit und wirft sie lachend auf den Tisch.)

Karl.

Das war doch auch ein prächtiger Landmann! Ohne diesen agricola wären wir niemals auf diesen blumigen Pfad gerathen.

August.

Und hätt' ich so viel Geographie studirt, um des Steffelbauern Krautacker zu finden, säßen wir auch nicht bei diesem Schmaus.

(Beide lassen sich die Früchte schmecken.)

Karl.

Jetzt spute Dich aber! Was nicht da hinein geht, (zeigt auf seinen Mund) wird in das Ränzchen gepackt.

August.

Höre, bei der Theilung des Kuchens wünsche ich die größte Gewissenhaftigkeit.

Karl.

Oho! Als ob ich's nicht immer gut mit Dir gemeint hätte! (Er nähert sein Taschenmesser dem Kuchen.)

August.

Nein, nein, nicht so! Ich werde es Dir gleich zeigen. (Beschreibt mit dem Finger eine Linie auf dem Kuchen.)

Karl.

Also so? (Will durchschneiden.)

August.

Halt, das ist mein' Linie, die darfst Du nicht überschreiten! Ich hasse Alles, was annexiren heißt.

Digitized by Google

Karl.

Sei nur nicht gleich so hitzig, ich lasse Dir ja Dein Recht, aber einpapierln darf ich doch Deinen Theil. (Greift nach Papier und erwischt Rosa's Brief.)

August.

Aber was nimmst Du denn da? Das scheint mir ja eine Scription zu sein.

Karl.

(Wirft einen flüchtigen Blick auf das Papier.)

Wirklich, ja! Der süße Kuchen hätte gewiß der Schreiberin die saure Arbeit versüßen sollen. Nun, für uns ist er auch nicht bitter. (Packt den Kuchen in den Aufsatz.) Aber komm, jetzt könnten wir aufbrechen.

August.

Das will ich nicht hoffen, ich hab' schon oft mehr gegessen.

Karl.

Mach' keine schlechten Witze; ich meine fort, fort müssen wir. Wir haben hier ein köstliches Abenteuer bestanden und können uns mit Lorbeeren zurückziehen.

August.

Ich thu's lieber mit dem Kuchen.

(Beide werfen Krägen und Hüte ab und dabei einen Stuhl um, hängen ihre Ränzchen um, stecken das Kuchenpacketchen ein und klettern über das Staket.)

Karl.

(Hinter dem Staket mit Deklamation in den Garten rufend.)

Lebt wohl, ihr Bäume, ihr herrlich grünen Sträucher! Leb' wohl, Du liebe, süße Fee!

August.

Auweh!

(Beide verschwinden hinter der Scene.)

---

5. Auftritt.

Rosa und Emma zugleich eintretend.

Rosa.

Ach, wie freu' ich mich, wie freu' ich mich! Morgen dürfen wir schon

Digitized by Google

in die Ferien, und das haben wir nur dem heutigen hohen Besuch unserer lieben Prinzessin zu verdanken. Und die Frau von Hagebusch nimmt uns mit, so kommen wir schneller fort und überraschen Deine Aeltern. Die werden Augen machen!

Emma.

Und was hab' ich so viel, so viel zu Hause — — (Erschrickt.) Ja, was soll denn das hier sein? Da sieh' nur einmal hieher, Rosa!

(Beide starren die Verwüstung auf und unter dem Tische an.)

Rosa.

Das ist ja unerhört! Sieh' nur, mein Hut, mein Kragen am Boden, der Stuhl umgeworfen, Alles in Unordnung! Was ist hier vorgegangen?

Emma.

Hier hat auch Jemand gespeist! Sieh', da sind Reste von Früchten.

Rosa. (Aengstlich suchend.)

Ach und mein Brief, mein schöner Brief, der ist ja gar nicht mehr da!

Emma. (Lachend.)

Der wird wahrscheinlich da durchspaziert und auf und davon sein. (Zeigt das große Loch in ihrer Häkelarbeit.)

Rosa.

Nein, da könnt' ich doch nicht spaßen. Da waren ja Diebe, Räuber, ja Räuber!

Emma.

Beruhige Dich! Ich habe noch nie gehört, daß Räuber Schutztücher häkeln.

Rosa.

(Nimmt eine Stickerei vom Tisch.)

Ja, und auch keine Uhrtäschchen sticken sie. Meine ganze Arbeit ist ruinirt!

Emma.

Rufen wir Anastasia. Die wird schon Licht in dies furchtbare Dunkel bringen.

Die beiden Mädchen.

(In die Coulissen rufend.)

Anastasia! Anastasia!

Digitized by Google

6. Auftritt.

Die Vorigen. Anastasia eilfertig hereintrippelnd.

Anastasia.

Was wünschen die beiden Fräulein?

(Das Folgende wird von den zwei Mädchen schnell hintereinander mit großer Hast gesprochen.)

Emma.

Liebe Anastasia, sehen Sie nur einmal diesen Wirrwarr hier an!

Rosa.

Ja, sagen Sie nur, haben Sie die Kleider auf den Boden geworfen?

Emma.

Nein, sagen Sie lieber, haben Sie an meiner Arbeit gehäkelt?

Rosa.

Oder haben Sie die Früchte gegessen und meine Stickerei verdorben?

Emma.

Warum reden Sie nicht?

Rosa.

Was haben Sie mit meinem Brief gemacht?

Die beiden Mädchen.

Bitte, reden Sie doch!

Anastasia.

Sie lassen mich ja — —

Emma.

Haben Sie denn gar keinen fremden Menschen hier gesehen?

Rosa.

Wo ist mein Brief, mein armer Brief?

Die beiden Mädchen.

Aber warum reden Sie denn nicht?

Anastasia.

Sie lassen mich ja nicht zu Wort kommen!

Die beiden Mädchen.

Nun also, jetzt reden Sie!

Anastasia.

In Gottesnamen einmal! Ja, sehen Sie, ich habe um die gewöhnliche Zeit auch heute hier den beiden Fräulein das Gouter gebracht. Fräulein

Digitized by Google

Rosa und Fräulein Emma haben aber so fleißig gearbeitet und gar nicht auf mich geachtet. Da hab' ich das Körbchen auf den Tisch gestellt und bin wieder fort.

Die beiden Mädchen.

Unmöglich! Unmöglich! Wir waren ja im Saal bei dem Besuch.

Rosa.

Gute Anastasia, diesmal irren Sie sich.

Anastasia.

Nein, nein! Sie hatten Ihre Hüte auf und Ihre Krägen um.

Emma.

Komm, Rosa!

(Die beiden Mädchen treten heimlich flüsternd links, Anastasia lebhaft gestikulirend rechts.)

Rosa.

Die gute Alte dort! Das hohe Alter macht es eben, daß es hier nicht mehr recht richtig ist. (Sie und Emma zeigen lächelnd mit dem Finger nach der Stirne.)

Anastasia.

Die guten Kinder dort! Die große Freude macht es eben, daß es hier nicht mehr recht richtig ist. (Deutet schmunzelnd nach der Stirne.)

Emma.

Ein Verbrechen ist hier geschehen! Hu, hu, wie fürcht' ich mich! Am Ende ist der Verbrecher noch hier. Schauen Sie sich einmal um, beste Anastasia.

Anastasia.

Wo wird er sich versteckt haben? (Zieht die Tischschublade heraus.)

Die beiden Mädchen.

(Lachen.)

Da wird er gewiß d'rin sein.

Rosa.

Komm, Emma, wir lösen das Räthsel doch nicht, und heute gibt es noch viel zu thun. Wir müssen ja noch packen.

(Sie raffen ihre Sachen zusammen und gehen eilig ab.)

Digitized by Google

7. Auftritt.

Anastasia allein.

(Kopfschüttelnd.)

Na, ich bin froh, daß ich alt bin, kann mich nimmer hinein finden in die neue Zeit. Glaubt man, man kennt Ein's noch so genau, nichts ist's, unter der Hand sind's Andere. (Schaut in die Coulissen.) Da sausen s' jetzt dahin, die jungen Dinger. Früher hat's auch einen Fortschritt gegeben, aber schön gemüthlich, einen Fuß vor den andern, und jetzt — o Du mein Gott! — das Fliegen geht ihnen noch zu langsam. Ein trauriges Bild das, ja, ein trauriges Bild! (Geht kopfschüttelnd ab.)

Zweiter Aufzug.

Zimmer auf dem Gute des Herrn von Rosenberg.

1. Auftritt.

Herr von Rosenberg. Frau von Rosenberg. Louischen sitzt auf dem Sopha vor einem Tische und blättert in einem Buche.

Herr von Rosenberg.

(Zum Fenster hinausschauend.)

Was kommen denn da für ein Paar lustige Bürschlein über die Wiesen? Sieh nur einmal her, Mama, der Eine schlägt in den Heuschobern ein Rad um das andere, der Andere, sein Kamerad, wie es scheint, fährt der Alten dort den Karren mit Gras. Sieh nur dorthin, Mama, neben dem Sträßchen. (Zeigt mit dem Finger nach einer Richtung.)

Frau von Rosenberg.

(Hat sich ihm genähert und schaut gleichfalls durch das Fenster.)

Ja, jetzt sehe ich sie. Der Eine setzt sich nun gar auf den Karren, das sind einmal ein Paar lose Schelme. Aber halt' einmal, mein Bester, ich glaube gar — — Louischen, bring' mir meine Lorgnette dort, aber schnell!

Digitized by Google

Louischen.

(Springt vom Sopha auf.)

Hier, Mama.

Frau von Rosenberg.

(Blickt mit der Lorgnette durch das Fenster.)

Ja, wirklich, sie sind es schon!

Herr von Rosenberg.

(Gleichfalls am Fenster.)

Wer sollen sie denn sein?

Frau von Rosenberg.

Wer sonst, als unsere beiden Neffen Karl und August, die wir in die Ferien eingeladen haben.

Louischen.

(Klatscht in die Hände.)

Ah, Mama, wie freu' ich mich!

Herr von Rosenberg.

Ich glaubte, sie kämen erst nächste Woche, wo wir auch Emma sammt ihrer Freundin abholen. Na, wenn es die da unten sind, dann kann es lustig werden im Hause. Da müssen wir sogleich Anstalten treffen. (Klingelt.)

Frau von Rosenberg.

Ich werde ihnen mit Louischen entgegengehen. (Sie geht mit Louischen ab.)

---

2. Auftritt.

Herr von Rosenberg. Thaddäus trägt eine alte Livrée, der Frack ist viel zu groß und die Aermel reichen bis zu den Fingerspitzen.

Thaddäus.

Zu Befehl, Euer Gnaden.

Herr von Rosenberg.

Ah, Du bist es.

Thaddäus.

Nein, ich.

Herr von Rosenberg. (Bei Seite.)

Wenn nur mit dem Menschen auch etwas anzufangen wäre! (Laut.) Höre, Thaddäus, ich möchte Dir gerne einen Auftrag geben.

Digitized by Google

Thaddäus.

Nur zu, gnädiger Herr, geniren Sie sich durchaus nicht.

Herr von Rosenberg.

Esel!

Thaddäus.

(Macht einen Bückling.)

Gehorsamer Diener!

Herr von Rosenberg.

So spitz die Ohren!

Thaddäus.

Wer, ich oder der Esel?

Herr von Rosenberg.

Das ist ein und dasselbe. Aufgepaßt! Unsere beiden jungen Neffen werden auf Besuch kommen; dafür sollen die vordern blauen Zimmer eingerichtet werden.

Thaddäus.

Hab's schon caprizirt. (Will abgehen.)

Herr von Rosenberg.

Halt! Was soll geschehen?

Thaddäus.

(Spricht sehr schnell.)

Unsere beiden blauen Neffen sollen auf's Zimmer kommen und der vordere Besuch dafür eingerichtet werden. (Sich verbessernd.) Nein, nein! Unsere beiden jungen Besuche sollen für die vordern blauen Neffen eingerichtet werden — — Nein, nein! Unsere beiden blauen jungen — — Nein, so auch nicht! Aber immer, wenn mich der gnädige Herr so scharf anschaut, komm' ich gleich aus der Verfassung und bin ganz conservirt.

Herr von Rosenberg.

Du bist und bleibst ein Esel.

Thaddäus.

Wie der gnädige Herr befehlen. (Ab.)

Herr von Rosenberg.

Ein unsinniger Schwätzer, dieser Bursch! Wäre er nicht so treu und anhänglich, ich hätte ihm längst den Laufpaß gegeben. (Man vernimmt Stimmen hinter der Scene.) Ei, da hör' ich ja schon die jungen Studenten!

Digitized by Google

3. Auftritt.

Herr von Rosenberg. Frau von Rosenberg. Karl und August mit den Ränzchen auf dem Rücken und bestaubten Stiefeln.

Karl und August.

Grüß Gott, lieber Onkel!

(Sie reichen Herrn von Rosenberg die Hände.)

Herr von Rosenberg.

Seid mir willkommen, liebe Neffen! Ei, sieh' nur, was die kleinen Kerls in die Höhe geschossen sind und wie prächtig sie aussehen trotz der Stadtluft!

Karl. (Für sich.)

Ja, Luft haben wir immer.

Herr von Rosenberg.

He, Ihr jungen Herrchen, sagt einmal, hab' ich's mit meiner Einladung getroffen?

Karl.

Du glaubst nicht, lieber Onkel, was das für ein Freudentag war, als wir von unsern Aeltern die Erlaubniß erhielten, Deiner freundlichen Einladung folgen zu dürfen.

August.

Und nun sind wir da!

Karl. (Bei Seite.)

Das war wieder einmal geschcidt gesprochen. Als wenn wir wo anders wären.

Frau von Rosenberg.

Die Erlaubniß Eurer Aeltern zu Eurer ersten Ferienreise hab' schon ich erwirkt.

August.

Dann unsern besten Dank auch Dir, gute Tante!

Herr von Rosenberg.

Und die ganze Reise zu Fuß gemacht, wie ich sehe, das ist schön, das ist brav! Wo habt Ihr denn Nachtquartier genommen?

Karl.

In Rothenbach, lieber Onkel, im goldenen Bären.

Digitized by Google

Herr von Rosenberg.

Da habt Ihr's gut getroffen. Jetzt laßt es Euch aber auch bei uns gefallen und seid recht vergnügt. Ihr habt fleißig studirt, jetzt sollt Ihr Euch auch amüsiren nach Herzenslust.

Frau von Rosenberg.

Nun wär's mir ganz erwünscht, wenn nur Emma auch schon da wäre. Sie bringt noch eine Freundin mit, dann könnt Ihr recht fröhlich sein.

Karl.

Ist Emma denn nicht hier im Hause?

Frau von Rosenberg.

Das könnt Ihr freilich nicht wissen. Emma ist schon seit Ostern in Thalheim in der Mädchenpension.

Karl und August.

(Sehen sich überrascht an.)

In Thalheim! Ist's möglich?

Herr von Rosenberg.

Ihr müßt ja gestern auf Eurer Fußtour dort vorübergekommen sein. Hättet Ihr es gewußt, Ihr hättet sie besuchen können, das wäre ein Hauptspaß für die Mädchen gewesen.

Karl. (Bei Seite.)

Ich fürchte, das ist schon geschehen.

August. (Leise zu Karl.)

Du warst der Attentäter! Mir schwant Unheil.

Karl.

(Winkt ihm mit den Augen zu schweigen.)

Frau von Rosenberg.

Nun wollen wir Euch aber auch Eure Zimmerchen zeigen. Ihr werdet müde sein.

Herr von Rosenberg.

Kommt und macht's Euch bequem. Ich glaube, es wird auch an Appetit nicht fehlen. (Alle ab.)

Digitized by Google

4. Auftritt.

Scholastika kommt langsam mit einem Wischtuch und staubt im Hintergrunde gemächlich ab.

Ach, es ist doch gar kein Fertigwerden bei uns mit der Arbeit! Ueberall soll man zu gleicher Zeit sein. Da heißt's den ganzen Tag: Scholastika hier! Scholastika, da! Wo ist denn die Scholastika? Kaum kommt ein Stäubchen von weitem geflogen, soll die Scholastika schon mit dem Besen hinterher fliegen. Wie froh bin ich, daß ich solch' einen schönen langen Namen habe! Bis der ausgesprochen ist, kann ich doch immer ein wenig ausruhen. Ja, es glaubt's kein Mensch, was so ein Stubenmädchen für ein geplagtes Geschöpf ist. Meine Herrschaft ist zwar ordentlich und macht mir keinen Verdruß, aber, Du guter Gott, die Dienerschaft ist desto ärger, wie zum Beispiel so ein Thaddäus, der immer Alles verkehrt sagt und thut. Na, wenn man den Wolf nennt, so kommt er gerennt.

---

5. Auftritt.

Thaddäus tritt eilig herein und lauft während seines ganzen Monologes lebhaft erregt im Vordergrunde hin und her, ohne Scholastika, die ihm mit lebendigem Mienenspiel zuhört, zu bemerken.

Thaddäus.

(Mit großer Wichtigthuerei.)

Nein, nein, aus ist's, aus ist's! Das halt' ich nicht mehr aus! Wenn das so fortgeht, lauf' ich auf und geh' davon. Ich verdiene mir gern im Angesicht des Brodes meinen Schweiß, aber wenn Alles auf Einem ruht, da muß man erdrückt werden, und wenn man auch noch so ein famoser Kerl ist, wie Figura zeigt. (Tupft sich mit dem Finger auf die Brust.) Wenn ich jetzt zu meinem Herrn sagen würde: Was thäten S' jetzt, gnä' Herr, wenn S' mich nicht hätten? — er müßte sich beschämt zurückziehen. Aber so etwas thut der Thaddäus nicht, dazu ist er viel zu großmüthig. Wenn man nur einige Anerkennung hätte, aber da hört man höchstens vom gnädigen Herrn ein: Du Esel! und das ist Alles. So habe ich in meinem ganzen Leben immer nur Pech gehabt, nur der Dumme hat ja 's Glück. Schon als ich getauft wurde, hat man mich statt auf den Rücken auf's Gesicht gelegt; man denke sich, wie da mein Verstand in Gefahr war. Später ging ich in die

Digitized by Google

Schul', diese Begabung, dieß eminente Talent — aber g'lernt hab' i' nix! Wieder später kam ich in die Lehr'. Ich war ein wahres Genie — aber b'halten hat mich Keiner! Erst der lateinische Professor in der Stadt fißafiß vom Hotel Bellefue, dem ich sein Femilus war, der hat aus mir gemacht, was ich jetzt bin, nämlich ein gescheidter Kerl. Es ist nur schade, daß ich nicht zum Militär gegangen bin. Da hätte ich, wie man sagt, Barriere machen können, denn Furcht hab' ich nie gekannt.

Scholastika.

(Naht sich ihm von rückwärts und schlägt ihn derb auf die Schulter.)

Thaddäus.

(Fährt erschrocken zusammen und sieht sich mit schlotternden Knieen um. Beim Anblick Scholastika's sehr geläufig.)

Abstubendes Staubmädchen, bürstender Genius der bestaubten Menschheit! Wenn jetzt der Schreck mir in die Glieder gefahren und der Schreck mir in den Gliedern stecken geblieben wäre, und ich mit dem steckengebliebenen Schrecken in den Gliedern herumlaufen sollte, oh, oh! Es ist nur gut, daß ich ein starkes Nervenprincip habe.

Scholastika. (Lacht.)

Ich hab' gedacht, Sie kennen keine Furcht.

Thaddäus.

Vor dem Feinde freilich nicht, wohl aber, wenn mich Ein's von rückwärts anfällt, wie ein Mordmeuchler. Aber Spaß bei Seite, sagen Sie einmal, niedliches Scholastikalerl, wie gefallen Ihnen denn unsere beiden jungen Neffen? Sind doch ein Paar nette Studioses! Ich glaube, es sind Primaner.

Scholastika.

Wenn Sie nur nicht immer fremde Wörter gebrauchen wollten!

Thaddäus.

Ja, gutes Scholastikalchen, das verstehen Sie eben nicht, das hab' ich Alles von meinem lateinischen Professor. Die jungen Herren Neffen verstehen's schon besser, die lachen was weg über mich und haben mich doch erst einen Augenblick gesehen. Ich habe mich schon hinter sie gesteckt und sie haben schon los, daß auch etwas Tüchtiges hinter mir steckt.

Scholastika. (Lacht.)

Das muß aber weit hinter Ihnen stecken.

Digitized by Google

Thaddäus.

Da, bringen Sie gefälligst Ihren Gesichtsvorsprung etwas näher an dieses Papier. (Zieht ein winziges Päckchen aus der Tasche und hält es ihr unter die Nase.) Nun, was sagt Ihnen jetzt Ihr Geruchsorkan?

Scholastika.

Das scheint etwas Gebackenes.

Thaddäus. (Bei Seite.)

Was das für ein verständiges Mädchen ist, wenigstens was die Nase betrifft. (Zu Scholastika.) Da sehen Sie und staunen Sie — dieß herrliche Stückchen Kuchen! (Wickelt das Päckchen auf.) Unsere beiden Neffen haben ihn mitgebracht. Sie waren eben in die schöne Aussicht vertieft, da fand ich Gelegenheit, mir ein Stückchen davon aufzuoktroyiren, und da wir in diesem Hause die Arbeit und Freud' und Leid mitsammen theilen, wollen wir's auch mit dem Kuchen so machen. (Gibt ihr die Hälfte.)

Scholastika. (Ißt)

Der ist ja köstlich.

Thaddäus.

(Mit vollen Backen.)

Ganz deliciös. Aber horch, da hör' ich Jemand kommen. Adieu, Scholasterl! (Ab.)

---

6. Auftritt.

Scholastika. Frau von Rosenberg. Dann Louischen.

Frau von Rosenberg.

Wie es hier wieder staubt! Warum öffnest Du nicht die Fenster, muß man's denn immer wieder sagen? (Setzt sich auf's Sopha.)

Scholastika.

(Oeffnet ein Fenster.)

Louischen.

Mama, Mama, da sieh' nur einmal, was mir Karl für einen prächtigen Kuchen geschenkt hat! (Zeigt das offene Kuchenpacket.)

Frau von Rosenberg.

Komm, nimm hier Platz, dann kannst Du ihn auch gleich verspeisen.

Digitized by Google

Louischen.

(Setzt sich neben Frau von Rosenberg und legt den offenen Briefbogen mit dem zerschnittenen Kuchen auf den Tisch vor sich.)

Aber, Mama, Du mußt auch mit mir essen.

Frau von Rosenberg.

Scholastika, bring' doch einen Teller zu dem Kuchen. (Scholastika ab.)

Louischen.

(Nimmt ein Stückchen Kuchen.)

Bitte, Mama, koste doch das andere Stück.

Frau von Rosenberg.

(Den Kuchen kostend.)

Es ist wirklich ein feines Gebäck. (Ergreift wie zufällig den Briefbogen und fängt überrascht zu lesen an.) „Hochgeehrteste Frau von Rosenberg!" — Wo kommt der Brief her? (Liest weiter und zuckt erschrocken zusammen.) — „plötzlichen Hinscheiden — Ihrer lieben Tochter — Emma —" Wie ist mir denn? (Hält den Brief mit zitternder Hand und sieht nach der Unterschrift.) „Rosa — von — Freudenheim." — Um Gott, was ist geschehen? Mein Kind — — (Sinkt in Ohnmacht, der Brief fällt zu Boden.)

Louischen.

Mama, Ma — ma —! (Fällt vor Schrecken gleichfalls in Ohnmacht.)

---

7. Auftritt.

Die Vorigen. Scholastika.

Scholastika.

(Erschrickt beim Anblick der beiden Ohnmächtigen und läßt den Teller fallen.)

Gnädige, gnädige Frau — um Gotteswillen! Hilfe, Hilfe! (Reißt die Thüre auf und ruft hinaus.) Herr von Rosenberg! Herr von Rosenberg!

---

8. Auftritt.

Die Vorigen. Herr von Rosenberg stürzt herein.

Herr von Rosenberg.

Was ist hier geschehen? Um's Himmelswillen — meine Frau — mein Kind! (Wirft sich vor dem Sopha nieder.) Louise, Louise, schlag' doch nur

Digitized by Google

die Augen auf! Was soll das heißen — jedes hat ein Stück Kuchen in der Hand — Schrecklich, schrecklich — das ist Gift — der Kuchen ist vergiftet!

Scholastika.

(Stoßt einen Schrei aus.)

Herr von Rosenberg.

Scholastika, lauf' schnell um einen Arzt! Nein, nein, bleib' hier, bring' frisches Wasser! Nein, nicht, nur schnell Milch, warme Milch!

Scholastika.

(Krümmt sich angstvoll zusammen.)

Gnädiger Herr, ich — ich — kann nicht — ich — hab' auch — O weh, o weh, wie das schneidet!

Herr von Rosenberg.

Vielleicht kommen sie durch Wasser wieder zu sich. (Lauft in den Hintergrund und findet ein Glas Wasser.) Hier ist Wasser. (Bestreicht Frau von Rosenberg und Louischen mit Wasser.)

Scholastika.

O weh, o weh! O Thaddäus, wer hätte das von Dir gedacht! Mich hast Du auch auf dem Gewissen!

Herr von Rosenberg.

(Auffahrend.)

Was, Thaddäus, er! (Klingelt heftig.)

---

9. Auftritt.

Die Vorigen, Thaddäus.

Thaddäus.

Was befehlen Euer Gnaden?

Herr von Rosenberg.

(Ganz außer sich.)

Mensch, Ungeheuer, Mörder! Da sieh' Deine Opfer an! (Packt ihn am Kragen.)

Thaddäus.

(Ohne nach dem Sopha zu sehen.)

Lassen S' aus, gnä' Herr, ich hab' ja heut einen frischgesteiften Halskragen um.

Digitized by Google

Herr von Rosenberg.

Wer hat den vergifteten Kuchen in's Haus gebracht?

Thaddäus.

Vergiftet! Der Kuchen vergiftet! (Windet sich wie unter plötzlichen Schmerzen.) Auweh, auweh, wie das schneidet! Au, au, jetzt sticht's und reißt's schon! (Geht in zusammengekrümmter Haltung fortwährend in einem kleinen Kreise herum.) Armer Thaddäus, wer hätte das gedacht?

Herr von Rosenberg.

(Immer um die Bewußtlosen beschäftigt.)

Meine liebe Frau — mein armes Kind!

Scholastika.

Thaddäus, sehen Sie einmal mich an, brennt Sie das Gewissen nicht?

Thaddäus.

O nein, blos mein Magen.

Herr von Rosenberg.

Thaddäus, lauf', lauf' um Hilfe!

Thaddäus.

Nicht um anderthalb Millionen geh' ich fort. Jetzt ist's aus mit dem Laufen, jetzt wird gleich abgefahren. O armer Thaddäus, so jung, so schön und so gescheidt — und schon in's Gras beißen! O weh, jetzt zwickt's wieder! Au — und das Schneiden, als wenn ein ganzer Messerschmiedladen da d'rin wär'.

Scholastika.

Gibt's denn gar keine Hilfe, Thaddäus?

Thaddäus.

Sei stad, wir werden gleich a Paar Engerln sein.

Herr von Rosenberg.

Hat denn Alle das grause Schicksal ereilt? Ist Niemand hier, der Hilfe bringt? (Eilt zur Thüre und ruft hinaus.) Karl! August!

---

10. Auftritt.

Die Vorigen. Karl und August eilen herein und stehen bestürzt still.

Karl.

Was ist hier geschehen?

Digitized by Google

Auguſt.

Welch' ein Anblick!

Karl.

O Himmel, die gute Tante, das arme Louischen!

Herr von Roſenberg.

Eilt, eilt, bringt Hilfe! Rührt den vergifteten Kuchen nicht an!

Karl und Auguſt.

Vergiftet! (Sehen ſich ſtarr an.)

Karl.

(Zitternd zu Auguſt.)

Spürſt Du nichts? Mich überläuft ein Fröſteln.

Auguſt.

(Knickt zuſammen.)

Mir wüthet's auch ſchon in den Eingeweiden.

Thaddäus.

(Noch immer zuſammengekrümmt zu den Knaben.)

Haben Sie auch davon gegeſſen?

Karl.

Ach ja, ich auch.

Auguſt.

Ich auch.

Scholaſtika.

Ich auch.

Thaddäus. (Weinerlich.)

Ich blos a kleinbiſſerl wunziges Sterbensbröſerl.

---

11. Auftritt.

Die Vorigen. Emma und Roſa im Reiſeanzuge.

Emma.

Man findet ja im ganzen Hauſe Niemand! Papa, Mama, wo ſeid Ihr denn? (Erblickt Frau von Roſenberg.) O Mama! (Stürzt auf ſie zu und umarmt ſie.)

Roſa.

Was iſt hier vorgegangen? Iſt Frau von Roſenberg unwohl und die Kleine auch?

Digitized by Google

Herr von Rosenberg.

(Zu den beiden Mädchen.)

Wie kommt Ihr hieher? Ihr kommt zur unglücklichen Stunde, Mädchen. Doch halt, das Kind kommt zu sich — die Mama bewegt sich — Gott sei Dank — sie schlägt die Augen auf!

Alle.

Sie schlägt die Augen auf! (Alle umgeben das Sopha, ausgenommen Karl und August, die bestürzt und ängstlich seitwärts stehen und bedeutsame Blicke wechseln.)

Rosa.

Louischen, Louischen! (Streichelt dem kleinen Mädchen das Gesicht, während Emma liebkosend vor der Mama kniet, die beim Klange von Emma's Stimme zum Bewußtsein erwacht ist.)

Frau von Rosenberg.

(Richtet sich langsam aus der liegenden Stellung auf.)

Emma, Emma, Du hier? Bist Du es wirklich, mein Kind? (Küßt das Mädchen stürmisch.)

Thaddäus.

Jetzt wird mir auf einmal ein bisserl besser.

Herr von Rosenberg.

Rede, sprich, meine Liebe, wie fühlst Du Dich? (Befehlend.) Schafft diesen Kuchen fort!

Scholastika.

(Faßt furchtsam und vorsichtig mit der Schürze die Kuchenreste.)

Frau von Rosenberg.

(Sammelt ihre Gedanken.)

Wo ist denn dieser fürchterliche, verhängnißvolle Brief?

Herr von Rosenberg.

Welch' ein Brief?

Frau von Rosenberg.

Der Brief, der mich so erschreckt hat.

Thaddäus.

Brief? Also nicht Kuchen? Ah, jetzt ist mir ganz pudelwohl!

Scholastika.

(Liebäugelt mit dem Kuchen in ihrer Schürze.)

Ich spür' auch gar nichts mehr.

Digitized by Google

Rosa.

Hier liegt ein Brief. (Hebt den Brief vom Boden auf. Mit Ueberraschung.) Das ist ja der Brief, den ich im Institutsgarten geschrieben habe! Sieh' nur, Emma, es ist unsere Aufgabe, wie kommt die hieher?

Frau von Rosenberg.

Eure Aufgabe?

Emma.

Ja, liebe Mama, das ist unser Aufsatz, den wir gestern zu machen hatten, nämlich ein Trostbrief beim Tode einer Mitschülerin, und wir haben uns das Schreiben dadurch erleichtert, daß ich und Rosa unsern Müttern gegenseitig schrieben. Wir wurden aber bei der Arbeit unterbrochen, und während unserer Abwesenheit muß Jemand heimlich in den Garten gestiegen sein, denn unser Gouter und der Brief waren fort, als wir wieder kamen.

Karl und August.

(Leise.)

Die Scription!

Rosa.

Wir hatten keinen kleinen Schrecken und dachten gleich an Räuber.

Herr von Rosenberg.

(Hat inzwischen Rosa den Brief abgenommen, denselben gelesen und dabei kein Wort der Sprechenden verloren.)

Jetzt wird mir Alles klar, der Kuchen war offenbar in den Brief gewickelt. (Zu den beiden Knaben.) Die beiden Armensündergesichter dort sagen mir deutlich, wer die jungen Abenteurer waren.

Thaddäus.

(Naht sich den Knaben. Halblaut.)

Brauchen die jungen Herren keinen Schirm? Ich glaub', es wird gleich ein Donnerwetter kommen.

Rosa.

(Zu Emma, auf die Knaben zeigend.)

Sind's am Ende die gewesen?

Emma.

(Die Knaben jetzt erst bemerkend.)

Das ist ja Karl und August! Sieh', Rosa, das sind meine Vettern.

(Die beiden Mädchen wollen auf sie zugehen.)

Digitized by Google

Herr von Rosenberg.

Bleibt, Kinder, führt vor Allem die Mama und Louischen in den Garten. Frische Luft ist das Beste, ich folge gleich nach.

(Emma, Rosa, Frau von Rosenberg und Louischen ab.)

---

12. Auftritt.

Herr von Rosenberg. Karl. August. Scholastika. Thaddäus.

Herr von Rosenberg.

(Zu den beiden Knaben.)

Wer hat denn nun das Stückchen in Thalheim eigentlich angestiftet?

Thaddäus.

(Mit einem pfiffigen Seitenblick.)

Da haben wir's schon! Wenn's nur nicht einschlägt!

Herr von Rosenberg.

(Ernsthaft zu Karl.)

Ich lese Dir's am Gesichte ab, daß der saubere Streich von Dir ausging. Du hast ganz das Talent zu einem flotten Bruder Studio, ich möchte Dir aber rathen, es künftig besser im Zaume zu halten. Die Folgen Deines Leichtsinns könnten für Dich und Andere nicht immer ergötzlich ausfallen. Du hast uns heute schon ein Pröbchen davon geliefert, wobei freilich der Zufall auch sein Spiel mitgetrieben hat. (Zu Beiden) Lustig mögt Ihr sein nach Herzenslust, Kopfhänger möchte ich gar nicht um mich haben, nur dem Uebermuth müssen die Flügel gestutzt werden. (Ab.)

Karl. (Aufathmend.)

Ah, ich bin froh, daß es noch so abgelaufen ist! Die Gunst des Onkels und der Tante hab' ich wohl ein wenig verscherzt, doch ich werd' sie wieder gewinnen. Dazu müssen Emma und Rosa helfen.

August.

Immer hab' ich Dich gewarnt vor dem bösen Ausgang.

Thaddäus.

Drum, drum!

Alle Vier.

(Stehen in einer Reihe nebeneinander und singen.)

Drum lasse fleißig liegen,
Was Dir nicht angehört,

Digitized by Google

Und thue nicht betrügen
Um eines Hellers Werth.
Und laſſe Dich verleiten
Zu tollen Streichen nicht,
Bezähm' die Luſt bei Zeiten,
Sonſt wirſt ein loſer Wicht.

Thaddäus.

. (Mit erhobenem Zeigefinger.)
Ein loſer Wicht!

(Der Vorhang fällt.)

Der Juli, die Lilie und das Alpenröschen.

Von **Michael Becker.**

Wer kömmt da einhergeſchritten mit leichtem, aufgeſchürzten Gewande und großem Hute, ein Schweißtuch in der Linken und in der Rechten eine Sichel? Das muß der Juli ſein, des Helios*) heißeſter Sohn, der Gegenfüßler des Januars. Wie dieſer uns durch Kälte plagt, quält uns jener durch unerträgliche Hitze. Gar manche Menſchen hat er ſchon zu Tod gepeinigt, und auch die armen Kinder, die da zur Schule gehen und in der von ihm geheizten Stube ſtundenlange ſitzen und ſchwitzen müſſen, plagt er dermaßen, daß ſie ihm ganz und gar abhold werden. Sie möchten wohl lieber mit den freien Fiſchlein im See umherſchwimmen, als in den Häuſern wohnen, die er wie Backöfen heizt.

Wohl iſt es wahr, er iſt der Koch, der uns die Aepfel und Birnen rothwangig brät und den Saft in der Traube zum ſüßen Moſt ſiedet; aber etwas zu verſchwenderiſch geht er denn doch um mit ſeinem Feuer. Hitzt er nicht oft die Wolken ſo über und über, daß Feuer darin losbricht und zerſtörende Funken auf uns und unſere Häuſer niederfahren?

Indeſſen, ſo iſt's nun einmal, ſo war es im erſten Sommer, ſo wird es ſein bis zum letzten, und wir wollen es uns gefallen laſſen und dazu noch

*) Der Sonnengott der alten Griechen.

Digitized by Google

ein gutes Geſicht machen, ſonſt wird er übel gelaunt und verſteckt ſich hinter Regenwolken, wie er es ſchon gar oft gethan hat. Und wer macht uns dann unſere Kirſchen ſüß und reif?

Alſo der Juli ſei uns willkommen; aber Blumen muß er uns doch auch bringen, wie ſeine Brüder vor ihm es gethan haben, ſonſt können wir ihm nicht recht von Herzen gut ſein.

Er thut es auch. Wenn ſchon die Senſe bereits die ſchönſten weggemäht hat, ſo weiß er doch noch andere zu pflanzen an Stellen, wohin ſie nicht reicht, in Gärten und auf Berge. Wir wollen deren einige ſuchen.

Die Lilie,

wie ſie gleich in den erſten Tagen des Juli in unſeren Gärten blüht, iſt ſo ſchön gebaut, ſo zart und weiß gekleidet und mit ſolchem Dufte gefüllt, daß wir ſie nicht genug bewundern und lieben können. Ihre Heimath iſt der Orient, bei uns trifft man ſie nur in Gärten. Ihre ſechs zugeſpitzten Blätter ſind ſo wunderbar weiß und von ſolch zartem Stoffe, daß der gefühlvolle Menſch ſich wohl ſcheuet, deren eines auch nur zu zerſtören. Sie war uns deshalb von jeher das Symbol der Unſchuld und Reinheit. Sie zierte die Bilder jener Heiligen, die in engelreiner Unſchuld durch dieſes Leben gewandelt ſind und nun verklärt in weißen Kleidern dem Lamme folgen. Was Wunder auch, wenn der Dichter in beſeligender Begeiſterung von ihr ſingt:

Dich, holde Lilie, meine Augenweide,
Geboren, meine Seele zu entzücken,
Ich möchte dich in heil'ger Liebe ſchmücken
Mit meines Liedes ſchönſtem Feſtgeſchmeide!

Der Himmel hat in ſeiner ew'gen Reine
Sein Silberlicht in deine Bruſt geſenket,
Die Blumenſeele dir mit Gold getränket,
Hat, Blume, dich verherrlicht ſo, wie keine!

Die Engel, die mit Harfengruß-Getöne,
Mit ihrer Heimath ſüßen Himmels-Weiſen
Den Sonnenthron des Ewigen umkreiſen,
Sie halten in den Händen dich, du Schöne!

Digitized by Google

Ehrfurchtsvoll möcht' ich vor dir niedersinken,
Wie vor des Tempels innerm Heiligthume;
Mir ist, als könnt' ich, süße Wunderblume,
Aus deinem Kelch der Unschuld Weihe trinken!

O könnt' ich sagen dem, der jetzt mich früge:
Daß meines Lebens Blüthe, wie die deine! —
Daß ich, verklärt vom letzten Abendscheine,
Wie du — den Himmel in den Himmel trüge!

Heinr. Rustige.

Und nun, meine Lieben, wollen wir hinaus auf die Berge, die so heiter und freundlich auf unsere Städte herniederschauen, mit ihren Felsen gen Himmel streben und auf ihrem Schooße gar lieblich rothe Blümchen tragen. Und das sind

die Alpenröschen.

Sie sind immer grüne Sträuchlein mit eirunden, gewimperten und stachelspitzigen Blättern, die auf beiden Seiten glänzend glatt, unten aber etwas heller und weiß punktirt sind. Die Blüthen stehen in gipfelständigen Schirmchen über die Blätter empor und sind lebhaft rosa oder purpurroth. Vom Mai bis in den August hinein decken sie wie ein rosenrothes oder purpurnes Kleid die Felsen und Abhänge der Alpengebirge und sind uns ein gar liebliches Bild der Fröhlichkeit in dem Herrn, der Fröhlichkeit, die aus einem festen Glauben, einer unerschütterlichen Hoffnung, inniger Liebe und ungetrübter Reinheit des Herzens entspringt. In Felsen setzen die Alpenröschen ihre Wurzeln, und kein Sturm bemächtigt sich ihrer. Vom Thau erwarten sie Tag für Tag ihre Erquickung und von den Wolken des Himmels die Stillung ihres Durstes. Von der Sonne Strahlen erwärmt, öffnen sie ihre Herzen, die Knospen, und röthen sich von brennender Liebe. Erhaben über Sumpf und Schmutz der Erde, von reinen Lüften umweht, bleiben sie rein wie das Thautröpflein, das an ihren Blättern hängt. Darum schauen sie eben so freundlich nieder und so fröhlich und grüßen die Blümlein im Thale und locken den Wanderer hinauf zu ihren Höhen, ihre Lust und Wonne mitzugenießen. Lernen wir von ihnen fröhlich sein in dem Herrn!

Digitized by Google

Der August und Abschied von den Blumen.

Von **Michael Becker.**

Der heiße Juli ist dahin mit seinen einunddreißig Tagen, und der nicht viel minder heiße August folgt nach. Der macht noch den Kehraus für unsere Blumen und nimmt das Wenige mit fort, was Sense und Sichel übrig gelassen haben. Die ganze Natur hat sich gewendet. Die Pflanzenwelt ist in das Stadium der Reife getreten, die Blüthen sind in Früchte umgewandelt und laben uns mit Süßigkeit und Wohlgeschmack, als wollten sie uns entschädigen für die verblühten Blumen. Nun, wir wollen es uns gefallen lassen; alles hat seine Zeit und macht seine Reise zum Grabe.

Aber ganz ohne Blumen ist der August denn doch nicht. Im Grase, das nach der Heuernte wieder frisch gewachsen ist, treffen wir noch alle Farben an. Da guckt die zartrothe Blüthe des Klee's hervor, das liebliche Vergißmeinnicht, die lilafarbige Skabiose, ein tiefblauer Enzian, da noch ein wohlriechender Quendel, der zartgelbe Wundklee, die Pantoffelchen, das blaßrothe Tausendguldenkraut, am Wege die hellblaue Eichorie, im Walde das hochstämmige Weidenröschen, auf dem Acker das dreifarbige Stiefmütterchen, auf der Haide das kleinblüthige Haidekraut und im Teiche die schwimmende Seerose. Also immerhin Blumen genug, ein Bouquetchen zu binden und einen Kranz zu flechten. Das wollen wir auch noch thun und dann heimkehren in unsere Städte, wo uns der Herbst zu Tisch geladen hat und uns Aepfel und Birnen, Zwetschgen und Trauben und andere Früchte in vollen Körben bietet. Lassen wir es uns nun immerhin schmecken; lasset uns aber auch zurückdenken an die Zeit, in der all diese Früchte liebliche Blumen waren, welche die Bäume zu großen Bouqueten gemacht haben. Wer sie damals sah, dem schwoll das Herz in freudiger Erwartung; denn er ahnte, was aus den Blüthen einst werden wird. Und wahr und wirklich ist's geworden, wie er geahnt hatte.

O, gleichet auch Ihr, meine lieben Kinder, all diesen Blüthen. Blühet und freuet Euch des Frühlings, und Gott schütze Euch, auf daß dann auch eine gute Ernte Euch und Euere guten Eltern erfreuen möge.

Also jetzt zum Abschiede noch einen dankbaren Blick zurück auf Wiesen und Fluren, Felder und Wälder, die uns so und so viele Freude und Wonne gespendet haben. Und sieh' da, zur Erinnerung an unsere Blumenlese bieten

Digitized by Google

sie uns noch ein Dreiblatt an, aus dem wir jetzt lesen wollen, als wäre es ein vielblättriges Buch.

Dieses Dreiblatt ist der Sauerklee, der in allen Wäldern zu finden ist, ganze Wurzelstöcke überwuchert und sich gerne unter die Erdbeeren und Epheuranken mischt. Er hat drei zartgrüne, saftige Blättlein, die wie Herzchen geformt und am untern, spitzigen Ende zusammengewachsen sind. Man kann sie essen, und sie schmecken angenehm säuerlich. Im Frühlinge ragen über die Blätter zarte, weiße Blüthen heraus, die fünf Blättchen haben und auch säuerlich schmecken.

Die Worte aber, die wir auf den drei Kleeblättchen lesen wollen sind

„Allmacht, Weisheit, Güte."

Diese drei Worte predigt uns die ganze Natur; vorzüglich schön und deutlich hören wir sie aber von den Blumen preisen.

Gottes Allmacht rief sie in's Leben. Ein Wort, und der erste Frühling warf sein Blumenkleid über die Erde, ein Kleid, mit allen Farben geschmückt, ein Kleid voll Duft und Lieblichkeit. Und welche schaffende Kraft hat die Allmacht der Mutter Natur gegeben, alljährlich dieses Kleid zu erneuern! — Wer zählt die Menge der Blumen — ja, wer zählt nur ihre Gattungen? — Eine einzige Nacht öffnet Millionen von Kelchen, und der Morgenstrahl trifft sie, vom Thau gebadet und mit Perlen und Diamanten geschmückt. Wahrlich, nur Gottes Allmacht vermag dieses.

Die ewige Weisheit hat die Blumen so vollkommen gemacht, daß der menschliche Verstand ihr Gebilde nie zu durchforschen wagt. Nicht das schärfste Mikroskop gibt dem Auge befriedigende Kunde von den feinen und verborgenen Lebenswerkzeugen der Blumen. Wie geschieht es, sage mir's, wenn Du Dich weise dünkest, wie geschieht es, daß die eine Blume roth, die andere blau, die dritte gelb sich färbt? Wie geschieht es, daß die eine Pflanze Kraft und Gesundheit, die andere Gift und Tod uns bringt? Wie geschieht es, daß aus dem einen Körnlein diese Form, aus dem andern jene sproßt? Da verstummt des Menschen Mund, denn er findet keine Antwort. Er muß bekennen, Gottes unergründliche Weisheit spricht aus den Blumen.

Noch mehr aber seine Güte und Freundlichkeit. Was dem Menschen zum Leben nöthig ist, reicht ihm Gott in Fülle. In den Blumen aber bietet er ihm noch dazu Freude und Annehmlichkeit. Farben, Formen und Düfte mannigfachster Art erquicken seine Sinne mit Wonne und Lust. Wie öd

Digitized by Google

wäre das Feld, wie öde Wiese und Wald, hätten sie nur eine Farbe! So aber schmückt er sie mit einem unbegreiflichen Reichthum von Farben und ergötzt dadurch Augen und Herzen der Menschen. Also die Güte und Freundlichkeit Gottes ist es, die uns die Blumen so schön gekleidet hat.

Und somit, meine Lieben, haben wir die drei Worte gelesen — nun begreifet und fühlet sie auch!

Die Erzählungen der Großmutter.

Von **Elisabeth Grube.**

IV.

„Ist das da Onkel Wilhelm, liebe Großmutter?" fragte Elly und zeigte auf ein Aquarellbildchen, welches im Zimmer der Großmutter hing.

Hastig rief Elisabeth: „Das ist ja ein kleiner, dicker Junn! (Junge) Mein Papa ist ein großer, schöner Mann, der hängt in unserer besten Stube und der hat einen ganz großen Bart — weißt Du, Elly! Wir haben ihn ja gestern noch gesehen!"

Die Großmutter lächelte über des Kindes Eifer und nahm das Bildchen von der Wand; die Kleinen kamen alle herbeigelaufen und wollten es näher ansehen und hören, was Großmutter sagte. Diese hielt Elisabeth bei dem kleinen runden Händchen fest und sprach: „Das ist doch Dein lieber Papa, mein Kind! Der ist auch einmal ein kleiner Junge gewesen, und dieses Bild hat ein berühmter Meister gemalt als Geburtsfestgeschenk für Euren seligen Großpapa. Mein kleiner Wilhelm war damals fünf Jahre alt. Der Großvater freute sich sehr, als er das hübsche Porträt erblickte, und ich hab' es sehr lieb als eine Erinnerung an Deines Papa's Kindheit und Eures Großvaters Freude."

„Der liebe Papa!" sagte Elisabeth und strich zärtlich mit ihren Patschchen über das Bild. „Weißt Du was, Großmutter! unser „Junn" gleicht dem Bildchen, jetzt seh' ich es ganz deutlich. Komm her, Wilhelm!" rief sie dem Brüderchen zu, „wenn Du artig bist, dann siehst Du aus wie das Bild vom Papa."

Digitized by Google

Der Kleine blickte hin und lachte vergnügt und rief, indem er die Großmutter umtanzte: „Ich bin aatig, immer aatig, dell, Dooßmutter!“

„Das wäre schön!“ entgegnete freundlich die alte Frau. „Doch, wenn Ihr Alle hübsch zuhören wollt, dann will ich von dem Wilhelm, den das Bild hier vorstellt, Euch eine artige Geschichte erzählen.“

„Ja, ja! wir hören Alle hübsch artig zu!“ rief es durcheinander, und die beiden Aeltesten, Elly und Clärchen, sorgten, daß die Kleinsten zum Sitzen kamen. Die hellen Kinderaugen richteten sich alle nach dem Angesichte der Großmutter. Elisabeth hing mit ihrem herzigen Blick besonders innig an ihren Lippen, während Elly nach ihrer Gewohnheit sich an die Seite der sitzenden Großmutter schmiegte und achtsam zuhörte.

„Ich hatte in der Zeit,“ erzählte die Großmutter, „als Wilhelm fünf Jahre alt wurde, einen besonderen Segen in meinem Hühnerstall an schönen alten Hühnern und vielen Küchlein, unter denen besonders ein Hahn zu unserer Freude recht stattlich heranwuchs. Weil der kleine Wilhelm mir immer so treulich half bei dem Füttern sowohl, wie bei dem Abwehren des Hühnervolks, wenn es einen Raubzug in den Garten versuchen wollte, und weil er eine so große Freude an dem Hahn hatte, der unter seinen Augen gleichsam aus dem Ei gebrochen und groß geworden war, deshalb schenkte ich ihm den schönen, jungen Hahn als sein Eigenthum. Die Beiden hielten sich ordentlich zusammen, der kluge Hahn merkte bald, daß der gute Junge mit den besten Körnern und Bröckchen ihn fütterte, und wie dem Wilhelm die fröhliche, gesunde Kindheit aus den blauen Augen und von den runden Wangen lachte, so krähte der Hahn seinen jungen Muth mit lauter Stimme in die Luft und stolzirte mit vorgestreckter Brust und hoch getragenem Kamm über den Hof.

Weil wir noch einen schönen alten Hahn hatten, meinte der Vater, der junge Hahn könne wohl geschlachtet werden, und bot dem kleinen Wilhelm einen blanken Thaler als Kaufgeld für den guten Braten. Dem Jungen gefiel der blanke Silberthaler sehr, und er wußte wohl, daß er sich Allerlei dafür kaufen könnte; aber der lustige Spielkamerad war ihm doch zu lieb, der Vater mußte auf den Braten verzichten, und Wilhelm sorgte mit noch größerer Achtsamkeit für seinen Liebling, wußte er doch nun, wie viel er im Handel werth sei; einen ganzen Thaler konnte er dafür eintauschen!

So war der Spätherbst gekommen, und eines Morgens, als der kleine

Digitized by Google

Wilhelm, fröhlich erwacht, den lieben Vater begrüßte, sprach dieser zu ihm: „Weißt Du auch, daß heute der Mutter Geburtstag ist?“

„Nein! — warum hast Du mir das nicht gesagt?“ entgegnete der Junge, „nun hab' ich nichts zu schenken für die Mutter!“

„Das erwartet auch die Mutter nicht von ihrem kleinen Jüngelchen,“ beruhigte der Vater; „ich gebe Dir etwas recht Schönes, das bringst Du der Mutter in meinem und Deinem Namen.“

„Nein, nein! — das gefällt mir nicht,“ brummte der Kleine und ging dann still umher, während ich, glücklich über die guten Wünsche und freundlichen Liebeszeichen von Eurem Großvater, den Wilhelm und sein Schwesterchen Lina recht dankbar an's Herz drückte und mich freute, daß ich auf der Welt sei, um Liebe nehmen und geben zu können.

Wir Eheleute saßen noch traulich bei dem Frühstück, Lina im Kinderstühlchen neben uns, der Wilhelm war leise hinausgegangen, da erschallte auf einmal auf der Treppe ein Geschrei, ein Lachen und dazwischen Hahnengegauz und zornige Beschwichtigungsworte; ich stand auf, um nachzusehen, und als ich die Zimmerthüre öffnete, da sah ich meinen lieben Jungen auf der Treppe mit einem laut schreienden Hahn kämpfen; er war ganz roth im Gesicht, der kleine Held, bezwang aber fest und muthig das flatternde Thier, hielt es ruhig mit beiden Armen, stappelte hastig die Stufen hinan und rief mit freudiger Stimme: „Hier, Mutter, meinen Hahn schenk' ich Dir zum Geburtstag!“

Hatte mich schon der Anblick erfreut, so rührte mich das Geschenk doppelt; wußte ich doch, welch' ein lieber Schatz dieser Hahn meinem Kinde war. Ich nahm mit dem herzlichsten Dank die unvermuthete Gabe, und der Vater kam auch herbei und küßte seinen braven Jungen, denn er wußte ja nach der Unterredung am frühen Morgen, daß der kleine Wilhelm sich die Ueberraschung für die Mutter selbst ersonnen hatte, und als er mir später das Gespräch erzählte, wurde mir der Werth der Gabe noch erhöht.

Ich durfte den Hahn nicht leben lassen, Wilhelm wollte das Opfer vollständig bringen. Das schöne Thier wurde geschlachtet und zum Abendessen als Festbraten auf den Tisch gebracht. Und seitdem, Ihr lieben Kinder, ist jedesmal das Festgericht an meinem Geburtstag ein Hahnenbraten; es müssen freilich jetzt mehrere Hähne sein, weil die Tischgesellschaft sich vergrößert hat, wenn auch der liebe Großvater nicht mehr unser Wirth ist, und ich an seiner Stelle die gebratenen Hähne zerlegen muß. Aber selten hat der Wilhelm mir

Digitized by Google

gefehlt, er hat mir gewöhnlich gegenüber gesessen bei dem Geburtsfestmahl; doch als er in den Jahren 1860—62 mit der preußischen Expedition eine Reise nach China, Japan und Siam machte, da blieb seine Stelle leer am Familientisch, und ich erzählte nur die Geschichte von dem Hahnengeschenk zu seinem Gedächtniß. Später schrieb er mir, daß er meinen Geburtstag auf einem schönen französischen Kriegsschiff, der Durance, bei Kanton in China gefeiert habe. Er war mit seinen Reisegefährten zu einem großen Diner (Mittagessen) eingeladen, und der Commandant des Schiffes brachte in Marcobrunner einen Toast aus auf das schöne Land, in welchem dieser köstliche Wein gewachsen, und weil mein Sohn Wilhelm der einzige Rheinländer in der Gesellschaft war, so dankte er für diesen Toast und bat zugleich, „weil er an diesem Tage den Geburtstag seiner Mutter feiere, mit ihm auf deren Wohl und das Wohl aller Lieben in der deutschen Heimath ein Glas zu leeren," und ich kann mir denken, wie meinem lieben Toastbringer die guten Augen bei diesen Worten in feuchtem Glanze geleuchtet haben mögen und sein treues Herz in freudiger Liebe geschlagen haben wird!"

„Elisabeth," setzte die Großmutter hinzu, „Dein Papa ist ein guter Sohn, als kleiner Junge hat er seinen lieben Hahn mir geopfert, als Jüngling hat er seiner Mutter gedacht in weiter Ferne auf mächtigen Wogen der See unter fröhlichen Genossen, er hat mir Liebe und Treue bewiesen in frohen und traurigen Tagen als Jüngling und als Mann, und ich bete zu Gott, daß er Dich und Dein Brüderchen und Euch Alle, Ihr lieben Enkelkinder, auch fromm und groß werden läßt, zu seiner Ehre und Eurer Eltern Freude."

Elisabeth nickte still, mit leuchtendem Blick, wie sie's wohl zu thun pflegt, wenn ihr das kleine Herzchen bewegt ist, und das kleine Brüderchen Wilhelm klopfte in seine Händchen und bekräftigte: „Ja, ja! — fomm un doos!" und die andern Alle mochten ähnliche Gedanken in ihren Herzen bewegen.

„Und nun lauft in den Garten, ihr lieben Kinder, und sucht Blumen im Gras!" ermahnte die Großmutter; „dann macht Elly ein Kränzchen, und damit schmücken wir das kleine Bild des braven Wilhelm, der seiner Mutter das Liebste, was er hatte, zum Geburtstag schenkte."

Digitized by Google

Johann Sebastian Bach.

Von J. St.

I.

Zu Anfang der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts durchwanderte ein kräftiger junger Mann, Hab und Gut in der Tasche, die geliebte Zither unter dem Arme tragend, das freundliche Thüringerland.

Er kam aus dem fernen Ungarn, seiner Heimath, die er, gleich vielen Andern, verlassen hatte, um der Bedrängniß zu entgehen, welche damals auf dem unglücklichen Lande lastete.

Der größte und fruchtbarste Theil Ungarns mit der alten Hauptstadt war zu jener Zeit im Besitze der Türken; um den übrigen Theil mit Preßburg haderten einige vornehme Magyaren mit dem Hause Habsburg, und um das Maß des Jammers voll zu machen, entbrannten auch die kaum beigelegten Religionskämpfe auf's Neue.

Da machte denn, wer nur irgend es vermochte, so viel als möglich von seiner Habe zu Geld und flüchtete sich damit in's Ausland.

So auch unser Wandersmann, Veit Bach, ein Bäcker aus Preßburg.

Einer deutschen Handwerkerfamilie entstammt, die vor längerer Zeit nach Ungarn übersiedelt war, zog er jetzt nach Deutschland, um da eine Stätte zu suchen, wo er ungestört seinem Glauben und seinem Berufe leben konnte. Er fand diese in Wechmar, einem Dorfe in der Nähe von Gotha.

Dort kaufte er sich mit dem, was er von seinem Vermögen gerettet hatte, ein kleines Haus, das er zum Betriebe seines Gewerbes, der Bäckerei, nothdürftig einrichtete, verheirathete sich und lebte mit den bescheidensten Ansprüchen glücklich und zufrieden in seiner neuen Heimath. Seine einzige und liebste Erholung war Musik. Die mitgebrachte Zither, welche er mit großer Fertigkeit spielte, war in freien Stunden seine liebste Gesellschaft und begleitete ihn sogar zur Mühle. Wenn er sein Korn aufgeschüttet hatte, setzte er sich in eine Ecke und spielte, bis dasselbe durchgemahlen war, unbeirrt von dem Geklapper und Getöse des Mühlwerkes, wie und was ihm gerade in den Sinn kam.

Veit hatte zwei Söhne, und auch diese bekundeten, zur großen Freude des Vaters, frühzeitig Anlage und Neigung zur Musik. Und so wurde denn in dem kleinen Bäckerhause, zur eigenen und Anderer Ergötzung, gar weidlich musizirt.

Digitized by Google

Dabei aber ahnte wohl Keiner aus dem fröhlichen Kreise, daß der schlichte musizirende Bäcker bestimmt sei, Stammvater einer musikalischen Familie zu werden, so zahlreich, daß sie einzig und ohne ihres Gleichen in der Kunstgeschichte dasteht, indem nämlich während zwei Jahrhunderten, durch sechs Generationen sämmtliche Nachkommen Veit Bach's, deren über 60 bekannt sind, alle tüchtige Musiker wurden. Die meisten, und darunter sehr hervorragende Talente, hatten die Musik als Fachstudium und Beruf erwählt.

Von Veits Söhnen wurde der Aelteste, dem Vater folgend, Bäcker; der zweite Teppichmacher. Beide aber betrieben neben ihrem Gewerbe fortwährend fleißig und mit Vorliebe die Musik. Letzterer hatte 3 Söhne, welche sämmtlich so entschiedenes Talent besaßen, daß der damals regierende Graf von Schwarzburg-Arnstadt, der sie zufällig musiziren hörte, sie auf seine Kosten nach Italien schickte, um sie dort in der Tonkunst ausbilden zu lassen. Bei ihrer Rückkehr erhielten sie sämmtlich Organisten-Stellen in ihrer Heimat. Auch ihre Nachkommen blieben der Kunst getreu, und von nun an finden wir bei fast allen Kantor- und Organisten-Stellen den Namen Bach. Zuerst in dem heimathlichen Thüringen, dann, als ihre Zahl sich immer mehrte, auch in dem benachbarten Franken und Niedersachsen. Darunter einige sehr bedeutende Musiker, deren Arbeiten noch heutzutage von Sachverständigen volle Anerkennung gezollt wird. Auffallend mag es erscheinen, daß unter diesen Umständen Keiner von so Vielen sein engeres Vaterland und sein kleines Amt je verlassen hat, um anderwärts Ehre und Geld zu erringen, was den Hervorragendsten unter ihnen gewiß nicht schwer geworden wäre.

Aber eine innige Anhänglichkeit an Heimath und Familie und eine seltene Genügsamkeit sind so ausgeprägte, Allen gemeinsame Charakterzüge, daß es scheint, als hätten sich dieselben, gleich der musikalischen Begabung, von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. So wurde denn, nachdem die Familie immer zahlreicher und dadurch mehr zerstreut geworden war, alljährlich ein Tag ausgemacht, wo alle Mitglieder an einem bestimmten Orte sich einfanden. Gewöhnlich wählte man hiezu Arnstadt, Erfurt oder Eisenach*). Adlung erzählt, daß noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Raths-Musiker in Erfurt

*) Zur Mitte des 17. Jahrhunderts zählte man deren zu gleicher Zeit über dreißig, die als Organisten oder sonst angestellte Musiker sich in Amt und Würden befanden.

Digitized by Google

einfach nur „die Bache“ genannt wurden, obgleich damals kein Bach dort eine solche Stelle inne hatte.

Weil die Gesellschaft beinahe gänzlich aus Musikern vom Fache bestand, war auch die Unterhaltung fast ausschließlich eine musikalische. Nach der Sitte jener Zeit begann man mit einem Choral und ging dann zu fröhlicheren Weisen über, wobei Volkslieder und mit Vorliebe extemporirte Quartette gesungen wurden, zur großen Belustigung der Sänger und Zuhörer.

Aber sowohl diese fröhlichen Thüringer, als ihre talentvollen Nachkommen, die mit der fortschreitenden Ausbildung der Musik ihre Kunst immer ernster betrieben, hätten wohl kaum das Interesse der Nachwelt in solchem Grade zu erregen vermocht, wäre nicht aus ihrem Stamme ein Mann hervorgegangen, von dessen hellstrahlendem Ruhm ein lichter Abglanz auf Alle fällt, die vor und nach ihm seinen Namen trugen.

Dieser Mann war Johann Sebastian Bach.

Johann Sebastian, geboren zu Eisenach am 21. März 1685, war der Sohn eines Hof- und Stadtmusikus daselbst. Seine Mutter, die Tochter eines Rathsherrn in Erfurt, verlor er so früh, daß er sie nicht kannte, und noch ehe er das 10. Lebensjahr erreicht hatte, starb auch sein Vater.

So stand denn der 9jährige Knabe als Doppelwaise rath- und hilflos allein in der Welt. Man wendete sich nun an seinen ältesten Bruder, der bereits Organist in Ordruff war, und dieser nahm nun auch den Kleinen zu sich und unterrichtete ihn im Klavier und den allgemeinen Anfangsgründen der Musik. Bald spielte der kleine Sebastian alle ihm vorgelegten Uebungsstücke fehlerfrei und auswendig und bat seinen Bruder und Lehrmeister dringend, ihm etwas Schwereres zu geben.

Dieser besaß unter Anderem auch ein Heft, welches Klavierstücke von den damals berühmtesten Komponisten, Fischer, Bruhns, Buxtehude u. A., enthielt. Dieses Heft war nun der Gegenstand von Sebastians heißesten Wünschen. Er bat inständig, mit Thränen und Schmeichelworten, doch vergebens, der Bruder blieb unerbittlich.

Je hartnäckiger aber die Weigerung des Bruders, desto lebhafter wurde das Verlangen des Knaben.

Da entdeckte denn eines Tages Sebastian, daß sein heißersehntes Kleinod in einem nur mit Gitterthüren verschlossenen Schranke aufbewahrt wurde. Er versuchte nun mit der Hand hineinzugreifen, und gewahrte mit Entzücken die

Digitized by Google

Möglichkeit, innerhalb desselben das Heft so klein zu rollen, daß er es durch das Gitter herauszuziehen vermochte.

Sein Entschluß war gefaßt. Er suchte sich heimlich Notenpapier zu verschaffen und benützte die erste mondhelle Nacht, während der strenge Bruder und Alles im Hause schlief, sein Unternehmen zu beginnen. Leise schlich er an den Schrank, nahm das Heft heraus und schrieb beim Mondenscheine so lange, bis dieser verbleichte. Da er kein Kerzenlicht bekommen konnte und nur auf den Mond angewiesen war, so nahm die mühsame, oft unterbrochene Arbeit sechs volle Monate in Anspruch, und oft blickte Sebastian am Tage ängstlich nach dem Schranke, besonders wenn der Bruder etwas herausnahm, ob er nicht absichtlich oder zufällig ihm vielleicht das kostbare Heft entrückte.

Endlich, endlich hatte er es erreicht; das ganze Heft war abgeschrieben, war *sein*. Mühe und Anstrengung waren vergessen bei dem beglückenden Gedanken an diesen Besitz. Aber, so groß seine Freude, so kurz war sie leider auch.

Nur ganz insgeheim konnte Sebastian von seiner theuren Errungenschaft Gebrauch machen. Wie vorsichtig er aber dabei auch zu Werke ging, kam dieselbe doch zur Kenntniß des Bruders, der über solch eigenmächtiges Vorgehen auf's höchste ergrimmt, ihm alsogleich den so sauer erworbenen Schatz entriß und durch Nichts zu bewegen war, ihn wieder herauszugeben.

Erst nach seinem, zwar noch in demselben Jahr erfolgten Tode, gelangte Sebastian wieder in den Besitz desselben. Zugleich erhielt er nun aber auch das so mühsam kopirte Originalheft.

Abermals stand jetzt nach dem Tode des einzigen Bruders Sebastian allein und nur auf sich selbst angewiesen auf der weiten, großen Erde.

Mit jugendlichem Muthe faßte er den Entschluß, mit einem Schulkameraden, Namens Erdmann, einem armen Knaben (der aber später russischer Resident in Danzig wurde), nach Lüneburg zu gehen, um sein Brod als Singknabe zu suchen. Es gelang ihm auch wirklich, wegen seiner schönen Sopranstimme und seines feinen musikalischen Gehöres dort sogleich eine Stelle im Chor des Musikgymnasiums zu erhalten.

Während seines dreijährigen Aufenthaltes daselbst benützte Sebastian jede Zeit und Gelegenheit zu seiner künstlerischen Ausbildung. Keine Mühe, kein Opfer war ihm zu groß und zu schwer für diesen Zweck. Obgleich in den beschränktesten Verhältnissen, wußte er es doch zu ermöglichen, einige Male

Digitized by Google

nach Hamburg zu kommen, um dort den alten Reinick, den ersten Orgelspieler seiner Zeit, zu hören und von ihm zu lernen.

Im Jahre 1703, nachdem er seine Stimme verloren hatte, ging er nach Weimar, wo er durch Vermittlung seiner Verwandten eine kleine Stelle als zweiter Violinist im herzoglichen Hoforchester erhielt. Wie bescheiden auch sein Auftreten war, erregten doch bald seine musikalischen Fähigkeiten die Aufmerksamkeit der Sachverständigen. Schon im nächsten Jahr erhielt Bach einen Ruf als Organist nach Arnstadt. Eine ziemlich bedeutende musikalische Bibliothek bot ihm dort erwünschte Gelegenheit, die Werke der hervorragendsten Meister kennen zu lernen. Mit unersättlichem Eifer widmete er sich ihrem Studium. Je weiter er aber darin vordrang, desto größer wurde sein Verlangen, die Meisterwerke von ihren Verfassern selbst vortragen zu hören. Er erbat sich Urlaub und ging zu Fuß nach dem nahezu 100 Stunden entfernten Lübeck, um den genialen Buxtehude, damals Organist an der Marienkirche daselbst, zu hören und kennen zu lernen. Unter den größten Entbehrungen verweilte er mehrere Wochen in Lübeck. Seine Mittel, die kaum zur Bestreitung des Allernöthigsten an Kost und Obdach ausreichten, gestatteten ihm nicht, Unterricht bei dem gefeierten Meister zu nehmen. So mußte er denn durch List und Bitten sich die Gelegenheiten erkämpfen, ihn öfter zu hören und ihm dadurch etwas abzulernen. Nach einem mühe- und opfervollen Aufenthalte von 8 Wochen trat dann Bach, da sein Urlaub zu Ende ging, wieder die Rückreise an und wanderte zu Fuß, wie er gekommen, nach Arnstadt zurück.

Von nun an scheint sich Bach's Ruf, — obgleich er merkwürdigerweise bis dahin weder selbst je öffentlich gespielt, noch etwas von seinen Werken veröffentlicht hatte, — doch bereits über ganz Deutschland verbreitet zu haben. Von verschiedenen Seiten wurden ihm Organisten-Stellen angeboten, worunter er die an der Katharinenkirche zu Mühlhausen annahm, wo er sich im Jahre 1707 mit der Tochter seines Vetters Michael Bach verheirathete.

Kurze Zeit darauf erhielt Bach eine Einladung nach Weimar und spielte dort in einem Hofconcerte eine seiner neuesten Kompositionen für das Klavier. Der Herzog, entzückt und höchst überrascht, in seinem ehemaligen, so bescheidenen Violinisten einen solchen Meister wiederzufinden, bot ihm sogleich die Stelle eines Hoforganisten und Concertmeisters an. Bach ging ohne Besinnen auf das Anerbieten ein und siedelte bald darauf nach Weimar über.

Seine Aufgabe bestand hier hauptsächlich darin, Musik für die Kirche zu

Digitized by Google

schreiben und die Aufführung derselben selbst zu leiten; — sie war Bach's Neigung und Talent in gleichem Maße entsprechend. Die Verbesserung seiner Lage, die Anerkennung, welche seinen Leistungen sowohl von Seiten des Hofes, als der ganzen Stadt zu Theil wurde, und das Bewußtsein, sich in einem größeren, seinen Fähigkeiten entsprechenderen Wirkungskreis bewegen zu können, waren von dem glücklichsten Einfluß auf die Fortbildung seiner künstlerischen Vollendung. Von Jahr zu Jahr stieg nun sein Ruhm; man reiste eigens nach Weimar, um ihn zu hören, Musik-Kenner und Freunde erklärten einstimmig Bach für den ersten Musiker in ganz Deutschland, sowohl wegen der tiefen und wunderbaren Gedankenfülle in seinen Kompositionen, als wegen der für jene Zeit unerhörten Fertigkeit und Feinheit des Vortrages.

Nur Händel allein konnte ihm verglichen werden; aber dieser hatte bereits Deutschland verlassen und sich England zum bleibenden Aufenthalt gewählt.

Zu gleicher Zeit aber lebte in Paris Jean Louis Marchand, der bei seinen Landsleuten für den größten Klavier- und Orgelspieler nicht nur Frankreichs, sondern der ganzen Welt galt. Er war mit großem Gehalte als Kapellmeister des Königs von Frankreich angestellt und bekleidete nebenbei noch mehrere Organistenstellen an verschiedenen Kirchen von Paris. Man rechnete es sich als besondere Ehre an, ihn zum Lehrer zu bekommen, und bezahlte jede Stunde mit einem Louisd'or.

Durch einen jener tollen Streiche, wozu seine Eitelkeit und Anmaßung ihn öfters verleiteten, hatte Marchand sich endlich die Ungnade des Königs zugezogen und fand sich nun veranlaßt, eine Reise durch Deutschland zu unternehmen.

Er kam auch nach Dresden an den Hof des prachtliebenden August II., Churfürst von Sachsen und König von Polen, wegen seiner außerordentlichen Körperkraft August der Starke genannt.

Der in seiner äußeren Erscheinung, wie in seinem Spiele höchst elegante Franzose erntete auch hier so reichen Beifall, daß bereits davon die Rede war, ihm glänzende Anerbieten zu machen, um ihn in Dresden festzuhalten.

Die Sachverständigen, welche das Oberflächliche seiner Kunst, der es an aller Tiefe fehlte, nur zu wohl erkannten, schüttelten bedenklich die Köpfe, wagten aber keine Gegenvorstellung, wo der königliche Gebieter bewunderte und befahl.

Da schickte Volumier, des Königs Concertmeister, ein Belgier von Geburt,

Digitized by Google

einen Boten an Sebastian Bach, den er kannte und hoch verehrte, nach Weimar mit einer Einladung, sich so bald als möglich zu einem musikolischen Wettkampf mit Marchand nach Dresden zu begeben.

Meister Sebastian ging guten Muthes auf den Vorschlag ein und machte sich ohne Zögern auf den Weg. Sobald Volumier von seiner Ankunft in Dresden Kenntniß erhielt, meldete er dieselbe dem König.

„Ei, das ist ja ein herrliches Zusammentreffen!“ rief dieser hoch erfreut; „zwei solche Kunstheroen zu gleicher Zeit, das bietet uns Gelegenheit zu einem höchst interessanten Wettstreit. Lassen Sie Bach gleich zu dem morgigen Hofconcert einladen!“ setzte er hinzu.

Gesagt, gethan. Bach erhielt die Einladung und zwar, wie ihm bedeutet wurde, diesmal nur als Zuhörer. Volumier, der Einzige von der ganzen glänzenden Versammlung, der ihn kannte, empfing ihn mit großer Herzlichkeit. Da er aber als Concertmeister im Dienste war, mußte er gleich wieder an seinen Posten, und Meister Sebastian suchte sich nun im Hintergrunde ein stilles Plätzchen, wo er ungestört seinen berühmten Kunstgenossen hören und beobachten konnte.

Nur wenige Minuten vor dem Könige erschien auch Marchand. Er trug ein reich gesticktes Hofkleid von braunem Sammt, nach der Mode jener Zeit, dazu Hand- und Busenkrause von kostbaren Spitzen und an beiden Händen Ringe mit Diamanten von seltenem Glanz und Werth. Nach allen Seiten vornehm grüßend, nahm er seinen Platz am Klavier.

Der König kam, und das Concert begann. Rauschender Beifall lohnte den Künstler nach jedem Stücke. Nachdem er zum Schlusse eine große Anzahl Variationen im damaligen Geschmack vorgetragen hatte, bedeutete der König Volumier, ihm nun Bach vorzustellen.

„Wir haben Euch für heute zwar nur als Zuschauer eingeladen, Meister Bach,“ redete der König ihn an, „indem wir uns vorbehalten, demnächst bei einem Wettkampfe mit Mr. Marchand Eure Kunst zu erproben und zu bewundern. Indessen würde es uns Vergnügen machen, gleich jetzt eine kleine Probe davon zu hören, und wäre es nur, um den Flügel zu versuchen.“

Mit einer tiefen Verbeugung gegen den König begab sich Bach an's Klavier, legte Marchand's Notenheft beiseite, der mit nicht geringem Erstaunen den ihm gänzlich unbekannten Deutschen so muthig seinen Platz einnehmen sah, — und begann. Nach einem herrlichen Präludium spielte er einfach

Digitized by Google

dasselbe Thema, welches vorher Marchand vorgetragen, und variirte es noch zwölfmal in so origineller und mannigfacher Weise, daß der König bei aller Vorliebe für alles Französische und speziell für Marchand, ihm laut seine volle Anerkennung zollte.

Der beabsichtigte Wettkampf der beiden Künstler sollte im Hause des Hofmarschalls Grafen von Flemming, Marchand's besonderem Gönner, stattfinden. Nachdem der König Tag und Stunde dazu bestimmt, und Volumier es Bach mitgetheilt hatte, schrieb dieser in sehr höflichen Ausdrücken die übliche sogenannte Ausforderung, in welcher er sich von seinem Kunstgenossen beliebige musikalische Aufgaben ausbittet, um selbe dann aus dem Stegreife auszuführen, unter Voraussetzung einer gleichen Willfährigkeit seitens seines Gegners in Bezug auf die von ihm vorzulegenden Themas. Marchand sagt zu und verspricht zur bestimmten Stunde sich einzufinden.

Eine eben so zahlreiche, als glänzende Gesellschaft hatte sich im Hause des Grafen Flemming versammelt, das in einen Feenpalast verwandelt schien zum würdigen Empfange des hohen Besuches.

Mit lauter Stimme verkündete der an der Thüre des ersten Salons stehende Haushofmeister die Namen der Eintretenden. In der Mitte desselben befanden sich der Graf und seine Gemahlin, um ihre Gäste zu empfangen, welche sich nach gegenseitiger Begrüßung in die anstoßenden Prunkgemächer vertheilten.

Eines derselben war gleichsam in einen Garten verwandelt, wo die herrlichsten und seltensten Blumen ihre Düfte verbreiteten, tropische Gewächse Lauben bildeten, und kleine Cascaden von wohlriechenden Wässern über künstliche kleine Felsen herabrieselten. Die folgenden enthielten eine kostbare Gemäldesammlung. Alles, was Dresden damals Vornehmes, Berühmtes, Schönes und Reiches aufzuweisen hatte, war heute in diesen Räumen versammelt.

In bunten Gruppen saßen junge und alte Kavaliere mit schneeweiß gepuderten Perrücken und zierlichen, schwarzen Schnurbärtchen, und roth und weiß geschminkte Damen, starrend in Sammt und Seide, mit Gold und Edelsteinen übersäet, in welchen sich die Strahlen des Lichtmeeres brachen, das sie umgab.

Am Ende der Gallerie befand sich das Musikzimmer, ein großes, regelmäßiges Achteck, in dessen Mitte ein kostbarer neuer Flügel von Schröter und dem Instrumente gegenüber drei reich vergoldete Lehnstühle für den König,

Digitized by Google

die Königin und den Churprinzen. An den Flügel gelehnt, ſtanden Volumier in Uniform als Concertmeiſter und Bach im einfachen ſchwarzen Kantorrock, die große Allonge-Perrücke auf dem Kopfe, den kleinen Hut unter dem Arm. Mancher geringſchätzend mitleidige Blick fiel da auf den ſchlichten deutſchen Künſtler; denn Niemand außer Volumier zweifelte im Geringſten an ſeiner Niederlage in dem bevorſtehenden Wettkampfe, welcher denn auch den Hauptgegenſtand des Geſpräches bildete.

Immer noch kamen neue Gäſte, nur Einer kam nicht, — und das war Marchand. Nur mit Mühe konnte der Graf ſeine Unruhe und Ungeduld verbergen. Als ihm endlich gemeldet wurde, daß ſoeben der König die Reſidenz verlaſſen habe, und er hinunter eilte, um die erlauchten Gäſte am Fuße der Treppe zu empfangen, flüſterte er im Vorübergehen Volumier in größter Aufregung zu: „Aber, mein Gott, wo bleibt Marchand?“

„Bedaure unausſprechlich, Excellenz, nicht dienen zu können; ich habe heute noch gar nichts von Monſieur Marchand vernommen,“ erwiderte der Concertmeiſter.

Der König erſchien, die Königin Eberhardine am Arme führend, hinter ihnen der Churprinz und die Herren und Damen des Hofes. Nachdem die Herrſchaften einige huldvolle Worte an die Umſtehenden gerichtet und dem Feſtgeber ihre allerhöchſte Anerkennung und Zufriedenheit ausgeſprochen hatten, befahl der König, mit dem „muſikaliſchen Turnier“, wie er es nannte, zu beginnen. Graf Flemming, der inzwiſchen zu Marchand geſchickt hatte, war bemüht, deſſen Ausbleiben zu entſchuldigen, das nur durch etwas ganz Außerordentliches veranlaßt ſein könne. Nach einigen Minuten aber kam die Meldung, daß Herr Marchand bereits am frühen Morgen mit Extrapoſt von Dresden auf Nimmerwiederkehr abgereiſt ſei.

Der Graf vermochte kaum ſich zu faſſen. Aller Augen wendeten ſich nach dem König, um zu ſehen, wie er die überraſchende Kunde aufgenommen.

„Das iſt allerdings ein unerwarteter Ausgang des vielbeſprochenen Wettſtreites,“ ſagte nach einigen Sekunden allgemeinen Schweigens der Monarch zum Grafen Flemming nicht ohne einen Anflug von Ironie. „Indeſſen,“ fuhr er fort, „ſoll Mr. Marchand durch ſeine Flucht nicht uns, ſondern nur ſich ſelbſt einen Streich geſpielt haben. Meiſter Bach, es bleibt Euch nun die Aufgabe, Euch ſelbſt zu übertreffen. Beginnt!“

Bach ſetzte ſich an den Flügel, ſpielte theils nach Angabe des Königs,

Digitized by Google

theils nach eigener Wahl die verschiedensten Stücke unter immer wachsendem Beifall der Versammlung. Endlich näherte sich August dem Flügel und rief aus: „Hör' Er, Bach*), Er hat eine wahrhaft teufelmäßige Geschicklichkeit. Er hat Uns Mr. Marchand vollkommen ersetzt."

Am andern Morgen schickte der König dem bescheidenen Meister als klingendes Zeichen seiner allerhöchsten Zufriedenheit 100 Louisd'or.

Unter den Zuhörern befand sich damals auch der Herzog von Köthen, ein großer Musikfreund und Kenner. Er war so überrascht und entzückt von Bach's Leistungen, daß er ihn am folgenden Tage zu sich bitten ließ und ihm die Stelle eines Kapellmeisters an seinem Hofe unter sehr vortheilhaften Bedingungen anbot. Bach nahm den Antrag an und siedelte nach einigen Wochen nach Anhalt-Köthen über. Dort lebte er in sehr angenehmen Verhältnissen. Sein Fürst liebte und schätzte ihn wie einen Freund; sogar auf seinen verschiedenen Reisen mußte Bach ihn meistens begleiten.

Von einer solchen Reise heimkehrend, wurde Bach einst beim Eintritt in sein Haus mit der Schreckenskunde empfangen, daß seine Gattin, die er gesund und heiter verlassen hatte, während seiner Abwesenheit gestorben und bereits begraben sei. Es war bei den Verkehrsmitteln jener Zeit nicht möglich gewesen, ihn früher davon zu benachrichten.

Der Tod seiner treuen Lebensgefährtin war für Bach ein schwerer Schlag. Seine einzige Lebensfreude nebst seiner Kunst waren nun seine beiden ältesten Knaben, der geniale, ernste Friedemann und der sanfte, heitere Emanuel, ersterer 10, der zweite 6 Jahre alt, welche bereits durch ihre musikalischen Anlagen zu den schönsten Hoffnungen berechtigten und trotz der Verschiedenheit ihres Wesens mit gleich inniger Zärtlichkeit an dem Vater hingen.

Auf Anrathen seines fürstlichen Freundes unternahm Bach zu seiner Zerstreuung eine Reise nach Hamburg, um dort noch einmal im Leben den alten Meister Reinick zu besuchen, dem zu Liebe er damals als Knabe von Lüneburg aus mehrmals nach dieser Stadt gewandert war. Dieser, ein Greis von 99 Jahren, aber geistig und körperlich rüstig, hatte große Freude an diesem Besuch, und wie einst Bach als angehender Künstler jede Gelegenheit aufgesucht, den berühmten Meister zu hören, so versäumte jetzt der hochbetagte Reinick keinen Anlaß, Bach zu hören.

---

*) Des Königs eigener Ausdruck.

Digitized by Google

Als dieser einst über den Choral „An Babylon's Wassern" ꝛc. phantasirte, da umarmte ihn tief gerührt der greise Meister und rief: „Ich hatte gedacht, diese Kunst sei ausgestorben, nun sehe ich, daß Sie in Ihnen in vollster Blüthe fortlebt."

Dieses Zeugniß war um so ehrenvoller für Bach, als Reinick, der ungeachtet seines hohen Alters noch immer eifersüchtig auf seinen Künstlerruhm war, denselben Choral einst selbst bearbeitet und, in Kupfer gestochen, herausgegeben hatte.

Bach spielte auf den verschiedenen Orgeln Hamburgs unter großem Zudrang von Musikfreunden aus allen Ständen, und man hoffte, ihn für Hamburg zu gewinnen. Auch von Halle, wo damals der alte Zachau, Händel's erster Lehrer, starb, erhielt Bach einen Ruf an dessen Stelle als Organist an der Marienkirche daselbst. Bach lehnte jedoch dieses Anerbieten zu Gunsten eines talentvollen Schülers des verstorbenen Zachau ab.

Als aber im Jahre 1722 Joh. Kuhnau, Musikdirektor zu Leipzig und Cantor an der Thomas-Schule daselbst, nach längerer Krankheit starb, und die Stadt Leipzig in der ehrenvollsten Weise Bach diese beiden Stellen anbot, da entschloß er sich, namentlich in Anbetracht des ihm gebotenen größeren Wirkungskreises, dieselben anzunehmen, wie schwer es ihm auch wurde, sich von seinem fürstlichen Freund und Gebieter zu trennen. Dieser selbst aber, so ungerne er Bach entließ, konnte ihm nicht abrathen.

Wenige Wochen nach Bach's Abgang von Köthen starb der Herzog. Tief erschüttert vernahm er diese Trauerkunde, und seine erste Arbeit in seiner neuen Stellung war die herrliche Trauermusik, die er als letzten Zoll der Dankbarkeit für den geliebten Fürsten schrieb, und zu deren Leitung er sich selbst nach Köthen begab.

Zur selben Zeit erhielt Bach auch den Titel eines herzoglich Weissenfels'schen Kapellmeisters. Der alte Herzog, derselbe, welcher einst auf Händel's Schicksal von so wesentlichem Einfluß gewesen, schätzte ihn sehr hoch und lud ihn häufig zu sich ein. Dort lernte Bach seine zweite Gattin, Anna Magdalena, die Tochter des herzoglichen Hofmusikus Wülkens, kennen und verheirathete sich mit ihr noch vor seinem Umzug nach Leipzig.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Sprüche der Weisheit.

Gesammelt von **Johannes Frank.**

Wer seines Mundes hat Gewalt,
Der mag mit Ehren werden alt.

Was dir geschenkt, sieht Gott nicht an,
Nur das, was treue Kraft gewann.

Beredter Mund verklagt oft schwer,
Ein stummer Mund sagt oft noch mehr.

Ausdauer und Geduld
Gewinnen des Glückes Huld.

Des Menschen Dünkel hebt sich von der Erde
Und wird — ein Bettelmann zu Pferde.

In Worten nichts, in Werken viel,
Bringt am geschwindesten zum Ziel.

Dem Wort und Handschlag bleibe treu,
Als ob es Brief und Siegel sei.

Auflösung des Räthsels S. 480.

Gras — Sarg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Johann Sebastian Bach.

Von J. St.

(Mit Bild.)

II.

Alles, was Sebastian Bach bei seinen bescheidenen Ansprüchen sich je gewünscht, war ihm in seiner neuen Stellung geboten. Er fand dort, was er oft empfindlich vermißt hatte, vortreffliche Instrumente und zugleich Gelegenheit, seine Kunst sowohl als Komponist, denn als Orgel- und Klavierspieler auszuüben. Er hatte eine Anzahl sehr talentvoller Schüler, die ihn liebten und verehrten, und ein, wenn auch nicht glänzendes, so doch ausreichendes Einkommen für sich und seine zahlreiche Familie. Sein Amt als Cantor an der Thoma-Schule, womit noch einige Verpflichtungen gegen den Hof verbunden waren, veranlaßte ihn, zu wiederholten Malen selbst nach Dresden zu reisen. Dort spielte er jedesmal bei Hofe. Der König, der ihn persönlich liebte und schätzte, verlieh ihm den Titel eines königlich polnischen und churfürstlich sächsischen Kapellmeisters, als Zeichen seiner Anerkennung und unterhielt sich gerne mit dem schlichten, biederen Manne. Scherzend erwähnte er dabei öfters des projektirten Wettkampfes mit Marchand und dessen schmählicher Flucht.

Uebrigens war das Leben der Familie Bach in Leipzig mit Ausnahme einiger kleinen Reisen, welche die beiden älteren Söhne mit oder ohne den Vater machten, ein gar einfaches, still und regelmäßig, aber dabei friedsam und glücklich. Sebastian Bach war nicht nur Meister der Harmonie in seiner Kunst, er war auch im Leben eine durchaus harmonische Natur, die wohlthätig auf seine ganze Umgebung wirkte.

Bei dem unvermeidlichen Bewußtsein seiner hervorragenden Bedeutung als Künstler, bewahrte er doch immer eine auf wahre Herzensdemuth begründete Bescheidenheit. Billig und milde im Urtheil über Andere, besonders über Kunstgenossen, frei von Neid und Eifersucht, erfreut und dankbar, wenn er Anerkennung fand, ruhig, auch wenn sie ihm versagt wurde, lebte er im Frieden mit sich und den Andern, geliebt und geachtet von Allen, die ihn kannten.

In seinem Hause war Bach vollkommen Herr und Gebieter, dabei aber

Digitized by Google

ein liebevoller Gatte und Vater. Er hielt auf strenge Ordnung und ein Tag glich da ziemlich dem andern. Am frühen Morgen versammelte sich die Familie in der Wohnstube. Ehe man sich zum Frühstück setzte, trat Sebastian an's Klavier und begann die Morgenandacht mit einem kleinen Choral, in welchen dann Alles einstimmte. Nach eingenommenem Frühstück begab sich Vater Bach in seine Thomas-Schule, die älteren Söhne an ihre Studien, die jüngeren Kinder in die Schule und Frau Magdalena mit den erwachsenen Töchtern an ihre häuslichen Arbeiten. Nach Tische ging der Vater regelmäßig mit Friedemann eine Stunde spazieren, dann ertheilte er zu Hause seinen Schülern, worunter die bedeutendsten seine beiden ältesten Söhne, dann Doles, Altnikol, Agricola und Kirnberger waren, Unterricht in der Fuge und im Generalbaß, oder er schloß sich ein und komponirte.

An Sonn- und Festtagen ging die ganze Familie miteinander zur Kirche; der Vater mit Friedemann auf den Chor, wo schon die Thomasschüler mit ihren Notenblättern und die Stadtmusiker in ernster Erwartung des Meisters harrten. Feierliche Stille herrschte durch den weiten Raum; Sebastian wendete sich erst gegen den Altar und sprach ganz leise ein kurzes Gebet, dann setzte er sich an die Orgel und begann die Einleitung. Nach beendetem Gottesdienst, wenn Alles sich entfernt hatte, pflegte er dann seine Schüler um sich auf dem Chor zu versammeln; da mußte Jeder etwas von seiner Komposition vortragen, dazwischen spielte er selbst.

Hierauf ging's an ein einfaches, fröhliches Mittagsmahl, wozu meist auch die Kunstjünger geladen waren.

So vergingen Tage, Wochen und Jahre ohne wesentliche Ereignisse, bis im Frühlinge 1733 Friedemann einen Ruf an die Sophienkirche in Dresden erhielt.

Sebastian begleitete seinen Liebling selbst dahin und empfahl ihn seinen Freunden, deren er sich dort viele erworben hatte. Friedemann war von Bach's 11 Söhnen, welche alle musikalisch waren, bei weitem der begabteste. Er hatte vor Allen jene erhabene Originalität in Komposition und Vortrag ererbt, die den Vater auszeichnete. Wenn er spielte, riß er Alles zum Entzücken hin; wenn er sprach, überraschte er durch vielseitiges Wissen. Er hatte mit Erfolg Mathematik und Jurisprudenz studirt und unter des berühmten Graun Leitung sich zum vollendeten Violinspieler ausgebildet. Mit gleicher Virtuosität spielte er Klavier und Orgel. Mit solchen Anlagen ausgerüstet,

Digitized by Google

schien seine Zukunft gesichert. Leider aber war denselben eine unglückliche Mischung von Widersprüchen in seinem ganzen Wesen beigegeben. Bei der hohen und wahren Begeisterung für die Kunst, fehlte es ihm doch an allem moralischen Halt; — bei einer an Leidenschaft grenzenden Liebe und Verehrung für seinen Vater, war doch Er es, welcher dessen letzte Jahre durch schwere Sorgen trübte.

Damals aber ahnte der liebevolle Vater noch nichts von jenen trüben Tagen; er sah in den Keimen jener beklagenswerthen Eigenschaften nur einen durch Friedemann's Jugend zu entschuldigenden Mangel an Reife, und hoffte das Beste von seiner selbständigen Stellung. — Leider aber war dieselbe nur von kurzer Dauer. Nach weniger als zwei Jahren verließ Friedemann sein Amt und Dresden wieder, weil er wegen seiner Unzuverlässigkeit und Unfügsamkeit mit seinen Vorgesetzten in Mißhelligkeiten gerathen war.

Mehr Freude erlebte Bach an seinem zweiten Sohn Emanuel.

Als im Jahre 1740 Friedrich II. von Preußen nach dem Tode seines Vaters den Thron bestieg, erhielt Emanuel Bach einen Ruf als Kammermusikus an dessen Hof. Der König, welcher die Musik sehr liebte, hatte jeden Abend ein kleines Concert in seinen Gemächern, woran er sich persönlich betheiligte, indem er mit Vorliebe und großer Kunstfertigkeit die Flöte blies. Ihn dabei auf dem Klavier zu begleiten, war vorzüglich Emanuel's Aufgabe. Außerdem spielte er in den Quartetten, die aufgeführt wurden, das Violoncell.

Emanuel war ein äußerst talentvoller und gründlich gebildeter Musiker, der durch seine Kompositionen für das Klavier und ganz besonders durch seine Schriften über Musik sich ein bleibendes Verdienst erworben hat. Besaß er auch nicht die geniale Produktivität Friedemann's, so hatte er neben einem kleineren *musikalischen* Erbtheil doch die liebenswürdigen Charaktereigenschaften des Vaters ererbt. Er besaß die bei Künstlern so seltene Gabe, sich *unterzuordnen*, und hatte sich dadurch bald die Zuneigung seiner Kunstgenossen und die Gnade seines Königs erworben.

Schon öfters hatte der König Emanuel nach seinem Vater befragt und den Wunsch geäußert, ihn einmal zu hören und persönlich kennen zu lernen. Emanuel ermangelte nicht, dieses jedesmal dem Vater mitzutheilen, aber Sebastian, hingenommen von seinen Amtsgeschäften und den Sorgen für seine

Digitized by Google

zahlreiche Familie, hatte keine Luft mehr, ſich nochmals auf Reiſen und an einen Hof zu begeben, und erwiderte nichts darauf.

Eines Tages aber, nachdem der König vorher Bach's „Matthäus-Paſſion", eine ſeiner bedeutendſten Kompoſitionen, hatte aufführen hören, ließ er Emanuel rufen. „Hör' Er, Bach," redete er ihn an, „die Kompoſition Seines Vaters hat mir geſtern außerordentlich gefallen. Er kann ihm das ſchreiben. Dann ſetze Er aber hinzu, daß ich ihn längſt ſelbſt hier zu ſehen und zu hören wünſche, und daß, wenn er, nachdem ich wiederholt dieſen Wunſch ausgeſprochen habe, nicht gutwillig kommt, ich ihn einmal durch ein Piket Huſaren werde holen laſſen."

Emanuel, erſchrocken über dieſe energiſche Willensäußerung ſeines königlichen Gebieters, entſchuldigte ſich und ſeinen Vater nach beſten Kräften und verſprach, augenblicklich nach Leipzig zu ſchreiben.

„Ja, thu' Er das, und ſchreibe Er auch, daß Sein Bruder Friedemann mitkomme; ich kenne zwar die ſchlimme Geſchichte, aber er ſoll ein tüchtiger Muſiker, ein Genie ſein, ich will ihn auch hören. — Uebrigens ſei Er nur unbeſorgt, ich glaube ſchon, daß an Ihm keine Schuld liegt", ſetzte der König dann mit gnädigem Lächeln hinzu.

Emanuel wußte zwar wohl, daß es mit dem Piket Huſaren doch nicht ſo ganz ernſtlich gemeint ſei, aber er wußte auch, daß mit dem König, wenn er einmal einen Wunſch ausgeſprochen, nicht zu ſcherzen ſei. Er eilte nach Hauſe und ſchrieb dem Vater ſeine Unterredung mit dem Monarchen, mit der dringenden Bitte, doch ſchleunigſt durch ſein Erſcheinen dem königlichen Wunſche zu entſprechen.

Die Sorge, ſeinem Emanuel durch die geringſte Zögerung in ſeiner Stellung zum Könige irgend Unangenehmes zu bereiten, hatte in Sebaſtian plötzlich jedes Bedenken, jeden Widerwillen gegen die öfter beſprochene Reiſe beſiegt. Eiligſt machte er ſich mit Friedemann auf den Weg und kam früher in Potsdam an, — wo Friedrich damals verweilte, — als man ihn erwartet hatte. Er ſtieg bei ſeinem Sohne ab, aber dieſer befand ſich, wie jeden Abend, im Schloſſe. Es war die Stunde des Concertes; Muſiker und Zuhörer waren verſammelt, Emanuel Bach ſaß am Klavier, Graun mit dem Dirigentenſtabe vor ſeiner Partitur. Endlich öffneten ſich die Flügelthüren und der König trat ein. Er grüßte freundlich, entſchuldigte ſich mit einigen höflichen Worten, daß er habe warten laſſen, griff dann nach ſeiner Flöte

Digitized by Google

und gab das Zeichen zum Beginn der Musik. In diesem Augenblicke aber erschien unter der gegenüber liegenden Thüre der diensthabende Offizier mit dem Tagesrapport, der unter Anderem auch die Namen aller an diesem Tage angekommenen Fremden enthielt, welche am Stadtthore jedesmal angegeben werden mußten. Der König nahm das Papier ab und, nachdem er einen flüchtigen Blick darauf geworfen, wendete er sich mit den Worten: „Messieurs, der alte Bach ist angekommen," — an die Musiker und legte seine Flöte aus der Hand.

„Bach soll gleich kommen, gleich, wie er steht und geht, im Reisekleid," rief er dann dem im Dienste anwesenden Edelknaben zu, indem er noch durch eine rasche Handbewegung ihn zur Eile ermahnte.

„Mein Vater!" sagte freudig erregt, gegen Graun gewendet, leise Emanuel, wagte aber nicht weiter seine kindlichen Gefühle gegenüber seiner Dienstespflicht hier geltend zu machen, sondern harrte nur, ob nicht vielleicht der König auch ihn entsenden würde. Friedrich jedoch erklärte nur, daß nun vor Bach's Erscheinen nicht musizirt würde, und unterhielt sich mit den anwesenden Gästen.

Auch die Musiker sahen mit lebhaftem Interesse der Ankunft des großen Meisters entgegen und flüsterten in gespannter Erwartung leise untereinander.

Meister Sebastian aber war nicht wenig überrascht, als ihm, der, müde von der Reise, sich's eben bequem machen wollte, nun plötzlich der königliche Befehl zukam, sich augenblicklich in's Schloß zu verfügen. Er gedachte, am nächsten Morgen ganz korrekt, wie er in Allem zu verfahren pflegte, sich bei dem Könige zu melden und dann sich der allerhöchsten Befehle gewärtig zu halten. Diese inkorrekte königliche Zumuthung setzte ihn daher in große Verlegenheit; auch schien er anfangs gar nicht geneigt, ihr Folge zu leisten, sondern betonte wiederholt die Unmöglichkeit, in einem solchen Anzug vor Sr. Majestät zu erscheinen. Wenigstens, meinte er, müsse man ihm doch Zeit lassen, seinen Koffer von der Post zu holen, um seinen Kantorrock anziehen zu können. Der königliche Bote aber drängte unerbittlich, der König habe ausdrücklich gesagt: „Im Reisekleid", und seinem Willen entgegen zu handeln, könnte von den schlimmsten Folgen sein. Als aber der alte Herr ungeachtet so dringlicher Vorstellungen noch immer keine Anstalt zum Aufbruche machte, legte ihm endlich Friedemann den Mantel um, reichte ihm Stock und Hut und bot ihm den Arm mit den Worten: „Lieber Vater, wenn es aber Seine

Digitized by Google

Majestät befiehlt, müssen wir doch hingehen; sind wir ja doch deshalb von Leipzig hieher gereist." — „Nun, wenn es sein muß, so wollen wir in Gottes Namen gehen, Friedemann," erwiderte der Vater kopfschüttelnd, und sie machten sich auf den Weg. — Schweigend schritt er am Arme des Sohnes hin. Es war wie ein Traum, aus dem Meister Sebastian erst völlig erwachte, als ihm beim Eintritt in den glänzend erleuchteten Concertsaal ein großer, der Thüre gegenüber hängender Spiegel sein Abbild entgegenwarf mit der schlecht gepuderten Perrücke, dem abgetragenen, braunen Hausrock und den schnallenlosen, bestäubten Schuhen. Die Worte fehlten ihm, sich über ein so unziemliches Erscheinen in so erlauchtem Kreise zu entschuldigen, — und doch mußte er immer wieder von Neuem mit Entschuldigungen beginnen. Friedrich dagegen suchte ihn mit der größten Liebenswürdigkeit zu beruhigen.

Es war, wie Friedemann, der hinter dem Vater stand, seinem Freunde Forkel erzählte, (welchem wir die zuverlässigsten Mittheilungen über Sebastian Bach verdanken) ein höchst originelles Zwiegespräch, ein so komisches gegenseitiges Sichüberbieten von Bewunderung, Verehrung, Entschuldigung und schwunghaften Redensarten, daß wohl nur die Ehrfurcht vor dem königlichen Gebieter den Zuhörenden die nöthige Selbstbeherrschung verlieh, um in ruhigem Ernste auszuharren.

Nachdem die allgemeine, im Style jener Zeit höchst weitläufige Bekomplimentirung vorüber war, forderte der König Bach auf, seine sämmtlichen Silbermannischen Klaviere zu probiren, für welche er eine große Vorliebe hatte. Er besaß deren sieben, die in den verschiedenen Gemächern des Schlosses vertheilt standen. Die ganze Gesellschaft zog nun von Zimmer zu Zimmer, der König mit Bach voraus, dann die Gäste und hinterher sämmtliche Musiker. Ueberall mußte Bach probiren und phantasiren. In den Concertsaal zurückgekehrt, bat er sich dann ein Fugenthema vom König aus, welches er zum großen Erstaunen aller Anwesenden sogleich ausführte. Friedrich hörte mit großer Aufmerksamkeit zu; dann rief er mit sichtbarem Erstaunen: „Hör' Er, Bach, Er hat meine Erwartungen übertroffen, und diese waren in der That nicht gering. Morgen aber wollen wir die hiesigen Orgeln probiren."

Am folgenden Tage mußte wirklich Bach auf sämmtlichen Orgeln Potsdams spielen, und der König fuhr von Kirche zu Kirche, um ihn zu hören. Auch Friedemann spielte mehrmals und erregte Staunen und Bewunderung.

Reich beschenkt kehrten Beide nach Leipzig zurück.

Digitized by Google

Bald darauf erhielt Friedemann einen Ruf als Organist nach Halle. Es war dies ein zugleich freudiges und schmerzliches Ereigniß. Mit schwerem Herzen trennte sich der alternde Vater von seinem Lieblinge, dem so reich begabten und doch so wenig glücklichen Sohn.

Sebastian arbeitete nun das ihm vom Könige gegebene Thema schriftlich aus, ließ es in Kupfer stechen und widmete es demselben. Es ist das unter dem Namen: „Musikalisches Opfer" bekannte Werk.

Von nun an aber begann Bach zu kränkeln. Durch die angestrengten, oft Tag und Nacht ununterbrochen fortgesetzten Studien in seiner Jugend war seine Sehkraft schon frühzeitig sehr geschwächt. Diese Schwäche steigerte sich nun zu einer schmerzhaften Augenkrankheit, welche so rasch zunahm, daß sie ihn in wenigen Monaten dem Erblinden nahe brachte. Mit musterhafter Geduld ertrug Sebastian sein Geschick ohne Murren, stets dankbar für das Gute, was ihm noch geblieben, insbesondere für die liebevolle Theilnahme seiner Freunde, die ihm so reichlich bewiesen wurde. Tage, Wochen und Jahre flossen nun in stiller Einförmigkeit dahin. Das einzige Ereigniß, das dieselbe unterbrach, war der Tod seines jüngsten Sohnes, des 12jährigen David. Der Knabe war blödsinnig und schien nur Eine der Entwicklung fähige Anlage zu haben, und zwar zur Musik. Sie war seine Sprache, der einzige Ausdruck seines geistigen Lebens. Stundenlang saß der Kleine am Klavier und phantasirte. Es war ein erschütternder Anblick, wenn der alte, erblindete Vater oft mit gefalteten Händen und Thränen in den erloschenen Augen, in seinem Lehnstuhle sitzend, den zwar theilweise verworrenen, aber meistens höchst originellen Phantasien des armen, blödsinnigen Knaben lauschte.

Zu Ende des Jahres 1749 kam ein englischer Augenarzt von großem Rufe nach Leipzig, und Alles drang nun in Bach, die Gelegenheit zu benützen und denselben zu berathen.

Es geschah. — Die von dem Arzte als nothwendig erklärte Operation wurde gemacht, aber ohne Erfolg. Auch ein zweiter Versuch mißglückte, und Bach hatte nun auch den letzten schwachen Schimmer seines Augenlichtes und seiner Hoffnung verloren.

Die anhaltenden Schmerzen, die lange, beschwerliche Nachkur und wohl auch das Herzeleid über die fehlgeschlagene Hoffnung hatten nun auch seine Gesundheit im Allgemeinen erschüttert. Seine Kräfte sanken zusehends; weder die Kunst der Aerzte, noch die liebevollste Pflege der Seinen vermochten dem

Digitized by Google

Uebel zu steuern. Er selbst täuschte sich nicht über seinen Zustand. Mit jener wahren, tiefen Frömmigkeit, wovon sein Leben und seine Werke Zeugniß geben, sah er muthig und ergeben dem Tode entgegen, bestellte sein Haus und bereitete sich darauf vor.

Wenige Tage vor seinem Ende rief er beim Erwachen plötzlich aus: „Ich sehe".

Nach einer fast dreijährigen Blindheit sah er die Seinen wieder und konnte sogar das volle Tageslicht vertragen. Aber die Freude war von kurzer Dauer. Einige Stunden später überfiel ihn ein Schlagfluß und zugleich ein heftiges Fieber, dem er trotz der Sorgfalt der ausgezeichnetsten Aerzte Leipzigs und der aufopfernden Pflege seiner Familie erlag. — Am 28. Juli 1750 Abends halb neun Uhr entschlief Sebastian Bach sanft und schmerzlos im Alter von 65 Jahren.

Ihn überlebten seine treue Gattin Magdalena und 9 Kinder, das jüngste ein 8jähriges Töchterchen.

Von seinen Söhnen zeichneten sich als Musiker aus:

1) Friedemann, in der Kunstgeschichte als der Halle'sche Bach bezeichnet. Die Urtheile seiner Zeitgenossen bezeugen einstimmig seine ganz außergewöhnliche Begabung, sein umfassendes Wissen in der Musik und Mathematik, und seine hinterlassenen Werke bestätigen dieses vollkommen. Leider existiren deren nur wenige, da er seine Kompositionen meistens nur dann niederschrieb, wenn Mangel und Noth ihn dazu veranlaßten. Auch Halle verließ Friedemann wegen eines Zerwürfnisses mit seinen Vorgesetzten wieder, bald nach dem Tode seines Vaters, und lebte nun unstät theils von seinen Kompositionen, theils vom Verkaufe der ihm als Erbtheil zugefallenen Manuskripte seines Vaters. Manchmal, wenn es sich paßte und er gerade sich in der Stimmung befand, gab er Orgel- oder Klavier-Concerte. Oefters soll er auch als wandernder Musikant mit der Geige sich sein Brod verdient haben. Wann, wo und was er auch spielte, riß er stets seine Zuhörer zum Entzücken hin; es lag etwas Gewaltiges, Zauberhaftes in seinem Spiel und seinem Wesen. Er starb zu Berlin am 1. Juli 1784 als 74jähriger Greis in tiefer Armuth. Ein trauriges, aber sprechendes Beispiel, daß auch die herrlichsten Anlagen nicht ohne sittliche Haltung, ohne einen geordneten Charakter zum Segen gereichen.

2) Emanuel, der Berliner Bach genannt, weil er 29 Jahre am Hofe Friedrichs des Großen die Stelle eines königlichen Kammermusikers inne

Digitized by Google

hatte und diese nur verließ, als der König bei vorgerückten Jahren das Interesse für seine Kapelle verlor. Er folgte dann einem Rufe nach Hamburg und starb dort 1788 ebenfalls 74 Jahre alt.

Von allen Söhnen Sebastian's hat Emanuel am meisten für die Kunst geleistet. Seine Klavier-Kompositionen und sein Buch „Ueber die wahre Kunst Klavier zu spielen" sind noch jetzt ungeachtet der großen Veränderungen, welche sowohl die Instrumente, als die Kunst des Vortrages selbst erfahren haben, von anerkanntem, hohen Werthe. Joseph Haydn wiederholte bei jeder Gelegenheit, daß er Alles, was er wisse, Emanuel Bach zu danken habe. Dabei war er von edler, höchst liebenswürdiger Gemüthsart, geschätzt und geliebt von Allen, die ihn kannten. Zu seinen nächsten Freunden gehörten die beiden Dichter Klopstock und Gellert.

Ein besonderes Verdienst erwarb sich Emanuel noch durch Anlegung eines Bachischen Archives, einer großen Sammlung von Kompositionen seines Vaters und seiner Brüder in Originalhandschriften und Alles, was an musikalischen Arbeiten und Bildnissen seiner Vorfahren aufzufinden war. Diese höchst interessante Sammlung befindet sich in der Bibliothek zu Berlin.

3) Johann Christoph, genannt der Bückeburger, besonders wegen seiner geistlichen Kompositionen berühmt, trat, nachdem er sich unter seines Vaters Leitung gründlich ausgebildet, als Kapellmeister in Dienste des Grafen von Schaumburg-Bückeburg, der ihn außerordentlich hochschätzte und bei dem er blieb bis zu seinem im Jahre 1785 erfolgten Tode.

4) Johann Christian, der englische Bach genannt. Da er bei des Vaters Tod erst 13 Jahre alt war, nahm ihn Emanuel zu sich nach Berlin, um seine musikalische Ausbildung zu vollenden. Er komponirte viel und mit großer Leichtigkeit und galt für den elegantesten Klavierspieler seiner Zeit. Mit 19 Jahren unternahm er eine Reise nach Italien und erhielt sogleich in Mailand die Organisten-Stelle am Dome daselbst. Nach 3 Jahren, 1759, ging er nach London, wo er hochgeschätzt und geliebt als Künstler, wie als Mensch, und besonders als Lehrer allgemein gesucht und beliebt bis zu seinem Tode (1782) blieb. Von ihm sagt ein berühmter Musikkritiker: „Er konnte sein, was er wollte. Bald loderte er als Feuer, bald sprudelte er als Wasser. Mitten unter der Leichtfertigkeit des Modegeschmackes, schimmert jedoch immer der Riesengeist seines Vaters durch."

Mit wahrem Entzücken erfüllte ihn die Erscheinung des damals 8jährigen

Digitized by Google

Mozart in London. Es war ihm ein besonderes Vergnügen, mit dem Knaben, den er vor sich auf dem Schooße hielt, die schwersten Stücke in der Weise auszuführen, daß abwechselnd er selbst einige Takte, und dann ebenso der kleine Mozart spielte, was mit einer solchen Präzision geschah, daß Alle, die nicht nahe genug waren, es zu *sehen*, behaupteten, Bach allein habe gespielt.

Mit den Söhnen Sebastian Bach's versiegte das musikalische Erbe; gleichsam, als hätte die Natur durch die Fülle der Gaben, die sie über dieselben ausgestreut, sich plötzlich erschöpft. Merkwürdigerweise finden wir überhaupt in der nächsten Generation nur Einen Sprößling dieses Namens mehr. Es ist Wilhelm Bach, der Sohn des Bückeburger. Er war ein geschickter Klavierspieler, Schüler seines Onkels Christian in London, einige Zeit Kammermusiker der Königin von Preußen, aber durchaus kein hervorragendes Talent.

Als im Jahre 1842 die feierliche Enthüllung des Monumentes stattfand, welches auf Anregung und unter thätiger Mitwirkung Felix Mendelssohn-Bartholdy's die Stadt Leipzig dem alten Meister Sebastian Bach errichtete, wohnte Wilhelm mit seiner Frau und 2 Töchtern der Feier als 86jähriger Greis noch persönlich bei. Er starb 1846 zu Berlin im Alter von neunzig Jahren, und mit ihm erlosch der Stamm des fröhlichen Bäckers von Preßburg, Veit Bach.

III.

Sebastian Bach's Kompositionen sind größtentheils religiösen Inhaltes, da sein christlich frommer Sinn sich frühe mit Vorliebe dahin wandte. Bekannt sind mehr als dreihundert Kirchen-Cantaten, mehrere Messen, darunter vorzüglich die sogenannte *hohe* oder *große* katholische Messe, für den sächsischen Hof komponirt und in Dresden zuerst aufgeführt, 5 Passionsmusiken, wovon jedoch nur 3 noch vorhanden sind, wie denn überhaupt eine große Anzahl Kompositionen von Sebastian Bach, die von seinen Söhnen und Zeitgenossen unter seinen Werken verzeichnet sind, leider nicht mehr aufgefunden werden können.

Zu Bach's Lebzeiten waren nämlich kaum der vierte Theil seiner Arbeiten im Druck erschienen; nach seinem Tode wurden die hinterlassenen Manuskripte unter seine Söhne vertheilt und so in alle Welt zerstreut. Viele wurden in

Digitized by Google

den letzten Jahrzehnten erst wieder an's Licht gezogen. Besonders hat sich Mendelssohn-Bartholdy durch seinen unermüdlichen Eifer um die Auffindung und Sammlung derselben verdient gemacht.

Er war es auch, der die Matthäus-Passion nach fast 100 Jahren aus der Vergessenheit wieder an's Licht rief. Mendelssohn war damals kaum 20 Jahre alt und dirigirte selbst die erste Aufführung, welche am 11. März 1829 im Saale der Singakademie zu Berlin stattfand. Der Eindruck war, wie die Zeitungen berichteten, ein nicht zu beschreibender, und der Wunsch nach einer Wiederholung so allgemein, daß bereits am 21. März, dem Geburtstage Sebastian Bach's, eine zweite Aufführung mit wo möglich noch größerem Erfolge zu Stande kam. Eine dritte veranstaltete, da Mendelssohn indessen eine Reise nach England unternommen hatte, der alte Musikdirektor Zelter am Charfreitage, den 17. April desselben Jahres. Bald folgten diesem Beispiele die Gesangvereine von Frankfurt, Breslau, Königsberg, Kassel, Dresden und Leipzig. Hier war es auch, wo zwölf Jahre später abermals Mendelssohn die Aufführung am Palmsonntag unternahm, deren Ertrag für das Sebastian Bach zu errichtende Denkmal bestimmt war.

Die Passions-Musiken gehörten zu Anfang des vorigen Jahrhunderts mit zur lutherischen Lithurgie. Am Charfreitage wurde selbst in der kleinsten Kirche die Leidensgeschichte musikalisch-dramatisch; je nachdem die Kräfte dazu vorhanden waren, aufgeführt. Später verlor sich diese Sitte.

Auch von den zahlreichen Klavierkompositionen Bach's wurde nur der kleinste Theil von ihm selbst noch der Oeffentlichkeit übergeben. Darunter befindet sich: „Das wohltemperirte Klavier", dessen vollständiger Titel in der Handschrift also lautet: „Zum Nutzen und Gebrauch der lernbegierigen Jugend, als auch derer, in diesem Studio schon habil seienden; — zum besonderen Zeitvertreib und zur Gemüths-Ergötzung aufgesetzt und verfertigt von Seb. Bach."

In der That kann noch heutzutage dieses Stück mit großem Nutzen studirt werden.

Auch eine „Clavierübung, bestehend aus einer Arie mit verschiedenen Veränderungen, vor's Clavicymbel" machte ihrer Zeit großes Aufsehen. Es sind dies 30 Variationen über dasselbe Thema, alle melodiös, faßlich und höchst originell.

Die Veranlassung zu diesem Werke war folgende:

Digitized by Google

Der russische Gesandte in Dresden, Graf Kaiserling, ein großer Musikfreund, hatte einen jungen Mann, Namens Goldberg, in seinem Dienste. Bei einem längeren Aufenthalte in Leipzig ersuchte der Graf Sebastian Bach, demselben zu seiner höheren Ausbildung Unterricht im Klavier- und Orgelspiel zu geben. Der Graf war kränklich und litt viel an Schlaflosigkeit. Da mußte denn Goldberg, der immer in seiner Nähe zu sein verpflichtet war, ihm Nachts vormusiziren. Eines Tages nun äußerte Graf Kaiserling den Wunsch, Bach möge ihm doch eigens etwas für diese trüben, schlaflosen Nächte komponiren, einige Klavierstücke von heiterem und zugleich sanftem Charakter.

Bach setzte sich sogleich an die Arbeit. Variationen über ein dem Grafen angenehmes Thema schienen ihm das Geeignetste zu diesem Zwecke, umsomehr, als diese Art von Musik in jener Zeit neu und sehr beliebt war. Und er schuf ein Meisterwerk, das zum Muster für alle Zeiten in dieser Gattung geworden ist. Noch am selben Abend mußte Goldberg unter Bach's Anweisung die Variationen einstudiren.

Der Graf, hoch erfreut und entzückt, schickte Bach am folgenden Tage einen goldenen Becher, mit 100 Louisd'or gefüllt, als Zeichen dankbarer Anerkennung und nannte mit Stolz diese Variationen nur: die Seinigen.

Wie vielseitige und ehrenvolle Anerkennung Bach auch im Leben zu Theil geworden, so wurde doch keines seiner Werke je belohnt.

Die letzte Arbeit des großen Meisters war seine „Kunst der Fuge", nach dem Ausspruche eines Sachverständigen „ein Erzeugniß harmonischen Combinationstalentes und Scharfsinnes, wie es kein zweites gibt." Bach, der unerreichte Meister der Fuge, wollte darin zeigen, nicht nur wie eine in jeder Beziehung vollkommene Fuge beschaffen sein müsse, sondern auch, was Alles aus einem einzigen Thema geschaffen und wie es in mannigfaltigster Weise behandelt werden könne.

Um die Herausgabe dieses Werkes zu ermöglichen, hatte Bach sich der mühevollen und anstrengenden Arbeit unterzogen, dasselbe mit Hilfe seiner Söhne selbst in Kupfer zu stechen, da man in jener Zeit kein anderes Mittel der Vervielfältigung kannte. Es war bis auf ein Kleines vollendet, als durch seine Erblindung das Unternehmen in's Stocken gerieth. Erst anderthalb Jahre nach seinem Tode, zu Anfang des Jahres 1752, erschien, von den Söhnen herausgegeben, mit einer Vorrede von Marpurg die Kunst der Fuge. Dieser ersten Ausgabe ist als Anhang eine 4stimmige Bearbeitung des Chorals:

Digitized by Google

„Wenn wir in höchsten Nöthen sind ꝛc.“ beigegeben, den Bach wenige Tage vor seinem Ende seinem Schwiegersohn und ehemaligen Schüler Altnikol von seinem Krankenlager aus Note für Note in die Feder diktirt hatte. Diese letzte Arbeit des scheidenden Meisters ist von einem so rührend frommen Geiste durchweht, daß sie zu dem Schönsten in dieser Art gehört.

Bach's ganzer Lebensgang liefert uns unbestreitbare Beweise von der allgemeinen ehrenden Anerkennung, welche ihm nicht nur als ausübender Künstler oder auch als gelehrter Musiker, sondern namentlich wegen der tiefen Innigkeit und des hohen Geistesfluges in seinen Werken zu Theil geworden ist. Die Urtheile seiner Zeitgenossen und andere Berichte bestätigen dieses einstimmig. Dessenungeachtet wurden merkwürdigerweise Bach's Schöpfungen schon nach zwei Dezennien beiseite gelegt, ja fast vergessen und gelangten erst nach einem halben Jahrhundert allmälig wieder zur Geltung und zu vollem Verständniß. Zelter, Moscheles, Mendelssohn-Bartholdy, Moserius und andere musikalische Autoritäten haben sich um die Wiedereinsetzung des Altmeisters Bach in seine vollen Rechte und Ehren großes Verdienst erworben. Der Ruhm, seine Klavierkompositionen der jetzt lebenden Generation wieder vorgeführt zu haben, gebührt aber einer Dame, der ebenso berühmten als genialen Künstlerin Frau Clara Schumann, welche zuerst Bach's Präludien und Fugen in einem großen Concerte vortrug.

Wohl nicht mit Unrecht sucht einer der Biographen Bach's die Ursache dieser auffallenden Erscheinung in den gewaltigen Umwälzungen, welche während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich vollzogen. Der Kampf gegen alles Bestehende erschütterte die Welt. Staat und Religion, Kunst und Wissenschaft sollten plötzlich umgestaltet werden. Vieles wurde niedergerissen, Gutes mit Schlechtem, und was nicht vernichtet werden konnte, wurde doch vorübergehend von den hochschwellenden Wogen der Zeit überfluthet.

Dieses Schicksal traf auch Bach's Werke, die aus jenen tief religiösen Anschauungen hervorgegangen waren, für welche man in diesen stürmisch wirren Tagen das Verständniß verloren hatte.

Nachdem aber die Gräuel der Empörung und des Krieges während 25 Jahren die Welt mit Jammer und Schrecken erfüllt und die entfesselten Leidenschaften endlich ausgetobt hatten, da sehnten sich die Menschen gar sehr nach den Segnungen des Friedens im Leben und in der Kunst. Man fühlte und erkannte, wo allein wahre Befriedigung für die müde Menschenseele zu

Digitized by Google

finden ist, und so suchte man denn auch des frommen alten Meisters fromme Weisen wieder auf.

Ob bei der riesigen Verschiedenheit zwischen unserer und jener Zeit, wo diese Werke entstanden sind, wir wohl noch die Fähigkeit besitzen, uns in den Gemüthszustand zu versetzen, aus welchem sie einst hervorgegangen sind, das ist wohl kaum anzunehmen. Aber wenn sie in stiller Weihe uns zur Bewunderung des wahrhaft Großen und Schönen erheben, so liegt darin ein Gewinn für Geist und Gemüth und zugleich der schönste Zoll dankbarer Anerkennung für den edlen Meister, von dem wir hiemit scheiden.

Sehr treffend vergleicht Tieck die Schöpfungen Bach's mit unsern ehrwürdigen altdeutschen Domen (Münstern). „Diese, wie jene, Denkmäler einer überschrittenen Kunst- und Kultur-Periode, vergegenwärtigen uns Geist und Gemüth der Zeit, welcher sie entstammen, in voller Größe und Erhabenheit, aber zugleich in einem Ausdruck, den wir zwar mit warmem Herzen zu bewundern, nicht aber wiederzugeben vermögen."

Zum Geburtstage der alten Großmutter.

Von **Isabella Braun.**

Des Menschen Leben gleichet einem Tag
Vom Morgen bis zur späten Abendstunde,
Dazwischen Kampf und Sorge, Lust und Plag',
Auch wohl im Herzen manche tiefe Wunde.
Doch wer sein Tagewerk mit Fleiß vollbracht,
Wer starken Muths die Bürde hat getragen:
Dem auch der Abend mild entgegen lacht,
Dem mag sein Herz in süßer Ruhe schlagen.

Wie schön ist's, auf dem Bänkchen vor dem Haus
Zu rasten und den Abend zu genießen!
Die Enkel kommen mit dem Blüthenstrauß
Und Wechselreden von den Lippen fließen.

Digitized by Google

t Du Birnen dafür, was nun Alles abgethan,
Ast Du nur Eckel [illegible]ebt, genossen und errungen;
Da, denn?" fragte [illegible], wie Geschichten, lieblich an,
Und [illegible] erzählen, sind bilden einen Kreis die Jungen.
[illegible], d[illegible]

[illegible]egus An solchem Abend bist Du angelangt
[illegible]ap Und Alle voller Liebe Dich umringen,
[illegible]lle In jeder Hand ein Blumensträußlein prangt,
[illegible]ab Als frohe Gabe freundlich Dir's zu bringen
[illegible]rit, Zum Feste, das Dein erster Morgen war
Vor achtundsiebzig fernen, langen Jahren;
Und o! es blickt Dein Aug' noch frisch und klar,
Noch Hand und Fuß die rege Kraft bewahren!

Gegrüßet sei mit Rührung in der Brust,
Gegrüßet von den Jungen und den Alten!
Du bist so recht des ganzen Hauses Lust,
Und Alle Dich in hohen Ehren halten.
Als edles Beispiel hat Dein Lebensgang
Uns vorgewandelt viele tausend Schritte,
O, möchtest Du noch wandeln oft und lang,
Beglückend und beglückt in uns're Mitte!

Die Herzen flehen alle heut' für Dich:
„Herr, bleib' bei ihr, denn es will werden Abend!
Dein reichster Segensthau ergieße sich
Auf ihren Weg erfrischend und erlabend!
Erinn'rungssternlein sollen blinken ihr
Aus ferner Zeit voll Lieblichkeit entgegen,
Und gleich des Mondes heller Abendzier
Mög' uns're Liebe leuchten ihren Wegen!" —

So flehen wir in Herzensinnigkeit
Und bieten Dir zum Gruße uns're Hände;
Die Kindheit sich an's hohe Alter reiht
Als wie beim Ring der Anfang und das Ende.

Digitized by Google

Doch fleh' für Deine Kinderschaar kommen alten Me'
Daß wir den langen Weg in Eh
Und einst genießen auch des Alters unserer und
Bei Menschenlieb' und Gottes [illegible] heilig. —

ugei

Die Erzählungen der Großmutter.

Von **Elisabeth Grube.**

V.

„Was hast Du denn, mein Junge?" fragte die Großmutter den kleinen Friedrich; „Du siehst ja so bleich aus; bist Du krank?"

Der Friedrich wurde ganz roth und versteckte sein Gesicht am Herzen der Großmutter, indem er leise sprach: „Nein, liebe Großmutter, ich bin nicht krank."

„Er ist doch krank gewesen," plauderte Clara, „er will es nur nicht gerne sagen, weil er genascht hat und ihm davon übel geworden."

„Das ist ja eine schlimme Historie!" bemerkte die Großmutter, „die ich lieber von Dir selber hörte, wie von dem kleinen Plappermäulchen, unserem lieben Clärchen. Sieh' mich an, mein guter Junge! Du bist ein ehrlicher Bursche und wirst zu dem Naschen nicht auch vorher gestohlen haben, wie das leider oft zusammen sich thut und der Kinder Verderben wird. Erzähle mir aufrichtig, wie sich Alles begeben; — gestraft bist Du ja genug durch das Uebelbefinden."

„Nein, Großmutter!" vertheidigte Clara eifrig den Bruder, „der Friedrich hat nicht gestohlen. Mama hat auch gelacht, als er ihr erzählte, was er mit den 3 Groschen angefangen, die ihm der Papa zum Plaisir geschenkt; aber er ist doch recht dumm gewesen" — —

„Du bist selber dumm!" fiel Friedrich in Clärchen's Rede und hob seine Faust gegen das Schwesterchen.

Großmutter sah beide Kinder ernst an, und alsbald umhalste Clara den Bruder und schmeichelte: „Ich hab' es ja nicht schlimm gemeint! Es ist mir nur leid, daß Du so viel Geld unnütz ausgegeben hast; wenn Du mich gefragt,

Digitized by Google

dann hätteſt Du Birnen dafür gekauft und Jedem von uns eine mitgegeben; aber nun haſt Du nur Eckel davon gehabt."

„Wie ſo denn?" fragte die Großmutter.

„Laß mich erzählen, Friedrich!" antwortete Clara; „Du ſprichſt immer ſo langſam, dann muß die Großmutter eine Ewigkeit lang warten, bis Du Alles herausgedrückt. Du haſt mir ja erzählt, wie's gegangen iſt, — ich weiß es haarklein. — Alſo: der Friedrich kam mit Doctors Ferdinand aus der Schule geſtern Vormittag um 11 Uhr; ſie guckten durch das Fenſter des Conditorladens und ſahen auf einem weißgedeckten Tiſch etwas ſtehen, was der Friedrich noch niemals geſehen hatte. Wie kleine Butterbrödchen ſah es aus, aber die Butter war ſchwärzlich und grünlich und Citronen lagen aufgeſchnitten daneben. Was iſt das? fragte der Friedrich den Ferdinand. Das ſind geröſtete Weißbrodſchnittchen mit Caviar, ſagte der kleine Doctor, die ſchmecken mal gut! Komm', wir wollen uns ein's kaufen. Den Friedrich juckten alsbald ſeine drei Groſchen in der Taſche, und er hatte gleich Luſt, die unbekannte Merkwürdigkeit zu probiren. Die beiden Studenten traten friſch in den Laden und forderten Caviarbrödchen. Der Conditor reichte Jedem ein's auf einem Tellerchen und preßte ſelbſt einige Tropfen Citronenſaft über die ſchwarze Butter. Ferdinand verzehrte luſtig ſein Schnittchen, der Friedrich aber beſah ſich erſt die Leckerei näher und roch daran — es kam ihm beinahe vor, als wenn ſchwarze Seife auf dem Weißbrod läge. Weil er aber ſeinen Kameraden ſo vergnügt eſſen ſah und weil er auch ſeine drei Groſchen dem Conditor ſchon gegeben hatte, ſo biß er herzhaft in das Caviarbrod und würgte auch glücklich den erſten Biſſen hinunter. Die Augen gingen ihm über dabei, und als er auch den zweiten verſchlingen wollte, da fühlte er ſo viel Ekel vor der Leckerei, daß er würgend und huſtend hinauslaufen und den koſtbaren Biſſen ausſpucken mußte. Am Mittagtiſch konnte er nichts eſſen, und als gerade Linſen auf den Tiſch kamen, da dachte der Junge ſo lebhaft an Caviar und Caviarbrödchen, daß er auch vom Tiſch weggehen mußte, und ſo iſt denn die verfehlte Näſcherei zum Vorſchein gekommen, und der Friedrich wird gewiß ſein Lebtag nicht wieder Caviar eſſen wollen!"

Die Großmutter mußte herzlich lachen über Clärchen's luſtige Erzählung und über das komiſche Geſicht, das der arme Friedrich dabei machte; er ſah aus, als äße er wieder von der Speiſe, die ihm ſo widerlich erſchienen.

„Tröſte Dich, mein Junge!" ſprach die alte Frau zu dem Kinde, „für

Digitized by Google

Deine drei Groschen hast Du Dir eine Lehre gekauft, die Du nicht vergessen wirst. Es ist überhaupt besser, wenn Kinder gar nicht in Conditorläden gehen, da gibt es so viel zu sehen und zu essen, was nicht gesund ist; die Erwachsenen wissen besser das Gute auszusuchen, auch für Kinder. Caviar ist sonst eine sehr gesunde Speise, und Ihr könnt gelegentlich den Papa nach seiner Naturgeschichte fragen; aber nicht alle Menschen essen gerne Caviar, und wir in Deutschland haben eigentlich die ausländische Leckerei nicht nöthig; einem Kindermund wird sie selten wohlschmecken, und der kleine Ferdinand hat, wie es scheint, Talent zu einem ausbündigen Feinschmecker; es ist das ein ganz unnützes und kostspieliges Amt, mein lieber Friedrich, und Du brauchst dazu gar keine Studien zu machen. Weil Dir der Caviar wie schwarze Seife vorgekommen ist, mag es wohl eine geringe Sorte gewesen sein; der beste sieht hell und wie kleine Perlen aus und den ess' ich selbst recht gerne."

„Aber ich, liebe Großmutter, esse gewiß keinen mehr, weder weißen noch schwarzen; ich danke für alle Sorten!" sagte Friedrich; „Aepfelbrei, Butter und Honig schmecken viel besser — br — br — der garstige Caviar!"

„Wer weiß," meinte Elly, „wenn Du groß bist, schmeckt Dir vielleicht auch wieder Caviar; Papa ißt gerne Caviar, mag aber keine Bonbons und nichts Süßes, und als Mama krank war, da wollte der Herr Doctor haben, daß sie Caviar äße."

„Du hast recht, mein Kind," bestätigte die Großmutter, „der Friedrich wird am Ende noch ein Caviaresser. Wir wollen das abwarten; ich kann Euch aber aus meiner Kindheit ein Seitenstück zu Friedrich's Geschichte erzählen, und wie Ihr den armen Jungen ausgelacht habt trotz seiner Uebelkeit, so mögt Ihr auch über mich lachen, wenn es mir auch nicht so schlimm erging, wie ihm. Ich geb' Euch die Erlaubniß zum Auslachen, wenn ich auch damals ebenso empfindlich gegen meine Kameraden mich äußerte, wie vorhin der Friedrich gegen Clara es gethan. — Lacht nur immerzu!" wiederholte lächelnd die Großmutter, und das kleine Volk fing schon im Voraus an zu lachen aus frohem Herzen und spitzte die Oehrchen, um Großmutters Kindheitsgeschichte zu hören. Sie erzählte:

„Man hat jetzt kaum einen Begriff mehr von der Abgelegenheit eines Dorfes im Gebirge, Eisenbahnen durchkreuzen die Erde und gute Wege klettern über alle Berge; aber als ich noch ein kleines Kind war, da führte in mein stilles Heimathdörfchen nur ein holperiger Fahrweg, für ländliche Karren und

Digitized by Google

Leiterwagen zu gebrauchen, und die Erzeugnisse der Nachbarländer waren meist unbekannte Dinge für uns.

So kannte ich Häringe auch nur vom Hörensagen; in unserm Hause kamen keine auf den Tisch, vielleicht mochte sie der Vater nicht gern essen. Da erzählte einmal unten in der Spinnstube unser Knecht, der Franz, den Mägden: Janus hätten Häringe bekommen, prächtige Häringe — eine ganze Tonne voll! und er beschrieb dabei, was das für ein Genuß sei, so einen Häring zu essen. Diese Beschreibung mochte wohl sehr lockend für mich gewesen sein, wenigstens war mein erster Gedanke am andern Morgen die Häringstonne bei Janus — so hieß das Haus mit dem besten Colonialwaarenladen in unserm Dorf.

Ich hatte von meinem Großvater zwei Groschen geschenkt erhalten zu einem Honigkuchen, ein Gebäck, das auch nur einmal in der Woche von einer Frau aus der Stadt in einem großen, anziehenden Korbe in unser Dörfchen gebracht wurde. Zwei Groschen kostete auch ein Häring, wie der Franz gestern Abend erzählte, und so braucht' ich also nur den Honigkuchen zu entbehren, um zu dem nie erlebten Genuß der Seltenheit zu kommen, denn nur in der Fastenzeit waren Häringe bei uns zu kaufen, wie ich ebenfalls vernommen hatte.

Der Weg zur Schule ging an Janus vorüber, mir wässerte der Mund, als ich nach den Schaufenstern hinblickte, — und — rasch von Entschluß, folgte diesmal auch die That auf der Stelle — ich stand nach einigen kurzen Sprüngen im Laden, mit den Schulbüchern unter dem Arm, und forderte einen Häring. Die dicke, freundliche Frau im Laden sah mich etwas zweifelhaft an — mir schlug das Herz bei ihrem Blick — doch sie ging zu einem Fäßchen, welches in der Ecke stand, griff hinein und brachte einen triefenden Fisch heraus, ließ die Brühe etwas ablaufen und wickelte mir dann das schmierige Geschöpf in ein Stück weißes Papier. Schnell legte ich meine zwei Groschen auf den Tisch, sagte Adieu, sie erwiderte: guten Appetit, Betty! und ich rannte mit meinem triefenden Schatz in der Hand hinaus.

Die Dorfstraße war ganz leer; — ich blickte umher, öffnete das Papier, sah etwas unschlüssig auf den Häring, aber dann biß ich herzhaft in den fettglänzenden Fisch. Puh! welch' ein furchtbares Gefühl durchzuckte mich! — Diese Salzlauge! dieser thranartige Gestank! — Da stand ich und wußte nicht, was ich anfangen sollte mit der fürchterlichen Bestie!" —

Die Großmutter machte ein so komisches Gesicht, wie vorhin der Fried-

Digitized by Google

rich, bei der Beschreibung des damaligen Zustandes; sie mußte lachen über die lächerliche Stellung, in die sie als Kind gerathen war, und alsbald stimmte der kleine Chor ihrer Zuhörer mit frohem Gelächter ein, bis Elisabeth mit einem ungeduldigen: „Nun weiter!" die Erzählung wieder in Fluß brachte.

„Ja, Kinder!" erzählte die Großmutter, „den Häring *essen*! — dazu hätte mich keine Gewalt vermocht, so schrecklich war der eine Biß für mich gewesen. Ich legte die Bücher auf eine reinliche Stelle, um mir den Mund wischen zu können mit der freien linken Hand, in der rechten hielt ich noch immer die seltene Leckerei; denn daß ich eine Speise *wegwerfen* könne, das fiel mir gar nicht ein. Wir Kinder auf dem Lande wurden mit Ehrfurcht vor solchen Gottesgaben erzogen, und ein Stückchen Brod nicht achten, das gilt auf dem Dorf für eine große Sünde. Zum Ueberlegen hatte ich nicht lange Zeit, ich mußte fürchten, zu spät in die Schule zu kommen, und gedankenvoll schritt ich am Amthause entlang. Aus den Ställen des stattlichen Gebäudes führte eine Rinne zeitweise die Jauche in den Fahrweg; ein großer Stein darüber, an die Wand gelehnt, erschien mir auf einmal als eine Zufluchtstätte für meinen Häring; zufällig war die Stelle trocken und reinlich, mit erleichtertem Gewissen legte ich den von mir verachteten Fisch hinter den Stein und eilte nun wohlgemuth nach der Schule.

Der Lehrer war noch nicht da, und alsbald spielte ich mit den Schulkindern „Ringelreihen" oder „Hühnerweih, was thust Du?" um das alte Steinkreuz unter der Linde auf dem hohen Rain vor der Schule. Doch kaum hatte ich die Hand der Nachbarin gereicht, so schrie das aufrichtige Bauernmädchen: „Hu, was stinkst Du!" und als ich ärgerlich die dargereichte Hand zurückstieß, umringten mich noch einige Schulmädchen, und ich mußte meine festgehaltene Hand beriechen lassen; eine sachkundige Gespielin behauptete kecklich: „Du hast Häringe gegessen" und mehrfach ertönte es in der lustigen Runde: „Rentmeisters Betty hat Häringe gegessen!" Wüthend befreite ich meine Hand, schlug um mich und rannte dann spornstreichs nach dem nahen Mühlgraben, wusch mir Hände und Gesicht und kam eben noch zu rechter Zeit mit dem Lehrer zugleich in die Schule.

In Gegenwart des verehrten Mannes und über dem Unterricht vergaßen die guten Kinder jede Neckerei, und auch später auf dem Heimwege fragte keines mehr nach der Ursache des ungewöhnlichen Wohlgeruchs und so ging der verhängnißvolle Tag zu Ende.

Digitized by Google

Mit der Dämmerung besuchte ich Procurators „Abe“ (Großmutter), eine alte Bäuerin, die neben uns wohnte und deren Gespräche und Erzählungen mich stets erfreuten; diesmal saß ich aber still auf dem Bänkchen am Herd, wo sie für Menschen und Vieh kochte, und sah beklommen in die hellen Flammen unter dem großen Kessel; der einsame Häring hinter dem Stein am Amthause lag mir noch schwer in den Gedanken.

„Was hast Du denn heut' Abend und warum bist Du so still?“ fragte die gute Alte. Und da erzählte ich ihr denn mein Mißgeschick mit dem Häring, und die Alte lachte auch und sagte: „Du dummes Kind! so kann man auch die Häringe nicht essen, besonders jetzt, so spät nach dem Einsalzen. Das glaub' ich wohl, daß Dir die garstige Brühe schlecht geschmeckt hat. Wenn Du mir doch den schönen Häring gebracht hättest, ich wollt' ihn Dir wohl gut zurecht gemacht haben. — Wo hast Du ihn denn gelassen?“ fragte sie weiter.

„O, liebe Abe! den kann ich leicht wiederfinden, ich hab' ihn an einen reinlichen Ort gelegt; wenn Ihr ihn essen wollt, ich will ihn gleich holen.“

„Ja, geh' nur, der schmeckt gut zu Kartoffeln.“

Schnell sprang ich hinaus, fand auch in der Dunkelheit den Stein und hinter ihm den Häring in seiner, jetzt freilich ganz durchfeuchteten Papierhülle. Doch froh, daß die verschmähte Kost noch Anerkennung finden sollte, nahm ich tapfer den allerdings übelriechenden Fisch wieder in meine Hand und brachte ihn der lachenden Bäuerin. Die hielt denn ein Waschen und Plätschern, ein Hautabziehen und Grätensuchen mit dem von mir Verschmähten, daß ich von ihr die Behandlung eines Härings lernte. Als sie nun auch Pfeffer und Zwiebeln, Essig und Oel dazu gethan und das Gericht zu den dampfenden Kartoffeln auf den Tisch gestellt hatte, da konnte sie mich doch nicht zum Mitessen vermögen. Sie hatte aber in aller Stille für mich zwei Eier mit Speck in der Pfanne gebacken, und so kam ich doch noch zu einem Festschmause, wie ich für meine zwei Groschen mir ihn nicht besser wünschen konnte.“

„Seht, Kinder!“ schloß die Großmutter, „das ist die Geschichte von dem ersten Häring, den ich gesehen habe. Euer Großvater lachte zuerst darüber, denn der lehrte mich Häringe essen, und als er meine anfängliche Abneigung gegen die pikante Speise nicht verstehen konnte, erzählte ich ihm dieses kindliche Abenteuer, und wie manchesmal bei dem häuslichen Mahl, wenn ich den Freunden Häringssalat vorsetzte, mußte ich erzählen von jenem unverständigen

Digitized by Google

Einkauf einer unbekannten Speiſe und meinem entſetzlichen Biß in den triefenden, ſchmierigen Häring. Seid Ihr klüger, wie ich es als Kind geweſen bin, und kauft Euch keinen Häring, aber auch keinen Caviar für geſchenkte Groſchen; fragt Euere Mutter, ſie wird Euch den beſten Rath geben zu deren Verwendung."

Der Hund.

Von **Guſtav A. Tobler.**

„Ach, wer wird uns vom Hunde erzählen wollen! Den kennt ja Jedermann! Wir wiſſen ſchon lange, daß es kluge Schäferhunde, faule Schooßhunde, daß es biſſige Spitze, dickköpfige Doggen, wachſame Haushunde, dumme Mopſe, krummbeinige Dachs- und viele andere Jagdhunde gibt. Wer hätte nicht ſchon bei den drolligen Sprüngen des Pudels gelacht oder ſeine Kunſtſtücke bewundert? wer hätte nicht mit Rührung die hübſchen Geſchichten des klugen St. Bernhardhundes geleſen oder vernommen, wie der unvergleichliche Neufoundländer ungeheißen in's Waſſer ſprang, um einen unvorſichtigen Knaben herauszuziehen? Auch das Aeußere dieſes Hausthieres bietet uns nichts Neues dar. Wir haben täglich Gelegenheit, ſeine ſchöne Geſtalt zu ſehen, ſind täglich Zeugen ſeiner Kraft, ſeiner Ausdauer, ſeiner Lebhaftigkeit, können täglich ſeinen feinen Geruchsſinn bewundern, wenn er ſeinen Herrn verloren, voll Angſt und Unruhe am Boden herumſchnuppernd herumläuft, bis er endlich eine Stelle gefunden, die der Fuß ſeines Herrn berührte, und dann freudig bellend der gefundenen folgt. Und wenn es ſich darum handelt, ſeinen geliebten Herrn zu beſchützen, welch einen Muth, welch eine Todesverachtung legt er an den Tag. Und mehr als Einer unter uns iſt ſchon Zeuge geweſen, wie ein treues Hündchen des armen blinden Mannes Führer war, ihn mitten durch's Gedränge leitete, ihn warnt, wenn Gefahr ihm droht. Ja, den Hund kennen wir mit ſeinen guten und ſchlimmen Eigenſchaften. Was wollen Sie uns denn noch von ihm erzählen?" —

„Recht herzlich freut es mich, daß Ihr dies alles ſchon wißt. Ich habe auch gar nicht im Sinne, Euch ſolche Dinge von ihm zu erzählen. Allein, ich möchte Euch die Frage vorlegen, wie es denn zugegangen iſt, daß der Hund

Digitized by Google

der treue, der unzertrennliche Begleiter des Menschen geworden, dem er in jedes Klima folgt, sich in alle Lebensverhältnisse seines Herrn hineinfindet, Noth und Gefahr mit ihm theilt, für ihn selbst in den Tod geht?

Es ist zwar Thatsache, daß sich der Hund leichter an den Menschen anschließt, als seine Vettern, der Wolf, der Luchs und der Schakal, daß er geselliger Natur ist und auch von der Vorsehung mit ganz besondern Eigenschaften ausgerüstet wurde, die ihn vorzüglich geeignet machen, ein Gehilfe des Menschen zu sein. Allein ebenso wahr ist es, daß er nichtsdestoweniger einst ein wildes Thier war, und daß er, sich selbst überlassen, leicht wieder zum wilden Thier wird, daß ihn also der Mensch, noch unbekannt mit seinen Eigenschaften, nicht gleich eingefangen hat, um ihn zu zähmen, ihn als Jagdgefährte, als Wächter, als Gehilfen abzurichten. Wie Alles in der Natur seinen geordneten, allmäligen Entwicklungsgang hat, so mußte das auch hier geschehen.

Es gibt noch heut zu Tage wilde und verwilderte Hunde. Versetzen wir uns in eine solche Gegend, wo sich die ersteren noch in vielen kleineren und größeren Truppen wild herumtreiben. Denken wir uns die Menschen in jenen Gegenden noch unbekannt mit des Hundes guten Eigenschaften. Es ist begreiflich, daß er ihn mehr fürchtet, eher haßt, als liebt, denn er hat gar große Aehnlichkeit mit dem Wolf und geht, wie jener, auf Raub aus. Wie konnte sich aber diese Feindschaft zwischen beiden in die engste Freundschaft verwandeln? Das ging nicht so schnell. Jahrhunderte mögen dazu nöthig gewesen sein.

Versuchen wir es, uns darüber Rechenschaft zu geben.

Wir sind in Süd-Afrika, wo sich noch solche wilde Hunde finden, und wo die Bewohner noch auf einer niedrigen Stufe der Bildung stehen, noch Wilde sind, die nur von Jagd leben und außer ihrer körperlichen Gewandtheit nur Pfeil und Bogen nebst der Lanze als Waffen haben.

Der Hund ist auch Jäger. Wohl hat er einen feinen Geruchsinn und Gehörsinn, ist kräftig, gewandt, ausdauernd, allein ihm mangelt jene höhere geistige Kraft, mit welcher der Mensch ausgerüstet wurde, und die diesen in Stand setzt, sich außer seinen natürlichen Eigenschaften noch anderer Hilfsmittel zu bedienen, um das flüchtige Wild zu erlegen. Wir dürfen fast mit Sicherheit annehmen, die Jagd habe die erste Bekanntschaft zwischen dem Menschen und dem Hunde vermittelt.

Wir sind in einer weiten Ebene, hie und da von einer Hügelkette oder

Digitized by Google

von Gruppen einzelner kegelförmiger Berge unterbrochen, zwischen denen sich Bäche und Flüsse hindurch schlängeln. Nur die Ufer dieser letzteren und einige Bergabhänge sind mit Bäumen geschmückt, die entweder einzeln stehen oder Gebüsche und kleinere Waldpartien bilden. Wenn im Sommer, d. h. in der trockenen Jahreszeit ein Reisender diese Gegenden durchstreift, sein plumper Reisewagen von fünf bis sieben Paar Ochsen geschleppt, bald tief in den Sand einsinkt oder im Sumpfe beinahe stecken bleibt, so glaubt er sich in eine Wüste versetzt. Wie ganz anders aber sieht die Gegend aus, wenn er nach der Regenzeit (Juni) wieder hier durchkommt. Die dürre Ebene ist in eine üppige Wiese verwandelt, mit Millionen Blumen geschmückt, die in den buntesten Farben prangen und die Luft mit ihren Wohlgerüchen erfüllen. Ganze Heerden von Antilopen oder Zebra haben die rauheren Gebirge verlassen und verbreiten Lust und Leben über die sonst so öde, stille Gegend. Und dort unten am Ufer eines Flusses, im Schatten schöner Bäume und der nützlichen Aloe liegt der Kraal, das Dörfchen eines Kaffernstammes. Er besteht aus bienenkorbförmigen Hütten, die man nur am aufsteigenden Rauch als Menschenwohnungen zu erkennen vermag.

Aus einem der kleinen Wälder kommt eine Heerde von Elen-Antilopen (Antil. oreas), von den Eingeborenen Kanna oder T'gann genannt. Diese Antilope ist so groß, wie ein Rind, aschgrau, hat aber zwei und einen halben Fuß lange, spiralförmig gewundene Hörner und eine kurze schwarze Mähne.

Ruhig weiden sie. Plötzlich wird der Führer, ein starker Bock, unruhig; mit offenen Nüstern, gespitzten Ohren sieht er um sich, stampft dann heftig mit dem Vorderfuß auf den Boden. Wie durch einen Zauberstab berührt, hören Alle auf zu weiden, richten ihre Blicke auf den Führer; der aber eilt wie der Wind davon und die ganze Heerde hinter ihm drein. Was hat sie denn so plötzlich davongetrieben?

Leise war eine Meute wilder Hunde herangeschlichen, angeführt von einem der größten und stärksten unter ihnen. Sie wollten die Heerde überraschen, was aber an der Wachsamkeit des Leitbockes scheiterte. Nun bleibt ihnen kein anderes Mittel übrig, als ein Treibjagen zu veranstalten. Das geschieht mit einer Ordnung, mit einer Art Ueberlegung, bei welcher mancher zweibeinige Jäger noch lernen könnte.

Nur kurze Zeit bleibt die fliehende Heerde bei einander. Ihr Instinkt

Digitized by Google

lehrt sie, daß sie leichter entkommen, wenn jedes seinen eigenen Weg geht. Allein die Hunde lassen sich dadurch nicht täuschen. Sie zerstreuen sich nicht. Ihr Anführer hat sich eine der schönsten Antilopen als Opfer ausgesucht, und es wird eben nur auf diese Jagd gemacht. Er eilt mit verdoppelter Schnelligkeit dem flüchtigen Thiere nach. Doch trotzdem, daß der Leithund ein tüchtiger ausdauernder Läufer ist, hat die Antilope, durch ihren leichten Bau, ihren schlanken Leib und durch ihre langen Beine begünstigt, einen großen Vorsprung erlangt. Es bleibt den Jägern nichts übrig, als mit beharrlicher Ausdauer das Thier nach und nach zu ermüden. Hier zeigt sich aber deutlich, daß die Hunde geborene Jäger sind. Die übrigen Hunde der Meute nämlich schonen sich, bleiben, den kürzesten Weg einschlagend, so nahe als möglich bei ihrem Führer. Sowie nun dieser ermüdet ist, wie er fühlt, daß er die Verfolgung aufgeben muß, läßt er ein eigenthümliches Geheul hören. Das ist das Zeichen zur Ablösung. Noch macht er einige Sprünge, um die flüchtige Antilope von ihrem Wege ab und der Meute näher zu bringen, und gleich ist ein anderer Hund aus dieser mit frischen Kräften hinter dem Verfolgten her.

Das geschieht nun zwei-, dreimal, bis endlich die mehr und mehr ermattete, arme Antilope erreicht und von hinten gepackt wird. Noch macht sie einen letzten Versuch. Sie wendet sich plötzlich, rafft ihre letzte Kraft zusammen und stößt mit ihren spitzen Hörnern nach dem Angreifer. Aber in demselben Augenblick stürzt die ganze Meute über sie her. In wenig Augenblicken ist von dem schönen Thiere nichts mehr zu sehen, als einige zerstreute abgenagte Knochen.*)

Die kurze Mahlzeit hat aber den Appetit der Jäger nicht gestillt. Das Manöver beginnt von Neuem. Die Hunde zerstreuen sich. Ein Jeder, mit der Schnauze am Boden, beschreibt einen weiten Kreis. Sie suchen die Spur irgend eines anderen Mitgliedes der zerstreuten Antilopenheerde. Ein eigenthümliches lautes Gekläff benachrichtigt die Hunde, daß eine Spur aufgefunden wurde. Schnell sind sie um den Glücklichen vereinigt; dieser wird Leithund und stellt sich an die Spitze der neuen Treibjagd.

Die Antilope, deren Spur jetzt verfolgt wird, hat sich in einem Gebüsch verborgen. Bei Annäherung der ihr drohenden Gefahr jedoch eilt sie mit Windesschnelle in's Weite. Aber die Hunde lösen sich wieder ab und ver-

*) Robert Moffat: Dreiundzwanzig Jahre Aufenthalt im Süden Afrika's.

Digitized by Google

folgen sie, bis ihre Kräfte abnehmen. Schon ist sie auf dem Punkte eingeholt zu werden, als plötzlich sich die ganze Scene ändert. Die Hunde lassen von der Verfolgung des Thieres ab, stieben auseinander, wie wenn der Wind in's dürre Laub bläst, und scheinen aus Verfolgern die Verfolgten geworden zu sein.

Was ist denn geschehen? Ist ein Löwe, ein Leopard aus dem Dickicht hervorgesprungen? Nein, es sind andere gewandte Jäger, welche Anspruch auf die schöne Antilope machen. Einige Kaffern haben das Treiben der Hunde bemerkt, sie sind der Meute sorgfältig und auf Umwegen gefolgt, und sowie sie sehen, daß die Hunde beinahe ihr Ziel erreicht haben, treten sie dazwischen und reißen die Frucht angestrengter Arbeit an sich.

Die ermüdete, abgetriebene Antilope hat sich auf ihrer Flucht hie und da umgesehen und nun bemerkt sie zu ihrer größten Freude, daß die Hunde ihre Verfolgung aufgegeben haben. Sie steht still, tief Athem schöpfend, will sie sich einen Augenblick erholen. Da schwirrt der Pfeil eines in der Nähe stehenden Kaffer heran; zu Tod getroffen, stürzt das stolze Thier zusammen.

Wir haben hier gesehen, wie der Mensch den Hunden die Beute abläuft. Denken wir uns aber den Fall umgekehrt, was eben nicht selten vorkömmt.

Der Kaffer hat das Wild überrascht und verwundet. Mit dem Pfeil im Leib eilt die arme Antilope, durch Todesangst beflügelt, in's Weite und ist den Blicken des Jägers entschwunden. Die Hunde haben die Spur aufgefunden, das Blut, das sich mit derselben vermischt, hat ihre Begierde nur noch mehr aufgestachelt. Mit wahrer Wuth eilen sie dem armen Verwundeten nach. Bald ist das immer schwächer werdende Thier eingeholt, und wenn der Jäger keuchend und in Schweiß gebadet auf der Stelle ankommt, wo die Antilope verendete, so kann er mit langer Nase abziehen. Er findet nur noch die abgenagten Knochen.

Im Kraal herrscht große Aufregung. Einer der Jäger hat erzählt, daß er einen weiblichen Elephanten mit seinem Jungen gesehen, die im Gebüsche sich sorglos herumtummelten. Schnell greifen alle kampffähigen Männer zu den Waffen und eilen Einer hinter dem Andern in größter Stille nach der bezeichneten Gegend. Die beiden Thiere hatten sich, keine Gefahr ahnend, in eine Vertiefung begeben, wo das Junge sich behaglich im Schlamm wälzte und die Mutter mit dem Schwanze und den langen Ohren ihre Freude ausdrückte. Plötzlich erschallt ein fürchterlicher Lärm. Die Kaffern blieſen in Hörner. Beim ersten Lärm war das Junge aus dem Graben gestiegen und

Digitized by Google

davon geeilt. Als es aber sieht, daß die Mutter einem Haufen Jäger gegenübersteht, eilt es zu ihr zurück. Diese stellt sich zwischen ihr geliebtes Kind und die Angreifer, um dasselbe mit seinem Leibe zu schützen, streicht hie und da mit dem Rüssel über den Rücken des Kleinen, als wollte sie dasselbe beruhigen, und beginnt so mit ihm seinen Rückzug, nicht ohne hie und da Lust zu bezeugen, die Verfolger zu züchtigen.

Wohl hätten beide noch entkommen können, wenn nicht ein Bach mit steilen Ufern ihre Flucht so verzögert hätte, daß die Jäger bis auf zwanzig Schritte sich ihnen nähern konnten. Jetzt schleudern Alle ihre Lanzen nach der ihr Junges schützenden Mutter. Das Blut fließt in Strömen und vor Schmerz und Schrecken außer sich eilt sie davon, ohne an ihr Junges zu denken. Dieses eilt ihr nach, wird aber eingeholt und getödtet. Die arme, mit Spießen ganz gespickte Mutter kann aber nicht mehr weit laufen. Sie ermattet mehr und mehr. Nun hält sie an, und wie sie ihr Junges todt am Boden liegen sieht, stößt sie einen dumpfen Ton aus und stürzt auf die Jäger los. Diese zerstreuen sich, der Elephant aber schießt in gerader Linie vorwärts, auf einen der Kaffern los, der ein Stück bunten Stoffes über die Schultern geworfen hatte. Der Kaffer aber wußte dem verwundeten Thiere immer auszuweichen, und während dem werfen die übrigen Jäger immer neue Lanzen nach ihm. Endlich todesmatt schwankt er, fällt auf die Kniee und verendet.*)

Kaum lag der Koloß ohne Leben auf dem Boden, so fiel die Horde über ihn und sein Junges her, die Füße und der Rüssel und andere leckere Bissen werden von den Haupttheilnehmern zum voraus als Löwenantheil in Beschlag genommen, dann die übrigen zu benutzenden Theile und besonders das Fett herausgeschnitten. Unter Jubel kehren die Jäger in den Kraal heim, lassen aber noch eine Menge Fleisch und Knochen zum Abnagen zurück.

Und nun, wer schleicht da herbei? Es ist eine Meute hungriger Hunde. Aufmerksam durch den Lärm der angreifenden Kaffern, durch das Gebrüll der zu Tod verwundeten Elephanten, sind sie herbeigeeilt. Die Erfahrung hat sie gelehrt, daß bei solchen Anlässen ihnen der Mensch immer noch genug übrig läßt, um den Appetit auch der größten Meute zu stillen.

In dieser Weise haben sich die Beiden kennen gelernt. Der Kaffer sieht in den Hunden seine besten Fleischlieferanten, und umgekehrt kom-

*) Livingstone.

Digitized by Google

men die Hunde selten zu kurz, wenn die Jagd der Kaffern eine glückliche ist; immer erhalten sie ihren Antheil. Moffat erzählt auch, wie eines Tages eine Elen-Gazelle, von etwa dreißig wilden Hunden verfolgt, an seinem Wagen vorbeieilte. Voll Mitleid für die arme Antilope greift er zum Gewehr, um in den Rudel Hunde zu schießen. Sogleich springen einige Kaffern herbei, die seine Absicht errathen hatten, und bitten ihn recht sehr, keinen der Hunde zu tödten; „das sind unsere besten Fleischlieferanten," sagten sie, und einer fügte hinzu: „Sie haben mir schon manches gute Mittagessen verschafft. Wenn wir sehen, daß sie auf einen Strauß oder eine Antilope Jagd machen, so suchen wir, ihnen ihre Beute abzulaufen, was gewöhnlich zu unserer Befriedigung abläuft."

So ist nun das Bewußtsein gegenseitigen Vortheils auf beiden Seiten geweckt. Sehen wir nun, wie sich das Verhältniß zwischen den Beiden enger schürzt.

Der Kaffer hat wieder den Hunden ein Thier abgejagt, dasselbe mit seinem Pfeile erreicht, es sinkt zusammen; der Jäger eilt herbei, gibt ihm den Gnadenstoß und macht sich sogleich an's Zerlegen. Die Hunde, welche nun schon einsehen gelernt, daß es der Jäger nicht auf sie, sondern auf ihre Beute abgesehen hat, schleichen traurig mit eingezogenem Schweife hinter ihm drein. Sie bleiben in einiger Entfernung stehen, eine Vorderpfote in die Höhe haltend, wenden sie, zitternd vor Begierde, keinen Blick von dem Blute, vom rauchenden Fleisch des Thieres, das sie beinahe erreicht hatten und welches sie dem Stärkeren hatten abtreten müssen. Der Jäger hat indessen dasjenige bei Seite gelegt, was er für sich und die Seinigen zu verwenden gedenkt, und überläßt den gierigen Hunden den Rest. Kaum hat der Kaffer den Rücken gewendet, so fällt die ganze Meute über das Zurückgelassene her.

Je länger das so fortgetrieben wird, desto mehr lernen sich beide kennen, desto vertraulicher wird ihr Verhältniß zu einander. Wenn dann der Jäger, während er das Wild zerlegt, um sich blickt und sieht den Ausdruck der heftigsten Begierde in der Haltung der in ihrem Erfolge so sehr Betrogenen, mag es wohl vorkommen, daß er ihnen schon während seiner Arbeit hie und da ein Stück zuwirft, und der Hund lernt nach und nach einsehen, daß der Mensch ihm von Nutzen sein kann. Er hat gesehen, wie leicht und sicher der Mensch das Wild aus bedeutender Ferne zu erlegen versteht. Mehr und mehr weicht seine Scheu und endlich schleicht er der Jagd nach, welche die Jäger unternehmen. Anfangs in bescheidener Entfernung, nach und nach kommt er

Digitized by Google

immer näher und endlich kann er seinem natürlichen Trieb zur Jagd nicht länger widerstehen, er nimmt Theil an der Jagd. Beide finden dabei ihren Vortheil. Das Wild ist schneller erlegt, der beiderseitige Appetit früher gestillt.*)

Wenn nun der Jäger zunächst diese Betheiligung an der Jagd bloß zuläßt, so wird es kaum lange anstehen, bis er seinen vierbeinigen, so gewandten, ausdauernden Gesellen durch Miene und Stimme aufmuntert, und ist die Beute erlegt, so erhält auch der Gehilfe schnell und willig seinen Antheil. Was dem Hunde anfangs nur aus Gleichgiltigkeit überlassen, dann aus Mitleiden hingeworfen wurde, wird jetzt Lohn, und der Hund steht nun in Diensten des Menschen.

Der weitere Verlauf des Zähmens ist gar leicht zu verstehen. Die Beziehungen des Einen zu dem Andern werden immer inniger. Es ist dies um so begreiflicher, da der Hund überhaupt geselliger Natur ist, sich schon im wilden Zustande an Gehorsam gewöhnt, wie wir das bei der Jagd sahen.

So hat der Hund sich schon dem Menschen so weit genähert, daß er seinen Lohn aus der Hand des Menschen nimmt. Er hat diese Hand als eine wohlthätige, freundliche lieb gewonnen, er fürchtet sie nicht mehr, und wenn sie sich eines Tages nach ihm ausstreckt, ihn sachte berührt, so läßt der Hund das geschehen, und wenn der Jäger ihm dann mit dieser Hand über den Rücken fährt, ihn kraut, tätschelt, so durchzuckt ein wohlthuendes Gefühl das Thier. In Paris wurde das im zoologischen Garten bei den Verwandten des Hundes, bei einer Wölfin, beim Fuchs und dem Schakal beobachtet.*)

Der Hund wünscht, daß sich dieses angenehme Gefühl wiederhole, er nähert sich dem Menschen, streicht ihm um die Füße herum, scheint ihn zu Liebkosungen aufzufordern. So ist nur noch ein Schritt zu thun, und der Hund folgt dem Menschen nach, tritt unter sein Dach, erhält dort Nahrung, kurz läßt sich da nieder und unterzieht sich gehorsamst der Hausordnung. Bekommt er hier Junge, so wird die Zähmung vollständig. Die Jungen werden an gänzliche Dienstbarkeit gewöhnt.

Erst jetzt aber kann man des Hundes übrige treffliche Eigenschaften kennen und benutzen lernen. Seine Wachsamkeit, seine Treue, sein Muth, sein scharfer Geruchsinn, seine Intelligenz überhaupt treten von Tag zu Tag mehr hervor und werden vom Menschen gepflegt und weiter ausgebildet.

*) Viktor Meunier.

**) Cuvier.

Digitized by Google

Gott weiß, was Dir zum Beſten dient.

Von C. Saleſius.

Es war ein ſchöner, heiterer Septembermorgen — Dichter würden ſagen „ein Sonnenblick des Herbſtes“ — einer jener Tage, die ſo ſelten kommen und deren Eindruck ſo lebhaft iſt, daß er ſich nie verwiſchen läßt, einer jener Tage, in denen der Menſch Gott näher iſt! Auf den Straßen von N....., einer kleinen Provinzſtadt Englands, herrſchte Leben und Bewegung. Wagen und Fußgänger drängten ſich. Alles eilte ja hinaus, nochmals im letzten Vollgenuſſe einer ſchönen Jahreszeit ſich zu freuen.

Mitten durch dieſes heitere Lachen, durch dieſen allgemeinen Jubel dringt ein Seufzer. An allen Ohren und Herzen mochte er unbeachtet verklungen ſein, denn Alle gingen ihrem Vergnügen entgegen, ſo ruhig, ſo ſelbſtzufrieden, als gäbe es Glück, nur Glück hier auf Erden!

An dem kleinen Fenſter eines niederen Häuschens ſtand ein Mädchen. Sie mochte 15 Jahre zählen, und man hätte ſie hübſch nennen mögen, wäre ihr Lächeln kindlicher, ihre Stirne heiterer geweſen! Ein faſt düſterer Ernſt, eine ſichtliche Mißſtimmung lagerte aber auf ihr, und der lange, ſehnſüchtige Blick, den ſie auf jene ſtolzen Herrlichkeiten warf, konnte dem unbefangenſten Beobachter nicht entgehen.

Auch der letzte Spaziergänger war längſt entſchwunden, das Geräuſch der letzten Karoſſe längſt in der Ferne erſtorben, und noch immer ſtand ſie da und ſeufzte und träumte!

Was ſie wohl denken mochte? — Sie ſehnte ſich hinaus, fort von dem einfachen Häuschen ihrer Eltern, fort in den Schooß des Reichthumes!

„Lucie! Lucie!“ tönte nun eine weibliche Stimme. „Stehſt Du wieder da und ſchaueſt, ſtatt den Laden in Ordnung zu bringen. Beeile Dich, Kind! Schnell an die Arbeit!“ — Langſam und zögernd wandte ſich das Mädchen zu der Sprechenden, ihrer Mutter. Langſam trat ſie vom Fenſter. Und während ſie nun in der ihr eigenen träumeriſchen Weiſe die verſchiedenen Gegenſtände ordnet, werfen wir einen Blick auf ihre Vergangenheit und ihre gegenwärtige Stellung im Vaterhauſe.

Lucie Richardſon iſt das einzige Kind wohlhabender Bürgersleute. Ihrer ſchwachen Geſundheit wegen hatten die beſorgten Eltern ſie für einige Zeit zu ihrer Pathe, der reichen Frau Parkins, geſandt, welche in einer nahen See-

Digitized by Google

ſtadt ein ſchön meublirtes Haus gekauft hatte und nun theilweiſe vermiethete. Die reine Meeresluft ſollte dem Kinde gut thun. Als aber nach ungefähr zwei Jahren die Mutter ihre Lucie wiederſehen wollte, wie erſtaunt, wie betrübt war ſie, in ihr nicht mehr das Kind zu finden, das ſie verlaſſen hatte! Lucie war emporgewachſen, hatte eine höhere Töchterſchule beſucht, war von Pathe und Bekannten geliebkoſt, gelobt, geſchmeichelt worden, hatte gelernt, ſich elegant zu kleiden und ungezwungen zu benehmen, und Frau Richardſon beeilte ſich, ihr Kind zurückzufordern, damit es im einfachen Elternhauſe unter dem liebevollen, wachſamen Auge einer Mutter wiederum lerne, einfach denken, einfach handeln, einfach leben.

Und was hielt Lucie von dieſem Wechſel? — Das arme Kind fand ihn geradezu unerträglich! Zu all' dem Glanze und den Herrlichkeiten Brighton's mochte die einförmige Stille ihrer Heimath wohl einen ziemlich ſchroffen Contraſt bilden. Sie war es gewohnt, ſich bedienen zu laſſen, und ſollte nun alle Hausarbeit ſelbſt verrichten. Für ſolch' eitles junges Köpfchen war das freilich eine traurige Ausſicht, und man wird ſich daher nicht länger wundern über ihre Mißſtimmung und die tiefen Seufzer, welche ihren Lippen gelegentlich entſchlüpfen.

Endlich war die Arbeit beendet, und Lucie konnte nicht umhin, nochmals einen zufriedenen Blick über das ganze Zimmer hingleiten zu laſſen. Ja, in der That! das Zimmer hatte nun ein faſt liebliches Anſehen. Alles an ſeinem Platze! Alles ſo einfach und gemüthlich! Aber ſieh'! da lag noch ein wahrſcheinlich überſehener Papierſtreif. Lucie nahm ihn. Ihr Auge fiel wie unwillkürlich darauf. Es war ein Blatt aus Carlyle's Werken, und ſie las die bekannte Stelle: „Es iſt etwas erhaben Schönes um das Leben!“ Lucie las den Satz und las ihn wieder. Tauſend bittere Gedanken tauchten auf in ihrem Geiſte. „Wohl!“ dachte ſie. „Das Leben etwas Schönes! Mag ſein! Mag ſein für Jene, welche eine Ausſicht haben auf Glück, eine Hoffnung, und wäre ſie auch noch ſo ſchwach! Zum Beiſpiele Graf Leslie's Tochter im Schloſſe drüben! Ihr Leben iſt voll der Reize! Aber meines? — Welches Glück, welche Freude mag meiner harren?“

„Kind!“ rief abermals die Mutter, „im Schloſſe bedarf man zweier Dutzend Eier und eines Pfundes Butter. Nimm ſie und trage ſie hinüber. Willſt Du?“

Dieſer Auftrag gefiel ihr; ſie erfüllte ihn demgemäß mit ungewöhnlicher

Digitized by Google

Bereitwilligkeit, ordnete ihre Haare, kleidete sich um, ergriff dann ihr Körbchen und enfernte sich.

Sie hatte nur die Straße zu kreuzen. Von ihres Vaters Ladenfenster aus konnte man ja die reiche Bibliothek des Schlosses übersehen. Und, oh! wie oft hatte sie dagesessen und in diesen düsteren eichengetäfelten Saal gestarrt, auf diese werthvollen Schriften und berühmten Werke, auf diese langen Reihen gelehrter Bände, auf diese alten dunklen Folianten!

Nun hatte sie das Portal erreicht und, im Begriffe einzutreten, wandte sie, wie von innerer Eingebung getrieben, sich nochmals, um einen letzten vergleichenden Blick auf ihr eigenes Vaterhaus zu werfen.

Ob sich wohl in Lucie's Herz ein Gefühl des Glückes regte und der Liebe zu dieser einfach traulichen Heimath? Nein! Eitelkeit hatte ihre Seele umstrickt, sie sah und fühlte den Geist des Friedens nicht, der über diesem Hause schwebte. Noch tönte ja in ihrem Ohre das Geräusch enteilender Karossen, das heitere Lachen jener reichen nach Vergnügen Haschenden und in ihrem Herzen hallte es wider und weckte tausend düstere Echo's und wie Sturm klang es in ihrer Seele, wie bitterer Hohn: „Es ist etwas erhaben Schönes um das Leben!"

Zu derselben Stunde aber lehnte die junge Gräfin an dem zierlichen Balkone. Eine kostbare Stickerei, elegante Broschüren lagen neben ihr. Durch die offene Balkonthüre rauschten liebliche Akkorde. Sie sah und hörte Nichts! Ihr Auge schweifte hinaus in die blaue Ferne, auf die Wälder, Wiesen, Berge, auf den fernen Strom, der gleich einem Silberbande die herrliche Landschaft umrahmte, haftete zuletzt träumerisch sinnend und sehnsüchtig an dem friedlichen kleinen Häuschen drüben. Sie betrachtete die freundlichen Fenster, das kleine hübsche Gärtchen mit seinen Obstbäumen, Rosen und seinem Jasmin, die blauen Rauchwolken, welche eben kräuselnd in der reinen Morgenluft sich verloren. Die Sonne lächelte so freundlich milde, so vorzüglich mütterlich auf dieses Häuschen nieder, das in seiner Ruhe wahrhaft bezaubernd schien, vergoldete die Fenster, spiegelte sich in ihnen, und die junge Gräfin seufzte und dachte: Dort muß das Glück, der Friede wohnen!

Ein Diener erschien, und Lucie entledigte sich alsbald ihres Auftrages. Aber eben als sie zum Gehen sich wendete, drang Geräusch von Stimmen an ihr Ohr. Sie lauschte. Ja, sie war es — die junge Gräfin! Neues Vergnügen wurde beanschlagt, neue Feste. Und das arme Mädchen lauschte und

Digitized by Google

lauſchte, bis ihr Kopf zu ſchwindeln begann. Zu Hauſe wieder angelangt, tönte auf's Neue der Mutter Stimme: „Lucie, komm'! Hilf mir den Tiſch decken! Komm' und ſei hurtig!"

Lucie war aber nichts weniger als das. Einige in Folge deſſen gegebene ſcharfe Verweiſe wurden mit einer Thränenfluth beantwortet.

„Das Mädchen iſt gänzlich verzogen," rief ungeduldig der Vater. „Lucie! mich dünkt, Du könnteſt ebenſowohl nach Brighton zurückkehren, denn hier biſt Du uns wahrhaftig von wenig Troſt!"

„Ich wollte, ich wäre in Brighton," murrte Lucie, „ich bin nicht gerne hier in dieſem gemeinen Hauſe!"

„Undankbares Mädchen!" ſchalt entrüſtet die Mutter, „Du mißachteſt Deine Eltern? Geh' mir aus den Augen!"

Lucie flog in ihr Zimmer in überwallender Leidenſchaft. Das war doch wohl zu viel, dachte ſie. Das durfte nicht ertragen werden. Die betrübten Eltern aber beriethen ſich indeß, was hier zu thun ſei mit ihrem lieben, armen Kinde.

Lucie weinte in ihrem einſamen Zimmer und weinte aus voller Seele. Leidenſchaft verflüchtete, doch Unzufriedenheit, der Grund und das Weſen ihres Mißmuthes, verblieb. Stolz hielt ſie vom Hinuntergehen zurück. „Wenn ſie meiner nicht bedürfen, warum ſie beläſtigen? Ich will nach Brighton zurückkehren zu meiner Pathe." — So ſtand es endlich feſt in ihrem Sinne. Und unbeſonnen, wie die Jugend immer iſt, beſchloß ſie, dieſen Gedanken auch alsbald in Ausführung zu bringen. Sie kleidete ſich um, nahm alles Geld, was ſie beſaß, freilich wenig genug: eine Krone. — Wie weit mochte ſie damit kommen?

Ohne ſich jedoch lange den Kopf hierüber zu zerbrechen, rief ſie: „Ich will gehen! Es ſind ja nur 2 Stunden mit dem Eilzuge; das wird wohl nicht mehr als eine Tagreiſe zu Fuß ausmachen. Wie! Es iſt jetzt eben 12 Uhr. Wenn ich ſogleich fortginge, könnte ich in einem Gaſthauſe am Wege übernachten. Mein Geld wird mir wohl ein Nachtlager verſchaffen." — Und ohne weitere Ueberlegung nahm ſie einige wenige Kleidungsſtücke und ein paar unterhaltende Bücher; ſo entfloh das arme, thörichte Kind unbemerkt dem Hauſe.

Aber nach welcher Richtung ſich nun wenden? wo lag Brighton? Das war eine große Frage! „Die Bahn geht immer gerade aus," urtheilte das

Digitized by Google

kluge Fräulein. „Ich gehe nach der Station und folge der Bahnlinie, so muß ich doch wohl endlich nach Brighton kommen.“ Sie dachte nicht an die Gefahren des Weges, nicht an deſſen Länge, an alle Unannehmlichkeiten, welche ſolch' alleinſtehenden Kindes harren mußten.

Wird ſie ihr Ziel erreichen? — aber wie? — in welchem Zuſtande? Und ſelbſt dann noch, ſelbſt in Brighton angekommen, wartete ihrer denn auch ein willkommener Empfang?

Lucie ging und ging. Sie wandelte ſo ſicher, ſo eilig einem ungewiſſen Ziele, einer Unzahl von Gefahren entgegen. Sie dachte kaum des Weges, ſie blickte nur auf das Ziel.

Es zog ſich eine bedeutende Strecke Weges nach der Station hin, und Lucie fühlte ſich gar bald hungrig und müde. Um einen Theil ihres Geldes mußte ſie daher ſich etwas Brod kaufen, verweilte jedoch nicht länger, ſondern eilte unaufhaltſam weiter, das gekaufte Brod auf dem Wege verzehrend. Sie fürchtete ja, einem ihrer Bekannten zu begegnen und ſomit zur Rückkehr genöthiget zu werden.

Die Bahnlinie zog ſich anfänglich durch blumige Wieſen, über weiche Pfade. Bald jedoch ward der Weg rauher, beſchwerlicher und endete zuletzt in einem jener ächt engliſchen Pfadlabyrinthe. Zwar blieb die Bahnlinie noch ſichtbar, aber mehr und mehr ſich verengende Bäume bargen der armen Lucie nun auch dieſen Troſt; ſie konnte nur noch zeitweiſe einen Zug vorüberrauſchen hören, bis endlich auch dieſes leitende Geräuſch in der Ferne erſtarb, und ſie nun völlig freund- und führerlos war.

Ja, da ſtand ſie nun, das arme Mädchen, einſam, verlaſſen, ganz allein in weiter Welt, ohne Jemand, der ſie tröſten, aufrichten, zurechtweiſen konnte. Sie hatte Jene verlaſſen, freiwillig und kalt von ſich geſtoßen, die ihr zunächſt ſtanden und ſie liebten, o! ſo innig, daß ſolch' kleines kaltes Herz es nicht faſſen konnte und unendliche Zärtlichkeit für bittere Grauſamkeit hielt. Sie ließ ſich unter einer Eiche nieder. Lucie begann nun, die bitteren Folgen ihres unbedachten Schrittes zu fühlen. Sie war elend und todtmüde. Alle Begebenheiten der vergangenen Stunden zogen abermals an ihrem Auge vorüber, aber bereits von anderem, milderen Lichte, vom Abendglanze der Reue beleuchtet. Sie weinte und ſchluchzte, bis endlich Schlummer, dieſer ſanfte Freund der Kindheit, ſie umfing.

Und ſie träumte von daheim, von der tiefen, unausſprechlich tiefen Zärt-

Digitized by Google

lichkeit, von der Milde und vergebenden Liebe einer Mutter, von der starken heiligen Treue eines Vaterherzens; sie sah ihren guten Vater trauern und trauernd sich nach seiner theueren, durch Kummer noch theuerer gewordenen Tochter sehnen; sah das milde Mutterbild weinend über des verlorenen Kindes Platz sich beugen, über eigene Härte klagen und hoffend, sehnsuchtsbang jedem Geräusche lauschen, nach jedem Vorübergehenden blicken und dann, schmerzvoll enttäuscht, zurücksinken. Und sie breitete weinend die Arme aus und wollte zu dieser heißgeliebten, wiedergefundenen Mutter eilen, sich ihr zu Füßen werfen, um Vergebung flehen.

Da plötzlich erwachte sie. Der untergehenden Sonne letzter Strahl hatte ihr Auge getroffen. Sie fuhr auf. Im fernen Westen erhob sich der Mond und manch' schöner, hellleuchtender Stern blitzte durch der Bäume Laubdach. Im Walde aber herrschte bereits tiefes Dunkel. Länger wurden die Schatten, phantastischer, unheimlicher. Das welke Laub rauschte wie unter leisen, leisen Tritten. Eule und Käuzchen ließen ihren lang gezogenen Ruf vernehmen, und in den Kronen der Bäume flüsterte es so geheimnißvoll, so ahnungsreich wie Geisterwehen.

Lucie zitterte. Eine tiefe Angst bemächtigte sich ihrer. Sie raffte sich auf und wollte fliehen, aber wachsende Dunkelheit umhüllte den Pfad. Und nun plötzlich wurden ihr alle furchtbaren, bis dahin ungekannten Gefahren ihres unbesonnenen Vorhabens klar. Sie hatte nicht die Kraft, zu weinen, nicht den Muth, um Hilfe zu rufen. Thränen umhüllten ihre Blicke; aber plötzlich schimmerte es durch diese Thränen. Sie öffnete weit die Augen, und — nein! Dieses war Wirklichkeit! Sie sah in nicht gar weiter Entfernung einen hellen Lichtschimmer. Das mußte ein Haus sein! Sie erhob sich mit letzter, vereinter Kraft, und je näher sie kam, desto deutlicher sah, desto freudiger hoffte sie. Es war ja eine freundliche Hütte, fast wie ihrer Eltern Haus. Unter der weit geöffneten Thüre stand ein Mädchen, das mit leiser sanfter Stimme ein Volkslied sang. Als sie nun der Fremden gegenüberstand, zögerte sie. Was sollte sie sagen? Wie ihr Hiersein so ganz allein und zu solcher Stunde rechtfertigen? Die Fremde ihrerseits maß das schüchterne Mädchen mit erstaunten Blicken.

„Wer sind Sie und was wünschen Sie?" fragte das Mädchen endlich mit einer Stimme, die so sanft und theilnehmend klang, daß Lucie sich ermuthigt fühlte und, immer noch zitternd, bat: „Ich habe den Weg verfehlt.

Digitized by Google

Möchten Sie mich wohl für einige Minuten hier ruhen lassen und mir dann gütigst die Landstraße zeigen?"

„O gerne! Treten Sie ein!"

Lucie gehorchte freudig und trat in die hübsche, hell erleuchtete Küche.

„Bin ich weit von N.....?" fragte sie.

„So ungefähr fünf Meilen oder mehr," war die Antwort. „Sie scheinen zu müde, um das noch heute Nacht zurücklegen zu können."

„In der That, ich bin sehr müde und möchte doch gerne nach Hause. Wissen Sie vielleicht, wie weit entfernt ich von Brighton bin?"

„Gütiger Himmel! 20 Meilen zum Mindesten. Aber N..... liegt gerade in entgegengesetzter Richtung. Wenn Sie dorthin wollen, warum sich entfernen? Sie kommen doch nicht von Brighton?"

„Nein, ich komme von N..... und wollte nach Brighton. Aber da es so weit bis dahin ist, werde ich wohl besser daran thun, nach Hause zurückzukehren."

„Aber warum fahren Sie nicht mit der Bahn?" fragte das Mädchen wieder erstaunt und, wie Lucie zu bemerken glaubte, etwas mißtrauisch.

„Ich konnte nicht wohl. Es war zu theuer!" — Lucien's Aeußere verrieth keine Armuth. Der weite zurückgelegte Weg hatte jedoch ihre Kleider etwas in Unordnung gebracht, und ihre Entschuldigung mochte daher nicht geradezu unglaublich erscheinen.

„Wohl," fuhr das freundliche Mädchen fort. „Der Vater wird sogleich zurückkommen und Ihnen den rechten Weg weisen. Vorerst jedoch müssen Sie unser Nachtmahl theilen. Gut, daß ich mich eben daran erinnere. Hätte ich doch bald völlig darauf vergessen. Ich will sogleich nachsehen."

Sie ging nun ihren häuslichen Beschäftigungen nach. Lucien's Augen folgten ihr mit unverhehltem Interesse. Alles in diesem Hause war so einfach und doch so geschmackvoll, mit so viel feinem Takte, so viel weiblichem Zartgefühle eingerichtet. Man sah, es waltete hier eine liebende Frauenhand. Und die Herrin dieses Hauses selbst, wie hübsch sah sie aus bei der hellen Beleuchtung dieses Feuers, dessen rothe Flamme eine warme Gluth auf ihre Wangen rief. Wie zierlich das einfache Gewand! Wie weich und ungezwungen eine jede Bewegung, gleich frei von Stolz und Schüchternheit! Alles bis auf das edle Profil und die kleine, schmale Hand schien höhere Lebensstellung zu verrathen. Wie kam dieses Mädchen hierher?

Digitized by Google

„Leben Sie hier ganz allein mit Ihrem Vater?“ forschte Lucie endlich.

„Ja!“ war die ruhige Antwort. „Wir sind hier seit fast einem Jahre, seitdem die arme gute Mutter gestorben!“

Und ihr Ton wurde ernster, ihr Blick umflorte sich, als sie dieses traurigen Zeitpunktes gedachte. Sie hatte ihre Mutter verloren und wußte, daß mit ihr die beste Erdenfreude, Alles, Alles verloren sei!

„Es muß hier sehr einsam sein. Nicht?“ frug Lucie wieder.

„O nein! Es gibt genug zu thun. Und überdies ist der Vater auch viel zu Hause. Er läßt mich nie lange allein. Anfangs, ja, kam es mich ziemlich hart an, und ich vermißte die Lebhaftigkeit, das heitere Institutsleben im Kloster recht sehr. Aber nun liebe ich dieses Haus und seine Umgebung. O ja, ich liebe es!“

„Ein Kloster? Ich war noch nie in einem Kloster,“ sprach Lucie halb unbewußt. „Ich möchte 'mal eines sehen.“

„O! wie schön war unseres!“ Und das junge Mädchen wurde lebhafter, gesprächiger, als sie der Fremden warmes Interesse sah. Und sie erzählte von den lieben, guten Lehrerinnen dortselbst, beschrieb ihre einfache dunkle Kleidung, den langen Schleier mit dem malerischen Faltenwurfe; die sanften, frommen Züge; erzählte von den Mädchen allen, großen und kleinen, so unbesonnen und doch guten, o, so guten Herzens, erzählte von den langen, hallenden Klostergängen, den großen alten Bildern, den hohen Fenstern, dem hübschen, traulichen Kirchlein; erzählte und erzählte und konnte nicht müde werden.

Und Lucie lauschte. Sie fühlte alle diese Erzählungen mit, lachte und weinte mit ihrer neuen Freundin und hörte fast athemlos diese einfach anziehenden Geschichten, die alle, alle mit dem traulichen: „Und einmal...“ beginnen.

Und so verging die Zeit den Mädchen unbewußt. Das Feuer auf dem Herde war fast erloschen, der Mond stieg höher und höher und beleuchtete mit fast magischem Lichte diese beiden jungen Wesen, die sich aneinander schmiegten und eine Freundschaft schlossen, welche Vertrauen und Theilnahme gegründet hatten, eine Freundschaft, welche den Jugendhimmel erhellen, des Lebens Stürme besiegeln sollten. Lucie wußte bald auch, daß ihrer freundlichen Wirthin Verhältnisse früher weit, weit besser gewesen. Sie waren reich und hatten in Brighton ein großes Geschäft betrieben; die Firma Withe und Cie. war ja bekannt gewesen. Aber Unglück hatte sie erreicht, Alles war verloren gegangen. Und nun hatte ihr Papa die Verwaltung eines nahen Edelgutes

Digitized by Google

übernommen, sie waren hieher gekommen, und hier war die gute Mutter gestorben. O, sie war so gut, so gut gewesen, hatte aber schon bei ihrer Hieherkunft immer gekränkelt, war täglich schwächer und milder geworden, bis sie endlich fast mehr einem Engel geglichen und hinüber gegangen war in das ewig schöne Heimathland, nach dem sie so innig sich gesehnt. Der Frühling hatte seine ersten Blumen auf ihr Grab gestreut.

„Also, Marie!" fragte endlich Lucie, „Du solltest Gouvernante werden? Du hast demnach Französisch gelernt und Zeichnen und Klavier?"

„Ja, ich lernte all' das. Aber ich verließ das Kloster zu früh, um das zu sein, was Ihr vollendet nennt. Jetzt würde ich zur Gouvernante kaum mehr taugen."

„Und betrübt Dich das nicht?"

„Mich betrüben? O, nicht im Mindesten! Warum auch? Warum sollte ich lieber mit meinen Talenten für Fremde, als für den eigenen theueren Vater mit meinen Händen arbeiten?"

„Wohl! Aber ich liebe diese Art von Arbeit nicht! Kochen und Ordnen und alle diese Hausgeschäfte! Hat man sich den ganzen Tag bemüht, Alles zu vollbringen, so muß man den nächsten Morgen wieder beginnen. Reiche Leute haben es so schön und so bequem. Sie reiten und fahren spazieren und handeln immer nach Belieben!"

„O ja! Aber sie werden dessen gar bald müde. Glaube es mir!" entgegnete lebhaft die neue Freundin. „Heute Nachmittag erst kam eine Partie hierher, und ich sah eine der Damen, die Gräfin Leslie von N....., unter einem Baume sitzen und weinen. Ja, sie war ganz allein und weinte aus voller Seele. Ich fragte einen der Bedienten um die Ursache ihrer Thränen und erfuhr nun, sie sei stets so, müde von Allem, immer nach neuen Freuden jagend, immer unbefriedigt. O, sie ist nicht glücklich, das ist gewiß! Die arme Dame!"

Lucie wollte antworten. Aber in eben diesem Momente ertönte ein rascher Schritt, und ein hoher, schöner Mann trat ein.

„Nun, Mariechen, hieltest Du mich nicht für verloren?" fragte er freundlich, Lucien's Anwesenheit nicht sogleich bemerkend. „Ich wurde aufgehalten, denn ich half ein verlorenes Kind suchen. Im Gasthause drüben traf ich einen Mann, der in größter Herzensangst schien. Er sah aus wie ein ehrbarer, wohlhabender Bürger und erzählte mir, er suche seine Tochter, welche nach

Digitized by Google

dem Mittagsmahle plötzlich verschwunden und seitdem nicht wieder gesehen worden. Er hatte Pferde und Wagen und beschloß, noch bis Gr..... zu fahren. Er erzählte ferner auch, seine Frau sei ernstlich erkrankt in Folge von Furcht und Angst und Gram über das arme, verlorene Kind . . . O, ich bitte um Entschuldigung," fügte er zurücktretend bei, als er Lucie gewahrte.

Mit brennender Wange und glühendem Athem hatte sie seinen Worten gelauscht und stand nun da mit niedergeschlagenen Augen. Sie wußte nicht, was sie sagen oder thun sollte. Der Fremde aber las in ihren Zügen die volle Geschichte ihres Fehltrittes und ihrer Reue. Sich ihr nähernd, ergriff er freundlich ihre Hand und sprach in ernstem, fast feierlichem Tone: „Ich brauche nicht zu fragen, wie Sie heißen. Gewiß, Sie sind jene Lucie Richardson, deren Eltern in so großer Sorge sich befinden."

Ein kaum vernehmbares „Ja" beantwortete diese Frage.

„Kind!" begann nun wieder der Fremde in ruhig tiefem Tone, „Du hast unrecht und thöricht gehandelt! Wie konntest Du so liebe, gute Eltern verlassen, ihnen so viel Kummer und Herzeleid bereiten? Ahntest Du denn nicht, wie besorgt Dein Vater sein würde? Ahntest Du denn nicht die Thränen Deiner Mutter? Riefen sie Dich nicht zurück? Doch, ich sehe, Du erkennst nun Deine Unbesonnenheit. Ich will Dir keine Vorwürfe machen, Kind! Nein, wahrlich, das will ich nicht! Komm', setze Dich und genieße Etwas, während ich hingehe, Deinen armen Vater von diesem glücklichen Funde zu benachrichtigen."

Er entfernte sich. Lucie aber sank auf einen Stuhl und weinte bitterlich. Ihres Fehlers ganze Größe stand nun vor ihrer Seele. Ihres Vaters Kummer und Liebe! Ihrer Mutter Herzensangst! Und diese gute Mutter war nun krank, krank vor Betrübniß, Furcht, Trauer! Wenn sie stürbe? „Ich hätte sie getödtet!"

Und Lucie weinte lauter. Aber ein weicher Arm legte sich sanft und freundlich um sie, und eine liebevolle Stimme sprach milde Trostesworte: „Beruhige Dich, Lucie! Es wird nun bald Alles wieder gut sein. Dein Vater wird Dich freudig bewillkommnen. Deine gute Mutter wird in alter Liebe Dich wieder aufnehmen und bei Deinem Anblicke genesen. Alles wird wieder recht. Vertraue nur auf Ihn, den Lenker aller Herzen! Er hat Dich hierher geführt und wird Dich wieder zurückbringen. Er weiß, was Dir zum Besten dient!" —

Digitized by Google

Ihre sanften Trostesworte fielen gleich Balsam in Lucien's wundes Herz. Sie ward ruhiger. Und als nun endlich ihr Vater in Begleitung des Fremden zurückkehrte, verriethen nur noch die gerötheten Augen und glühenden Wangen die jüngsten Aufregungen.

Und ihr Vater? Wie empfing er sie? — Kein Wort des Vorwurfes fiel von seinen Lippen. Er breitete seine Arme weit aus, und Lucie flog in diese Umarmung, barg sich an diesem treuen väterlichen Herzen und weinte wieder. Richardson konnte sich nicht länger aufhalten, seine Frau war ja fast außer sich vor Angst. So dankte er den freundlichen Wirthen herzlich für deren Edelmuth und entfernte sich.

„Marie! nicht wahr, Du besuchst mich bald?“ rief Lucie ihrer neuerworbenen Freundin zu. Und Marie nahm die freundliche Einladung herzlich gerne an.

Lucie ward in den Wagen gehoben, sorgfältig in einen warmen Shawl gehüllt, welchen des Vaters zärtliche Vorsorge mitgebracht, denn der Abend war kalt, und fort ging es, fort, der alten, verlassenen und doch lieben, o! so lieben Heimath zu.

Lucie warf einen verstohlenen Blick hinauf zum wiedergefundenen theueren Vater. Sie konnte seine Züge im Mondlichte nicht deutlich erkennen; seine soeben bewiesene Herzensgüte rührte sie jedoch, und sie schmiegte sich dichter an ihn. Er mochte rauh und ungebildet sein, aber Lucie wußte nun, daß er ein treuer, zärtlich liebender Vater war. Und er legte seinen Arm um sie, als wolle er seiner Liebe sie versichern, als fürchte er, sie abermals zu verlieren.

Richardson war kein Mann vieler Worte. Er sprach wenig, aber er fühlte tief. Und ob auch in diesem Augenblicke kein Wort zwischen Vater und Tochter gewechselt worden, sie verstanden sich.

Endlich, endlich wurden die Lichter von N..... sichtbar. Wenige Augenblicke noch, und sie hielten vor der kleinen, wohlbekannten Thüre.

Der Laden war geschlossen; eine brave Nachbarin stand mit einem Lichte im Hausflure.

„Ich hörte den Wagen kommen,“ sprach sie, „und bin hierher geeilt, um zu sehen, ob Ihr die Kleine gefunden habt. Die arme Frau ist sehr krank!“

„Meine Mutter! Geht es ihr besser?“ rief angstvoll Lucie.

„Nein, Lucie!“ antwortete leise die Frau. „Sie hat einen Schlaganfall gehabt.“

Richardson wurde leichenblaß und fragte mit zitternden Lippen, ob der Arzt hier gewesen, und wann der Schlag sie getroffen habe?

Digitized by Google

„Ja, Herr! Prieſter und Arzt ſind bei ihr, und der Arzt hofft viel von Lucien's Wiederkehr; aber ſie iſt ſehr krank. Sie kann nicht ſprechen und ſieht nur immer nach der Thüre; ſie kennt uns Alle, und ich denke, wenn ſie das Kind ſieht, wird es ihr gut thun."

Richardſon antwortete nicht. Er übergab der mitleidigen Nachbarin die Sorge für Wagen und Pferde und, gefolgt von der beſtürzten Lucie, eilte er die Treppe hinauf in das Zimmer ſeiner Frau.

„Mutter, Mutter!" ſeufzte die arme Lucie, als ſie neben dem Bette der Kranken niederſank. Sie weinte nicht, ſie ſprach nicht, aber ihre Seele löste ſich auf in dem Einen Schrei: „Mutter!"

Die Kranke machte eine vergebliche Anſtrengung, ſich aufzurichten und zu ſprechen. Richardſon verſtand ſie. Er nahm die müde Hand der kranken Mutter und legte ſie ſegnend auf des Kindes Haupt.

Arzt und Prieſter waren zugegen in dieſem feierlichen Momente eines Mutterſegens, des Triumphes vergebender Mutterliebe. Der Prieſter näherte ſich dem Kinde und führte die ſich Sträubende hinaus mit den ſanften Worten: „Die Kranke bedarf der Ruhe."

Und als ſie nun allein waren, das Kind und der greiſe Prieſter, da öffnete ſich das junge Herz weit dem milden Troſtesworte. Sie erzählte die ganze Geſchichte ihrer Schuld. Und Gott vergab, wie ihre Eltern vergeben hatten.

Sie erkannte nun in dieſem Augenblicke der Gnade, in dieſer Stunde des Heiles, daß Gottes Vorſehung Alles zum Beſten lenkt, Allen, Allen ihre Stellung in der Geſellſchaft, und Allen die rechte, ihnen angemeſſene, für ſie geeignete Stellung anweiſt, „weil Er der Herr des Einzelnen und der Geſellſchaft iſt."

„Aber nun, Kind!" begann lächelnd der Prieſter, „ſorge für den kleinen Haushalt. Bereite Deinem guten Vater den Abendthee!"

Lucie gehorchte ſo willig, ſo ruhig, ſo ſanft, ſo freudig!

„O! Glauben Sie wirklich, ich habe meine Mutter getödtet?" fragte Lucie beklommen.

„Nein, Kind, nein!" antwortete freundlich der Prieſtergreis. „Nein! Bete, bete viel, und Gott wird Deine theuere Mutter Dir erhalten."

Und ſo geſchah es auch.

Nach kurzem Krankenlager genas Frau Richardſon und erholte ſich gar bald unter der liebevollen, aufmerkſamen Pflege ihrer Tochter.

Lucie aber war vollſtändig verändert. Sie war einfach, fromm, be-

Digitized by Google

müthig geworden, ja, demüthig von Herzen. Es gab fortan kein fleißigeres, ordnungsliebenderes Mädchen, als sie. Stets war sie beschäftigt im Laden, in der Küche, im Haus. Gottes und ihrer höcherfreuten Eltern Segen war mit ihr.

So oft sie aber von den Zeiten ihrer Verirrung sprach, so oft sie die junge Gräfin schön und stolz an sich vorüberrauschen sah und deren prunkvolle Gewänder das arme, einfache Kalikokleidchen Luciens streiften, dankte sie Gott, der in unendlicher Liebe und Weisheit eine niedere, unbekannte Lebensstellung ihr angewiesen. Und sie betete zu demjenigen, der einstens gesprochen: „Lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und demüthig von Herzen!“

Und am Herzen ihrer guten, guten Mutter ruhend und die theure Hand ihres lieben, lieben Vaters ergreifend, konnte und durfte sie freudig ausrufen: „Ja, es ist etwas Schönes, erhaben Schönes um das Leben, um das Leben für den Herrn!“

Abendhymne.

Aus Thomas Moore's „Sacred Songs“ übertragen für Schachner's Oratorium: „Israel's Heimkehr“ von **Franz Binder.**

Die Abendlüfte weh'n und künden:
Nun, Erdenkinder, geht zur Ruh'!
Denn von den Höh'n bis zu den Gründen
Zieht schon die Nacht den Schleier zu.

Und über einer Welt in Schweigen
Will leis der Sterne Chor ersteh'n,
Die aus dem lichten Himmelsreigen
Wie Cherubsaugen niederseh'n.

Schütz' uns, o Du, der ewig waltend
In Schweigen thront und niemals ruht,
Der mild in Macht und Liebe schaltend
Die Wesen hält in seiner Hut.

O, laß die Seelen aller Müden
In Deinem Schirme still und rein,
Wie in der Arche heil'gem Frieden
Beschlossen und behütet sein!

Digitized by Google

Digitized by Google

Im Verlage von **Braun & Schneider** in **München** sind die nachverzeichneten Werke erschienen und in jeder Buchhandlung zu haben:

Prachtbilderwerk für die Jugend.

Münchener Bilderbogen.

Herausgegeben von

Braun & Schneider.

1.—21. Buch oder Bogen 1—504. — Preis für den Bogen 3 kr. oder 1 Sgr.
Preis für das Buch 1 fl. 12 kr. oder 24 Sgr.
Alle Jahre erscheint ein neues Buch von 24 Bogen.

Die **Münchener Bilderbogen** nach Originalzeichnungen tüchtiger Künstler sind das vollendetste und billigste Bilderwerk, was je der Jugend geboten wurde. Die Mannigfaltigkeit der gebotenen Gegenstände, sowie die natur- und wahrheitsgetreue Darstellung bilden den Sinn des Kindes und entflammen das Herz für das Schöne. Der außerordentlich billige Preis derselben gestattet jeden Eltern, ihre Kinder in den Besitz dieses großartigen Bilderwerks zu setzen.

Schnurrdibur

oder

Die Bienen

von **Wilhelm Busch** (Verfasser von „Max und Moritz").
Mit vielen Holzschnitten. Elegant cartonnirt 1 fl. 45 kr. oder 1 Thlr.

Der Osterhas.

Fabeln und Erzählungen für Kinder.

von **Adolph Kolb.**
Mit vielen fein colorirten Holzschnitten. Elegant cartonnirt.
Preis 1 fl. 12 kr. oder 21 Sgr.

Zum Einbinden des erscheinenden Jahrgangs der Jugendblätter offeriren wir unsern Abonnenten

Einband-Decken

in rother englischer Leinwand

mit reicher Goldpressung auf Rücken und Decke.

Preis 27 kr. oder 8 Ngr.

Bei rechtzeitiger Bestellung liefern wir die Decke schon mit Ausgabe des 12. Heftes und können diese sowohl durch jede Buchhandlung als auch durch die Verfasserin bestellt werden.

Die Verlagshandlung: **Braun & Schneider.**

Zur Aufführung in Erziehungs-Instituten.

Soeben erschien in unterzeichnetem Verlag:

Der arme Heinrich.

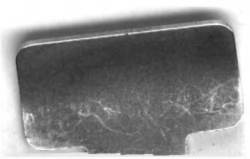
Komisches Singspiel in Versen für Kinder. Text von Fr. Bonn.
Musik von *Jos. Rheinberger.* Klavier-Auszug mit Text.
fl. 3. 54 kr. rhein. oder Thlr. 2. 5 Ngr.

Musikalienhandlung Wilhelm Schmid.
Nürnberg & München.

Digitized by Google

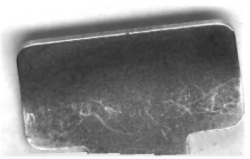
Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google